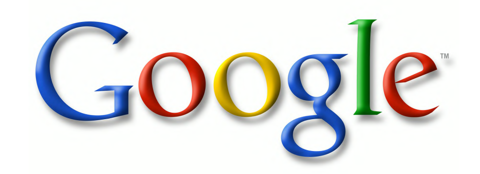
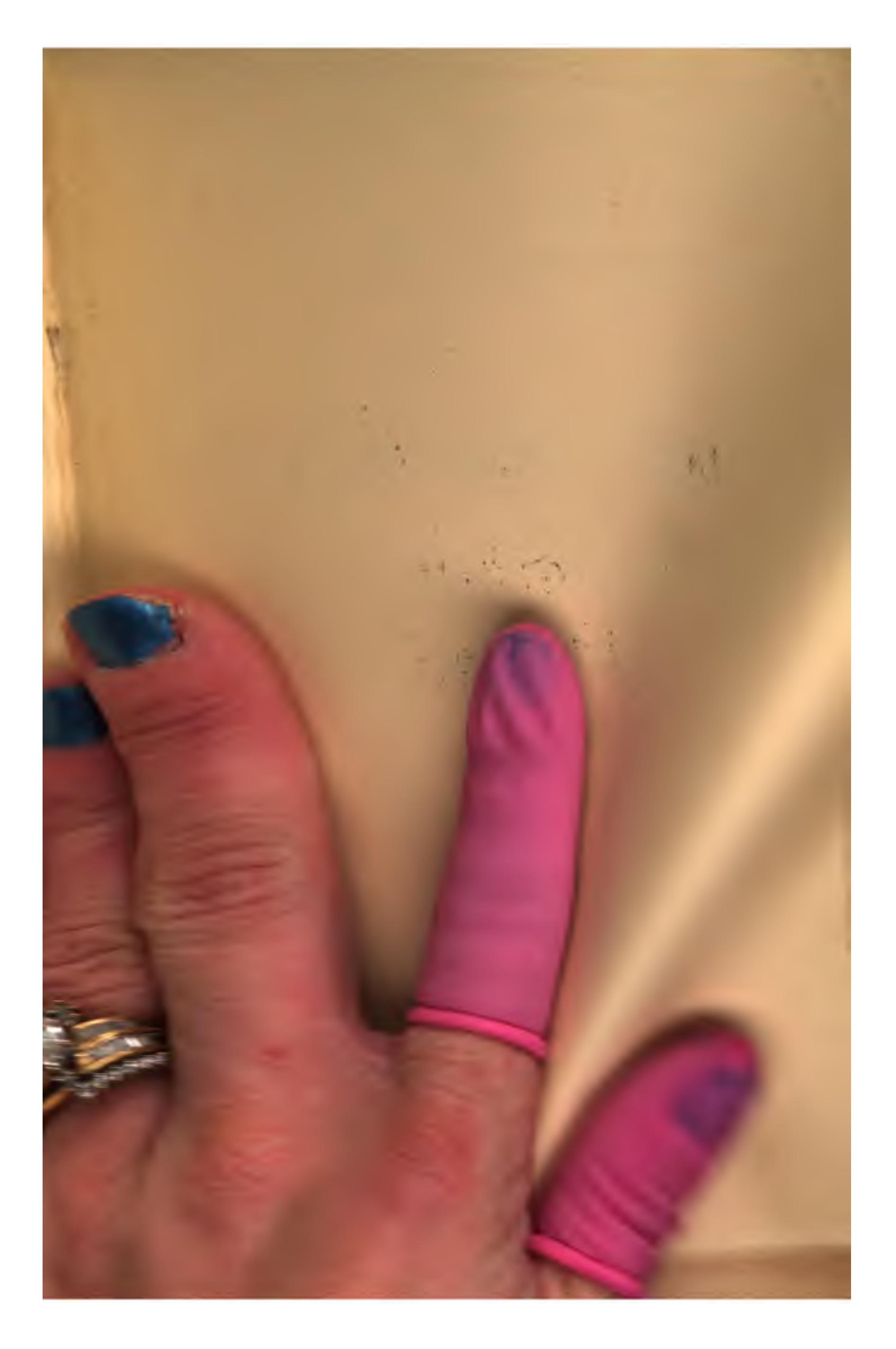



PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Siebenter Band.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Nach der Natur.

(Novellen.)

Die Ausgestoßenen.

Zu Anfang der Vierziger Jahre hielt ich mich in einer berühmten deutschen Universitätsstadt auf. Ich war mit allerlei Arbeiten überhäuft und bedurfte eines Abschreibers, dem ich im Nothfalle auch in lateinischer Sprache diktiren konnte. Demgemäß setzte ich eine Anzeige in das Tageblatt, und schon am nächsten Morgen wurde meine Stube, trotz der geringen Bezahlung, die ich für stundenlange Arbeit anbot, von solchen Schaaren alter Studenten, Kandidaten, Magister und Doktoren gestürmt, daß ich über das Elend, auf das ich aus diesem Umstand als in der gelehrten Welt herrschend schließen durfte, entsetzt war. Freilich waren unter den Bewerbern um diese kümmerliche Stelle Viele, denen man es ansah, daß sie ganz oder zum Theil ihr Elend selbst verschuldet hatten, aber auch Andere, die offenbar ein trübes Loos unverschuldet trugen. Unter diesen Letzteren fiel mir besonders Einer auf, der mit keinem Titel eines Kandidaten oder Doktors prahlte, den jedoch ein Ausdruck voll Wehmuth im ganzen Gesichte, eine tiefgefurchte, sehr intelligente und eben so kummervolle Stirne empfahl. Er nannte sich einfach Karl Möbius, und sobald man seinen Namen wußte, bildete man sich auch ein, daß man die lateinische Endung hätte errathen können; denn er sah ganz so aus wie Einer, der von jenen Gelehrten früherer Jahrhunderte abstammt, denen ihr deutscher Name zu profan klang. Indessen trug er von seiner

Gelehrsamkeit nichts zur Schau. Bescheiden setzte er sich hin, kopirte oder schrieb, was man ihm diktirte, ohne irgend welche Bemerkung zu machen.

Erst nach einigen Tagen entdeckte ich, daß ich einen wahrhaften Gelehrten engagirt hatte, und zwar einen, der bei Weitem mehr wußte, als ich selber. Er ersparte mir manches Nachschlagen und Suchen in den Büchern, denn er war ein lebendiges lateinisches und griechisches Lexikon und außerdem auf historischem, philologischem und archäologischem Felde eine wahrhafte Enzyklopädie. Jeden Tag machte ich eine neue Entdeckung, fand ich in ihm eine neue Fundgrube des Wissens. Jeden Tag mußte ich neu erstaunen, und bald war ich so weit gekommen, daß ich mich vor ihm meiner Arbeiten und meines verhältnißmäßig geringen Wissens geschämt haben würde, wenn ich ihn nicht schon nach zwei Wochen gemeinschaftlicher Arbeit halb und halb als meinen Lehrer und ganz als meinen Mitarbeiter und Vertrauten betrachtet hätte. Ich legte jede falsche Scham bei Seite, berathschlagte und besprach mich mit ihm über den Gegenstand meiner Arbeit, und es stellte sich, trotz seiner Zurückhaltung, zwischen uns Beiden ein ziemlich vertrautes Verhältniß her. Dieses wurde seinerseits durch Dankbarkeit genährt, da es mir in Folge meiner Verbindungen mit Buchhändlern gelang, ihm allerlei Erwerbsquellen zu eröffnen, die, wie er mir offenherzig sagte, seine Einkünfte auf einen von ihm bisher unerreichten Grad erhoben und seine Sorgen bedeutend verminderten. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß er Vater von drei Kindern war, und er machte mir kein Hehl daraus, daß er seit Jahren mit dem grausamsten Mangel zu kämpfen hatte. Das fiel mir auf, denn Herr Möbius hatte nichts von jener Unbeholfenheit vieler deutscher Gelehrten, welche sie an Ausbeutung und Benützung ihres Wissens verhindert; er sah im Gegentheil trotz seines melancholischen und gedrückten Wesens wie ein Mann aus, der, ausgerüstet mit so reichen Kenntnissen, wie er war, überall in der Welt sein Glück machen müßte. Sein bescheidenes Wesen, sein formvolles Be-

nehmen, der wohlwollende Blick seiner Augen, selbst schon der klangvolle Ton seiner Stimme mußten für ihn einnehmen und Jeden, an den er sich wandte, zu näherer Prüfung seiner Verdienste auffordern. Wie viel unverdientes Unglück es auch in der Welt geben möge, wie viel Verdienst auch nicht anerkannt wird, so gibt es doch auch immer viele Menschen, von denen man sich sagen muß, daß sie, trotz der Bereitwilligkeit der Welt, ungerecht zu sein, nothwendig ihren Weg machen müssen, wenn auch manchmal etwas später, als sie es verdienen — und zu diesen Menschen gehörte unstreitig Herr Karl Möbius. Es war mir deßhalb doppelt auffallend, daß er, der bereits tief in den Dreißigen stand, sich noch immer nicht eine Stellung gemacht hatte, die ihn vor dem Mangel, über den er klagte, geschützt haben würde.

Das Räthsel konnte in dem Umstande, daß er Theologie studirt hatte, einige Erklärung finden. Er war ein liberaler Geist, also schwerlich mit der im Lande herrschenden Richtung der Theologie einverstanden, vielleicht in seinen Ansichten über Religion so weit vorgeschritten, daß er als ein Mann, der nicht zu heucheln verstand, mit gutem Gewissen auf der theologischen Laufbahn überhaupt nicht beharren konnte.

Aber diese Erklärung seines elenden Zustandes war ungenügend. Er war in so vielen Fächern des Wissens heimisch, daß er mit Erfolg verschiedene andere Laufbahnen hätte einschlagen können, wenn sich ihm nicht irgend ein unbekanntes Hinderniß entgegenstellte. Ein solches unbekanntes Hinderniß mußte vorhanden sein; hinter dem Wesen dieses Mannes — er sah ganz darnach aus — mußte irgend ein Geheimniß verborgen sein, das ihn auf dem Wege des Lebens bei jedem Schritte hemmte. Fiel es mir doch gleich zu Anfang auf, daß er zögerte, mir seine Wohnung anzugeben, und später, als wir schon sehr vertraut mit einander waren, daß er mir nie von seiner Vergangenheit, von seinen persönlichen Verhältnissen und von den Ursachen, warum er die begonnene Laufbahn aufgegeben, erzählen wollte,

und endlich, daß er mir auf meine Bitte, ihn in seiner Wohnung besuchen zu dürfen, die Erlaubniß rundweg abschlug.

Nach diesem erkannte ich, daß ich mich trotz aller Theilnahme, die ich für ihn empfand, eben so wenig in seine Freundschaft als in sein Geheimniß drängen dürfe; ich schrieb mir genaue Verhaltungsregeln für unsern Verkehr vor, besprach nur noch unsere Arbeiten mit ihm und hielt meine Fragen wie meine Theilnahme zurück, selbst wo er mir mit größerer Offenheit entgegenkam. Es war ein Verhältniß, eine Freundschaft, wie sie unter Männern nicht selten vorkommt; man kennt und achtet einander, losgelöst von allen Familienangelegenheiten, von jeder familienhaften Umgebung. Einer ist dem Andern ein Bild ohne Hintergrund.

So verging uns ein ganzer Winter in gemeinschaftlicher Arbeit und in solcher, so zu sagen, abstrakten Freundschaft. Mit Anbruch des Frühlings machte ich eine Fußwanderung von mehreren Tagen in das nur wenige Meilen entfernte Gebirge. Meine Arbeiten waren für jetzt vollendet, und ich wußte nicht, wie lange ich noch in der Universitätsstadt bleiben werde. Möbius hatte zu meiner großen Genugthuung in Folge meiner Bemühungen eine Beschäftigung gefunden, die, wie er versicherte, bei seinen geringen Bedürfnissen vollkommen hinreichte, alle Sorgen zu entfernen. Unser äußerliches Verhältniß war dadurch gelöst, und als ich mein Bedauern ausdrückte, daß er mir jetzt wieder ganz aus den Augen verschwinden solle, versprach er mir gerne, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen, verschwieg aber noch immer, wo er wohnte, und es schien ihm auch nicht im Entferntesten einzufallen, daß er mich zu einem Besuche einladen könnte. Aber bei meiner Rückkehr aus dem Gebirge sollte ich seine Wohnung auf die zufälligste Weise entdecken.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, und ich näherte mich bereits dem Dorfe, das nur noch durch einen kleinen Spaziergang von der Universitätsstadt getrennt ist. Auf einem Fußpfade stieg ich vom Walde einen Abhang hinab und gelangte an ein einsam stehendes Haus, das einige hundert Schritte weit vor

dem Dorfe lag, im Ganzen etwas über eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Es war ein altes, hölzernes Haus, dessen Balken durch ein Gemisch von Lehm und Kalk zusammenhingen. Ein hohes Strohdach bedeckte es, auf dessen First allerlei Pflanzen wuchsen, und dessen Abhänge von grün und gelbem Moose bedeckt waren. Man hätte es eine Hütte nennen können, wenn es nicht ein oberes Stockwerk gehabt hätte. Vorn hing das Dach mit breitem Schirme weit herab und bildete, von mehreren Balken gestützt, eine Veranda, die es angenehm beschattete, und unmittelbar an diese Veranda schloß sich ein kleiner Garten mit alten Bäumen und gut bearbeiteten Beeten, in denen allerlei Küchenpflanzen sproßten. Wie alt und arm auch das Material des Hauses war, so machte es doch einen warmen und gemüthlichen Eindruck. Es war in allen seinen Theilen sehr reinlich gehalten, und der Garten daran war mit vieler Liebe und Sorgfalt gepflegt. Ich konnte Alles bequem überschauen, da der Fußpfad an der einen Seite des niedrigen Gartenzaunes in einiger Höhe dahin lief, so daß ich von einer gewissen Stelle durch die hintere Thüre auch in das Innere zu blicken vermochte. Etwas müde, wie ich von der Wanderung war, blieb ich um so lieber stehen, um diese Idylle ein wenig länger zu betrachten, als aus dem ärmlichen Hause ein schönes Konzert zweier Violinen erscholl, von denen die erste mit großer Meisterschaft gehandhabt wurde. Um das Bild zu vollenden, saß unter der Veranda eine schöne Frau von ungefähr dreißig Jahren, welche im Gegensatz zu der höchst ländlichen Umgebung städtische Tracht trug und zwei hübsche Kinder, die sich im Garten herumtrieben, von Zeit zu Zeit, wenn sie zu laut wurden, offenbar mit Rücksicht auf die Musik zu beruhigen suchte.

Was hatte ich mit diesem Reste eines Sonntag Nachmittags Besseres anzufangen, als ein solches Konzert und ein solches Bild zu belauschen? Und so legte ich meinen kleinen Reisesack auf den Boden und setzte mich auf eine schadhafte Stelle des Gartenzaunes und sah und horchte.

Das Konzert ging zu Ende, und gleich darauf erschien ein kleiner Junge mit einer Violine in der Hand und mit hochgerötheten Wangen unter der Veranda, um sich von seiner Mutter für seine Leistungen loben zu lassen. Die Frau streichelte ihm die rothen Backen auf das Zärtlichste und ertheilte ihm, wie mir aus ihren Geberden hervorging, reichliche Lobsprüche. Indessen erschien auch ein Mann in der Thüre, der ebenfalls eine Violine in der Hand hatte und in diese Lobsprüche mit einzustimmen schien. Der Knabe war ganz glücklich, setzte die Violine wieder an und forderte den Vater dringend auf, ein Gleiches zu thun. Die Mutter stimmte mit ein, und die beiden Musiker begannen nunmehr unter der Veranda das Konzert aufs Neue. Die Kinder, die sich im Garten herumgetrieben hatten, stellten sich jetzt ruhig vor die beiden Spielenden hin, legten die Hände auf den Rücken und hörten aufmerksam zu. Es war eine schöne Gruppe und eine schöne Szene: ein veredelter Adrian Ostade. Die Landschaft ringsherum war von schönem Sonntagsfrieden bedeckt; eine milde Frühlingssonne tauchte die ganze Welt in feinstes Gold; die Gruppe der musizirenden und horchenden Familie stand mir fast im Schatten; nur der blonde Kopf der Mutter, die an einer der Säulen saß, wurde von einem Sonnenstrahle erreicht und war wie von einem Nimbus umgeben. Nichts war zu hören, als hie und da in den Bäumen Vogelsang und der Klang der beiden Violinen. Ich glaubte, mitten in eine holde Idylle, an die Gränze einer glücklichen Oase gelangt zu sein; selten hatte mir ein Bild, eine Gruppe oder irgend welche Erscheinung so sehr wie diese den Eindruck stillen Glückes gemacht. Begierig, die Besitzer und Vertreter dieses Glückes genauer zu sehen, übertrug ich mich an eine andere Stelle, die mir eine nähere Einsicht in die Veranda gestattete, und suchte von da aus, nachdem ich mich noch einmal an dem schönen, ernsten und bedeutenden Gesichte der Frau erfreut hatte, das Gesicht des glücklichen Hausvaters auf, das ich, da er ganz im Hintergrunde der Veranda stand, bis jetzt nicht hatte sehen können. Wie groß war mein Erstaunen,

als ich meinen Freund Karl Möbius erkannte. Es war kein Zweifel, daß er hier zu Hause und in der Mitte seiner Familie war, denn er hatte einen alten Hausrock an, trug den Hals ganz bloß und an den Füßen eine Art von Sandalen, kurz, sah ganz so aus wie Einer, der es sich am Sonntag Nachmittage zu Hause im Kreise der Seinen so bequem und behaglich als möglich macht.

Die erste Absicht, die in mir auftauchte, war, ihn grüßend anzurufen, aber ich besann mich rasch, daß ihm damit, nach allen gemachten Erfahrungen, nicht gedient sein würde, und ich beschloß, mich, wenn ich ihn in seinem Familienleben noch einige Zeit belauscht haben würde, leise davon zu schleichen. Ich hielt mich also so ruhig als möglich und hörte und sah mit großer Aufmerksamkeit zu.

Ich gestehe, daß mich in diesem Augenblicke das Gesicht der schönen Frau, die mir gerade gegenüber saß, am Meisten interessirte. Je länger ich sie betrachtete, desto größer erschien mir ihre, wenn auch verblühte, wenn auch durch Sorgen und Kummer offenbar traurig verhüllte Schönheit — und plötzlich tauchte der Gedanke in mir auf, ob sich mein Freund Möbius nicht vielleicht aus Eifersucht so sehr vor der Welt abschließe? Warum nicht? Madame Möbius war in der That so schön, daß ein ängstliches Hüten eines solchen Schatzes bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt erschien. Außerdem hatte ich längst die Erfahrung gemacht, daß die deutschen Gelehrten mit zu den eifersüchtigsten Kreaturen der Welt gehören. Wie man immer geneigt ist, die Eifersucht zu verspotten, sie, die schrecklichste Qual des Menschen, nicht ernst zu nehmen und mit ihr zu spielen, so hatte ich auch in demselben Augenblicke den Gedanken, mich durch ein Geräusch bemerkbar zu machen und meinen Freund Möbius auf diese Weise zu zwingen, mich zum Eintritt in sein Haus einzuladen und seiner schönen Frau vorzustellen. Doch gab ich diesen Gedanken rasch wieder auf. Wie leicht konnte ich meinem Freunde Unrecht thun, wie leicht ihn durch so frivoles Benehmen in ernst-

hafte Verlegenheit bringen. Das tief ernste und ausdrucksvolle Gesicht seiner Frau sagte mir, was mir sein eigenes schon gesagt hatte, daß hinter ihrer Abgeschlossenheit ernsthafte Motive verborgen liegen müssen, die ich achten solle. Ich warf noch einen Blick auf das Gesicht dieser Frau, um mir zu sagen, daß selbst dieses Lauschen, so weit ich mir es erlaubt hatte, vielleicht schon unberechtigt sei, und ich erhob mich, um meine Wanderung fortzusetzen.

Aber ich hatte meinen Reisesack an der Stelle, wo ich zuerst gelauscht hatte, liegen lassen, und ich mußte, um ihn zu holen, dahin zurückkehren. Ich kam zu spät. Den zwei kleinen Kindern hatte das Konzert zu lange gedauert. Sie liefen, während ich dort lauschte, wieder durch den Garten, hatten meine Reisetasche jenseits des Zaunes entdeckt und sie eben herüber geholt, als ich an diese Stelle zurückkehrte. Die Kinder merkten wohl, daß die Tasche mir gehörte, hatten aber, scheu wie sie waren, trotz aller Aufmunterung, die ich ihnen zukommen ließ, nicht den Muth, zu mir zurückzukehren. Der Umstand, daß ich nicht laut sprechen wollte, daß ich ihnen nur zuflüsterte und mich durch Zeichen verständlich zu machen suchte, machte sie noch ängstlicher, und sie thaten, was Kinder in solchem Falle zu thun pflegen — sie kehrten mir den Rücken und liefen, so schnell sie konnten, ihren Eltern zu. Die Tasche ließen sie auf halbem Wege fallen und liegen. Um sie zu holen, hätte ich über den Zaun steigen und so weit in den Garten hineingehen müssen, daß mich Möbius jedenfalls zu Gesichte bekommen hätte. Da ich das vermeiden, aber auch die Tasche, in der ich Mancherlei hatte, was mir von Wichtigkeit war, nicht fahren lassen wollte, wußte ich nicht, was zu beginnen — überlegte — zögerte — bis mit einem Male Möbius, von den Kindern geführt, heraufkam und an ein Entrinnen nicht mehr zu denken war.

Er stutzte einen Augenblick, als er mich erkannte, und blieb stille stehen. Mein Reiseanzug und meine Reisetasche, die er in Händen hielt, sagten ihm wohl, daß ich seinen Aufenthalt nur

durch Zufall entdeckt, und daß an Zudringlichkeit meinerseits nicht zu denken war — rasch entschlossen ging er denn mit großen Schritten auf mich zu, streckte mir die Hand entgegen und sagte, indem er mich sanft in den Garten hineinzog: „Der Zufall thut, was ich längst hätte thun sollen, und gibt mir eine gute Lehre. Niemand sähe ich so gerne bei mir, wie Sie, lieber Doktor, doch hatte ich nie den Muth, Sie in meine Häuslichkeit einzuführen. Es ist das eine wahre Feigheit und Undankbarkeit."

„Ich verstehe Sie nicht," erwiderte ich.

„Sie können mich nicht verstehen," fiel er mir ins Wort, „und noch habe ich nicht den Muth, Sie ganz aufzuklären, wie groß auch das Recht ist, das Sie auf mein Vertrauen besitzen. Ich kann Sie nur versichern, daß ich nichts so sehr wünsche, als endlich stark genug zu sein, um Ihnen Alles mitzutheilen, was ich Ihnen längst gerne mitgetheilt hätte. Der Zufall, der Sie zu mir geführt, gibt mir die Hoffnung, daß ich zu Dem, was ich wünsche, mit der Zeit gezwungen sein werde."

„Lieber Freund," sagte ich, „Sie werden mir immer unverständlicher. Ihr Haus, Ihr Garten, Ihre Kinder, und, wie die Orientalen sagen, ‚die Schwelle Ihres Hauses,' nämlich Ihre Frau und Ihr ganzes Leben, wie ich es in dieser halben Stunde belauscht habe — Das alles zusammengenommen, bildet eine Welt, von der ich vollkommen begreife, daß man sich gerne in ihr abschließt, und in der man, wie die Helden in den Wahlverwandtschaften, von jedem fremden Elemente nur Störung fürchten muß."

„Das ist es nicht," erwiderte Möbius, „ich denke nicht wie Eduard und Charlotte; ich meine, daß die Gegenwart eines Freundes nur zur Vervollständigung eines Hauswesens dienen kann. Auch meine Armuth ist es nicht, die mich zu dieser Abgeschlossenheit bewog, zu dieser Zurückhaltung selbst Freunden gegenüber, denen ich Dank schulde — ich habe andere Ursachen — aber davon wollen wir, wie ich hoffe, ein andermal sprechen, heute sollen Sie meine Familie kennen lernen."

So sprechend, kamen wir an der Veranda an. Frau Möbius empfing mich mit großer Freundlichkeit und mit einnehmenden Worten, obwohl mit einer gewissen Zurückhaltung, die zu diesen Worten nicht ganz paßte. In ihren Blicken wie in ihrem Benehmen drückte sich dieselbe Scheu aus, die mir in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft an ihrem Manne so peinlich gewesen; ja es schien mir, als wäre diese Scheu, ohne mit zu großer weiblicher Schüchternheit verbunden zu sein, an ihr in noch weit höherem Grade vorhanden. Das war um so auffallender, als weder ihre äußere Erscheinung, die, wie schon gesagt, zu den einnehmendsten gehörte, noch ihr Benehmen und ihre Bildung es erklärten. Diese letztere war gewiß ungewöhnlicher Art; ihr Wissen machte sie würdig, die Frau des gelehrten Möbius zu sein. Man konnte nach kurzem Gespräche erkennen, daß sie seine vortreffliche Schülerin war, daß sie an Allem, was er studirte und arbeitete, ihr Theil hatte, und daß Beide ihre Einsamkeit auf die gebildetste Weise mit Lektüre und Gesprächen über die bedeutendsten Gegenstände ausfüllten. Sagte ich mir früher, daß Möbius der Mann sei, um in den verschiedensten Verhältnissen sein Glück zu machen, so mußte ich mir jetzt sagen, daß schon eine solche Frau hinreichen würde, um einer Familie in der Welt eine schöne Stellung zu machen. Der Mangel, den sie durch so viele Jahre getragen, die Einsamkeit, in der sie lebten, das scheue Wesen, das sie Beide bezeichnete — alles Das erschien mir aufs Neue räthselhaft, und ich fing, während ich mit ihnen Beiden sprach, wieder an, nach Erklärungen zu suchen. Plötzlich flog mir die Erinnerung an eine mir bekannte Familie durch den Sinn — ich fragte mich, ob hier vielleicht ein gleiches Schicksal walte und ob nicht etwa Frau Möbius wahnsinnig sei? Aber sie hatte in Blick, Worten und Benehmen nicht die geringste Spur des geringsten Symptomes, das auf ein solches Unglück hätte schließen lassen. Eben so wenig erlaubte die Ordnung und Reinlichkeit in der Wohnstube, in die ich von ihr geführt wurde, auf irgend eine Störung oder Unordnung ihres Geistes zu

schließen, wenn es wahr ist, daß ein Blick in die Häuslichkeit zugleich ein Blick in die Seele der Hausfrau ist. In dieser Stube sah es durchaus wohnlich und heimlich aus; obwohl sie zugleich die Arbeitsstube des Hausherrn war und viele Bücher und Papiere in sich schloß, so waren diese doch so geordnet, daß sie mit den wenigen unbedeutenden Bildern an der Wand, mit den Gartentöpfen in den Fenstern noch einen Schmuck des Zimmers bildeten. Ueberhaupt sah es hier, trotz der Armuth, die sich nicht verbergen konnte, in Allem und Jedem so aus, als wäre man auf dem Schauplatze eines Stilllebens, das durch die Armuth mehr gehoben als beeinträchtigt wurde. In noch weit höherem Grade war Dieß der Fall, als die Sonne sank und die Ruhe des Abends sich noch zu der Ruhe dieser Abgeschiedenheit gesellte.

Frau Möbius war in die Küche gegangen, um das Abendessen zu bereiten. Ich ging mit ihrem Manne, von den Kindern umschwärmt, im Garten auf und ab. Es gefiel mir hier so sehr, daß ich ihn um diesen Aufenthalt beneidete, in die ihn doch seine Armuth verbannt hatte. Auf einem kleinen Hügel im Hintergrunde des Gartens sah ich mich um und pries sein Tuskulum in begeisterten Worten. Rechts von mir, ferne genug, daß kein Laut ihres Geräusches zu uns dringen konnte, lag die Stadt, deren Thürme noch von der untergehenden Sonne vergoldet waren; vor ihr das Dorf, von einer reichen Pflanzenwelt verdeckt und hinter einem Gehege junger Blüthen versteckt. Einen besonderen Reiz, besondere Poesie hatte dieses Dorf außerdem in den Augen eines jeden Gebildeten, da es in der Geschichte der deutschen Dichtung als Aufenthalt eines unserer edelsten Geister eine Rolle spielt. Unmittelbar vor mir lag ein Thal, das ein kleines Bächlein durchfloß, und in das, ungefähr eine Viertelstunde aufwärts, ein Seitenthal mündete, das durch ein Buchenwäldchen geschlossen war. Vor diesem Buchenwäldchen, bereits von den Schatten der niedrigen Berge bedeckt wie von sichtbarer Stille, lag ein einsames Haus, dem die Stille und Einsamkeit, die ihm das kleine Thal gewährte, noch nicht zu genügen schienen,

denn es kehrte sich mit Thüren und Fenstern dem Walde und wandte der Welt den Rücken zu. Trotzdem hatte der Anblick dieses Hauses etwas sehr Einladendes, und ich konnte kaum meine Blicke davon abwenden. Zwischen zwei Abhängen, vor dem Wäldchen liegend, und außerdem von blühenden Gehegen eingerahmt, war es ein vollendetes Landschaftsbildchen, das Ruhe und Frieden athmete.

„Wer ist der Glückliche, der diesen holden Winkel bewohnt?“ fragte ich meinen Wirth.

Er hörte nicht, und ich mußte meine Frage wiederholen. Er räusperte sich, sah sich verlegen um und antwortete endlich, nachdem er sich überzeugt, daß ihn die Kinder nicht hören konnten, mit gedämpfter Stimme: „Dort wohnt der Scharfrichter.“

Ich wäre sehr überrascht gewesen, wenn mir die sonderbare Art und Weise meines Freundes bei dieser Antwort nicht aufgefallen wäre. Warum wollte er meine erste Frage nicht hören? Warum sah er sich, bevor er sie beantwortete, so ängstlich um, und warum endlich stieg er gleich darauf vom Hügel hinab und entfernte er sich von mir, als ob er weitere Erörterungen verhindern wollte? Ich ging ihm nach, aber ich war zerstreut. Wie ich mir vorhin die Frage gestellt hatte, ob seine Frau nicht vielleicht wahnsinnig sei, so flog mir jetzt der Gedanke durch den Kopf, daß auf Möbius vielleicht irgend ein schweres Verbrechen laste. Es war mir nicht mehr möglich, ein ordentliches Gespräch fortzuführen, und eben so wenig schien es Möbius leicht zu sein. Schweigend gingen wir endlich neben einander auf dem Sandwege hin und her. In meinem Kopfe arbeitete ein ganzer Verbrecher-Roman mit einem mehr oder weniger edlen und unglücklichen Helden, der der Verbrecher war. Nach wenigen Minuten war ich beinahe überzeugt, daß in Karl Möbius eine Art von Eugen Aram an meiner Seite gehe. Daß er sich in der Nähe des Henkers angesiedelt, hätte mir allerdings ein Beweis vom Gegentheil sein sollen, denn warum sollte ein Verbrecher absichtlich den beständigen Anblick des drohenden Richtbeiles auf-

suchen? Aber, fragte ich mich wieder: ist die menschliche Seele nicht so eigenthümlich geartet, daß sie, besonders wenn eine Schuld auf ihr lastet, selber die Qual aufsucht? und spielen, besonders Verbrecher, nicht gerne mit der Gefahr, die zugleich mit der Schuld, der Ate, fortwährend über ihren Häuptern schwebt?

Während ich mich selbst mit dergleichen Gedanken quälte, kamen die Kinder herbeigelaufen und verkündeten dem Vater, daß der Großvater komme. Aber sie thaten es nicht mit jener Freudigkeit, mit welcher sonst Enkelchen die Ankunft eines Großpapa's ankündigen und erwarten. Auch machten sie nicht die geringste Anstalt, diesem Großpapa entgegen zu eilen, sondern hielten sich im Gegentheile von nun an, und zwar mit einer gewissen Aengstlichkeit, in der Nähe des Vaters, den sie an Rockschößen und Händen faßten. Möbius hielt bei der Nachricht, die ihm die Kinder brachten, plötzlich in seinem Gange inne, runzelte die Stirne und sah nach allen Seiten, bis sein Blick auf einem Manne haftete, der rüstig von einem Berge herab und dem Hause entgegenkam. Mein Wirth war offenbar bestürzt, murmelte einige unverständliche Worte und sagte endlich, nachdem er einen Entschluß gefaßt hatte: „Es ist zu spät, lieber Herr Doktor — wenn Sie nicht bald aufbrechen, kommen Sie bei dunkler Nacht in die Stadt."

Ich sah ihn erstaunt an. War es doch, als ob er mir die Thüre wiese. Er schlug die Augen nieder, faßte meine Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Verzeihen Sie mir. Ja, ich schicke Sie fort — ich will nicht, daß Sie mit dem Manne hier zusammentreffen — ich weiß nicht, ob Sie mir dieses Zusammentreffen vergeben würden — nunmehr aber bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig; ich werde sie Ihnen geben, so bald ich den Muth dazu finde. Seien Sie indessen damit zufrieden; grollen Sie mir nicht und leben Sie wohl."

Ich nahm meinen Reisesack und eilte davon, ohne mich der Hausfrau zu empfehlen. Es war mir in diesem idyllischen Hause plötzlich unheimlich geworden, und ich wollte den armen Möbius

von der Angst, die ihn bedrückte, befreien. Ungefähr zwanzig Schritte vom Hause begegnete ich dem Manne, mit dem ich nicht zusammentreffen sollte. Es war eine große, kräftige Gestalt, mit langem, grauen Haare, das malerisch auf die Schultern herabfiel und ein ruhevolles, wenn auch vielfach durchfurchtes, großes Gesicht einrahmte, das mit offenen, blauen Augen gerade vor sich hinblickte. Wie der Mann, mit dem großen, spanischen Rohr in der Hand, in seinem langen, breitschößigen braunen Rocke dahin ging, hatte er etwas sehr Würdevolles und erinnerte an die Schulzen Niederdeutschlands, die sich im Bewußtsein ihres Reichthums und ihrer amtlichen Macht hohen Würdenträgern gleich fühlen.

Schon am Abend des nächsten Tages gab mir Möbius meinen Besuch zurück. Er trat mit einer gewissen Feierlichkeit in meine Stube, beantwortete meine Fragen nach dem Befinden seiner liebenswürdigen Frau und der anmuthigen Kinder auf kurze Weise und sagte dann, indem er sich zu mir aufs Sopha setzte, daß er heute seine Geschäfte in der Stadt etwas abgekürzt, weil er mir gewisse und lange Mittheilungen zu machen habe. Er griff nach einer Cigarre, und während er sie mechanisch ansteckte und das ausgebrannte Zündhölzchen betrachtete, fuhr er fort: „Der Zufall, lieber Doktor, hat Sie zu mir geführt. Da ich Sie nie eingeladen habe, da ich Ihnen sogar absichtlich meine Wohnung verheimlichte, ist die Versicherung nothwendig, daß es mich sehr beglücken würde, wenn ich Sie öfter bei mir sähe — — das sollte sich, nach Allem, was Sie für mich gethan haben, von selbst verstehen.“

Möbius zog mit Anstrengung an seiner Cigarre und stieß gewaltige Rauchwolken aus, als ob er sich in ihre Schleier hüllen wollte. Dann, mit sichtlicher Anstrengung, sprach er weiter: „Ich kann nicht sagen, besuchen Sie mich wieder; es ist meine Pflicht, Ihnen vorher zu sagen, daß eine solche Einladung unter gewissen Umständen gewissermaßen eine Falle, eine Hinterlist wäre. Ich weiß ja nicht, wie weit bei Ihnen im praktischen Leben

Theorieen und anerzogene Vorurtheile auseinander, oder wie nahe sie neben einander gehen."

„In dieser Beziehung," erwiderte ich, „glaube ich Sie versichern zu können, daß sich in mir nur wenige Widersprüche finden, und daß Dasjenige, was ich einmal als Vorurtheil erkannt habe, auch nicht die geringste Gewalt über mich und meine Ansichten —"

„Ich habe mich schlecht ausgedrückt," fiel mir Möbius ins Wort, „es ist hier vielleicht von Vorurtheil gar nicht die Rede — aber ich merke, daß ich in Räthseln spreche, daß ich noch lange so fortsprechen und Sie ungeduldig machen könnte, während ich nichts Anderes zu thun habe, als aufrichtig zu erzählen. Es ist das eine Pflicht, die ich längst hätte erfüllen sollen. Unterlasse ich es länger, so werde ich Ihnen mit Recht verdächtig. Wie Vieles muß Ihnen an mir, gelinde gesagt, schon als sonderbar aufgefallen sein!"

Möbius unterbrach sich wieder und fragte dann: „Ist es Ihnen z. B. gestern nicht aufgefallen, daß ich Ihnen nach Ihrem langen Marsche auch nicht die geringste Erfrischung angeboten habe?"

„Aufrichtig gestanden, ja," sagte ich lächelnd.

„Nun, sehen Sie, so würde Ihnen bei mir jeden Augenblick etwas auffallen müssen, was Sie glauben machen könnte, daß ich die elementarsten Grundregeln der Lebensart, der gewöhnlichsten Menschlichkeit oder Höflichkeit nicht kenne. Und doch habe ich Ihnen nur deßhalb nichts angeboten, weil ich befürchtete, daß Sie es mir möglicherweise nie verzeihen würden, aus der Hand meiner Frau einen Trunk Wein angenommen zu haben."

„Aber, lieber Möbius," rief ich erstaunt — „Ihre Frau, die mir den Eindruck einer ausgezeichneten Person machte — ich verstehe Sie nicht."

„Sie werden mich bald verstehen," versicherte Möbius, „haben Sie nur die Güte, mich anzuhören."

„Ich stamme aus einer Pastorfamilie, in welcher eine gewisse

sehr gute, wenn auch nicht sehr einträgliche Stelle seit beinahe zweihundert Jahren so zu sagen erblich ist. Es ist das die Stelle an der St. Martinskirche zu G., und sie wird von dem ehemals reichsunmittelbaren Fürsten v. S.... vergeben, da das Stadtviertel, in welchem die Pfarre liegt, ehemals zu seinem souveränen Gebiete gehörte. Die ältesten Söhne der Prediger an der Martinskirche waren zu einer gesicherten Existenz geboren. Es ist natürlich, daß ich, der einzige Sohn meines Vaters, unter solchen Umständen der Theologie bestimmt wurde, und ich nahm diese Bestimmung, abgesehen von allen weltlichen Vortheilen, sehr gerne auf mich, da der Fürst, unser Patronatsherr, ein Mann des vorigen Jahrhunderts, mit Vorliebe die Stellen, über die er verfügte, mit freisinnigen Geistlichen besetzte. Ja, als ich später auf der Universität, der Schleiermacher'schen Richtung folgend und dabei mancherlei Philosophieen kennen lernend, Ideen in mich aufnahm, die sonst mit dem geistlichen Stande, wie er einmal ist, schwer zu vereinigen sind, konnte ich mir doch noch sagen, daß ich mit gutem Gewissen auf dieser Laufbahn verharren dürfe, da mir mein Vater als aufmunterndes Muster diente, indem er, beinahe eben so denkend wie ich, anerkanntermaßen in seinem Berufe eine höchst wohlthätige, segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Nachdem ich das Gymnasium meiner Vaterstadt besucht, wurde ich im neunzehnten Jahre hierher auf diese unsere Landesuniversität geschickt. Ich machte meine Semester mit größter Regelmäßigkeit durch, benützte meine Jugend mit ebenso großer Heiterkeit als Gewissenhaftigkeit und stand bereits nicht mehr ferne vom Ziele. Mein alter Vater freute sich schon, daß ich, nach einem Jahre ungefähr, bei ihm einziehen und von seinen müden Schultern auf meine jugendlichen einen Theil der Last nehmen würde. Ebenso sehr freute ich mich, dem guten alten Manne bald zu Hülfe kommen zu können, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, das mich zerstreut machte und mir die nicht unbegründete Besorgniß einflößte, daß die Vollendung meiner Studien verzögert werden könnte.

„Eines Sonntags durchstreifte ich, wie Das meine Gewohnheit war, mit einem Kollegen und nähern Landsmann die Umgegend dieser Stadt. Mein Freund gehörte der etwas orthodoxen Richtung an, und wir hatten während des ganzen Tages genug zu streiten und zu diskutiren. Gegen Abend in die Stadt heimkehrend und vom Weine, den wir in einer Dorfschenke einnahmen, frisch aufgeregt, erhitzten wir uns aufs Neue so sehr, daß wir für die lustige Musik, die uns von einem der Tanzböden entgegenschallte, kein Ohr hatten. Sie kennen wohl den hübschen, luftigen Pavillon, Tivoli genannt, der sich ungefähr eine halbe Stunde westwärts von der Stadt, nahe an der Landstraße, erhebt? Dort war es. Wir wollten eben daran vorüber, als eine empörende Szene über uns vermochte, was die lustige Musik nicht vermocht hatte, als wir plötzlich in der Kontroverse inne hielten und aufmerksam wurden.

„Ein junges Mädchen lief fliehend die wenigen Treppen hinab, welche vom Pavillon gegen die Landstraße führen. Sie drückte beide Hände vors Gesicht und eilte so schnell davon, daß sie jeden Augenblick hätte fallen können. Nach der Art und Weise, wie sie aus der Thüre stürzte, hätte man schließen dürfen, daß sie hinausgestoßen worden. Hinter ihr, mit erhitzten Gesichtern, erschienen mehrere junge Männer aus dem Volke, die ihr allerlei Schimpfwörter und Schmähungen nachriefen; die Fenster füllten sich mit jungen, männlichen und weiblichen Köpfen, die der Fliehenden ein höhnisches Gelächter nachschickten, und dieses Gelächter wurde noch stärker, als ihr einer der jungen Leute ein ‚Geh zum Henker!‘ nachrief. Es war, als sollte dieser rohe Ausruf ein guter Witz sein. Bei all Dem hatte die Geschmähte und so Verfolgte nichts in ihrem Wesen, was eine solche Ausstoßung aus der Gesellschaft gerechtfertigt hätte; im Gegentheile hatte ihre Erscheinung etwas mehr als Bescheidenes. Sie sah furchtsam und gedrückt aus, und wie sie so mit den Händen vor dem Gesichte, ohne auf den Weg zu sehen, dahinlief, war sie ein rührendes Bild der Beschämung, der verfolgten Unschuld,

ja des Unglücks. Trotzdem hatte es den Anschein, als wollten ihre Widersacher von der Verfolgung nicht ablassen, und ohne lange zu überlegen, liefen wir Beide heran, nahmen die Fliehende in unsere Mitte und redeten ihr Worte der Beruhigung zu. Sie that die Hände vom Gesichte und sah uns durch die Thränen, die stromweise aus ihren Augen brachen, mit unendlich dankbaren Blicken an.

„Ich fühlte großes Mitleid mit dem schönen und verstoßenen Geschöpfe, und ich empfand die Wahrheit, daß Mitleid die breiteste jener Pforten ist, durch welche gerne die Liebe einzieht. Wie viele schöne und große Eigenschaften ich auch später an Pauline kennen lernte, so sehe ich doch ein, daß ich nicht in Folge dieser Erkenntniß sie lieben gelernt, daß, um mich prosaisch auszudrücken, schon in jenem Momente vier Fünftheile meiner Liebe sich entwickelt hatten. Es war mir, als könnte ich von dem schluchzenden Geschöpfe, das neben mir einherging, nicht mehr lassen, als müßte ich immer so an ihrer Seite bleiben, um sie zu schützen und in ihrem Leid zu trösten. Doch war ich es nicht, der in der That tröstete. Mein Kollege sprach ihr in salbungsreichen Worten zu, während ich schweigend neben ihr einherging. Ich konnte sie nur betrachten und immer wieder betrachten und beobachten, wie jedesmal ihr Schluchzen in meinem Herzen so wiederhallte, daß ich es mit meinen Seufzern begleitete.

„Indessen näherten wir uns der Stadt, und mein Kollege wurde mit seinen Trostreden sparsamer und auffallend unruhig und besorgt. Er gehörte, wie gesagt, zu der orthodoxen Richtung und zugleich zu den musterhaftesten Jünglingen der Universität. Es konnte uns irgend ein Prediger unserer Bekanntschaft, ein Professor der Theologie, oder die Frau eines dieser Prediger oder dieser Professoren begegnen, in Gesellschaft eines jungen Mädchens — man konnte ihn fragen, wie er in diese Gesellschaft gekommen, — er hätte antworten müssen, daß sie von jenem populären Tanzboden verjagt worden. Er war in Gefahr, seinen guten Ruf zu verlieren, sich bei seinen Beschützern und Meinungs-

genossen verdächtig zu machen, und seine Unruhe wuchs in dem Maße, als wir uns der Stadt näherten. Ich aber, vertieft wie ich war in die Betrachtung des schönen, jungen Mädchens, welches, nachdem es sich von seinem Schmerze erholt hatte, plötzlich mit auffallendem Stolze, ja mit großer Würde neben uns einherging, bemerkte nichts von dem Zustande meines Freundes, nichts von den Zeichen, die er mir machte, und verstand auch nicht, was es zu sagen hatte, als er, nach vielen fruchtlosen Bemühungen, die Wendung eines Weges benützend, auf meine Seite herüber schlüpfte und mich am Rocke zu zupfen anfing. Erst nachdem ich neben der schönen Unbekannten schon mehrere Straßen der Stadt durchwandert hatte, fiel es mir auf, daß mein Begleiter verschwunden war. Ich zerbrach mir über dieses sein Benehmen nicht lange den Kopf, da mein ganzes Gedankenleben mit meiner Schutzbefohlenen beschäftigt war. Je länger ich sie ansah, desto weniger gerechtfertigt erschien mir das rohe Benehmen, dessen Opfer sie gewesen, und wie sie jetzt so stolz, so würdevoll dahinging, sagte ich mir, daß sie aus jener Gesellschaft nur als ein fremdes, hoch über ihr stehendes Element ausgewiesen worden, daß die Gemeinheit sich gegen sie empörte, weil sie neben dieser ihr als ein auffallender Vorwurf und Gegensatz erscheinen mußte. Ich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Mädchen jene Behandlung nicht verdient hatte, und ich fühlte mich gedrängt, ihr mein Vertrauen zu beweisen, indem ich auch nicht mit der geringsten Anspielung nach den Ursachen jener Szene fragte, und ihr in Wort und Geberde die Achtung zu zeigen, die sie mir einflößte. Meinem Freunde war ich für seine Flucht sehr dankbar; denn als die Unbekannte außerhalb der Stadt seine Abwesenheit bemerkte, lächelte sie erst vor sich hin, dann aber wandte sich dieses Lächeln mit dem Ausdruck innigster Dankbarkeit zu mir. Meine Ausdauer, mein Ausharren bei ihr trat mit Hülfe jenes Abfalls sprechender hervor. Dieses Lächeln ermuthigte mich, ein allerdings gleichgültiges Gespräch anzuknüpfen, das mich aber trotzdem beglückte; denn

die schöne Altstimme, wie die gebildete Sprache und Ausdrucksweise thaten mir sehr wohl. Letztere stimmte viel mehr mit ihrer städtischen Kleidung und mit dem Geschmack ihres Anzuges, als mit der Gesellschaft und mit der Oertlichkeit zusammen, von der ich sie kommen sah. Es flog mir der Gedanke durch den Kopf, sie könnte die Tochter höherer gebildeter Stände sein, die sich einmal den Scherz gemacht, sich in eine Gesellschaft der untersten Klassen zu mischen, und die, unbekannt mit den Sitten dieser Klasse, einen Verstoß begangen, der ihr jene Behandlung zugezogen.

„Leider dauerte das Gespräch, dessen Anknüpfung mich so viel Muth und Selbstüberwindung gekostet, nicht lange. Auf jenem Hügel, der die Stadt von meinem Dorfe trennt, und den Sie gestern überschreiten mußten, am Rande des Wäldchens, das diesen Hügel krönt, machte sie plötzlich Halt, ergriff meine Hand, drückte sie und dankte mir mit wenigen Worten für den Dienst, den ich ihr geleistet, versicherte, daß sie von da aus ungefährdet ihre Wohnung erreichen könne, und bat mich, mich nicht weiter zu bemühen. Die Plötzlichkeit dieses Abschieds überraschte mich, ich kann wohl sagen, betäubte mich so sehr, daß sie hinter den Bäumen verschwunden war, bevor ich noch wußte, was zu sagen, und bevor ich mit meiner Absicht, sie um ein Wiedersehen zu bitten, im Reinen war. Ich stand da wie ein Träumender. Ihre Bitte, mich nicht weiter zu bemühen, nahm ich als Verbot, ihr zu folgen, und hatte nicht den Muth, soweit in die Baumreihen vorzudringen, daß ich ihr hätte nachsehen können. Als ich es endlich doch that, ohne zu wissen, daß ich ihr nachlief, und jenseits des Wäldchens ankam, sah ich in ein tiefes Thal und über mehrere Hügel und über einzelne zerstreut liegende Hütten, welche bereits in Abendschatten gehüllt waren — aber von dem schönen Mädchen, das mein ganzes Herz mit fortgenommen, war keine Spur mehr zu entdecken.

„Und Tage und Wochen vergingen, und sie blieb verschwunden. Hätte ich sie einen oder auch mehrere Tage nach dem ersten

Zusammentreffen wieder gesehen, oder hätte ich nur etwas Näheres über sie gewußt, mein Leben wäre auf die gewohnte Weise mit Arbeit und Vergnügen, vielleicht mit erhöhter Thätigkeit und ernsterem Lebensgenusse, aber im Ganzen doch in derselben Weise wie vorher weiter geflossen. Wie aber die Dinge standen, war ich in beständiger Unruhe; natürlich, denn ich war ein Suchender. Ich war, was die Schweizer so bezeichnend mit ‚entwegt' ausdrücken. Sie müssen wissen, daß dieß die erste Liebe war, die ich empfand, und das Geheimnißvolle an meiner unbekannten Geliebten war nur geeignet, die Heftigkeit eines solchen zum ersten Male auftretenden Gefühles zu steigern. Anstatt der Kirchenväter las ich Gedichte, und anstatt die Kollegien zu besuchen, durchstreifte ich, immer suchend und in jedes weibliche Gesicht sehend, Stadt und Umgegend. Jener Nachmittag schwebte mir bereits in vollendeter Verklärung vor, und es schien mir, als hätte ich in jenen wenigen Stunden und nur damals erfahren, was Glück sei. Es war mir zur Gewohnheit geworden, fortwährend den Lenau'schen Vers vor mich hinzusagen:

‚O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick.'

„Dieser Vers konnte mich manchmal zum Weinen bringen, und sein Inhalt erschien mir endlich wie ein trauriges Dogma der Wissenschaft des Lebens.

„In Erinnerung an jene Zeit begreife ich, wie das Unglück, vorzugsweise aber ein vergebliches Streben den Menschen in Zerstreuungen und endlich in allerlei betäubende Ausschweifungen treiben kann. Ich war nahe daran, ein ganz lüderlicher Student zu werden, und diesem Umstande danke ich die Wiederentdeckung meiner Verschwundenen.

„Da ich allen Vergnügungen nachjagte, besuchte ich auch einen Maskenball, welcher zum Vortheile einer Stiftung zur

Unterstützung armer Studirenden von Studirenden selbst im Theater veranstaltet wurde. Natürlich nahmen an diesem Maskenballe alle Fakultäten Theil, ebenso wie die angesehensten Einwohner der ganzen Stadt, und die weiten Räume des Theaters waren von maskirten und unmaskirten Gästen überfüllt. Nachdem ich zwei-, dreimal getanzt hatte, überfiel mich mitten in diesem Strudel und Gedränge jene Langeweile, die ich damals so oft empfand, wenn ich mich zur Freude zwingen wollte. Gleichgültig ließ ich mich von der Menge hin- und herdrängen. Es fiel mir nicht ein, auch hier in dieser glänzenden Gesellschaft, welche die Honoratioren der Stadt vereinigte und in die man nur vermittelst eines hohen Eintrittsgeldes gelangen konnte, nach meiner Unbekannten, die ich von einem ländlichen Tanzboden kommen gesehen, zu suchen, und es kam mir selbst beinahe wie Wahnsinn vor, als ich mir plötzlich sagte: ‚Diese Maske hier vor mir im Kostüme der Maria Stuart ist meine Unbekannte.‘ Die Maria Stuart in dem prachtvollen Sammt- und Atlaskostüm ging hart vor mir am Arme einer andern, ebenfalls in die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts gekleideten Person einher. Sie sprach nicht, sie bewegte sich kaum, und doch war ich überzeugt, daß sie es war. Fragen Sie mich, woran ich sie
erkannte? Ich weiß es nicht. Ich sah sie verkleidet und
rückwärts, aber ich sagte mir, daß dieser so anmuth
bogene Nacken und dieser so stolz getragene Kopf nur
hören konnten. Ich drängte mich vor, ich sah ihr in
und war meiner Sache gewiß. Mit Glück bemerkte i
sie bei meinem Anblick nicht unangenehm überrasc
mit noch größerem Glück, daß sie bereitwillig die
die ich ihr zum Gruße entgegenstreckte.

„Eine Minute darauf wirbelten wir zusam
Ich konnte nicht umhin, ich mußte mir sagen,
mehr als der gewöhnlichen Jugendlust sich di
hingab. Ich war wie berauscht, und in diese
ich ihr mit begeisterten Worten, wie glücklich ic

Wiederfinden fühlte, und erzählte ihr in vorwurfsvollen und zärtlichen Ausdrücken, wie ich diese ganze Zeit hindurch nach ihrer Spur suchte. Daß ich sie so ohne alle äußeren Anzeichen, unter der Maske, in dem unerwarteten Kostüme auf so unerklärliche Weise wieder erkannte, mußte sie als Beweis annehmen, daß mich eine geheimnißvolle Macht unwiderstehlich zu ihr hinzog.

„Ich will kurz sein. Wir verließen einander nicht mehr. Meine Maria Stuart wies alle Tänzer ab und blieb fortwährend an meiner Seite. Ich schwelgte in Freuden, die jeden Augenblick einen andern Grund hatten. Bald war es die Erfahrung, daß sie gerne in meiner Gesellschaft blieb, bald die andere, daß sie seit jenem Sonntage manchmal meiner gedacht hatte; dann wieder beobachtete ich, mit welcher Frische sie am Leben hing, und dann wieder, wie vielfach ihr Geist gebildet war. Ihr eigenes Kostüm und andere historische Kostüme, die an uns vorüberzogen, gaben zu allerlei Bemerkungen Veranlassung, die eine große Belesenheit verriethen. Auffallend war mir während der ganzen Zeit nur Eines, daß sie, als auch ein Karl I., ein Egmont und eine Marie Antoinette an uns vorübergegangen waren und ich die Bemerkung machte, daß wir uns in einer Gesellschaft von Enthaupteten befänden, plötzlich schweigsam wurde und es meinerseits einer gewissen Anstrengung bedurfte, um sie einem langen Nachdenken zu entreißen und wieder gesprächig zu machen. Während dieses Nachdenkens, das ich mit meiner Bemerkung verursacht hatte, erhob sie sich auch zu wiederholten Malen und wollte, wie es schien, obwohl mit Widerstreben, mich und den Saal verlassen. Aber ein rauschender Walzer, zu dem ich sie einlud, und schüchterne Liebesworte, an deren Aufrichtigkeit sie nicht zweifeln konnte, verscheuchten wieder jene Störung. Es war die einzige während dieser ganzen, glücklichen Nacht; der Schmerz, daß sie mir trotz aller Bitten ihr Gesicht auch nicht eine Sekunde lang entlarven wollte, wurde reichlich aufgewogen durch das Versprechen, daß ich sie am nächsten Abend an derselben Stelle wiedersehen solle, wo sie mich bei unserer ersten Bekanntschaft verlassen hatte.

„Der Morgen graute schon, als ich überglücklich meiner Wohnung zueilte und dießmal anstatt jenes Verses immer den Namen ‚Pauline‘ vor mich hinmurmelte. Dieser Name war eigentlich das Einzige, was ich, trotz aller Innigkeit, die sich in dieser Nacht zwischen uns ausbildete, oder vielmehr, die sich vom ersten Augenblicke unseres Wiederfindens zwischen uns einstellte, über sie, von ihr und ihrer Person erfuhr. Aber bei meiner Liebe war alles Andere unbedeutende Nebensache, und ich fühlte Paulinen gegenüber ein so unbegränztes Vertrauen, daß mir alles Geheimnißvolle, alle Widersprüche und der Umstand, daß sie mir gleich beim zweiten Zusammentreffen ein Rendezvous unter vier Augen gestattete, ohne mir mit einem Worte von Vater und Mutter gesprochen zu haben, nicht die geringste Bedenklichkeit erweckte.

„Sie kennen den sogenannten Poetenweg, der sich unfern der Stadt längs der Hügel, dann am Saume des Waldes dahinschlängelt, und endlich in jene von Buchen und Erlen umschattete, von sanften Abhängen umfriedete Bucht mündet? Diesen Weg wandelte, wallfahrtete ich nun oft, und wahrlich, meine Gedanken auf diesem Wege rechtfertigten seinen Namen, und in jener Bucht landete ich wie in einem glückseligen Golfe. Dort in späten Abendstunden mit und ohne Mondschein verflossen in Gesellschaft Paulinens die schönsten, reinsten und glücklichsten Stunden meines Lebens, so tief glückliche und so reine, daß sie selbst durch die Ungewißheit, in der ich über ihre Verhältnisse, ihre Familie, ihren Familiennamen, ihre Vergangenheit und über alle Ursachen ihres streng bewahrten Inkognito's verblieb, nicht getrübt werden konnten. Pauline bat mich, nicht zu forschen, und ich unterließ es gerne und freute mich, ihr diesen Beweis meines Vertrauens zu geben, weil Vertrauen der beste Beweis der Liebe ist. Sie versicherte mich, daß die Ursachen ihrer Schweigsamkeit trauriger Art seien, und Das konnte mich nur betrüben und meine Liebe zu ihr vertiefen. Wie sollte ich auch neugierig sein, da nach Paulinens Versicherung die Lüftung des

Schleiers höchst wahrscheinlich der Anfang unserer Trennung wäre. Ich kam mir wie der Ritter von Lusignan vor, der eine holde Fee im Arme hielt, so lange er nicht neugierig war, und ich beschloß, klüger und stärker zu sein als er, um mich durch Neugierde nicht um mein Glück bringen zu lassen. Daß Pauline in einer ausgezeichneten Erziehungsanstalt (einer entfernten Stadt Deutschlands) aufgewachsen, hätte ich mir selbst sagen können, selbst wenn sie es mir nicht erzählt hätte; denn ihr Geist war zu einem ungewöhnlich hohen Grade gebildet, ihr Urtheil fein und unabhängig, ihr Gedächtniß eine Schatzkammer von Wissen. Und so verfloßen unsere Stunden nicht in bloßen Liebeständeleien und Liebesversicherungen, deren wir Beide, wie wir einmal geartet waren, bald hätten müde werden müssen, sondern meist in ernsten, ich darf wohl sagen inhaltsreichen Gesprächen, und das Verhältniß von Lehrer und Schülerin, das sich bald zwischen uns einstellte, machte unsere Verbindung nur noch inniger. Dieses Verhältniß machte mir die Lücken ihrer Bildung und ihres Wissens eben so lieb wie ihr Wissen, denn ich konnte ja etwas für sie thun, ich leistete ihr etwas, und ich hatte das Gefühl, das dem Manne dem Weibe gegenüber so nothwendig ist, ich hatte es wenigstens durch Minuten, daß ich auf gewissem Felde über ihr stand, während ich mich sonst in vielen Beziehungen als tief unter ihr stehend anerkennen mußte. Meine ganze Vergangenheit schien mir leer, unbedeutend, mein Charakter leicht und eitel neben ihr, die mir den Eindruck machte, als hätte ihre Geschichte ein Schicksal und ihre Seele den Ernst und die Tiefe, ohne die kein Schicksal zur Einkehr bewogen wird. Alles an ihr war mir theuer und machte mir einen außergewöhnlichen, ja einen großen und geheimnißvollen Eindruck, bis auf Melac, den gewaltigen weißen Hund, der sie zu unseren Zusammenkünften begleitete, zu unseren Füßen lag und uns mit verständnißvollen Augen anblickte. Es war Paulinens einziger Begleiter, oder er kam ihr nach, wenn er zur Zeit, da sie das Haus verließ, mit ihrem Vater über Feld gewesen. Da ich einmal bei solcher Gelegenheit

sehr gute, wenn auch nicht sehr einträgliche Stelle seit beinahe zweihundert Jahren so zu sagen erblich ist. Es ist das die Stelle an der St. Martinskirche zu S., und sie wird von dem ehemals reichsunmittelbaren Fürsten v. S.... vergeben, da das Stadtviertel, in welchem die Pfarre liegt, ehemals zu seinem souveränen Gebiete gehörte. Die ältesten Söhne der Prediger an der Martinskirche waren zu einer gesicherten Existenz geboren. Es ist natürlich, daß ich, der einzige Sohn meines Vaters, unter solchen Umständen der Theologie bestimmt wurde, und ich nahm diese Bestimmung, abgesehen von allen weltlichen Vortheilen, sehr gerne auf mich, da der Fürst, unser Patronatsherr, ein Mann des vorigen Jahrhunderts, mit Vorliebe die Stellen, über die er verfügte, mit freisinnigen Geistlichen besetzte. Ja, als ich später auf der Universität, der Schleiermacher'schen Richtung folgend und dabei mancherlei Philosophieen kennen lernend, Ideen in mich aufnahm, die sonst mit dem geistlichen Stande, wie er einmal ist, schwer zu vereinigen sind, konnte ich mir doch noch sagen, daß ich mit gutem Gewissen auf dieser Laufbahn verharren dürfe, da mir mein Vater als aufmunterndes Muster diente, indem er, beinahe eben so denkend wie ich, anerkanntermaßen in seinem Berufe eine höchst wohlthätige, segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Nachdem ich das Gymnasium meiner Vaterstadt besucht, wurde ich im neunzehnten Jahre hierher auf diese unsere Landesuniversität geschickt. Ich machte meine Semester mit größter Regelmäßigkeit durch, benützte meine Jugend mit ebenso großer Heiterkeit als Gewissenhaftigkeit und stand bereits nicht mehr ferne vom Ziele. Mein alter Vater freute sich schon, daß ich, nach einem Jahre ungefähr, bei ihm einziehen und von seinen müden Schultern auf meine jugendlichen einen Theil der Last nehmen würde. Ebenso sehr freute ich mich, dem guten alten Manne bald zu Hülfe kommen zu können, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, das mich zerstreut machte und mir die nicht unbegründete Besorgniß einflößte, daß die Vollendung meiner Studien verzögert werden könnte.

„Eines Sonntags durchstreifte ich, wie Das meine Gewohnheit war, mit einem Kollegen und nähern Landsmann die Umgegend dieser Stadt. Mein Freund gehörte der etwas orthodoxen Richtung an, und wir hatten während des ganzen Tages genug zu streiten und zu diskutiren. Gegen Abend in die Stadt heimkehrend und vom Weine, den wir in einer Dorfschenke einnahmen, frisch aufgeregt, erhitzten wir uns aufs Neue so sehr, daß wir für die lustige Musik, die uns von einem der Tanzböden entgegenschallte, kein Ohr hatten. Sie kennen wohl den hübschen, lustigen Pavillon, Tivoli genannt, der sich ungefähr eine halbe Stunde westwärts von der Stadt, nahe an der Landstraße, erhebt? Dort war es. Wir wollten eben daran vorüber, als eine empörende Szene über uns vermochte, was die lustige Musik nicht vermocht hatte, als wir plötzlich in der Kontroverse inne hielten und aufmerksam wurden.

„Ein junges Mädchen lief fliehend die wenigen Treppen hinab, welche vom Pavillon gegen die Landstraße führen. Sie drückte beide Hände vors Gesicht und eilte so schnell davon, daß sie jeden Augenblick hätte fallen können. Nach der Art und Weise, wie sie aus der Thüre stürzte, hätte man schließen dürfen, daß sie hinausgestoßen worden. Hinter ihr, mit erhitzten Gesichtern, erschienen mehrere junge Männer aus dem Volke, die ihr allerlei Schimpfwörter und Schmähungen nachriefen; die Fenster füllten sich mit jungen, männlichen und weiblichen Köpfen, die der Fliehenden ein höhnisches Gelächter nachschickten, und dieses Gelächter wurde noch stärker, als ihr einer der jungen Leute ein ‚Geh zum Henker!‘ nachrief. Es war, als sollte dieser rohe Ausruf ein guter Witz sein. Bei all Dem hatte die Geschmähte und so Verfolgte nichts in ihrem Wesen, was eine solche Ausstoßung aus der Gesellschaft gerechtfertigt hätte; im Gegentheile hatte ihre Erscheinung etwas mehr als Bescheidenes. Sie sah furchtsam und gedrückt aus, und wie sie so mit den Händen vor dem Gesichte, ohne auf den Weg zu sehen, dahinlief, war sie ein rührendes Bild der Beschämung, der verfolgten Unschuld,

Mitteln angekommen. Sie hatte in den Zeitungen gelesen, daß hier in dieser Stadt in nächster Zeit ein arger Mörder hingerichtet werden solle, und nun wurde mir der Auftrag, ihr um jeden Preis das Hemd des Hingerichteten, das er bei der Hinrichtung am Leibe haben werde, zu verschaffen. Ein solches Hemd sollte solche Krämpfe, wie sie das alte Fräulein plagten, unfehlbar zu heilen im Stande sein. Da Kleider und Wäsche des Patienten Eigenthum des Scharfrichters werden, so sollte ich so bald als möglich mich mit diesem verständigen, um, da sich immer viele Käufer eines solchen Hemdes vorfänden, mir dasselbe auf alle Fälle zu sichern. Mein Vater, der wohl wußte, wie unangenehm mir ein solcher Auftrag sein werde, ersuchte mich in seinem eigenen Namen, jeden Aerger über den Aberglauben und jeden Widerwillen gegen die Unterhandlung mit dem Henker zu überwinden und mich der Grille der guten, sonst so vortrefflichen, aber jetzt nicht mehr ganz zurechnungsfähigen Dame zu fügen. Diese Vorsicht meines Vaters war höchst überflüssig; die alte Fürstin hatte mir von jeher viel Güte gezeigt, und ich hätte selbst unangenehmere Aufträge für sie übernommen. Ich erinnerte mich also an jenem Abende des Briefes meines Vaters, und da ich nicht sehr ferne von der einsam gelegenen Wohnung des Scharfrichters sein konnte, beschloß ich, sogleich an Vollführung meines Auftrages zu gehen, oder wenigstens die Unterhandlungen mit dem Scharfrichter zu beginnen. Man hatte mir, als ich mich in der Stadt nach seiner Wohnung erkundigte, im Allgemeinen die Gegend hinter jener Hügelreihe, an welcher der Poetenweg hinlief, bezeichnet und meinte, daß ich, dort angekommen, das einsam stehende Haus leicht auffinden werde. So ging ich denn den Poetenweg zurück und in langer Biegung um die Hügel. Ich kam mir auf diesem Wege zum Scharfrichter, wie ich so einsam und bei spätem Abend dahinging, ziemlich romantisch vor und suchte mich mit Humor in meine Rolle zu finden. Dabei machte ich allerlei philosophische Betrachtungen über die Gegensätze des Lebens, und wie sich trotz aller Grundsätze und Ueberzeugungen

in einem Menschenleben die sonderbarsten Widersprüche zusammenfinden können, da ich, der rationalistische Theolog, ein Schüler Schleiermachers, selbst Hegels, dahinging, um im Namen eines Aberglaubens mit einem Manne zu unterhandeln, welcher die Personifikation der Todesstrafe war, die ich grundsätzlich und instinktiv verwarf. Ich befand mich also in einer Lage, die weder mit dem Rationalisten, noch mit dem Theologen, noch mit dem Menschen übereinstimmte. Zugleich erinnerte ich mich an die verschiedensten und romantischsten Henker-Gestalten und Geschichten, an Jaques Katch, an Sanson, an den intimen Freund König Wenzels des Faulen, den dieser König seinen Gevatter nannte; an den Tristan Ludwigs XI.; an den Nachrichter, den die Berner Armeen immer in ihrem Gefolge mit sich führten, um sich nach der Schlacht, bei ruhigem Gemüthe, noch einige blutige Schauspiele aufführen zu lassen; an das breite Schwert des Brentano'schen Henkers, das sich in seinem Schranke unruhig bewegte, als das schöne Annerl an der Seite ihrer Großmutter eintrat, und an viele andere ähnliche Gestalten und Geschichten. Dabei versenkte ich mich so tief in diese Romantik, daß ich unwillkürlich einen ganz in rothes Tuch gekleideten Mann, umgeben von ähnlich gekleideten Knechten, vorzufinden erwartete.

Nach einer Wanderung von ungefähr zwanzig Minuten kam ich in eine ziemlich einsame Gegend, und sah ich im Hintergrunde eines kleinen Seitenthales eine Art von Gehöfte, das sich mit seinen Bäumen und Dächern im Mondscheine ganz deutlich auf einem der Abhänge absilhouettirte. Dahin richtete ich meine Schritte. In der Nähe des Hauses angekommen, glaubte ich nicht ohne Kampf hineingelangen zu können, denn ein ungewöhnlich großer Hund sprang mir mit wildem Gebell entgegen. Ich hielt inne, war aber nicht wenig erstaunt, als der Hund plötzlich seinen wilden Gruß in die zärtlichsten Liebkosungen verwandelte und ich in ihm unsern treuen Freund und Wächter Melac erkannte. Hat dir deine Herrin zu meinem Nachtheile heute Ferien gegeben, sagte ich, indem ich ihm den Kopf streichelte, und die

benützest du, um die Gegend zu durchstreifen und auf Abenteuer auszugehen? Ich fühlte mich ganz wohl in dieser befreundeten Gesellschaft, und mein Weg zum Henker verlor durch die Gegenwart Melacs für mich den letzten Rest von Unheimlichkeit. Er drückte sich an meine Seite, und so, indem ich ihn fortwährend streichelte, zogen wir, fast hätte ich gesagt Arm in Arm in den Hof ein.

„Der Anblick dieses Hofes erweckte den stärksten Zweifel in mir, ob ich auch recht gegangen. Hier sah es ganz und gar nicht aus, wie ich mir den Aufenthalt eines Scharfrichters vorstellte; hier lachte oder vielmehr lächelte Alles aufs Freundlichste. Das ganze Gehöft, wie es im Mondscheine vor mir lag, schien die Heimat der behaglichsten Gemüthlichkeit; wohin man sich immer wandte, jeder Winkel, jeder einzelne Theil, jede Anordnung sprach von Sauberkeit, sorgfältiger Pflege, ja von Schönheitssinn, obwohl von Luxus und absichtlichem Aufputz nirgends eine Spur war. Das Gebäude, das mir bei meiner Ankunft den Rücken kehrte und nach Außen nur eine graue, einförmige, fensterlose Mauer sehen ließ, war das eigentliche Wohnhaus, und seine dem Hofe zugekehrte Seite zeigte, ganz im Gegensatze zu der äußern, eine Reihe schön eingerahmter Fenster, die im Style des vorigen Jahrhunderts mit allerlei vorspringenden Steinmetzarbeiten eingefaßt waren, und zwischen denen an die Wand befestigte Fruchtbäume wie an einem Spalier ihre Zweige bis hinauf an das Dach erstreckten. Diesem Hause gegenüber befanden sich aus Ziegelsteinen aufgeführte Nebengebäude mit vorspringenden Schweizerdächern und allerlei Holzschnitzereien an denselben. Rechts und links zwischen diesen Häusern wurde der Hof auf der einen Seite von einem zum Theil mit Waldbäumen bepflanzten Garten, auf der andern von einem Kohl- und Blumengärtchen geschlossen, welches letztere durch weiße Staketen mit grünen Spitzen vom Hofe getrennt war. Den Mittelpunkt des Hofes bildete eine Pumpe, welche wie ein Thürmchen hoch in die Luft eine Wetterfahne erhob, und in der Nähe derselben war eine

große Hundehütte aufgeführt, in die sich Melac bei meinem Eintritte sogleich begab, aber nur, um sie in demselben Augenblicke wieder zu verlassen, als ob er mir nur hätte zeigen wollen, daß er hier zu Hause war. Ich erschrak vor Freude bei dem Gedanken, daß ich mich in der Heimat meiner Geliebten befand. Der Zufall oder Irrthum hatte mich ja hierher geführt, und ich hatte mir keinen Vorwurf der Neugierde, der Zudringlichkeit oder des Ungehorsams gegen ihre Befehle zu machen. Ja, hier in dieser Idylle mußte sie wohnen, diese ganze Umgebung, diese sinnige Einsamkeit vervollständigte mir ihr Bild und schloß es ab wie ein Rahmen. Ja, hier mußte sie wohnen, nur sie paßte in diese Welt, und ich hatte meine Schritte anderswo hinzulenken, wenn ich noch heute den Scharfrichter aufsuchen wollte. Ich empfand eine gewisse Genugthuung in dem Gedanken, noch nach Möglichkeit ihrem Willen zu gehorchen und mich rasch wieder von ihrer Wohnung, in die ich nicht eindringen sollte, zu entfernen, und wandte mich in der That, um den Hof sofort wieder zu verlassen. Aber ich mußte über einen Lichtstreifen, der aus einem der Fenster fiel, und im Bereiche dieses Lichtstreifens angekommen, war ich wie gebannt. Wenn ich ihm folgte, kam ich an das Fenster und konnte vielleicht einen Augenblick lang in das theure Gesicht sehen, konnte vielleicht das mir versagte Glück genießen, sie einen Moment in ihrem häuslichen Walten zu beobachten. Die Versuchung war zu groß; ich erlag ihr, und nach drei Schritten stand ich an dem Geländе, das die Bäume an der Wand beschützte und mich ungefähr eine halbe Elle weit vom Fenster ferne hielt.

„Ein überraschender Anblick bot sich mir dar, ein Anblick, der mich überzeugte, daß ich doch recht gegangen und mich bei Meister Vogt, dem Henker, befand. In der Mitte der Stube drehte ein vorgebückter Mann in einem Leinwandkittel einen großen Schleifstein. Ein anderer Mann mit langen grauen Haaren, in Hemdärmeln und großer Sammetweste mit langen Schößen, in faltigen Stiefeln, die über die Knie reichten, stand, ebenfalls gebückt, an der andern Seite des Schleifsteines und

drückte ein kurzes, eigenthümlich geformtes Schwert, das an seinem äußersten Ende beinahe so breit wie ein Beil war und sich gegen den Griff zu bis zur Schmalheit eines gewöhnlichen Schwertes verjüngte, auf den Stein nieder, von welchem zugleich mit einzelnen Wassertropfen ganze Büschel von Feuerfunken sprühten, die bei der nur dämmerigen Beleuchtung der Stube deutlich sichtbar waren. Weder der Knecht noch der Herr sprachen ein Wort, sie schienen ihr Geschäft mit großer Andacht zu betreiben. Von Zeit zu Zeit erhob der Mann mit den langen Haaren das Schwert, prüfte seine Breite mit den Augen und seine Schärfe mit den Fingerspitzen; manchmal sogar fuhr er längs der Schärfe mit der Zunge hin, um deren Unebenheiten mit den empfindlicheren Nerven zu erkennen. Er schüttelte dann den Kopf, legte das Schwert der Länge nach wieder auf den Stein, und der Knecht begann wieder bald schneller, bald langsamer zu drehen. Tiefe Stille herrschte rings umher, so daß ich das Pfeifen des Steines und manchmal das metallische Summen des Schwertes hören konnte, des Schwertes, das binnen zweimal vierundzwanzig Stunden einen Menschen vom Leben zum Tode bringen sollte. Es war mir eigenthümlich, unsäglich zu Muthe; es war mir, als sähe ich einem Verbrechen zu, und ich war wie gebannt, regungslos und starr, und trotzdem fühlte ich, wie es nach und nach fieberisch in allen meinen Adern zu pochen begann. Und Das kam daher, daß sich meiner eine unendliche und ahnungsvolle Begierde bemächtigte, noch eine dritte Person genauer zu sehen, welche sich ebenfalls in der Stube befand und zu dem unheimlichen Beginnen der beiden Männer die Kerze hielt. Es war ein Mädchen, das mir aber den Rücken zukehrte und dessen Kopf von dem Vorhange des Fensters verhüllt blieb. Doch konnte ich erkennen, daß sie bei ihrem Geschäfte mit derselben Ruhe und Andacht verweilte, wie die beiden Männer. Ach, ich konnte mehr erkennen! Der kleine Fuß, den ich sah, das Kleid und die Konturen des Schattens auf dem Vorhange waren mir zu wohl bekannt, aber ich wollte nicht glauben, was ich mit leibhaftigen Augen sah. Ich

träumte, ich täuschte mich — der schauerliche Anblick des Schleifens des Richtschwertes, das Bewußtsein, mich beim Henker zu befinden, alles Das weckte Halluzinationen, verwirrte mein Gehirn und hüllte mich in böse Träume, die das Entfernteste in einander wirrten und das Lieblichste verzerrten. Aber der Henker sprach ein Wort, er wollte das Schwert genau betrachten, die Person mit dem Leuchter in der Hand beugte sich vor, das volle Licht fiel auf ihre ruhigen Züge, und ich konnte leider nicht mehr an Träume glauben — sie war es, es war Pauline!"

* * *

Möbius brach plötzlich in seiner Erzählung ab und sah mit traurig erstauntem Auge vor sich hin, als ob er die Entdeckung jenes Abends noch einmal machte. Auch ich war keines Wortes mächtig. Diese Lösung überraschte mich. Während der ganzen Erzählung glaubte ich, der unschuldige Studiosus theologiae sei, trotz aller Versicherungen von der Unschuld und Reinheit seiner Geliebten, ein klein wenig mystifizirt worden; nun aber, da ich in seiner jetzigen Frau, die ich kannte, jene Henkerstochter vermuthen mußte, glaubte ich wohl Allem, was er von ihrer Bildung, Schönheit und Würde gesagt hatte — aber ich sah mit einigem Schrecken ein Schicksal heraufziehen. Möbius, nachdem er sich wieder gefaßt, blickte mir prüfend ins Auge und beobachtete mich mit einem gewissen ängstlichen Lauern, was ich etwa sagen möchte, ja, wie er mir später gestand, mit der Besorgniß, ich könnte mich plötzlich erheben und ihm sagen, daß ich genug wisse und nichts mehr zu hören wünschte. Da er aber auf meinem Gesichte den Ausdruck eines Zuschauers im Trauerspiele entdeckte, nahm er seine Erzählung mit Sicherheit wieder auf und fuhr fort:

„Was glauben Sie," fragte er, „welches Gefühl mich vor Allem beherrschte, als ich nach, der Himmel weiß, wie langem Starren wieder zu mir selber kam? Die Verzweiflung hatte ihren Tribut bereits dahin genommen in der Lethargie, in der ich regungs- und gedankenlos durch die Fenster gestarrt hatte. Der Schmerz,

die Liebe hatten sich in diesem furchtbaren Momente erschöpft, und als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich kalt bis ans Herz hinan, und die Kraft, mich zu bewegen, zu handeln, überhaupt etwas zu thun und zu fühlen, erhielt ich nur von einer Art von Entrüstung, von der ich selber nicht weiß, ob sie gegen Pauline, oder gegen Schicksal und Vorsehung gerichtet war. Mein Fieber hatte mich gänzlich verlassen, und mit unglaublicher Ruhe beschloß ich, meinen Auftrag auszuführen.

„Ich klopfte an, ich trat ein. ‚Karl!‘ rief Pauline, indem sie die Hände zusammenschlug, um sich in demselben Momente an die Wand zu lehnen, denn ihr schwindelte, und sie wußte nicht, was von meinem Kommen zu halten und was von der nächsten Sekunde zu erwarten. Ich selbst stand eine Zeitlang sprachlos da. Während dieser Zeit raffte sich Pauline wieder auf und sagte, zu ihrem Vater gewendet, freilich mit bebender Stimme, aber mit heldenmüthiger Selbstüberwindung: ‚Herr Kandidat Karl Möbius!‘

„Ihre Stimme drang mir durchs Herz, und ich fühlte jene Kälte wieder daraus entweichen. Nur der Ton dieser Stimme machte es, daß ich ohne alles Zögern in die Hand einschlug, die mir Meister Vogt entgegenstreckte. Ich hörte, wie Pauline in diesem Moment tief Athem holte, aber ich hatte noch nicht den Muth, sie anzusehen. Der Scharfrichter schüttelte meine Hand und drückte mir seinen herzlichsten Dank aus für den Schutz, den ich einmal seiner Tochter angedeihen lassen, für die Gesellschaft, die ich ihr leistete, für alles Gute, das sie gewiß aus diesem Umgange schöpfte, und versicherte mich, daß wir alte Bekannte seien. Er sagte all Das mit der Ruhe und Sicherheit eines Mannes, der sich jedem andern Sterblichen gleich fühlt, und mit Formen und in einer Ausdrucksweise, die den gebildeten Mann verriethen. Ich antwortete auf alles Das mit der Bestellung meines Auftrages. Der Scharfrichter lächelte, wie ein gebildeter Mann über Dergleichen zu lächeln pflegt, und versicherte mich, daß mir das gewünschte Hemd zugestellt werden solle, obwohl es in den letzten Tagen von

den verschiedensten Seiten her und aus allen Weltgegenden verlangt worden. Ich aber sollte als Derjenige, dem er Dank schulde, den Vorzug haben. Bei dieser Gelegenheit machte Meister Vogt noch allerlei Bemerkungen über den Aberglauben, über den er in seiner Stellung mehr Erfahrungen machen könne als jeder Andere, und der, wie er versicherte, noch weit mehr verbreitet sei, als sich die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts träumen lasse — und wieder daran knüpfte er mit Beziehung auf die Fürstin, für die das Hemd des Gerichteten bestimmt war, die andere Bemerkung, daß der krasseste Aberglaube im Verhältniß zur Anzahl der Individuen in den höchsten Ständen weit mehr verbreitet und heimisch sei, als in den niedrigsten Klassen. Meister Vogt sprach so ziemlich lange fort und setzte mit offenbarem Behagen seine philosophischen Ansichten, die Resultate seiner Beobachtungen und seiner Erfahrungen, auseinander, während ich stehend die Lehne des Stuhles hielt, den er mir hingestellt hatte, wie im Traume zuhörte und immer nach dem Richtschwert blickte, das auf dem Tische lag und zu mir herüberblinzelte. Der Knecht hatte sich entfernt und den Schleifstein fortgetragen. Die Reden des Scharfrichters hatten für mich das Gute, daß ich mich, während ihre Worte wie todt an meinem Ohre abfielen, bis zu einem gewissen Grade wieder sammeln konnte und mich selbst wieder zu fühlen begann. Aber sobald ich so weit gekommen war, war es mir auch gewissermaßen, als wäre ich ein für alle Mal in diese Welt gebannt und durch den Händedruck, den ich nachträglich deutlicher fühlte, als in dem Momente, in dem ich ihn empfangen hatte, dem Scharfrichter verfallen. Ich empfand Mitleid mit mir selber, ich wurde weich und hatte jetzt erst den Muth, meine Augen nach Paulinen zu wenden, die, noch immer traurig vor sich hinblickend, sich an die Wand lehnte, die Arme herabhängen ließ und mich mit liebevollen Augen betrachtete, die Abschied zu nehmen schienen. Ich brachte kein Wort hervor, das ich an sie hätte richten können, und in der Angst, daß mir doch eines entschlüpfen könnte, das ihr wehe thäte, nahm ich raschen Abschied vom Scharfrichter,

und wieder, um seinem zweiten Händedruck zu entgehen, aber auch, um nicht ohne ein Zeichen der Liebe von ihr zu scheiden, streckte ich ihr die Hand entgegen. Sie ergriff sie rasch, hielt sie fest und trat so mit mir aus der Stube und aus dem Hause. Ich wollte ihr gute Nacht sagen, aber sie schüttelte den Kopf und ging, immer meine Hand haltend, mit mir fort. Sie führte mich einen andern Weg als den, auf dem ich gekommen war, den Hügel hinauf, durch den Wald, und nach kurzer und schweigsamer Wanderung befanden wir uns zu meiner Ueberraschung vor der Bank auf unserem stillen Plätzchen am Ende des Poetenweges. Wir setzten uns hin, wie wir gestern da gesessen hatten, aber wie anders war uns heut zu Muthe! Wie anders sah mir die Welt in demselben Mondschein, in derselben Beleuchtung, von demselben Standpunkte aus!

„Pauline blieb so lange bei mir, als sie sonst zu bleiben pflegte. Sie sah mich oft an, sprach aber kein Wort. Ich hatte hundert Fragen an sie zu richten und fand nicht für eine einzige den richtigen Ausdruck, um sie nicht zu kränken. So schwiegen wir, bis Pauline sich mit einem Male erhob, mich in ihre Arme schloß, mit unsäglicher Herzlichkeit küßte und sagte: ‚Lebe wohl! Du wirst mich ja doch nicht wieder sehen wollen!‘

„Mit diesen Worten lief sie den Hügel hinauf; ich sank schluchzend auf die Bank zurück und drückte das Gesicht in die Hände. Als ich wieder aufsah, stand sie über mir auf dem Hügel und horchte mit vorgebeugtem Leibe nach mir hinunter; dann erhob sie sich und streckte beide Arme hadernd gen Himmel. Ihr Hund heulte in die Nacht hinaus. ‚Ich werde immer wieder kommen, Karl,‘ rief sie endlich, ‚ich werde immer wieder kommen und hier warten. Immer, immer wieder, bis du vielleicht nach Jahren zurückkehrst.‘ Dann lief sie in den Wald zurück.

„Ich kam in jener Nacht nicht ins Bett und nicht ins Haus. Unglückselig irrte ich in der Nacht umher, den Poetenweg herauf und herunter, nach langen Irrwegen immer wieder nach jener Bank zurückkehrend, wo ich so glückliche Stunden verlebt hatte,

die nun dahin sein sollten für immer. Zu wiederholten Malen näherte ich mich der Scharfrichterei. Jetzt wollte ich Paulinen wecken, um ihr zu sagen, daß uns nichts in der Welt trennen solle; jetzt hatte ich die Absicht, sie mit Vorwürfen zu überhäufen, daß sie mir so große Liebe eingeflößt, um mich so elend zu machen. Aber ich floh vor dem Hause immer wieder, wie vor einem Orte des Entsetzens. Der Henker und Alles, was zu ihm gehört, war mir nie in so abstoßender Gestalt erschienen, wie in dieser Nacht. Ich war mir Dessen bewußt, daß mich nicht ein Vorurtheil, sondern ein tief begründetes, menschliches Gefühl von Paulinen trennte. Dann vertiefte ich mich wieder in den Seelenzustand Paulinens, vergegenwärtigte mir die Qualen, in denen sie diese Nacht zubringen mußte, und überhaupt die Pein ihres ganzen Daseins, und ich vergaß mein Elend über dem ihren, und ihr galten die Thränen, die ich weinte, so lange ich weinen konnte. Aber Sie erlassen mir die Schilderung aller der Qualen jener einzigen Nacht. Genug, sie war so reich an Leiden, daß sie unglückliche Jahre hätte ausstatten können mit ihren traurigen Schätzen, an so gewaltigen Leiden, daß ihre Schatten noch helle Glückstage ferner Jahre verdunkeln können. Der Tag fand mich ferne von hier; denn gegen Morgen lief ich verwirrt und wie ein Mensch, der sich ausgestoßen fühlt, als wäre ich ein flüchtiger Verbrecher, ins Land hinaus, die Landstraße und gebahnte Wege meidend, über die Felder hin. Erst die große Ermattung des Leibes und des Geistes brachte mich wieder zur Besinnung; ich schleppte mich in die Stadt und in meine Wohnung zurück; wo ich erst spät am Nachmittage ankam. Meine Hausleute hielten mich für krank und brachten mich ins Bett. Ich sank in einen tiefen, der Erstarrung ähnlichen Schlaf, aus dem ich erst spät gegen Mittag des folgenden Tages erwachte.

„Das war ein Glück; denn damit hatte ich die Stunde der Hinrichtung, den ganzen Lärm, den sie in der Stadt verursachte und alle Pein verschlafen, die ich während dieser Zeit empfunden haben würde. Ich kleidete mich an und ging aus. Ueberall hörte

ich vom Ereigniß des Tages, von der Hinrichtung sprechen, am Meisten aber an meinem Mittagstisch, an dem sich über vierzig Studenten aller Fakultäten versammelten. Ein Augenzeuge unter diesen rühmte die Meisterschaft, mit der der Henker sein Amt verrichtete; auf Einen Streich fiel der Kopf, eh man sich dessen versah. Ich weiß, wer zum Schliffe des Schwertes das Licht gehalten, dachte ich. Ein Mediziner meinte, diese Geschicklichkeit des Meister Vogt komme daher, daß er, wie bekannt, Anatomie studirt habe. Er ist sogar Doctor medicinae, behauptete ein Jurist, dagegen aber protestirten sämmtliche anwesende Studenten der Medizin und versicherten, das sei nur eine Sage. Man fing dann an, allerlei Geschichten von Meister Vogt zu erzählen, und ein junger Jurist, der bereits bei einem Advokaten arbeitete, versicherte, daß dieser sonderbare Henker sein Amt mit Ueberzeugung und nach Grundsätzen verwalte, er studire jeden Prozeß, in dessen letztem Akte er aufzutreten habe, um sich von der Gerechtigkeit des Richterspruches zu überzeugen. Einmal habe er ein Todesurtheil für ungerecht erklärt und sich geweigert, es zu vollstrecken, und in Folge des nothwendigen Aufschubes sei der Verbrecher auch begnadigt worden und zwar mit Recht. Nach dieser Geschichte hieß es, daß Meister Vogt, wie die Sage gehe, eine sehr schöne Tochter habe, und es wurde die Frage aufgeworfen, ob man des Scharfrichters Tochter lieben könne. In Romanen Ja, in der Wirklichkeit müsse man sich trotz aller Schönheit abgestoßen fühlen, so hieß der Schlußsatz, in dem man sich ohne Diskussion einigte. ‚Ah, bah!‘ — rief nur Einer, ein Mediziner — ‚wenn sie schön und liebenswürdig ist!‘ — ‚Du bist ein Cyniker, das ist bekannt!‘ lautete die Antwort, mit der man den Mediziner abfertigte. — Dann wurde die Todesstrafe verhandelt, ein in jener Zeit überhaupt sehr beliebter Gegenstand der Diskussion. Die Theologen waren für Beibehaltung der Todesstrafe, weil sie in der Bibel geboten sei, die Juristen waren getheilter Meinung, Mediziner und Philosophen sprachen sich entschieden für Abschaffung aus. Das gab lange Verhandlungen,

und ich hörte mit einer Spannung zu, als ob eine mich persönlich betreffende Angelegenheit hier verhandelt würde; darum aber war es mir nicht minder peinlich, jetzt diese Verhandlungen, wie vorhin die Erzählungen vom Scharfrichter, anzuhören, weckte doch jedes Wort nothwendigerweise traurige Gefühle der verschiedensten Art in mir und einen Nachklang alles Dessen, was ich in den letzten zwei Tagen durchgemacht hatte. Man mochte meinem Gesichte Manches angesehen haben, und man legte mir dieses, wie mein Schweigen, an das man bei solchen Gelegenheiten nicht gewohnt war, falsch aus, nannte mich übertrieben human, sentimental und spottete gutmüthig über einen Menschen, der sich in diesem Augenblicke so unsäglich elend fühlte. Trotzdem hielt ich in der Gesellschaft beinahe den ganzen Nachmittag aus, weil daselbst doch manches Wort gesprochen wurde, das mir wohl that.

„Den Abend verbrachte ich auf meiner Stube, obwohl ich die Gewißheit hatte, daß Pauline auf unserer Bank saß, freilich ohne mich zu erwarten. Es schien mir, daß es gerade darum geboten gewesen wäre, dahin zu gehen, aber ich war fest entschlossen, es wenigstens an dem Tage nicht zu thun, an dem sie mehr als sonst die Tochter des Scharfrichters war, an dem sie vielleicht von dem Schwerte, das sie schleifen half, die letzten Blutflecken abgewischt hatte. Was ich morgen, was ich übermorgen thun werde? — wer wußte es? Ich am Allerwenigsten, ich glaubte aber zu wissen, daß es meinem Berufe, meinem Vater und meinem eigenen Leben gegenüber Pflicht sei, selbst auf Kosten meines Glücks und meiner innigsten Gefühle, mich von Paulinen auf immer loszureißen und mit der Vergangenheit, die mir so viel Glück gegeben hatte, undankbar und charakterstark zu brechen.

„Dieser Gedanke gab mir einige Kraft und in Folge dessen einige Ruhe wieder. Gefaßt, wie ich es seit achtundvierzig Stunden nicht gewesen, ging ich in meiner Stube auf und nieder, als es schüchtern an meine Thür klopfte und ich in dem Eintretenden den Knecht erkenne, der den Schleifstein gedreht hatte. Unter dem Arme trug er ein kleines Paket, das er mir im Namen

seines Herrn, des Meister Vogt, auf das Höflichste übergab. Es enthalte dieses Paket das verlangte Hemd des Hingerichteten. Er legte es, da ich es anzugreifen zögerte, auf den Tisch und schlich sich wieder, so still als er gekommen war, zur Thüre hinaus. Da sollte ich nun die Nacht in derselben Stube mit dem Geschenke des Henkers, mit dem blutbefleckten Hemde des Hingerichteten, zubringen — morgen es neu verpacken, auf die Post bringen und mich noch eine Stunde so damit beschäftigen. Es war mir, als wäre ich in diese Henkerwelt durch einen Zauber, durch ein Verhängniß gebannt, um nie wieder loszukommen. Es war mir, als müßte ich dieses Verhängniß walten lassen, als wäre jeder Widerstand vergebens. Im Grunde war nur das Eine wahr, daß jeder Widerstand gegen meine Liebe vergeblich war.

„Ich habe es redlich versucht, Widerstand zu leisten. Den nächstfolgenden und dann noch den zweiten und dritten Tag verbrachte ich auf meiner Stube, umgeben von Büchern und vom besten Willen beseelt, meine Studien für das letzte Examen aufzunehmen, aber am Abend des dritten Tages wanderte ich wieder hinaus auf den Poetenweg, und da saß Pauline in der That, wie sie gesagt hatte, und ich schämte mich, daß ich sie alle diese Tage so da hatte sitzen lassen. Sie sprang auf, als sie mich kommen sah, und brach dann, auf die Bank zurücksinkend, in Weinen aus. Es war Glück und Freude in diesem Weinen, und der Vorwurf, den es enthielt, war um so heftiger. Sie war die Erste, die zu sprechen anfing, indem sie mir mit flehentlicher Stimme eine Art von Vertrag anbot. Sie wollte mich, so lange ich noch hier in dieser Stadt verweilte, nur von Zeit zu Zeit wiedersehen; ich sollte ihr nur den Rest des alten Glückes gönnen, der noch möglich war, sie besuchen und mit ihr sprechen wie in alter Zeit. Mehr wollte sie nicht, mehr hatte sie nicht erwartet; denn, wenn die Zeit gekommen, werde ich sie verlassen und vergessen, und sie werde so viel des Glückes gekostet haben, als ihr Schicksal gestatte. Ich antwortete darauf, indem ich wie ehemals regelmäßig jeden Abend wiederkehrte und meinen Geist daran

gewöhnte, sich rasch abzukehren, sobald sich der Gedanke der Zukunft zuwenden wollte, und so gelang es mir in der That, einen Theil des vergangenen Glückes wieder herzustellen. Ja, das neue Verhältniß hatte vor dem frühern sogar Manches voraus, indem sich jetzt das Wesen Paulinens reicher vor mir entfalten, und indem ich mich ihrer so zu sagen mit mehr Behagen erfreuen konnte — allerdings immer abgesehen von dem Dämon, der seine schwarzen Fittiche über uns ausbreitete und sich manchmal drückend auf unsere Scheitel herabsenkte.

„In dieser zweiten Periode meiner Liebe, da kein Geheimniß mehr zwischen uns war und da ich, bei den häufigen Abwesenheiten des Scharfrichters, oft ganze Stunden sogar in seinem Hause zubrachte, erfuhr ich Manches, was mir den Blick in eine eigenthümliche Welt eröffnete, und Manches, was mir das Geschick Paulinens noch tragischer erscheinen ließ als bisher.

„Meister Johannes Vogt stammte aus einer Familie, in welcher sich das Amt des Scharfrichters seit mehr als zweihundert Jahren von Vater auf Sohn forterbte, und er sah wie ein Adeliger mit Stolz auf die Reihen seiner Ahnen zurück und mit gleichem Stolz auf sein Amt, das er als die letzte Spitze des Rechtes betrachtete, wie er sich selbst als eine wichtige Stütze der menschlichen Gesellschaft ansah. Dieses Alles trotz seiner Bildung oder vielmehr, besser gesagt, mit Hülfe seiner Bildung; denn die Sage, welche jener Student erzählt hatte, beruhte auf Wahrheit: Johannes Vogt war von seinem Vater in seiner Jugend in die Ferne nach Leyden geschickt worden und hatte an dieser Universität in der That Medizin studirt und den Doktorgrad erworben. Niemand in der Gegend ahnte, welche ausgebreitete ärztliche Praxis er ausübte. Die Kranken, die ihm der Aberglauben zuführte und die Wundermittel von ihm erwarteten, behandelte er auf eine wissenschaftliche Weise, ohne darum in seinen eigenen, wie in den Augen seiner Tochter, den Nimbus eines Zauberers oder Magiers ganz zu verlieren. Vater und Tochter hingen mit der Liebe zweier Ausgestoßenen an einander,

zweier Unglücklichen, die dasselbe Schicksal theilen, das sie für ungerecht halten, die einander gegenseitig bedauern und sonst Niemand in der Welt haben, als sich. Meister Vogt benahm sich gegen seine Tochter, wie sich sein Vater gegen ihn benommen hatte. Er schickte sie frühzeitig in ein entferntes, ausgezeichnetes Mädcheninstitut, wo man ihre Herkunft nicht kannte und wo sie bis in ihr achtzehntes Jahr verweilte und jenes Wissen erwarb, das ich so sehr an ihr bewunderte. Aber dort, wo sie geliebt war, hatte sie auch das Bedürfniß nach Liebe und menschlicher Gesellschaft kennen gelernt, und der Durst nach dem Umgange mit andern Menschen war es, der sie einige Monate nach ihrer Heimkehr, die sie in der Einsamkeit verbrachte, eines Sonntags bewog, sich halb und halb zu verkleiden, sich für ein Dienstmädchen auszugeben und in jenem Tivoli, vor dem ich sie zum ersten Male gesehen, unter die Menschen zu mischen. Sie wissen, wie sie diesen Versuch büßen mußte. Ein Bauernsohn aus ihrer Nachbarschaft erkannte sie, und man stieß sie mit Hohn und Spott aus der Gesellschaft, die sich durch ihre Gegenwart verunehrt fühlte. Derselbe Durst nach Gesellschaft, zugleich aber auch die Hoffnung, mich wieder zu finden, war es, der sie nach jenem von Studenten veranstalteten Maskenballe lockte. Das Modell ihres damaligen Maria-Stuart-Kostüms fand ich in der Wohnstube des Scharfrichters, welche mit zahlreichen Bildern, historischen Kompositionen oder Porträts ausgeschmückt war, die sämmtlich berühmte Hinrichtungen oder Hingerichtete darstellten, Notabene nur solche Hingerichtete, die mit dem Beil, dem Fallbeil oder dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht worden. Auf Hinrichtungen mit Strick und Galgen, sowie auf die Henker, die sich zu dergleichen hergaben, sah Meister Johannes Vogt mit aristokratischer Verachtung herab. Da prangten an den Wänden neben jener genannten Königin die Königinnen Anna Boleyn, Jane Gray, Marie Antoinette, die Könige Karl und Ludwig, dann Monmouth, William Russell, Algernon Sidney, die Girondisten, Madame Roland, Charlotte Corday, Camille Desmoulins, Danton,

Padilla, Egmont und Horn, Barneveld, Struensee, Moltke, Patkul, Sand und viele andere Enthauptete der verschiedensten Länder und Zeiten in bunter Reihe. Ich halte es für nothwendig, Ihnen diese Einzelheiten zu erzählen, weil es mir sonst nicht möglich wäre, Manches an Paulinen zu entschuldigen, was Ihnen unmenschlich oder unweiblich erscheinen müßte. Sie begriff den Abscheu nicht, den die Welt vor dem Henker, vor seinem Amte und vor Allem, was zu ihm gehört, empfindet; ihr galt dieser Abscheu für ein unberechtigtes Vorurtheil und der Scharfrichter in seiner Stellung für einen Märtyrer dieses Vorurtheils. Auch brauchte sie, wenn sie von dergleichen sprach, immer nur die edelsten Ausdrücke; sie sprach nur vom Hochgericht, und im Französischen gefiel ihr vorzugsweise der Ausdruck: ‚Executeur des hautes oeuvres.' Den Scharfrichter betrachtete sie, wie ihr Vater selbst, als einen Vertreter der Gerechtigkeit, als einen Vorfechter der Gesellschaft und Vertheidiger gegen die Angreifer des sittlichen Zustandes. Ich wünschte, ich könnte es Ihnen begreiflich machen, wie weit sich die Macht der Gewohnheit des Umganges und des Standes erstreckte. Es ist unglaublich —"

„O," fiel ich hier meinem Freunde Möbius ins Wort, den es offenbar beängstigte, daß er das Wesen und die Ansichten seiner Geliebten nicht hinreichend erklären und entschuldigen könne — „o, das kenne ich — geben Sie sich keine Mühe — ich habe in dieser Beziehung die merkwürdigsten Erfahrungen gemacht. Im Oriente hatte ich einen Bedienten, einen Dalmatiner, Namens Steffano, der mir die besten und treuesten Dienste leistete, das Ideal eines Bedienten. In den Einsamkeiten jener Reisen werden Herr und Diener vertrauter als in anderen Verhältnissen. So kam es, daß wir ganze Stunden mit einander verplauderten, und eines Abends, da ich ihn nach seiner Geschichte fragte, erzählte er mir dieselbe, und da erfuhr ich, daß ich einen ganz gemeinen Banditen, einen Bravo aus dem Maltesergäßchen zu Galata im Solde hatte, und daß dieser mein Diener fünf Morde auf dem Gewissen oder vielmehr nur

in seiner Vergangenheit hatte. Von diesen Morden, wie sie bestellt, bezahlt und ausgeführt worden, erzählte er mir mit der größten Unbefangenheit, ungefähr wie ein Kaufmann von seinen Geschäften, ein Handwerker von seinen Arbeiten erzählen würde. Der Mann hatte eben seine Jugend im Maltesergäßchen, dem Aufenthalte der verrufensten Bevölkerung Konstantinopels, zugebracht. Aber auch in der gebildeten Welt habe ich ähnliche Erfahrungen gemacht. Ein Kriminalrichter in einer großen deutschen Stadt, den ich kannte, fühlte sich nur dann glücklich, wenn seine Gefängnisse überfüllt waren. Er betrachtete das Kriminalgebäude ungefähr wie eine alte Jungfer ihren Vogelbauer, und nichts widerstrebte ihm so sehr, als die Freilassung eines Sträflings, der seine Zeit abgesessen hatte, zu unterschreiben. Er erfand dann alle möglichen Vorwände, um dieser Unannehmlichkeit zu entgehen, ja er begab sich manchmal aufs Land, um, da die Freilassung von seiner Unterschrift abhing, die Haft des Unglücklichen um einen oder mehrere Tage zu vermehren. Dieser Mann war ein vortrefflicher Familienvater, ein begeisterter Musik- und zarter Blumenfreund. Bei einem anderen Richter war ich einmal zum Mittagessen. Es war um ein Uhr. Man fragte ihn, was ihn heute im Amte beschäftigt habe? Er konnte sich nicht erinnern, und doch hatte er eine Stunde vorher ein Todesurtheil unterschrieben. Allerdings war der Mann seit mehr als dreißig Jahren Richter. Sie sehen nach diesen Beispielen, denen ich noch andere hinzufügen könnte, ein, daß mich nichts überrascht, was mir von der Macht der Gewohnheit und des Standes des Außerordentlichen gesagt werden kann. Stand und Gewohnheit sind das Klima, das auf Entfaltung, Farbe und Früchte unseres Gemüthes den größten Einfluß hat."

„Sie werden also begreifen," fuhr Möbius fort, „daß Pauline Vieles, das mich mit Entsetzen erfüllte, das mich abstieß, als natürlich, Manches sogar als ehrwürdig ansah, ohne daß dieser Umstand der Weiblichkeit und Zartheit ihres Wesens irgendwie Eintrag gethan hätte. Und sollte ich, der ich sie liebte,

ihr vor ihr selbst, vor ihrer Stellung, in der sie durch die Geburt gebannt war, und vor dem Henker, der ihr Vater war und an dem sie auf das Kindlichste und mit Verehrung hing, Abscheu einflößen? Hätte ich ihre unglückliche Lage damit nicht noch unglücklicher gemacht? Aber wie klar ich auch erkannte, daß hier nichts zu ändern war, so wurde darum der Abgrund, der zwischen uns klaffte, nicht enger und wurde der Kampf, den ich in mir kämpfte, nicht friedlicher. Im Gegentheile, je öfter und länger ich Paulinen jetzt sah, je näher ich sie kennen lernte, desto inniger liebte ich sie, und je inniger ich sie liebte und je klarer es mir wurde, wie schwer, ja wie unmöglich mir die Trennung von ihr sein würde, die ich doch für nothwendig hielt, desto klaffender und schmerzlicher wurde der Zwiespalt in mir. Ich hütete mich vor jedem Entschlusse und brachte so meine Tage in zerrüttender Ungewißheit hin, in jener Unbestimmtheit des Wollens und Könnens, die so sehr geeignet ist, den Charakter zu untergraben, Schwächlinge zu machen, und die mit ihrer Angst vor jedem Entschlusse oft größeres Unglück anstiftet, als es selbst ein positiver verbrecherischer Entschluß vermöchte. Das fühlte ich ganz deutlich, ohne mich nach einer Seite hin aufraffen zu können, und damit empfand ich auch, wie dieser Zustand, indem er alle inneren moralischen Stützen verwittern machte, meine körperliche Gesundheit untergrub. Es war kein Wunder, daß ich mich nach langen Wochen eines solchen inneren Kampfes nur noch mit Mühe zu Paulinen hinausschleppte und daß ich endlich zusammenbrach. Den letzten Stoß versetzte mir die ohne alle Vorbereitung hereinbrechende Nachricht vom Tode meines Vaters.

„Ich weiß nicht, wie meine Krankheit begann, und es ist übrigens auch gleichgültig; ich erfuhr nur später, daß man beim Ausbruch derselben nicht gleich wußte, ob es irgend ein hitziges Fieber oder eine Geisteskrankheit sei. Als ich zum ersten Male nach drei Tagen auf kurze Zeit zur Besinnung kam, erkannte ich wie durch Nebelschleier, in meiner Stube hin- und hergehend und allerlei besorgend, Paulinen. Mein Aussehen hatte ihr

während unserer letzten Zusammenkünfte Besorgniß eingeflößt, und als ich endlich ausblieb, eilte sie herbei, überzeugt, mich auf dem Krankenlager zu finden. Meine Hausleute, denen ich ferne stand, sahen sich mit Vergnügen die Mühen der Pflege von ihr abgenommen, die sich für eine entfernte Verwandte von mir ausgab. Man lächelte zwar über diese Angabe und vermuthete ein zärtlicheres Verhältniß, man nahm sie aber gerne hin, da sie bequem war, und Pauline kümmerte sich um dieses Lächeln am Wenigsten. Im Hause war sie von Niemand gekannt, und einer Entdeckung von anderer Seite beugte sie dadurch vor, daß sie alle Besuche des Kranken abweisen ließ.

„Ich erkannte sie zu wiederholten Malen in den lichten Momenten, die mir das Fieber gestattete; ich fühlte mich wohl bei ihrem Anblick, redete sie aber selten an, aus Angst, diese Erscheinung könnte vor einem gesprochenen Worte verschwinden, oder sich als bloße Ausgeburt meiner kranken Phantasie herausstellen. Nach und nach zu mehr dauernder Besinnung kommend, lag ich durch Stunden schweigend da und betrachtete sie, wie sie geduldig und ruhig dasaß, oder auf den Fußspitzen ohne das geringste Geräusch hin- und herging und für mich sorgte, wie es nur die Liebe vermag. So war es bei Tage, so war es lange Nächte hindurch. Aber jeden Abend trat noch eine zweite Person in das Zimmer, warf einen tief über die Stirne herabgedrückten, breitkrämpigen Hut und einen verhüllenden Mantel ab, besprach sich leise mit meiner Krankenwärterin und trat dann an mein Bett, um meinen Puls zu fühlen. Es war der Arzt, zu dem allein Pauline Vertrauen hatte, den sie gleich zu Anfang meiner Krankheit herbeigerufen und nach dessen Vorschriften sie mich behandelte, obwohl unter Tages mich noch ein anderer Arzt besuchte. Sie errathen, daß es ihr Vater war. Nachdem ich ihn erkannt und wieder schwachen Nachdenkens fähig war, versetzte mich seine Beihülfe in einige Unruhe; verschwommen, nur halb faßbar, tauchten wieder jene Gefühle der Beängstigung in mir auf, die mir schon ehemals geisterhaft und unheimlich zugeflüstert

hatten, daß ich diesem Lebenskreise verfallen sei und mich nicht mehr loszuwinden vermöge. Sah ich doch jetzt Niemand mehr um mich, als den Scharfrichter und seine Tochter, in einer Lage, in der man nur von den Personen umgeben zu sein pflegt, die einem am Nächsten stehen und denen man angehört. Aber ich begann, je mehr ich zu Kräften kam, mich dieser Grübeleien beim Anblicke Paulinens, die blaß und erschöpft an meinem Bette saß, zu schämen. Dieser Liebe, dieser Aufopferung gegenüber erschienen mir alle Bedenklichkeiten im höchsten Grade kleinlich, ja erbärmlich. Durch die Abgeschiedenheit, die Krankheit, und in der, ich möchte sagen, abstrakten Existenz, in der man sich nach einer schweren Krankheit befindet, fühlte ich mich von der Welt so sehr losgelöst, daß alle Rücksichten auf dieselbe sich beinahe in nichts auflösten. Ich erfuhr, daß Pauline volle fünf Wochen an meinem Bette gewacht, gesorgt, sich gequält und geängstigt habe. Nun saß sie, glücklich, mich genesen zu sehen, vor meinen Augen, nun konnte ich ihre mütterliche Sorgfalt selbst beobachten, aber auch die tiefen Spuren erkennen, welche Angst, Sorgen und Nachtwachen auf ihrem schönen Gesichte zurückgelassen und es noch verschönert und veredelt hatten. Mehr als des wiedergewonnenen Lebens freute ich mich dieser wiedergewonnenen Liebe, und mit meinem Körper erstarkte der Entschluß, Paulinen nicht zu verlassen. Doch gebrauche ich einen schlechten Ausdruck, indem ich von einem Entschlusse spreche — dessen bedurfte es jetzt gar nicht mehr, der Wunsch und der Wille, mich mit Paulinen auf ewig zu verbinden und mit ihr zu tragen, was eine solche Verbindung mit sich bringt, machten jetzt nur einen natürlichen Bestandtheil, einen unzertrennlichen meiner Liebe aus und verstand sich gewissermaßen von selbst. Meine früheren Bedenklichkeiten und Aengstigungen kamen mir feige vor, und ich machte mir Vorwürfe, daß es erst der Krankheit bedurfte, um mich so umzugestalten, und der Aufopferung Paulinens, um meine Liebe bis zu diesem Grade zu steigern.

„Vernehmen Sie die Entwickelung in kurzen Worten. Ich

erklärte ihr, sie nie verlassen, sie zu meinem Weibe machen zu wollen, und kaum hergestellt, ging ich an meine Arbeiten, um die Stelle meines Vaters, die mir offen gehalten wurde, so bald als möglich anzutreten. Meister Vogt schwur, sich zum Glücke seiner Tochter von ihr so ferne als möglich zu halten; mit Thränen in den Augen sagte er sich gewissermaßen los von ihr, damit sie, die künftige Frau des Predigers, aufhöre, die Tochter des Henkers zu sein. Nie wollte er die Schwelle des Hauses betreten, das sein einziges und geliebtes Kind bewohnte, niemals sie in Gegenwart eines Dritten auch nur kennen, und er zwang sie zu dem Versprechen, demgemäß ihr Leben und ihr Verhältniß zu ihm einzurichten. Ein Universitätsfreund, der bereits eine Pfarre einige Meilen von hier inne hatte, sah mir zu Gefallen über mancherlei Förmlichkeiten hin, glaubte einem kleinen Romane, den ich ihm erzählte, und traute uns in der Stille seiner Dorfkirche vor zwei Zeugen, die er selber geladen, und in Abwesenheit des Vaters der Braut. Mein Staatsexamen war gemacht, das Vikariatsjahr wurde mir erlassen, und ich kündigte meinem Patronatsherrn und meinen Pfarrkindern meine Ankunft an, zugleich die Ankunft meiner Frau, einer geborenen Vogt, Tochter eines Doktors der Medizin. Sie wissen, daß der Name Vogt in diesem Lande wie in den benachbarten Provinzen sehr verbreitet ist; ich konnte es wagen, den Familiennamen meiner Frau zu verrathen und wenigstens in dieser Beziehung wahr zu sein. Einmal getraut und ganz im Besitze dieses geliebten Weibes, fielen die letzten Bedenklichkeiten wie Zunder oder Spinneweben von meiner Seele und kam es mir in der That vor, als wäre es nur ein leeres Vorurtheil gewesen, das mich so lange ängstigte und unglücklich machte. Jetzt war ich glücklich.

* * *

„In der alten, geliebten Umgebung, in dem Wirkungskreise meines Vaters, dessen humaner und milder Geist mich umschwebte, an den ich durch jedes Buch, jedes Bild, durch den

ganzen Hausrath erinnert wurde; in dem Hause, das eine ganze Reihe meiner Voreltern bewohnt hatte, fühlte ich mich mit meiner Frau so heimisch, so eingewurzelt, daß es mir war, als könnte ich eben so wenig wie meine Voreltern dieser Heimat wieder entrissen werden, trotzdem mein Schicksal so verschieden war von jenen ruhigen und wohlgeordneten Existenzen. Meine Frau gefiel allgemein und wurde in allen Familien, denen ich sie pflichtgemäß vorstellen mußte, auf das Freundlichste empfangen. Indessen begnügte ich mich mit diesen vorgeschriebenen Vorstellungen und mit einigen ebenso nothwendigen Besuchen und Gegenbesuchen, und wir zogen uns bald von der Gesellschaft zurück. Meiner Frau schien es hinterlistig, sich bei Leuten einzuführen, von denen sie wußte, daß sie sie bei näherer Kenntniß ihrer Herkunft von sich stoßen würden: die, wenn sie je erführen, daß sie mit einer Scharfrichterstochter umgegangen, sich selbst verabscheuen würden. Außerdem empfand sie jetzt in ihrem häuslichen Glücke nicht mehr jenen Durst nach Gesellschaft, der sie ehemals auf den Tanzboden gelockt hatte. Dazu kamen bald schöne Familienhoffnungen und von Anfang an sehr strebsame Studien unter meiner Anleitung, welche mir die größten Freuden bereiteten und Paulinens Geist und Gemüth in wahrhaft erstaunlich schneller Weise weiter bildeten. Ich hatte bald eine Gefährtin an ihr, die selbst in den ernstesten Fächern mehr meine Studiengenossin als meine Schülerin war, und endlich hatten wir die Musik, eine mir ebenso wie Paulinen geliebte und vertraute Freundin, und — mehr als alles Dieses — unser erstes Kind, einen Knaben, jenen kleinen Virtuosen, den Sie in meinem Hause belauscht haben. Er hat wohl schon im Mutterleibe die Liebe zur Kunst eingesogen, während seine Mutter, als sie ihn unter dem Herzen trug, mit seinem Vater Mozarts und Beethovens Sonaten für Violine und Klavier ausführte. Wir waren glücklich, so glücklich, als sich ein Idyllendichter ein Pfarrerleben denken kann, so glücklich, wie Pfarrer selten sind. Allerdings nahm man uns unsere Zurückgezogenheit übel; meine Frau machte keine Besuche und

keine Einladungen, sie nahm nicht Theil an den beliebten Kaffeegesellschaften, auch nicht an den Lesezirkeln einiger ästhetisirender Frauen, zu denen man sie eingeladen hatte, als man uns zufälliger Weise einmal in unserem Garten bei der Lektüre der göttlichen Komödie belauscht hatte. Die Frau Pfarrerin wollte also eine Ausnahme machen, und eine Ausnahme von der Regel ist in unseren deutschen Städten ein großes Verbrechen, und ein noch größeres Verbrechen ist es, sich für besser oder gebildeter zu halten, als die Honoratioren der Stadt, und dieses mußte wohl bei meiner Frau der Fall sein. Sie hätte sich ja sonst eine Ehre daraus machen müssen, in jene Gesellschaften und Zirkel geladen zu werden und jene Damen bei sich zu sehen. Die Stimmung und öffentliche Meinung werden in einer kleinen Stadt von den Frauen gemacht; sie waren uns also um so weniger günstig, als Pauline in der That die schönste Frau der Stadt war, obwohl man sonst zugeben mußte, daß sie in ihrem Bereiche, z. B. im Armenwesen und als Aufseherin der Mädchenschule, ihre Pflichten als Pfarrerin auf das Glänzendste erfüllte, und daß sie auf den Feldern der Wirksamkeit, welche die Ueberlieferung den Pfarrerinnen anwies, weit mehr und Besseres leistete, als man gerechter Weise verlangen durfte. Mit einem Worte: sie war im höchsten Grade geachtet, dem Neid und der Verleumdung unzugänglich, aber sie war wenig beliebt. Darum wurde die Entdeckung, daß sie von niederer Herkunft sei, mit wahrem Jubel begrüßt. Diese Entdeckung wurde bei Gelegenheit einer Art von Synode gemacht, zu welcher sich die Pfarrer des ganzen Kreises versammelten. Jener Theologe, mit dem ich jenen Sonntag, an welchem ich Pauline kennen gelernt, wandernd und disputirend verbrachte, war jetzt auch Pfarrer in unserem Lande und gehörte mit zu den zur Synode Versammelten. Er besuchte mich, seinen alten Universitätsfreund, und erkannte in meiner Frau jenes aus dem Tivoli ausgestoßene Mädchen, an dessen Seite er nicht die Stadt zu durchwandern wagte. Er gehörte, wie ich Ihnen schon sagte, der orthodoxen Richtung

an und war, seitdem er auf seiner Pfarre saß, noch orthodoxer geworden. Ich war gezwungen, ihm bei der Versammlung Opposition und manche seiner, sich auf Teufel und Hölle beziehenden Anträge zu nichte zu machen. Er war gereizt, und am Abend desselben Tages wußten sämmtliche Predigersfrauen und ihre Freundinnen, daß ich meine Frau kennen gelernt, als sie vom Tanzboden der Dienst- und Nähmädchen der Universitätsstadt gewiesen worden. Der Lärm, der sich erhob, war groß; der vermeintliche Stolz, den meine Frau gezeigt haben sollte, erfüllte die Gemüther nachträglich mit noch größerer Entrüstung als vorher. Man zeigte ihr von da an, wie hoch man über ihr stand. Aber was bedeutete uns Das? Wir wußten ja, daß wir sozial noch viel tiefer standen, als die Stadt nur im Entferntesten ahnte! Wir konnten reden lassen, so lange unsere Häuslichkeit unangetastet und so lange unser wahres Geheimniß unenthüllt blieb. Pauline war bestimmt, selbst den Schleier zu lüften, oder vielmehr wegzureißen.

„Von ihrem Vater bekamen wir nur selten Nachrichten; die Bedingungen, die er sich selber auferlegt hatte, erfüllte er mit wahrhaft heldenmüthiger Gewissenhaftigkeit. Er widerstand den Einladungen seiner einzigen Tochter, sie einmal, wenn auch nur auf eine Stunde, geheim zu besuchen, und ihren Bitten, ihn einmal besuchen zu dürfen. Sie sollte mit der Gefahr nicht spielen, sie sollte um ihres Glückes willen ihn gänzlich aufgeben, sie sollte ihn, er beschwor sie darum, verleugnen, denn nur so sei die Möglichkeit gegeben, daß sie, die von so wenigen Menschen gekannt war, unerkannt als Tochter des Henkers ihr Leben vollende. Je mehr Aufopferung und Liebe er ihr so bewies — (in der That die größte Aufopferung, da er auf der weiten Welt Niemand hatte und noch weniger besaß zur Befriedigung menschlich-gemüthlicher Bedürfnisse als irgend ein Einsamer) — desto größer wurde die Sehnsucht Paulinens nach ihrem Vater. Sie unterdrückte sie aus Rücksicht für mich, aber die Qual, die Sorge um den fernen, einsamen alten Mann wurde darum nicht geringer.

Da — es war im zweiten Jahr unserer Ehe — wurde in unserer Gegend ein Mord begangen, ein ganz gemeiner Raubmord. Der Thäter wurde ergriffen, die Sache war sehr klar, der Prozeß kurz, und der Mörder wurde zum Tode verurtheilt. Er sollte in unserer Stadt hingerichtet werden, und unsere Stadt gehörte mit zum Scharfrichtergebiete meines Schwiegervaters. Er mußte nun zu uns kommen, und zwar in seinem schauerlichen Amte. Ich bebte der Zeit entgegen; Pauline vergaß das blutige Amt ihres Vaters, die traurige Veranlassung, und jubelte. Zum ersten Male seit zwei Jahren wurde ich wieder an das blutige Gespenst erinnert, das zwischen uns stand; fühlte ich mich von ihrer Fühllosigkeit dem Amte ihres Vaters gegenüber wieder beleidigt, wieder in diese Welt versetzt, in die ich mich so sehr einzutreten sträubte, und wieder hinein gebannt. Ich sagte mir, daß Pauline, da sie ein Kind hatte, jetzt anders fühlen, diese Dinge anders betrachten müßte. Ich dachte mit Schauer daran, daß sie an demselben Tage den Henker, der eben sein Amt verrichtet, umarmen und mein Kind küssen werde.

„Es war mir noch Anderes aufbewahrt. Nach alter Sitte traf die Pflicht, den armen Sünder auf den Tod vorzubereiten und auf den Richtplatz zu begleiten, die drei Pfarrer der Stadt der Reihe nach, einen nach dem andern. Zwei Tage vor der Hinrichtung überraschte mich die Mittheilung, daß die Reihe an mir sei. Schwiegervater und Schwiegersohn sollten sich also auf dem Richtplatze wiedersehen! Wahrlich, ich war nicht in der Stimmung, einem solchen Unglücklichen Trost zuzusprechen, als ich mich, auf jene Mittheilung hin, ins Gefängniß begab. Alle Möglichkeiten schwebten mir vor und beinahe die Gewißheit, daß diese Zusammenkunft Verrath meines Geheimnisses und Zertrümmerung meines Glückes herbeiführen werde.

„Am zweiten Tage Abends traf ich meinen Schwiegervater vor dem Gefängnisse. Er benahm sich musterhaft. Er grüßte mich achtungsvoll, hielt sich aber so ferne von mir, daß keiner der anwesenden Beamten unser Bekanntsein ahnen konnte. Es

kommt vor, daß der Scharfrichter sich mit dem Prediger zu besprechen wünscht, und dieß benützte Meister Vogt, ließ mich durch einen der Beamten um eine Unterredung bitten und folgte mir dann in einen Winkel des Gefängnißhofes.

„‚Ich wollte nur wissen, wie es euch gehe,‘ sagte er traurig — ‚was macht Pauline und ihr Kindchen?‘

„‚Sie werden uns besuchen,‘ sagte ich leise, ‚heute Abend könnten Sie kommen. Ich habe es Paulinen versprochen, Sie darum zu bitten — sie sehnt sich nach Ihnen — sie würde es nicht verschmerzen, Sie nicht gesehen zu haben.‘

„Der Scharfrichter schüttelte den Kopf in so betrübter Weise, daß mir beinahe die Thränen in die Augen traten. ‚Nein, lieber Möbius,‘ sagte er mit fester Stimme, ‚ich werde nicht zu Ihnen kommen, ich werde halten, was ich mir versprochen habe. Spielen Sie nicht mit der Gefahr. Die unbedeutendste Kleinigkeit kann einen Anhaltspunkt zur Entdeckung bieten. Grüßen Sie mir Pauline und trösten Sie sie. Ich bin fest entschlossen, Ihre Schwelle nicht zu überschreiten und mir das Glück, sie zu sehen, zu versagen.‘

„Ich bestellte Paulinen seine Botschaft. Sie gerieth außer sich, sie machte mir Vorwürfe, daß ich ihm nicht genug zugeredet, und brachte die halbe Nacht mit Weinen zu. Als ich mich gegen Morgengrauen erhob, um meine traurige Pflicht zu erfüllen, fand ich sie in fieberhafter Aufregung. Sie trug mir die heißesten Grüße an ihren Vater auf und beneidete mich, daß ich so sehr in seine Nähe komme. Wahrlich, ich war darum nicht zu beneiden. War mir das Handwerk meines Schwiegervaters von jeher verabscheuungswürdig, wie mußte es mir erst jetzt werden, da ich es in der Ausübung sehen sollte. Es war schon genug, daß ich den armen Sünder auf das Gerüste begleiten und zum ersten Mal in meinem Leben den unmenschlichen Akt mit eigenen Augen ansehen sollte. Meine Pflicht gebot mir, den Unglücklichen bis zum allerletzten Augenblicke nicht zu verlassen, ihm noch zuzureden, wenn schon das Schwert nach seinem Nacken fährt.

„Während ich auf dem Karren an der Seite des Delinquenten auf den Richtplatz fuhr, mußte ich, trotz aller Theilnahme, die ich für ihn empfand, trotzdem ich mich mit Grauen in seinen Zustand versetzte, trotzdem mich die lebende Todesangst in seinem Gesichte beinahe ansteckte und mit gleicher Angst erfüllte — trotz all Dem mußte ich manchmal denken: Was würde diese versammelte Menge sagen, wenn sie wüßte, daß diese zwei Männer, die auf dem Blutgerüste ihr Amt verrichten, daß Prediger und Henker Eidam und Schwiegervater sind. Dieser Gedanke trat allerdings in den Hintergrund, als ich wirklich neben meinem Schwiegervater auf dem Gerüste stand und der Verurtheilte mich bat, ihm ein Gebet vorzusagen. Ich that es mit Inbrunst, während mein Schwiegervater hinter mir stand und, das Schwert in der Hand, die Menge betrachtete. Plötzlich fühlte ich meine Schulter leise berührt — ich glaubte, er wolle mich mahnen, kurz zu sein, aber er neigte sich zu mir herab und flüsterte mir ins Ohr: ‚Ich sehe Paulinen!‘ Er sagte das mit einem glücklichen Ausdrucke im Gesichte, der am Allerwenigsten zu dem Momente paßte — aber er schien auch den Moment und sein Amt ganz vergessen zu haben. Er starrte immer vor sich hin in die Menge hinein, nach einem Punkte, und ich Unglückseliger war es, der ihn wieder zu sich bringen mußte. Er streckte sich, schob mich zur Seite und trat vor. Aber er zitterte am ganzen Leibe und machte eine Bewegung mit dem Kopfe und mit den Augen, die mir verrieth, daß es vor seinen Augen schwamm. Trotzdem schwang er das Schwert und that, was seines Amtes, aber er that es schlecht. —

„Erlauben Sie mir, daß ich über eine gräuliche, blutige Szene rasch hinweggehe — ich will Ihnen ja keine Hinrichtungsgeschichte erzählen. Erlassen Sie mir die Beschreibung des Schrecklichen, deß nächster Zeuge ich gewesen. Meister Vogt kam mit seiner Verrichtung nicht zu Ende, das Volk wurde wüthend, ein Hagel von Steinen flog gegen das Gerüst, und den Steinen folgte rasch die Masse, welche die Treppe heraufstürmte. Ich

war eben daran, mich vor den Scharfrichter hinzustellen, um ihn mit meinem Leibe zu schützen, als die Masse dem Andrängen einer Frau weichen mußte, die mit unglaublicher Schnelligkeit und Kraft das Gedränge theilte, die Treppe herauf eilte und sich wie ein Schild auf den bedrohten Scharfrichter warf. Es war Pauline. Sie umklammerte ihren Vater, nannte ihn, der allerdings in der höchsten Lebensgefahr schwebte, mit den zärtlichsten Namen und wandte sich dann rasch gegen einige Leute aus dem Volke, die ihn bereits an Armen und Beinen gefaßt hatten, und rief ihnen mit lauter Stimme zu: ‚Es ist mein Vater!‘ Ein Schrei der Ueberraschung ging durch die Menge, in welcher unzählige der Zuschauer meine Frau kannten. Die nächsten Anstürmer wichen zurück, und die Soldaten, die sich hatten zurückdrängen lassen, konnten wieder das Gerüst umgeben. Der gedeckte Wagen des Scharfrichters, beschützt von reitender Gendarmerie, näherte sich, und von Paulinen an der Hand gefaßt, stieg der Scharfrichter mit ihr und mir in den geschlossenen Raum, und wir flogen davon und verbargen uns hinter den Mauern des festungsartigen Gefängnißgebäudes.“

* * *

Nach einigem Schweigen fuhr Möbius fort: „Den Rest können Sie sich wohl selber erzählen. Es ist natürlich, daß die Gemeinde nicht eine Henkerstochter zur Pfarrerin haben wollte. Ich machte nur einen Versuch: ich ging nächsten Sonntag in meine Kirche und fand sie leer. Ich kehrte in mein Haus zurück und schrieb mein Entlassungsgesuch. In der Nacht darauf verließ ich mit Weib und Kind, und zwar, um so unbemerkt als möglich fortzukommen, zu Fuße, die Stadt. Wir erwarteten den Morgen in einem Dorfe der Umgegend, mietheten dann einen Wagen und fuhren hierher in diese Stadt. Unsere Habseligkeiten ließen wir nachfolgen. Die Geschichte hatte großes Aufsehen gemacht und fand ihren lautesten Wiederhall gerade hier in der Heimat des Scharfrichters und Paulinens. Es war uns

unmöglich, in der Stadt selbst eine Wohnung zu finden, und ich war gezwungen, das kleine Haus zu beziehen, das meinem Schwiegervater gehört, das beinahe so einsam liegt wie eine Scharfrichterwohnung, und in dem Sie mich gestern entdeckt haben. Es ist diese Wohnung bisher das Einzige, was ich von meinem Schwiegervater angenommen habe. Trotz allem Elend, in das ich versank, konnte ich mich nicht überwinden, mich mit Geldern nähren zu lassen, die zum Theil Hinrichtungshonorare sind. Mein Schwiegervater ist übrigens nicht so wohlhabend, als man nach der Gemächlichkeit seiner Wohnung glauben könnte. Den größten Theil seines angeerbten Vermögens verwandte er auf die Erziehung seiner Tochter. Den Aberglauben, eine große Quelle der Einkünfte für andere Scharfrichter, beutete er nicht aus, und seine ärztliche Praxis, die zum großen Theil eine Armenpraxis war, kostete ihn mehr, als sie ihm einbrachte. Dieser Henker war nämlich der Wohlthäter vieler Kranken und Armen, mit denen ihn seine Praxis in Berührung brachte.

„Ich wollte mich Anfangs als Lehrer und Stundengeber ernähren — aber die Eltern scheuten sich, ihre Kinder dem Eidam des Scharfrichters anzuvertrauen. Ich klage Niemand an; in gleichem Falle hätte ich dieselben Bedenken gehabt. Kurz, ich versank in Mangel und Elend, aus denen ich mich nun seit Jahren nicht herauszuarbeiten vermag. Ich wäre längst verfallen und versunken, wenn nicht eine Frau an meiner Seite stünde, die mich mit ihrer Stärke noch Härteres ertragen lehrte. Sie, lieber Freund, haben mir auf einige Zeit aus der Noth geholfen, aber glauben Sie ja nicht, daß ich in meiner jetzigen Stellung mit Sicherheit der Zukunft entgegensehe. Ich weiß es aus jahrelanger Erfahrung, daß der geringste Vorwand, ein scheinbarer Grund zur Unzufriedenheit hinreichen werden, um sich des Eidams des Scharfrichters wieder zu entledigen. Doch ich wollte nicht klagen, ich wollte Ihnen nur meine Geschichte erzählen, damit Sie wissen, ob Sie das Haus der Ausgestoßenen, das Sie zufällig entdeckt, wieder aufsuchen wollen; ob Sie

es vermögen, sich an unseren Tisch zu setzen, meine Kinder zu küssen und sich nicht zu entsetzen, wenn zufällig der Vater der Hausfrau eintritt."

* * *

Um nachdrücklich zu antworten, wanderte ich schon am nächsten Tage nach dem stillen, friedlichen Hause hinaus. Und ich kam oft und verbrachte daselbst schöne Stunden in Gesellschaft dieser gebildeten und mit den Künsten und Wissenschaften vertrauten Familie. Doch dauerte dieser Umgang nicht lange; Manches, was ich in dieser Universitätsstadt gewollt, war erreicht, Anderes verfehlt, und ich ergriff den Wanderstab, den ich durch viele Jahre nicht wieder aus der Hand legen sollte. Ich durchreiste die meisten Länder Europa's und einen Theil Asiens, neue Eindrücke verdrängten die alten, und neue Freundschaften ließen mich alte Bekanntschaften vergessen. Es waren seit jener Nacht, in welcher mir Möbius seine Geschichte erzählt hatte, nahe an fünfzehn Jahre vergangen, als ich eines Tages auf dem Markte von Beaucaire in Languedoc unter den großen Platanen, welche die glänzendsten und größten Meßbuden beschatten, von den Tönen einer Musik angezogen wurde, die ich sogleich als deutsche Musik erkannte, und die nichts mit dem gewohnten Musiklärm der Märkte und Messen gemein hatte. Ich näherte mich und sah unter der großen Platane einen älteren Mann, der mit vielem Ausdruck die Violine spielte und dabei von zwei Jünglingen, deren jüngster wohl sechzehn Jahre alt sein mochte, auf einer zweiten Violine und der Bratsche begleitet wurde. Ich wollte nur hören, aber bald wurde meine Aufmerksamkeit durch das Gesicht des Alten so sehr in Anspruch genommen, daß ich von der Musik nichts mehr vernahm. Ich erkannte hinter dem beinahe ganz grauen Barte meinen alten Karl Möbius. Eine Viertelstunde darauf saßen wir in einer Herberge zusammen, in welcher Pauline unsere Gesellschaft vergrößerte. Ich erfuhr, daß der älteste Sohn, jener Knabe, den

ich damals im Garten belauscht hatte, sich zu einem bedeutenden Künstler herangebildet, daß er vor drei Jahren auf Reisen gegangen, und daß er endlich in Barcelona eine angenehme und dauernde Stellung gefunden habe. Er lud die Seinen ein, ihm zu folgen und die Heimat zu verlassen, wo sie noch immer die Ausgestoßenen waren. Die Eltern überlegten es sich nicht lange und folgten dem Rufe ihres lieben Sohnes; die Kosten der weiten Reise wurden mit Hülfe der Violinen herausgeschlagen, indem Vater und Söhne als fahrende Musikanten dahinzogen und sich bei dieser Gelegenheit die Welt im Einzelnen ansahen.

Ein Jahr darauf sah ich die Familie wieder im Theater zu Barcelona, wo der älteste Sohn im Orchester den Kapellmeisterstab wie einen Szepter schwang, und der Vater und die zwei jüngeren Brüder als seine Untergebenen diesem Szepter gehorchten. Sämmtliche Möbius gehörten zu den beliebtesten Musiklehrern der Stadt.

Kostet nicht.

Die Laufbahn meines Vaters war, so weit sie vom eigenen Können und Wollen und von den Beziehungen zu anderen Menschen abhing, eine glückliche gewesen; er gehörte in seinen alten Tagen zu den geachtetsten und geliebtesten, wenn auch nicht zu den berühmtesten Mitgliedern der Universität; daß ihn die neue Wissenschaft überflügelte, darüber tröstete er sich leicht, denn ihr Triumph stand ihm höher als sein Ehrgeiz, und ich, sein einziger Sohn, gehörte ja mit zu der jungen Generation, welche die seinige in den Hintergrund drängte. Es freute ihn, daß der Anfang meiner Laufbahn mit der seinigen so viel Aehnlichkeit hatte; er nahm das als ein Vorzeichen, daß ich so glücklich sein werde, wie er es gewesen. Ich hatte eben meine Studien vollendet an derselben Universität, an der er seine Jugend verbracht und an der er als Professor der Geschichte und der Staatswissenschaften angestellt war, fühlte mich aber noch zu jung und mein Wissen zu lückenhaft, um mich sogleich zu habilitiren. Ich sollte eine Hauslehrerstelle antreten, die mir durch einige Jahre Muße genug zu fernerer Ausbildung gewähre und Geld genug einbringe, um dann, vor Rückkehr auf die Universität, noch einige Reisen machen zu können. Gerade so war es bei meinem Vater gewesen, als er sich in meinem Alter befand, und um die Aehnlichkeit unseres Jugendlebens möglichst weit zu treiben, richtete es der Zufall so ein, daß ich in derselben Gegend Thüringens eine Hauslehrer-

ich damals im Garten belauscht hatte, sich zu einem bedeutenden Künstler herangebildet, daß er vor drei Jahren auf Reisen gegangen, und daß er endlich in Barcelona eine angenehme und dauernde Stellung gefunden habe. Er lud die Seinen ein, ihm zu folgen und die Heimat zu verlassen, wo sie noch immer die Ausgestoßenen waren. Die Eltern überlegten es sich nicht lange und folgten dem Rufe ihres lieben Sohnes; die Kosten der weiten Reise wurden mit Hülfe der Violinen herausgeschlagen, indem Vater und Söhne als fahrende Musikanten dahinzogen und sich bei dieser Gelegenheit die Welt im Einzelnen ansahen.

Ein Jahr darauf sah ich die Familie wieder im Theater zu Barcelona, wo der älteste Sohn im Orchester den Kapellmeisterstab wie einen Szepter schwang, und der Vater und die zwei jüngeren Brüder als seine Untergebenen diesem Szepter gehorchten. Sämmtliche Möbius gehörten zu den beliebtesten Musiklehrern der Stadt.

Rostet nicht.

Die Laufbahn meines Vaters war, so weit sie vom eigenen Können und Wollen und von den Beziehungen zu anderen Menschen abhing, eine glückliche gewesen; er gehörte in seinen alten Tagen zu den geachtetsten und geliebtesten, wenn auch nicht zu den berühmtesten Mitgliedern der Universität; daß ihn die neue Wissenschaft überflügelte, darüber tröstete er sich leicht, denn ihr Triumph stand ihm höher als sein Ehrgeiz, und ich, sein einziger Sohn, gehörte ja mit zu der jungen Generation, welche die seinige in den Hintergrund drängte. Es freute ihn, daß der Anfang meiner Laufbahn mit der seinigen so viel Aehnlichkeit hatte; er nahm das als ein Vorzeichen, daß ich so glücklich sein werde, wie er es gewesen. Ich hatte eben meine Studien vollendet an derselben Universität, an der er seine Jugend verbracht und an der er als Professor der Geschichte und der Staatswissenschaften angestellt war, fühlte mich aber noch zu jung und mein Wissen zu lückenhaft, um mich sogleich zu habilitiren. Ich sollte eine Hauslehrerstelle antreten, die mir durch einige Jahre Muße genug zu fernerer Ausbildung gewähre und Geld genug einbringe, um dann, vor Rückkehr auf die Universität, noch einige Reisen machen zu können. Gerade so war es bei meinem Vater gewesen, als er sich in meinem Alter befand, und um die Aehnlichkeit unseres Jugendlebens möglichst weit zu treiben, richtete es der Zufall so ein, daß ich in derselben Gegend Thüringens eine Hauslehrer-

und das sei sehr natürlich, denn solcher Fräulein Oberforstmeister gebe es nicht zwei in der Stadt, vielleicht nicht in der Welt. Der Wirth erläuterte diese Mittheilungen. Das Fräulein Oberforstmeister sei eine der populärsten, ja die populärste Gestalt der Stadt und Umgebung, und das danke sie ebensowohl ihrem guten Herzen, das von einem großen Vermögen den wohlthätigsten Gebrauch zu machen wisse, wie ihrer auffallenden Erscheinung, — denn sie sei, wie sie der Volkswitz nennt, der größte Mann der Stadt. „Gehen Sie," fügte er hinzu, „nur zum Thüringer Thore hinaus, und wenn Sie dort wo zwischen den Landhäusern einer recht ansehnlichen Riesin begegnen, so sprechen Sie sie nur getrost als Fräulein Oberforstmeister an, — ragt sie Ihnen aber nirgends entgegen, so suchen Sie nur unter den Landhäusern das sauberste und schmuckeste aus, Sie werden nicht fehl gehen, — da haust und waltet sie in der angenehmsten Einsamkeit, einen Theil des Tages in Garten und Haushalt, einen andern Theil mit Büchern beschäftigt oder von fröhlicher Jugend umgeben, wie eine lustige Gluckhenne. Eine treffliche Person, Herr Volker, ich versichere Sie, eine ganz vortreffliche Person, und respektirt in Stadt und Land wie kein anderer Mann und keine andere Frau."

Der Wirth, der mir beim Frühstück Gesellschaft leistete, fuhr fort, mir in diesem Tone von der Unbekannten zu sprechen und allerlei Beispiele ihres guten Herzens zu erzählen, daß ich mich in der That auf den Gang in das Landhaus herzlich freute. Es war mir, als sollte ich in dieser mir fremden Gegend eine gemüthliche Freundin finden, und ich wünschte mich dessen zu versichern, bevor ich mich auf das Schloß in das immerhin untergeordnete Verhältniß eines Hauslehrers und unter die mir wildfremden Menschen begab.

Es war noch zu früh für einen ersten Besuch, und so wanderte ich in der Umgebung des Landhauses, das ich nach der Beschreibung des Wirthes sogleich erkannt hatte, einige Zeit hin und her und suchte mich alles Dessen zu erinnern, was ich von

in wohlthuender, ruhiger Harmonie kam ich nach achttägiger Reise in der Stadt an, in deren Nähe das Schloß lag, in welchem ich meine Hofmeister-Funktionen beginnen sollte. Manches Haus, mancher Hügel, hundert verschiedene Gegenstände erinnerten hier an die Erzählungen meines Vaters und an ihn selber; jedes seiner Worte kam mir aufs Lebhafteste in die Erinnerung, und es war mir eine Herzensangelegenheit, seinen Spuren zu folgen und jeder seiner Anweisungen zu gehorchen. Ich suchte das Gasthaus auf, in welchem er abgestiegen war, und nachdem ich die Stadt durchwandert und mir beim Anblick der Häuser und Straßen seine Erzählungen vor den dazu gehörigen Dekorationen, ganz wie ich mir einbildete, der Wahrheit getreu vergegenwärtigt, fiel es mir ein, daß er mir vor Monaten von einem guten Fräulein Elise Emmerich, einer Freundin meiner Mutter, gesprochen, mit dem Bemerken, daß ich sie besuchen und ihm dann über das jetzige Leben der sonderbaren, aber vortrefflichen Person schreiben müsse. Konnte ich letzteres leider nicht mehr thun, so wollte ich doch wenigstens dem ersten Theile des Auftrages nachkommen und eine Person aufsuchen, die er die Freundin meiner Mutter nannte und von der er mit so viel Wohlwollen gesprochen.

Als ich mich am nächsten Morgen bei der Dienerschaft des Gasthauses nach der Adresse des Fräuleins Elise Emmerich erkundigte, glaubte ich schon zu spät gekommen zu sein, um die alte Jungfer kennen zu lernen, und mußte ich voraussetzen, daß sie ihrer Freundin bereits gefolgt sei, denn keiner der Kellner wollte je von einem Fräulein Emmerich in hiesiger Stadt etwas gehört haben. Glücklicher Weise kam der Wirth dazu, als die Kellner noch über Sein und Nicht-Sein eines Fräuleins Emmerich disputirten, lachte und rief: „Der Herr meint das Fräulein Oberforstmeister —"

„Ja," rief es im Chorus dagegen, „das Fräulein Oberforstmeister, das existirt allerdings!" — und nun begann Jeder zu erklären, wie besagtes Fräulein nur unter besagtem Titel bekannt sei, daß sie unter diesem Titel jedes Kind in der Stadt kenne,

auffallenden Kontrast, daß ich mich von meinem Erstaunen nicht rasch genug erholen konnte, um mich ihr auf schickliche Weise vorzustellen. Mein Erstaunen wuchs noch, als ich bemerkte, wie sie gleich beim Eintritte erschrocken zurückfuhr, erblaßte und vergebens etwas zu sagen strebte. Ich stotterte, und sie schwieg. Endlich machte sie mir zwei Schritte entgegen, faßte meine beiden Hände und sagte, noch ehe ich mich genannt hatte: „Sie sind Oskar Volker! Seien Sie mir herzlich willkommen."

„Sie erkennen mich, mein Fräulein —"

„Wie sollte ich nicht," sagte sie mit zitternder Stimme, „Sie sind ja sein leibhaftiges Ebenbild, — so wie Sie hier vor mir stehen, so war er, als er gerade so alt wie Sie jetzt, — gerade so sah ich ihn hier in diesem selben Hause, in dieser selben Stube. — Setzen Sie sich," sagte sie noch immer aufgeregt, indem sie mich auf das Sopha niederzog und sich neben mir niederließ. „Erzählen Sie mir, wie geht es ihm? wie lebt er? mit welcher Arbeit ist er jetzt beschäftigt? — Erzählen Sie Alles und ausführlich."

Ich sah sie erschrocken an. Bei der Freundschaft für meinen Vater, die aus jedem ihrer Worte, aus jeder Geberde sprach, war es mir höchst peinlich, ihr von seinem Tode, von dem sie offenbar nichts wußte, zu sprechen. Ich schlug die Augen nieder und sagte leise: „Sie wissen also nicht —"

„Was?" rief sie erschrocken.

„Mein armer Vater —"

„Er ist todt!" rief sie wieder und sprang vom Stuhle auf.

Da ich schwieg und der Ausdruck meines Gesichtes ihre Frage wohl deutlich genug bejahte, drückte sie beide Hände vor die Augen, wandte sich plötzlich um und eilte in die zweite Stube, deren Thüre sie hinter sich zuschlug. Ich war überrascht, ja erschüttert. Der Anblick dieser Fremden, welche diesen Tod so lebhaft empfand, vergegenwärtigte mir aufs Neue den Verlust, den ich erlitten, und ohne viel darüber nachzudenken, wie auffallend es war, daß eine Fremde, die meinen Vater eigentlich nur in

seiner Jugend gekannt und die ihn seit mehr als zwanzig Jahren nicht gesehen hatte, — daß eine Person von so männlich kräftigem, beinahe derbem Wesen von der Todesnachricht so gerührt wurde: versenkte ich mich in das Unglück eines so herben Verlustes, und seit vielen Tagen zum ersten Male traten wieder Thränen der innigsten kindlichen Trauer in meine Augen. Nach ungefähr einer halben Stunde sah ich Fräulein Emmerich in einer schattigen Allee ihres Gartens langsam auf und ab gehen, mit einem Taschentuche in der Hand, das sie manchmal auf die Augen drückte. Bei einer Biegung bemerkte sie, daß ich sie vom Fenster aus beobachtete, erhob den Kopf und machte eine Bewegung, als ob sie etwas abschüttelte, und trat dann entschiedenen Schrittes wieder in das Haus und in das Zimmer.

Ich konnte es ihren Augen ansehen, daß sie heftiger geweint hatte, als ich selbst. Doch setzte sie sich ruhig zu mir und sagte mit einer Stimme, in welcher das überwundene Weinen nur noch leise nachzitterte: „Erzählen Sie mir von seinen letzten Tagen, von seiner Krankheit, — wie er gestorben — Alles."

Ich erzählte, und zwar mit der größten Ausführlichkeit, und ohne meinen Gefühlen den geringsten Zwang anzuthun. Nach dem so eben Erlebten fühlte ich es deutlich genug, daß sie Alles und Jedes, was meinen Vater betraf, aufs Herzlichste interessirte, und daß ich zu ihr sprechen konnte, wie zu einer nahen Anverwandten. In der That war es mir jetzt schon, als stünde ich zu ihr in einem solchen blutsverwandtschaftlichen Verhältnisse, denn was vermag zwei Menschen inniger zu verbinden, als gemeinschaftliche, aufrichtige Trauer um dieselbe geliebte Person? Während ich ohne Rückhalt erzählte, saß sie ruhig da, aufmerksam jedem Worte, fast möchte ich sagen, jeder Silbe folgend, und es war ein eigenthümlich rührender Kontrast, wie bei dieser ihrer äußerlichen Ruhe von Zeit zu Zeit aus ihren Augen, die bald auf mich, bald auf irgend einen Punkt im Zimmer gerichtet waren, langsam eine einzelne Thräne niederfloß, — und noch auffallender war der Kontrast zwischen dieser ächten weiblichen

auffallenden Kontrast, daß ich mich von meinem Erstaunen nicht rasch genug erholen konnte, um mich ihr auf schickliche Weise vorzustellen. Mein Erstaunen wuchs noch, als ich bemerkte, wie sie gleich beim Eintritte erschrocken zurückfuhr, erblaßte und vergebens etwas zu sagen strebte. Ich stotterte, und sie schwieg. Endlich machte sie mir zwei Schritte entgegen, faßte meine beiden Hände und sagte, noch ehe ich mich genannt hatte: „Sie sind Oskar Volker! Seien Sie mir herzlich willkommen."

„Sie erkennen mich, mein Fräulein —"

„Wie sollte ich nicht," sagte sie mit zitternder Stimme, „Sie sind ja sein leibhaftiges Ebenbild, — so wie Sie hier vor mir stehen, so war er, als er gerade so alt wie Sie jetzt, — gerade so sah ich ihn hier in diesem selben Hause, in dieser selben Stube. — Setzen Sie sich," sagte sie noch immer aufgeregt, indem sie mich auf das Sopha niederzog und sich neben mir niederließ. „Erzählen Sie mir, wie geht es ihm? wie lebt er? mit welcher Arbeit ist er jetzt beschäftigt? — Erzählen Sie Alles und ausführlich."

Ich sah sie erschrocken an. Bei der Freundschaft für meinen Vater, die aus jedem ihrer Worte, aus jeder Geberde sprach, war es mir höchst peinlich, ihr von seinem Tode, von dem sie offenbar nichts wußte, zu sprechen. Ich schlug die Augen nieder und sagte leise: „Sie wissen also nicht —"

„Was?" rief sie erschrocken.

„Mein armer Vater —"

„Er ist todt!" rief sie wieder und sprang vom Stuhle auf.

Da ich schwieg und der Ausdruck meines Gesichtes ihre Frage wohl deutlich genug bejahte, drückte sie beide Hände vor die Augen, wandte sich plötzlich um und eilte in die zweite Stube, deren Thüre sie hinter sich zuschlug. Ich war überrascht, ja erschüttert. Der Anblick dieser Fremden, welche diesen Tod so lebhaft empfand, vergegenwärtigte mir aufs Neue den Verlust, den ich erlitten, und ohne viel darüber nachzudenken, wie auffallend es war, daß eine Fremde, die meinen Vater eigentlich nur in

mich zu ihrem Erben, zum Erben eines Besitzthums, das ihr offenbar sehr theuer war. Ich blieb gerne, als sie mich zum Essen einlud, und nach dem Essen verbrachte ich noch den ganzen Nachmittag und Abend mit ihr in ihrem Garten, vollkommen ungestört, da sie heute keinen Besuch annahm; so war sie denn auch bald in alle meine persönlichen Verhältnisse eingeweiht. Sie erstaunte, daß ich nach einem langen, arbeitsamen Leben meines Vaters, als sein einziges Kind, noch gezwungen sein sollte, durch eine Hauslehrerstelle mein Leben zu fristen, bis ich eine gesicherte Anstellung fände; „aber," fügte sie lächelnd hinzu, „daran erkenne ich wieder meinen alten Freund, der weder die Eigenschaften, mit denen ihn die Natur ausgestattet, noch seine Gelehrsamkeit auszubeuten verstand."

Zu meiner Verbindung mit dem Hause des Rittergutsbesitzers v. F., bei dem ich morgen als Hauslehrer eintreten sollte, schüttelte sie bedenklich den Kopf. Das seien, meinte sie, keine Leute für mich, und ich werde mich in ihrer Gesellschaft nicht wohl fühlen. Es seien Menschen, bei denen nur Geld und Titel Werth hätten, und denen meine Anschauungs- und Erziehungsweise schwerlich zusagen werde. Sie rieth mir, wo möglich das Verhältniß noch vor Beginn zu lösen. Als ich ihr das Schwierige eines solchen Schrittes darstellte und mit meinen Vermögensverhältnissen motivirte, wollte sie etwas erwidern, hatte aber augenscheinlich nicht den Muth, auszusprechen, was sie aussprechen wollte. „Nun," sagte sie nach einiger Zögerung, „treten Sie in Gottes Namen ein, thun Sie das Ihrige, und das Uebrige wird die Zeit lehren. Es thäte mir nur leid, wenn Sie einen Theil der schönen Jugendzeit unfruchtbar und auf unerquickliche Weise verlieren sollten. Indessen, um Ihnen den Eintritt in das Haus nicht ganz zu verleiden, so will ich Ihnen doch gleich verrathen, daß Sie daselbst einem Wesen begegnen, das allerdings geeignet ist, auch einen unangenehmen Aufenthalt annehmbar zu machen. Ich meine Fräulein Sabine, das Aschenbrödel des Hauses, eine arme Anverwandte, die beinahe den

ganzen Haushalt zu überwachen hat. Es ist das ein überaus liebenswürdiges Geschöpf, ein gutes Kind, das mich oft besucht und das zu der kleinen Welt von Jugend und Güte gehört, die ich gerne um mich versammle. Es sei Ihnen das, je nach Umständen, als Trost oder auch als Warnung gesagt. Jedenfalls seien Sie gut gegen sie und nehmen Sie sich, wenn Sie können, ihrer an. Das gute Kind bedarf in seiner Einsamkeit einiger Theilnahme. Ich hätte sie längst zu mir ins Haus genommen, wenn sie sich entschließen könnte, ihre Anverwandten durch einen solchen Schritt vor der Welt anzuklagen."

So und noch ausführlicher in die Verhältnisse der v. F.'schen Familie eingeweiht und mit gutem Rath ausgerüstet, trat ich am folgenden Tage meine Stelle an. Da es ganz und gar nicht zum Zwecke dieser Erzählung gehört, diese Familie näher zu schildern, so sage ich nur, daß ich Alles bewahrheitet gefunden, und daß Alles so eintraf, wie es mir meine verehrte Freundin vorausgesagt. Der Geist, der in diesem Kreise herrschte, war, wie man sich heute ausdrücken würde, ein durch und durch realistischer; in der Erziehung sollte auf nichts Anderes gesehen werden, als auf das positiv Nützliche; Alles, was den Gemüthern der Kinder einen höheren Schwung, ihren Seelen eine edlere Stimmung geben konnte, wurde als idealistisch, als sentimental, als verderblich verurtheilt. Vater und Mutter überwachten mich in dieser Beziehung mit der größten Aengstlichkeit als einen gefährlichen Menschen, der ihre Kinder in moralische Schwächlinge oder Narren zu verwandeln drohte. Meine Zöglinge, schon von Natur ziemlich trockene Seelen, wurden förmlich vor mir gewarnt, und die Mutter hielt es für nothwendig, ihnen von Zeit zu Zeit in ihrer Stube und auf Spaziergängen Vorträge zu halten, welche ein Gegengift gegen meine Gifte sein sollten. Die Kinder, denen ihrer Natur und bisherigen Erziehung gemäß die im Hause herrschenden Ansichten mehr zusagten, als die meinigen, hielten sich mir gegenüber fortwährend in der Defensive, und es ward mir nicht einmal der Trost, der unglücklichen Erziehern manchmal zu

Theil wird, mich durch das Vertrauen oder die Liebe meiner Schüler ermuthigt zu sehen. Diese Zustände bildeten sich zwar erst im Laufe mehrerer Wochen zu diesem ausgesprochenen Charakter aus, aber ich empfand die Keime derselben schon in den ersten Tagen und fand mich von Anfang an unbehaglich im Hause. Von dem Troste, den mir Fräulein Emmerich versprochen hatte, ward mir sehr wenig zu Theil, denn ich bekam Sabine nur selten zu sehen, und von einer Unterhaltung, einem Gespräche mit ihr war noch weniger die Rede. Sie aß zwar, als Anverwandte, mit uns an demselben Tische, aber sie hatte ihren Platz am untersten Ende der Tafel, sprach nur, wenn sie, was selten genug geschah, angeredet wurde, und spielte übrigens mehr die Rolle einer Dienenden, als einer Tischgenossin. Es ist natürlich, daß ich mich, nach den Mittheilungen meiner alten Freundin, gleich von Anfang an mit Theilnahme nach ihr umsah. Schon ihr Aeußeres bestätigte alles Gute, was mir über sie gesagt worden; sie war in der That überaus lieblich und anmuthig, und ihre Schönheit wurde nur noch erhöht durch den Dämpfer, den ihre untergeordnete Stellung ihrem Glanze auferlegte. Ich glaube, daß sie als Fräulein vom Hause oder als herrschende Dame des Schlosses bei Weitem nicht so schön gewesen wäre, wie sie es jetzt war in ihrem einfachen, braunen Merinokleidchen und als Dienerin aller Welt. Auf einem Balle, im Kranz und in Seide, hätte man sie vielleicht übersehen können. In ihrer jetzigen Stellung, in der Einfachheit und Bescheidenheit ihres Auftretens mußte ihre Schönheit und edle Anmuth nothwendig jede Aufmerksamkeit auf sich lenken. Mein Leben, meine Wirksamkeit im Schlosse gewährte mir so wenig Genugthuung, daß bald meine einzige Freude in der Beobachtung ihres Schaltens und Waltens bestand, daß ich in diesem Schauspiele bald die einzige Befriedigung empfand und daß ich Sabinen kannte, noch bevor ich hundert Worte mit ihr gewechselt hatte. Vielleicht, daß sie mit weiblichem Instinkt und Mitleid das Oede meiner Stellung ebenso erkannte, wie ich das Traurige in der ihrigen, und daß sie sich

durch die Aehnlichkeit unserer Lage zu mir hingezogen fühlte, — wenigstens redete ich mir ein, daß sich zwischen uns Zweien ein stillschweigender Rapport, ein geheimes Einverständniß bildete. Sonderbarer Weise sollte ich die eigentliche Bekanntschaft dieser meiner Hausgenossin, die mich von Tag zu Tag mehr interessirte, eigentlich erst in dem Hause machen, in dem mir zuerst von ihr gesprochen worden.

Fräulein Emmerich versammelte seit Jahren jeden Mittwoch Abend die beste Jugend der Stadt und Umgegend in ihrem Hause. Die gute alte Jungfer mit dem jugendlichen Herzen liebte es, frische Gemüther um sich zu haben, freute sich an den aufeinanderfolgenden Lenzen der Generationen, wie sie sich freute, all diesen jungen Leuten, die sie in ihren Kreis zog, mit Rath und That zur Seite zu stehen. Sie ging bei Herbeiziehung der jungen Männer wie der Mädchen mit strenger Auswahl zu Werke, so daß es in der Gegend als ein gutes Zeugniß, als eine wahre Empfehlung galt, zu ihrer Mittwochsgesellschaft zu gehören. Man bewarb sich um diese Ehre wie um etwas, das Ansehen und Stellung gibt, und die Mütter sagten sich im Stillen, daß die Mittwochsgesellschaft Fräulein Emmerichs die vortrefflichste Verheirathungsanstalt sei, da wenigstens gegen Charakter und Ruf der Töchter, die zu diesem Kreise gehörten, kein Zweifel erhoben werden durfte. Ich fühlte mich zwar am Wohlsten, wenn ich mit meiner alten Freundin allein sein konnte, doch kam ich, wie sie es wünschte, auch gerne in ihre Gesellschaften, in welchen in der That ein herzlicher und edler Ton herrschte, und in denen man sich bald heimisch machen konnte. Auch Sabine gehörte, wie schon gesagt, zu dieser Gesellschaft, und zwar war sie eine der Bevorzugten der Dame des Hauses. Diese, die so Vieles errieth, stellte uns mit Lächeln einander vor, voraussetzend, daß wir, obwohl Hausgenossen, einander nur aus der Ferne kannten. Ein Abend in Haus und Garten von Fräulein Emmerich förderte unsere Bekanntschaft mehr, als der Rest der Woche und der gemeinschaftliche Aufenthalt im Schlosse,

das wir bewohnten. Und zu diesen Abenden gehörte auch noch die gemeinschaftliche Heimkehr aus der Stadt in das mehr als eine halbe Stunde entfernte Schloß durch eine duftige Lindenallee und oft durch „mondbeglänzte Zaubernacht". An solchen Abenden fand ich in Sabinens Geist und Herzen wirklich und wahrhaftig, was ich im Laufe der Woche und aus der Ferne mit meinem Idealismus, der im Hause so verrufen war, mit meinen Wünschen, die man glücklicherweise nicht kannte, hineingelegt hatte. Aber je näher ich Sabinen auf diese Weise kennen und würdigen lernte, desto schmerzlicher war es mir, sie in ihrer untergeordneten Stellung zu sehen, in der sie, wie ich mir einbildete, mehr leiden mußte, seit sie sich in derselben von mir beobachtet fühlte. Und je mehr durch die Liebe alle besseren Gefühle in mir aufgeregt wurden, desto fremder fühlte ich mich in dem Hause, desto kälter wehte mich seine Atmosphäre an. Es schien mir Pflicht, mich aus dieser Atmosphäre und Sabinen aus ihrer demüthigen Stellung so bald als möglich zu retten. Und — um kurz zu sein, da ich nicht die ausführliche Geschichte meiner Liebe zu erzählen beabsichtige — auf einem Heimwege durch die duftige Lindenallee, als glücklicher Weise der Diener, der trotz meiner Begleitung Sabinen abzuholen pflegte, weinschweren Hauptes unter dem Dache einer Linde ausruhend, zurückgeblieben war, kam es zu Geständniß, Abschluß, Verlobung, dazu gehörigen Versprechen, Küssen, Gelübden und glückseligen Zukunftsträumen. Von dem Augenblick an aber war mir Alles, was ich im Hause mit ansehen mußte, noch unerträglicher als zuvor, da ich mich berechtigt fühlte, immer zur Vertheidigung Sabinens aufzutreten, und trotzdem schweigen und an mich halten mußte. So eilte ich schon zwei Tage nach unserer Verlobung zu ungewohnter Stunde in die Stadt und in größter Aufregung in das Haus meiner mütterlichen Freundin.

Sie empfing mich mit einem halb ernsten, halb lachenden Gesichte, das sagen wollte, daß sie Alles, daß sie die Ursache meiner Aufregung errathe. „Um Gotteswillen, lieber Oskar, was

geht vor, was ist geschehen?" rief sie, während ich mich in einen Lehnstuhl warf.

„Es geht nicht länger," erwiderte ich in einem Tone, als ob ich mit der Freundin und nicht mit dem Schicksal zanken wollte, „es geht nicht länger, ich muß ein Ende machen, — ich muß Sabinen entführen."

„Aha, sind wir schon so weit, da habe ich Sie erwartet," lachte Fräulein Emmerich, fügte aber sogleich in ernsterem, ja in gerührtem Tone hinzu, indem sie sich mir näherte und die Hand wie zum Segen auf meinen Kopf legte: „Seien Sie glücklich, — Sie haben ein kluges Herz, es hat vortrefflich gewählt: — Sie können unmöglich eine bessere Frau finden als Sabine."

Aufgemuntert durch diesen Zuspruch, durch die Worte dieser Matrone, deren Geist wie deren Herzen ich das sicherste Urtheil zutraute, fing ich sogleich an, allerlei Pläne zu entwickeln und Luftschlösser zu bauen. Ich wollte, wie schmerzlich es mir auch war, mich von Sabinen zu trennen, sofort mein Verhältniß zu der Familie lösen, auf die Universität zurückkehren und mich als Dozent habilitiren, um so bald als möglich zu einer Professur zu gelangen; während dieser Zeit sollten mich schriftstellerische Arbeiten ernähren und vielleicht so weit bringen, daß ich Sabinen noch vor Erlangung einer festen Stelle heimführen konnte.

Fräulein Emmerich hörte mir ruhig und lächelnd zu, endlich nachdem ich noch manche andere Pläne auseinander gesetzt, sagte sie kopfschüttelnd: „Das ist Alles schön und gut, lieber Oskar, Das alles zeugt von viel Muth und bestem Willen, aber wie die Sachen einmal stehen und wie die Welt beschaffen ist, verbirgt sich hinter all Dem eine jener unglückseligen Brautschaften von vielen Jahren, während welcher die frischesten Herzen verwelken, um endlich müde eines ermüdeten Glückes theilhaftig zu werden. Gott bewahre Sie vor diesem Verhängniß so vieler deutscher Dozenten und Beamten. Auch sollen Sie mir nicht auf die Universität zurück ohne die Wissenschaft und die Weltkenntniß, die

Ihnen Ihr Vater für diese Rückkehr gewissermaßen testamentarisch verordnet hat. Mir ist der Wille Ihres Vaters heilig, und er soll in allen seinen Theilen erfüllt werden. Sie sollen noch einige Jahre mit Muße studiren und auch die gewünschten Reisen machen, wenn auch an der Seite einer jungen Frau."

„Liebe Freundin, Sie behandeln meine Pläne als Luftschlösser, und nun kommen Sie mit Vorschlägen, die doch weit mehr in der Luft schweben als —"

„Stille!" unterbrach mich Fräulein Emmerich, „ich bin reich —"

„Sie kennen mich und wissen, daß ich nie —"

„Noch einmal stille. Ich liebe Sabine, als wäre sie meine Tochter, und Ihnen will ich eine Geschichte erzählen, die hoffentlich alle noblen Skrupel und Bedenklichkeiten verscheuchen wird. Sie werden durch die Geschichte erst erfahren, was Sie mir sind, und wenn Sie nur im Entferntesten zu begreifen vermögen, wie innig Menschen an Menschen geknüpft werden können, wie äußeres Schicksal und innere Erlebnisse unauflösliche Bande flechten, wenn Sie einer solchen Einsicht, eines solchen Gefühles fähig sind, dann, mein lieber Oskar, werden Sie mir — wirst du mir wie einer Mutter die Hand küssen und mich ohne die geringste falsche Scham, ja mit Freude und Liebe für deine Zukunft sorgen lassen."

Die Art und Weise, in der sie diese Worte zu mir sprach, erinnerte mich, ich wußte selbst nicht warum, an den Empfang, der mir vor nun beinahe vier Monaten von ihr zu Theil wurde, und an die tiefe Erschütterung, mit der sie die Nachricht vom Tode meines Vaters empfing. Ich sagte mir, was ich mir schon oft gesagt hatte, daß zwischen ihr und unserer Familie ein innigeres als ein gewöhnliches Freundschaftsverhältniß bestanden, ja, daß sie mit uns durch irgend ein Schicksal verbunden sein müsse. Doch hatte mir mein Vater nie von Dergleichen gesprochen, er, der sonst keine Geheimnisse vor mir hatte und mich in jeden Tag seines Lebens einweihte. Auch wurde dieses Fräulein Emmerich,

welches sich mir und uns so nahe fühlte, von ihm sehr selten genannt, — eigentlich erinnerte er sich ihrer erst etwas lebhafter, als ich in diese Gegend kommen sollte und er in seinem Gedächtnisse nach altbefreundeten Personen suchte, an die er mich weisen konnte. Desto räthselhafter waren mir die Worte, die sie eben zu mir gesprochen. Vielleicht bezog sich Das alles mehr auf meine Mutter, ihre Jugendfreundin, die ich so früh verloren hatte. Ich wurde nur desto begieriger, und ich wollte sie eben um eine Erklärung bitten, als sie sagte: „Ich bedarf einiger Sammlung, um dir zu erzählen, was ich dir zu erzählen habe. Auch ist es heute zu spät. Mache dich für den ganzen morgigen Abend frei; ich werde mich vor Besuchen zu schützen wissen, um dir ausführlich den kurzen Roman meines Lebens zu erzählen und dir zu erklären, was du mir bist."

Als ich, wie sie es wünschte, am nächsten Tage wieder kam, fand ich sie in ihrem Gartenpavillon sitzend und vor ihr auf dem Tische einige Cigarren, eine Flasche Rüdesheimer nebst dem dazu gehörigen Römer.

„Setzen Sie sich," sagte sie, „und machen Sie es sich so gemüthlich und bequem als möglich. Wir wollen uns einbilden, wir säßen gleich zwei lustigen Studenten und alten Freunden irgendwo am Rheine und weihten einander in unsere jugendlichen Geheimnisse ein. Je behaglicher Sie es sich machen, je ungezwungener Sie auf meinen Wunsch eingehen, desto mehr erleichtern Sie mir meine Aufgabe. Ich bedarf dieser Komödie, die ich mir hier in Szene setze, um heiter zu bleiben und nicht in einen niedergeschlagenen Ton zu verfallen, während ich Ihnen erzähle, was ich noch keiner menschlichen Seele mitgetheilt habe. Sie sollen den kurzen Roman meines Lebens erfahren, — ja Roman, das ist das Wort, obwohl ich gar nicht darnach aussehe, und in diesem Roman ein Abenteuer, das mit dem guten Rufe, dessen ich mich bis in meine alten Tage erfreue, nicht im Geringsten übereinstimmt. Aber kurz und ohne alle Abschweifungen und Moralitäten.

„Wenn Sie eines Tages das O.'sche Museum besuchen, werden Sie dort das aus der alten Originalrüstung zusammengestellte Bild des Herzogs Erich sehen, der auf einem ausgestopften Pferde sitzt. Neben ihm, mit einer gewaltigen Lanze in der Hand, läuft ein Riese daher, der, obwohl zu Fuß, so hoch in die Luft emporragt, wie der herzogliche Reiter. Dieser Riese ist das Porträt des Waffenträgers und beständigen Begleiters des Herzogs, und dieser Riese, ein friesischer Bauer, ist der Ahnherr, auf den wir bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein unsern Stammbaum zurückführen können. Daß das Körpermaß in unserer Familie auch im achtzehnten Jahrhundert noch nicht abgenommen, beweist der Umstand, daß der preußische König Friedrich Wilhelm I. Jahre lang mit Gewalt und glänzenden Versprechungen um einen andern meiner Ahnen geworben, den er um jeden Preis in seine Potsdamer Garde einreihen wollte. Als es dem sonderbaren König endlich gelang, war mein edler Urgroßvater einer der Längsten unter den Langen. Daß wir auch in diesem Jahrhundert an Körpermaß nicht abgenommen, beweise ich Ihnen selber. Ich war das einzige Kind meines Vaters, der sich über das Unglück, keinen Sohn zu haben, damit tröstete, mich bei meiner früh entwickelten Körpergröße mit einiger Illusion wenigstens als Knaben betrachten zu können. Er erzog mich auch, wie er einen Sohn erzogen haben würde. Ich beritt mit ihm, dem Oberforstmeister dieses Landes, die Wälder, trug eine Büchse auf der Schulter, gab meiner weiblichen Kleidung einen möglichst jägerhaften Zuschnitt und schoß trotz einem wohlkonditionirten Jägerburschen. Ich ging auf meines Vaters Illusionen und Erziehungsweise um so lieber ein, als ich ihm, dem guten alten Manne, damit Freude machte, und als mich, bei meiner starken Körperlichkeit und bei meiner Freude an der Natur, dieses Leben nicht die geringste Ueberwindung kostete. So sehr wurde ich zum Manne, daß man mir schon frühzeitig den Titel Fräulein Oberforstmeister gab, der mir bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Mit einem gewissen Stolze freute ich mich an meiner Männlich-

keit, an meiner ausnahmsweise hohen Gestalt, ohne zu ahnen, daß jede Ausnahme von der Regel, besonders beim Weibe, früher oder später übel ausschlagen muß. Daß ich eine solche Ausnahme bildete, wurde ich erst gewahr, als ich mit meinen Freundinnen in das Alter trat, in welchem sich Mädchen eben als Mädchen zu fühlen beginnen. Sie hatten alles mögliche Vertrauen zu mir, ja mehr als das gewöhnliche, da sie sich bei mir wie unter einem besonderen und kräftigen Schutz befanden und unter meiner Hut Manches unternahmen und wagten, wozu ihnen ohne mich der Muth gefehlt hätte; aber wenn von rein mädchenhaften Dingen, z. B. von Toilette, von Tanzstunden und dergleichen die Rede war, wurde ich plötzlich zu einer Nebenperson, die zu Rathe zu ziehen Niemand eingefallen wäre. Da fing ich an, mich heranzudrängen, aber nur, um die Erfahrung zu machen, daß ich etwas Anderes als meine Freundinnen war und blieb. Bei der Tanzstunde mußte ich immer den Herrn machen, und wenn man über die Toilette der Anderen stundenlange Berathungen hielt, so war man mit den Ansichten über die meinige sogleich fertig, als ob es im höchsten Grade gleichgültig wäre, welche Farbe oder welchen Schnitt ich wählte. Doch war ich nicht häßlich, aber ich war kein Mädchen, ich war ein Junge, und die Süßigkeit, sich als Schönheit gepriesen zu hören, empfand ich nur einmal, als ich, um meinen Freundinnen einen Scherz zu machen, die Kleider eines Vetters, der uns besuchte, anlegte. Damals brach man in große Lobeserhebungen aus, und die Freundinnen sprachen noch lange von dem reizenden Studenten, den sie in mir kennen gelernt hatten. Schlimmer wurden die Dinge, als wir in das Alter traten, in welchem Mädchenherzen schon um sich blicken und nach ihren Idealen zu suchen anfangen. Mit einem Male sah ich mich zur Vertrauten jedes geheimen Wunsches, jedes vorübergehenden Gefühles gemacht, wie eine Person, von der man keine Nebenbuhlerschaft fürchtet, die von jeder Konkurrenz ausgeschlossen ist. Rasch nach einander machte ich unzählige Erfahrungen, die mir alle zu sagen schienen,

daß ich eigentlich ein ganz anderes Wesen sei und sehr verschieden von meinen Freundinnen, daß meine ausnahmsweise Gestalt in ihren Wirkungen eigentlich Dasselbe bedeute wie Häßlichkeit. Obwohl es mir noch kein besonderer Fall wünschenswerth machte, anmuthig, schön, liebenswürdig zu erscheinen, so drängte mich doch ein allgemeines weibliches Gefühl, mir das Recht zu erwerben, als ein Mädchen mit allen mädchenhaften Ansprüchen auftreten zu können. Ich überwachte mich; ich suchte Alles abzustreifen, was meine Erziehung des Männlichen noch meiner männlichen Gestalt hinzugefügt hatte; in der Angst, unweiblich zu erscheinen, wurde ich in Allem und Jedem noch schüchterner, als es das Alter mit sich brachte, und in der mehr oder weniger bewußten Besorgniß, von dem Glücke, zu gefallen und geliebt zu werden, überhaupt vom Glücke des Weibes ausgeschlossen zu sein, wurde meine Sehnsucht nach Allem, was junge Herzen anstreben, nur um so lebhafter und tiefer. Die Freundinnen fanden, daß ich mit einem Male sentimental wurde, und ich konnte sehr wohl bemerken, daß ihnen das einen komischen Eindruck machte: eine Mahnung mehr, was in mir vorging, sorglich zu verbergen, um zu meiner außergewöhnlichen Erscheinung nicht auch noch die Lächerlichkeit hinzuzufügen. Ja, ich fing zu glauben an, und dieser Glaube wurde mehr und mehr in mir befestigt, daß ich mich nur lächerlich machen würde, wenn ich wie andere Mädchen denken und fühlen, träumen, hoffen und lieben wollte. Gekräftigt wurde diese Ueberzeugung in mir, als in meinem achtzehnten Jahre dieses Schnurrbärtchen zu sprossen anfing, das mir den Eindruck einer zwischen mir und meinem Geschlechte sich erhebenden Scheidewand machen mußte. Der Tag, an dem ich es mit Aufmerksamkeit im Spiegel betrachtete, zum zehnten Male betrachtete, ohne es wegleugnen zu können, dieser Tag war ein Tag großer Entschlüsse und schmerzlichster Entsagung. Ich nahm die Rolle an, die mir die Freundinnen anwiesen: ich war die Freundin, die Vertraute, nicht mehr die Gleichberechtigte. Ich fügte mich der „göttlichen Ungerechtigkeit der

Natur“ und glaubte, indem ich mich unterwarf, ein für allemal gesiegt zu haben. Ich wußte nicht, daß ich ein liebebedürftiges Herz hatte, wie nur irgend ein gefühlvolles Mädchen, und ich bedachte nicht, daß ich meine Entschlüsse und Entsagungen nur erst mit dem Gedanken, in der Theorie durchgemacht und daß ich in der Wirklichkeit noch nicht auf die Probe gestellt worden.

„Diese Probe ließ so lange auf sich warten, daß ich ganz und gar in Sicherheit gewiegt wurde, bis ich durch einen Mann, von dem man es am Wenigsten hätte erwarten sollen, aus meiner Ruhe und dem armen Frieden der Entsagung herausgerissen wurde. Dieser Mann, lieber Oskar, — dieser Mann war Ihr Vater. Ich war bereits zwanzig Jahre alt, als er in das Haus des Gutsbesitzers von Senneberg eintrat, und ich lernte ihn gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft kennen, da wir mit der Senneberg'schen Familie innig befreundet waren und mehrere Nachmittage und Abende jeder Woche draußen auf ihrem Gute verbrachten. Die genannte Familie war überhaupt ein Mittelpunkt für die Alten wie für die Jungen der besten Häuser der Stadt wie der Umgegend. Ich sah Ihren Vater, der damals kaum die Universität verlassen hatte, und ich war von seinem sanften, milden Wesen gerührt; fast beneidete ich ihn darum, wie um seine zarte und schmächtige Gestalt, die mir weiblicher schien, als meine eigene. Bei seinem Anblick und je länger ich ihn beobachtete, sagte ich mir, daß ich entschieden mehr Mann als Weib sein müsse, da mir diese weibliche Erscheinung von Anfang an so viel Sympathie einflößte. Aber ich konnte bemerken, daß dieses bei allen Anderen ebenso der Fall war, wie bei mir, daß er nach wenigen Tagen der Anwesenheit schon im ganzen Hause von jedem Gliede der Familie herzlich geliebt war, und daß er bei sämmtlichen Besuchern, männlichen wie weiblichen, alten wie jungen, denselben günstigen, herzgewinnenden Eindruck machte.

„Lieber Oskar, es bedarf Ihnen gegenüber keiner Erklärung dieses Phänomens und keiner Schilderung seiner Erscheinung,

doch muß ich sagen, daß Sie sich, um sich von Ihrem Vater in seinem vierundzwanzigsten Jahre eine richtige Vorstellung zu machen, zu seiner Liebenswürdigkeit, die er sich gewiß bis in seine letzte Stunde bewahrte, noch jenen Duft der Jugend hinzudenken müssen, jenen Blüthenstaub, der, indem er die schönsten Eigenschaften verhüllt, sie nur noch erhöht. Jedermann mußte er als das Ideal eines Gelehrten erscheinen, als die Verkörperung, als der Vertreter jener schönen, durch Bildung und Wissen geadelten Menschlichkeit. Aus jedem seiner Worte, ja aus jeder Bewegung sprach die Milde des künftigen Weisen, die jede Rohheit entwaffnet und von Pedanterie, wie von eingebildetem Bewußtsein des eigenen Werthes, gleich sehr entfernt war. Auffallend war es, wie sämmtliche Männer des Kreises, bei aller Schüchternheit seines Wesens, bei aller Zartheit seiner äußeren Erscheinung, doch von Anfang an an die vollkommene Männlichkeit seines Charakters, an Muth, Kraft und Energie seiner Seele glaubten.

„Er war bald der Mittelpunkt des ganzen Kreises, als ein lebendiger Beweis, wie höhere Intelligenz, eine höhere Natur ohne die geringsten Ansprüche bei aller Bescheidenheit und unwillkürlich auf den Schild gehoben wird, wenn sich nicht gerade Rohheit oder Gemeinheit absichtlich widersetzt. Und dieses war in unserem Kreise nicht der Fall. Besonders war es die jüngere Welt, die sich gerne um ihn schaarte, seinen Worten horchte, seine milde Atmosphäre auf sich wirken ließ. Zu den Freunden des Senneberg'schen Hauses gehörte auch der Superintendent und mit ihm seine Tochter, meine Freundin Karoline, Ihre Mutter, die um zwei Jahre jünger war als ich, und der gegenüber ich besonders gerne die Beschützerin und vertraute ältere Freundin machte. Sie vertraute mir Alles an, und ich hatte vor ihr kein anderes Geheimniß, als jenes große meiner Resignation und meiner Entschlüsse, die ich in Bezug auf Lieben und Geliebtwerden gefaßt hatte, Entschlüsse, die ich in jener Zeit nach und nach zu vergessen begann.

„Wilhelm Volker, so sagte ich mir, sei ein Mann wie für mich geschaffen; zu fein, um sich mit den rauhen Nothwendigkeiten des Lebens zu schlagen, bedürfe er einer Frau von härterem Stoffe, die diesen Kampf übernehme und jeden rauhen Anprall des Lebens von ihm fern halte. Aber kaum hatte ich mir Das gesagt, als ich mir jedesmal selber hinzufügen mußte, wie komisch ich, die Riesin, mich gerade neben einem solchen Manne ausnehmen müßte, wie ich geradezu eine gewisse Lächerlichkeit auf ihn, den geliebten Mann, werfen würde. Solche hoffnungsreiche und entmuthigende Reflexionen hatten sich längst in mir eingebürgert, ja, ich stand zu dem jungen Hofmeister in gewissen bedeutenderen Beziehungen, als noch kein Mensch ahnte, was in mir vorging, wahrscheinlich, weil es nie Jemandem einfiel, daß ich überhaupt wie ein anderes Mädchen lieben könne, und weil gerade meine Liebe zu Wilhelm Volker Jedermann zu unnatürlich geschienen hätte, um überhaupt als möglich vorausgesetzt oder errathen werden zu können. Diese bedeutenderen Beziehungen waren weder in einem Geständniß Volkers, noch in einer Ahnung meiner Gefühle für ihn oder in etwas Dergleichen begründet, sondern in einem Ereigniß, das ihm ganz unbekannt war, also nur für mich Bedeutung hatte.

„Herr von Senneberg veranstaltete eines Tages auf seinem Gute eine große Jagd; es verstand sich von selbst, daß mein Vater Theil nahm, und ich ging mit, weil ich wußte, daß Volker dabei war. Er war kein Jäger und hatte, wie er sich ausdrückte, nie ein armes Wild getödtet, und er fühlte auch nicht das Bedürfniß, dergleichen zu thun; aber er ließ sich zur Theilnahme an der Jagd überreden, weil die Männer ihn in ihrer Gesellschaft haben wollten, und weil er selbst dergleichen mit anzusehen wünschte. Ich, die ich mit dem Gedanken an Jagd niemals den Gedanken an Gefahr verbunden, konnte jetzt, da Volker seinen ersten Jagdausflug machte, an nichts Anderes denken, als an alle traurigen Möglichkeiten eines solchen Vergnügens, und mehr noch, um für alle Fälle in der Nähe, als

um in seiner Gesellschaft zu sein, nahm ich wieder an einem Vergnügen Theil, von dem ich mich seit lange zurückgezogen hatte. Es war eine Treibjagd. Der alte Förster stellte Volker an einer Stelle des Waldesrandes auf, wo, wie er versicherte, der Hirsch gewiß nicht hervorbrechen werde. Ich wählte mir meinen Standort selber und stellte mich hinter einer Hecke auf, von der aus ich Volker immer im Auge behalten konnte. Ich sah, wie er an den Baum gelehnt in den Wald hinein blickte, sich mehr und mehr in den Anblick versenkte und offenbar nach kurzer Zeit an alles Andere, nur nicht an die Jagd dachte. Er stand kaum zwanzig Minuten, als er schon die Büchse an den Baum lehnte und die Moose und Flechten am Fuße desselben zu betrachten anfing, und bald saß er wie ein beschaulicher Spaziergänger oder nachdenklicher Naturforscher da. Mein Waidmannsgefühl war bei diesem Anblick nicht im Geringsten empört; diese ruhige Beschaulichkeit, diese Freude an der Natur paßte zu seinem ganzen Wesen viel besser, als das „still und wilde" Lauern des Jägers. Er erwachte erst, als am Ende der Lichtung, die ihm zur Seite lag, sich ein plötzliches Krachen und Brechen hören ließ. Trotz der Vorhersagung des alten Försters kam ein Reh gerade an dieser Stelle hervor, und Volker, in der Erinnerung an sein heutiges Geschäft, griff zur Büchse und legte an; das Reh kam an ihn heran, und zwar so nahe an ihn heran, daß ich mich schon freute, ihn, den Novizen, als Sieger mit reicher Beute heimkehren zu sehen. Aber er drückte nicht los, er stellte die Büchse wieder hin und freute sich offenbar an dem Anblick des Thieres. Er schüttelte den Kopf, als ob er sagen wollte, es sei nicht seine Sache, ein solches Thier zu tödten. Das Reh hielt auch in seiner Flucht inne und betrachtete ihn verwundert. Da mochte in Volker die Besorgniß aufgestiegen sein, daß irgend ein anderer Jäger auf das Thier feuern könnte, und er that einige Schritte vorwärts und scheuchte es mit Rufen und Armbewegungen weiter, bis er es zu seiner Genugthuung außer der Schußweite der anderen Jäger und in Sicherheit sah. Während

dieser Beschäftigung, die ihn ganz einzunehmen schien, bemerkte er nicht, daß beinahe an derselben Stelle, an der das Reh hervorgekommen war, jetzt ein gewaltiger Vierzehnender hervorbrach, der denselben Weg verfolgte und nur einen Augenblick stutzte, als er einen Jäger vor sich sah. Entschlossen, sich seinen Weg zu bahnen, neigte er sein Geweih und stürzte, wie mit eingelegter Lanze, auf Volker los, der erst im letzten Augenblicke und da der Hirsch unmittelbar vor ihm zusammenstürzte, die große Gefahr bemerkte, in der er geschwebt hatte. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, lieber Oskar, wie glücklich ich mich fühlte, ihn gerettet zu haben. Daß ich es war, die den rettenden Schuß gethan, hat er und Niemand je erfahren. Ich bewog einen Jägerburschen meines Vaters, der nicht ferne von mir stand, sich für den Urheber jenes Schusses gelten zu lassen und die zahlreichen Trinkgelder einzukassiren, die ihm am Abend jenes Tages von sämmtlichen Herren für die rettende That gespendet wurden. Um wie viel näher fühlte ich mich dem geliebten Menschen, seit ich wußte, daß ich etwas für ihn gethan, daß ich in seinem Leben etwas zu bedeuten hatte. Er freilich, der weder von meinen Gefühlen für ihn, noch von meiner That eine Ahnung hatte, empfand sich mir nicht um einen Schritt näher gebracht, und ich verschmähte es, ihn durch eine Verpflichtung an mich zu knüpfen.

„Ich sah ein, daß ich mich mit jenem Bewußtsein begnügen mußte, als eines Tages meine Freundin Karoline bei mir eintrat, sich an mein Herz warf und mir gestand, daß sie Volker liebe und alle Hoffnung habe, von ihm wieder geliebt zu werden. Ich war also wieder die Vertraute, und ich konnte es bei dem Gedanken nicht über ein bitteres Lächeln hinausbringen trotz aller Freundschaft, die ich für Karoline hatte. Ich liebte das holde, sinnige Geschöpf, wie man nur eine jüngere Schwester lieben kann, ich hätte, um sie glücklich zu machen, gerne manche Mühen übernommen und manches Opfer gebracht: nunmehr aber war sie meine Rivalin, und zwar eine Rivalin, von der ich mir

alles Ernstes sagen mußte: daß sie gefährlich war, daß sie für meinen Geliebten wie geschaffen war. Der ewige Richter wird es mir verzeihen, daß sich damals mein Herz mit Bitterkeit füllte, daß ich neidisch wurde, daß ich das liebe, gute, unschuldige Mädchen, während sie mir ihr Herz öffnete, manchmal mit Blicken des Hasses betrachtete; daß ich manches Mal vor Ingrimm hätte aufschreien können, wenn sie mit Eifersucht, mit Besorgniß von dieser oder jener Freundin sprach und es ihr niemals einfiel, auf mich auch nur einen Augenblick lang eifersüchtig zu sein. ‚Sieh,‘ sagte sie einmal, ‚ich habe keinen Bruder; wenn ich mit dir spreche, denke ich mir, daß ich so mit einem geliebten Bruder sprechen würde.‘ Damit war ich gerichtet, aber auch gerettet. Karoline brachte mich mit diesem Worte wieder zu mir selber. Freilich sagte ich mir, daß ein Mensch, unausgestattet mit den Mitteln, seine Bestimmung zu erfüllen, eigentlich nicht lebe und ebensowenig Ursache als Recht zum Leben habe; daß ein Weib ohne weiblichen Reiz sich ganz und gar in diesem Falle befinde, — und mein Leben schien mir eitel und öde, und es wegzuwerfen hätte mich damals keine große Ueberwindung gekostet. Ja, ich trug mich sogar eine Zeit lang mit solchen Gedanken; aber ich war das einzige Kind eines guten Vaters und im Grunde weit entfernt von jeder wertherischen Weichheit und Empfindsamkeit.

„Gewiß, ich konnte herzlich lieben und auch herzlich unglücklich sein; aber jedes Gefühl, selbst das traurigste, trägt bei gesunden Naturen mehr zur Erhebung, als zur Minderung der Lebenskraft bei, und je länger jener Kampf in mir dauerte, je inniger meine Liebe zu Volker wurde, desto kräftiger, ja desto heiterer fühlte ich mich werden. Ich brachte es dahin, daß ich am Glücke meiner Freundin, wie es sich in dem Maße, als sie sich der Neigung Volkers versicherte, vor mir entfaltete, endlich eine gewisse Freude empfand, wie beim Anblick eines schönen Schauspieles. Meine Entsagung, meine Selbstverleugnung gedieh so weit, daß ich mit Aufrichtigkeit ihre beiden Hände in einander

gelegt hätte, wenn es mir nur gegönnt gewesen wäre, ein kleines Stückchen, einen vorübergehenden Moment von Glück für mich zu retten, zu rauben oder zu stehlen, je nachdem es das Schicksal gestattete.

„Das sollte mir werden, und daß es mir wurde, das danke ich meinem Muthe; und daß ich, um es zu erreichen, so Vieles gewagt und eingesetzt habe, das gereicht mir noch heute zur Genugthuung, als hätte ich eine große Pflicht gegen mich selber erfüllt. Und wenn ich es recht bedenke, so habe ich das auch gethan, indem ich in der That meinem Leben eine schöne Episode und auf Jahre hinaus einen reichen geistigen Inhalt erobert habe."

Fräulein Emmerich unterbrach sich hier, stützte den Kopf in die Hand und schien sich in alte Erinnerungen zu versenken. Nach einiger Zeit blickte sie wieder auf, legte beide Arme auf den Tisch, neigte sich zu mir herüber und fragte in etwas leiserem Tone: „Hat Ihnen Ihr Vater jemals von einem Oskar Emmerich gesprochen?"

„Gewiß," sagte ich, „und immer mit großer Herzlichkeit, und oft hörte ich ihn sein Bedauern aussprechen, daß ihm dieser vortreffliche Freund in Amerika verschollen sei. Noch in seiner letzten Lebenszeit äußerte er den Wunsch, vor seinem Tode etwas über Oskar Emmerichs Schicksale zu erfahren."

Fräulein Emmerich lächelte gerührt und sagte dann, indem sie meine Hand faßte und drückte: „Dieser Oskar Emmerich bin ich."

„Sind Sie?"

„Bin ich selber, — hören Sie. Ihr Vater war bereits zwei Jahre im Senneberg'schen Hause, das Verhältniß zwischen ihm und Ihrer Mutter war kein Geheimniß mehr, sie liebten einander herzlich und wurden von dem ganzen Kreise als Verlobte betrachtet. Die öffentliche Erklärung sollte in nächster Zeit stattfinden, wenn Volker das Haus verlassen und auf die Universität zurückkehren würde. Ich hatte Eile, wenn ich das Stückchen Glück, das ich für mich träumte, noch erhaschen wollte. Meine

Ideale waren bereits zu dem Wunsche zusammengeschrumpft, nur kurze Zeit, und wären es nur wenige Tage, in einem intimen, innigen Umgang mit ihm leben zu können; ich wollte dann zufrieden sein; ich nahm mir mit festestem Willen vor, dann nicht mehr mit dem Schicksal zu hadern und das Glück, das mir das Leben schuldete, als für immer abgetragen zu betrachten. Mein Entschluß war bald gefaßt, denn in dem Drang der Umstände schreckte mich selbst das abenteuerlichste Unternehmen nicht zurück.

„Volker sollte, bevor er das Senneberg'sche Haus verließ, seine beiden Zöglinge zu Anverwandten in die Gegend von Bonn begleiten und dann, die jungen Leute dort zurücklassend, eine Rheinreise machen, bevor er sich auf die Universität begab und aufs Neue fesselte. Meines Vaters Bruder wohnte im Nassauischen, und es war längst verabredet, daß ich einen Theil des Sommers daselbst zubringen sollte. Dahin eilte ich ungefähr einen Monat vor Volkers Abreise, und als diese endlich stattgefunden, wurde ich von Ihrer Mutter, die mit ihm briefwechselte, und deren Vertraute ich war, aufs Genaueste unterrichtet, wo er sich eben befand und wohin er seine Schritte lenkte. Wie er sich nun, am Rheine hinwandernd, meinem Aufenthalte näherte, nahm ich Abschied von den Anverwandten unter dem Vorwande, jenseits des Rheines gewisse gute Freunde meines Vaters besuchen zu wollen. Man war nicht gewohnt, mich wie ein Mädchen zu behandeln. Wie ich allein gekommen war, so ließ man mich auch allein abreisen, und ich reiste nicht ab, ohne meinem Vetter, der eben auf Ferien zu Hause war, einen ganzen Studentenanzug entwendet zu haben. In einer geschlossenen Postchaise, nachdem schon die Nacht angebrochen war, brachte ich die Metamorphose zu Stande, wechselte ich die Kleider, und als Student stieg ich in der Dunkelheit der Nacht im Gasthofe eines kleinen rheinischen Städtchens ab. Es gelang mir, mit Hülfe eines umgeschlagenen Mantels, so rasch aus dem Wagen in das Gasthaus zu springen, daß es selbst der Kutscher nicht bemerkte, daß er ein Fräulein eingenommen und einen Studenten

aussetzte. Meine Haare hatte ich unter dem Vorwande, die damalige Mode mitmachen zu wollen, schon im Hause meiner Anverwandten ziemlich kurz geschnitten, und kaum auf der Stube angekommen, half ich noch mit der Scheere nach, so daß ich ihnen eine beinahe unstudentische Kürze gab. Wahrlich, es war kein kleines Opfer, und es gehörte Muth dazu, sich als ein Mädchen, dem sein unweibliches Aussehen den größten Kummer bereitete, des einzigen Schmuckes zu berauben, den mir die Natur reichlich und in weiblicher Fülle gewährt hatte. Wie ich mich im Spiegel betrachtete, erschrak ich vor der Männlichkeit meines Aussehens, wie sehr sie mir auch unter den gegebenen Verhältnissen dienlich war. Keinem Menschen wäre es eingefallen, daß ich nicht ein ächter zwanzigjähriger Student war. Dennoch suchte und forschte ich, wie ich mich vor Volker noch unkenntlicher machen konnte, und ich fand, daß mein Schnurrbärtchen ein gar charakteristisches Merkmal meines Gesichtes war und, sonderbar genug, erkannte ich es als Nothwendigkeit, um ganz und gar zu täuschen, dieses männliche Abzeichen von meiner Lippe zu entfernen. Wahrlich, das war nicht das geringste Opfer, das ich meiner Liebe brachte, da ich wohl wußte, daß dieser männliche Schmuck nach der Operation viel stärker zum Vorschein kommen müsse.

„Mit dem Frühesten machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Ich bemerkte zu meiner größten Genugthuung, daß ich von allen Begegnenden, selbst von solchen, die mich länger beobachten konnten, für einen wirklichen und wahrhaftigen Studenten gehalten wurde. So ging ich denn muthig beinahe den ganzen Tag am Ufer des Rheines auf jener Strecke hin und her, auf welcher ich Volker an diesem Tage begegnen sollte. Endlich sah ich ihn mit seinem ruhigen, gelassenen Schritte aus der Ferne einherkommen. Mir pochte das Herz, und ein Schwindel ergriff mich, daß ich mich an einen Baum lehnen mußte und unfähig war, einen Schritt weiter zu thun. Wie groß mein Muth bis zu diesem Augenblick gewesen, so wäre ich doch jetzt, da der

entscheidende Augenblick nahte, am Liebsten weit fortgeflohen, wenn ich nur meine Füße hätte regen können. Mit Zittern, ja mit Entsetzen sah ich ihn immer näher kommen, und als er auf mich zutrat, wandte ich das Gesicht ab, entschlossen, ihn vorübergehen zu lassen und das ganze Abenteuer aufzugeben. Er aber hatte bemerkt, wie ich am ganzen Leibe zitterte und wie ich mich, um nicht zu fallen, am Baume festhielt.

„‚Sind Sie unwohl?‘ fragte er, indem er bei mir stehen blieb. Ich antwortete nicht. Er versuchte, mir ins Gesicht zu sehen; ich wandte es nach einer anderen Seite, während meine Angst und mein Zittern zunahmen. Mitleidig warf er Stock und Reisesack bei Seite und faßte mich unter den Arm, um mich einer nicht fernen Bank an der Chaussee entgegenzuführen. Auf dem Wege dahin bemerkte ich sehr wohl, wie er, als er mir mitleidig und besorgt ins Gesicht sah, überrascht zusammenfuhr. Doch sagte er nichts und setzte sich ruhig neben mich auf die Bank und fragte mich theilnehmend: ‚Sind Sie unwohl?‘

„Neben ihm auf der Bank sitzend, fühlte ich mich überaus glücklich und kam mir der Muth wieder zurück, um meine Unternehmung zu Ende zu führen. ‚Es ist nichts,‘ sagte ich mit entschiedener Stimme: ‚ich habe gestern Abend mit einigen Kommilitonen des Guten etwas zu viel gethan, und heute Morgen bin ich zu früh aufgebrochen; Das ist Alles.‘

„Ihr Vater lachte laut auf und sagte, immer lachend: ‚Verzeihen Sie, daß ich Ihren Worten so antworte, es ist mir aber sehr komisch, Sie so sprechen zu hören, da ich ein gewisses Fräulein meiner Bekanntschaft zu hören glaube, mit der Sie eine ganz erstaunliche, eine wahrhaft doppelgängerische Aehnlichkeit haben.‘

„‚O,‘ rief ich, ihn unterbrechend, ‚Sie meinen gewiß meine Kousine, Fräulein Emmerich aus . . .‘

„‚Richtig,‘ bestätigte er. — ‚Sie sind also der Vetter, von dem sie mir gesprochen und von dessen erstaunlicher Aehnlichkeit mit ihr sie mir ebenfalls erzählt hat.‘

„Darauf theilte er mir mit, daß er Fräulein Emmerich sehr wohl kenne, ja, daß er zu ihr durch eine andere ihm theure Person in einem gewissen nahen Verhältnisse stehe, und so sprechend wanderten wir schon neben einander wie alte Bekannte einher, und bald war es ausgemacht, daß wir zusammen bleiben wollten, da wir beide denselben Zweck hatten, eben nur durch die Schönheiten des Rheinthales und seiner Nebenthäler hinzuschlendern. Volker versicherte mich, daß er sich in meiner Gesellschaft so wohl fühle, als wäre er mit einem alten Bekannten, denn meine Aehnlichkeit mit Fräulein Emmerich erstrecke sich bis auf meine Stimme, und er glaube manches Mal, das gute Mädchen selbst zu hören, nur sei ich etwas kleiner als sie. Er sagte Das alles so treuherzig und wahrhaftig, daß ich mich ganz beruhigt und in meiner Rolle sicher fühlte. Schon der erste Vormittag brachte mir manche süße Empfindung, denn Volker vergaß es nicht, daß er mich unwohl angetroffen hatte, und war durch mehrere Stunden immer voll Aufmerksamkeit um mich beschäftigt, bis er sich von meiner gänzlichen Wiedergenesung überzeugt hatte. Aber damit, daß er mich so treuherzig für meinen Vetter Oskar Emmerich annahm, waren meine Besorgnisse doch noch nicht ganz zerstreut. Mußte er, wenn ich länger in seiner Gesellschaft blieb, im Laufe eines ungestörten Dialogs zweier Wanderer nicht merken, wie schlecht es mit dem Wissen des jungen Studenten bestellt war? In der That entging es ihm nicht, wie oft mich manche seiner Reden, die ich nicht beantworten konnte, in Verlegenheit brachte. In solchen Fällen aber kam mir seine Güte und Nachsicht zu Hülfe, und anstatt mißtrauisch zu werden, wurde er desto mittheilsamer und freundlicher und hatte offenbar Mitleid mit dem jungen Menschen, der seine Zeit bis hieher so wenig benützt hatte, und aus dem besorgten Krankenpfleger der ersten Stunden wurde er mein Lehrer, aber auf eine Weise, welche die Absicht verbergen sollte. Wie gerne hörte ich ihm zu und lauschte ich den Rathschlägen, die er mir für meine künftigen Studienjahre mitgab. Meine Aufmerk-

samkeit rührte ihn; er mochte sich sagen, daß er vielleicht nicht ohne guten Einfluß auf das bisher leichtsinnige junge Blut sein könnte, und er lud mich ein, so lange als möglich in seiner Gesellschaft zu bleiben. Wie gerne folgte ich dieser Einladung, und so, mit einem Worte, wanderten wir fünf Tage lang mit einander am Rhein hinauf.

„Erwarten Sie keine Abenteuer, keine Verwicklungen, keine Verlegenheiten, wie sie sich bei einer solchen Wanderung allerdings mit Wahrscheinlichkeit erwarten lassen. Das eben ist das Schöne dieser Erinnerung, daß diese wenigen Tage so rein, so klar, so einfach dahinflossen — so abenteuerlos, als eine Wanderung zwischen einem lieben, guten Lehrer und einem aufmerksamen, hingebenden Zögling dahinfließen kann. Schon am Abend des ersten Tages, in einer Laube am Ufer sitzend, tranken Wilhelm Volker und Oskar Emmerich das herzlichste Smollis, und solche Momente, wie wir dort in einer Laube zusammen saßen, hier auf der Höhe eines Berges, im Schatten eines Baumes ausruhten, auch wohl singend durch den Wald hinwanderten, solche Momente leuchten mir wie besonders glänzende Lichtpunkte aus jenen Tagen; solche Augenblicke waren äußerlich wie innerlich die bedeutendsten der ganzen schönen Episode meines Lebens. Ich hatte, was ich gewünscht, und am Ende der fünf Tage hatte ich mehr erreicht, als ich von dem Wagniß dieser Reise gehofft. Volker war mir ein warmer, ein guter Freund geworden; in Rüdesheim nahm er mit Thränen in den Augen Abschied, und indem er mich immer wieder ans Herz drückte und küßte, versicherte er mich, daß er dieser Tage sein Leben lang mit Freuden und mit Dankbarkeit gegen mich gedenken werde. So, von ihm geherzt und geküßt, fühlte ich mich so selig, daß für den Gedanken des Abschiedes, des ewigen Abschiedes von meinem Glücke kein Raum in mir übrig war. Ich hatte übrigens für die Zukunft gesorgt. Ein Briefwechsel war verabredet, und ich selbst, das ist Fräulein Oberforstmeister, sollte die Vermittlerin der Briefe sein, da für die nächste Zukunft weder der Aufenthalt Volkers, noch

der Oskar Emmerichs fest bestimmt war, Fräulein Emmerich aber als seßhafte Person, als Kousine des einen und als Freundin des anderen Korrespondenten, eine sichere Vermittlerin abgab.

„Als Mädchen kehrte ich wieder zu meinen Verwandten zurück, bei denen ich noch mehrere Wochen blieb, um meinen Haaren Zeit zu einigem Wachsthume zu lassen. Meine Heimat, die ich erst spät im Herbste wiedersah, fand ich öde und leer; Volker hatte sie verlassen, und Ihre Mutter war ihm bereits nachgefolgt. War ich deßhalb unglücklich? Nein, nicht im Geringsten. Ich hatte mein Geheimniß, ich hatte meine Erinnerungen, ich hatte meine Studien.

„Ja, meine Studien, meine Bücher und Arbeiten, denn meine ganze Lebensweise schuf ich sogleich nach meiner Rückkehr um, um ein Oskar Emmerich zu werden, der würdig sei, mit Volker zu korrespondiren, und der mit diesem Gegenstände besprechen könne, die ihn interessiren.

„So wurde aus dem ehemaligen Jägerburschen, der ich gewesen, ein wahrhafter Stubenhocker. Jeder Brief, den ich von Volker erhielt, war eine mächtige Aufmunterung zu weiterer Arbeit, und im Lauf der Jahre brachte ich es endlich dahin, ihm nützlich sein zu können. Mein Vater starb, und ich lebte schon in meinem vierundzwanzigsten Jahre so allein und unabhängig in diesem Hause wie jetzt. Wenn nun Ihr Vater in einem seiner Briefe an Oskar eine Sehnsucht nach dem oder jenem Dokument in dieser oder jener Stadt, die er als armer Professor nicht erreichen konnte, aussprach, was hinderte mich, die Reise zu machen und ihm das Ersehnte zu verschaffen, ihm Kopieen oder Auszüge machen zu lassen oder sogar selber zu machen? So unternahm ich die verschiedensten Reisen, von denen auch Niemand geahnt hat, welchen Zweck sie hatten. Der eigentliche Zweck war, einen jener dankbaren Briefe zu erhalten, wie sie dann ihr Vater an seinen lieben Freund Oskar Emmerich zu schreiben pflegte.

„So vergingen Jahre. Den ganzen Inhalt meines Lebens bildete das Bewußtsein, von dem Manne, den ich liebte, wenn auch unter einer Maske, als ein theurer Freund geliebt zu werden.

Sie sehen ein, daß ein solches Verhältniß, bei dem eine periodische Auffrischung durch persönliche Berührung nicht möglich war, auch nicht immer dauern konnte. Ihres Vaters Arbeiten nahmen eine Richtung, bei der ich ihm nicht mehr förderlich sein konnte: seine Beschäftigungen häuften sich, und er schrieb selten; ich selbst hielt mit meinen Briefen mehr und mehr zurück in dem Maße, als ich fühlte, wie ich ihm mit der Zeit immer weniger bieten konnte. In der Besorgniß, unsere Korrespondenz könnte sich in bloße Förmlichkeit und Gewohnheit verlaufen, machte ich ihr selber ein Ende, indem ich als Oskar Emmerich nach Amerika auswanderte und mich meinem Freunde noch in der Blüte unserer Freundschaft verschwinden ließ. Ich hatte mir doch Jahre des Glückes verschafft, ich hatte den Mann, den ich liebte, ohne daß er es wußte, doch an mich gefesselt, ohne die Freundin verrathen zu haben; ich hatte das Bewußtsein, ihm nützlich gewesen zu sein und mich für alle Zukunft in seinem Herzen so eingebürgert zu haben, daß er nur mit Freude an mich denken konnte. Was wollte ich mehr? Ich war zufrieden, und meinem Altjungferthume ging ich mit Heiterkeit entgegen.

„Und nun, lieber Oskar, der Sie nach mir heißen, den der Vater aus Liebe zu mir so getauft hat — nun Sie wissen, was mir Ihr Vater war, durch welche Gefühle, durch welche Geheimnisse mein Leben unauflöslich an das seinige geknüpft war — werden Sie sich bedenken, sich von mir die Wege zu Ihrem Glücke bahnen zu lassen? — Werden Sie sich bedenken, mein Sohn und Erbe werden zu wollen?"

Anstatt aller Antwort drückte ich meine Lippen auf die Hand, die sie mir darreichte. Und sie war die Begründerin unseres Glückes, meines und Sabinens, und sie war dessen froher Zeuge bis zu ihrem Tode.

So wirkt die Liebe beglückend auf künftige Geschlechter. Wahrlich, eine der schönsten Erbschaften, die mir mein Vater hinterlassen, war jene Liebe des guten, vortrefflichen Fräuleins Oberforstmeister.

Die Gipsfigur.

Wem es an Golde fehlt, der muß sich mit Kupfer begnügen, und wer seine Stube nicht mit Bronze und Marmor schmücken kann, muß sich an Gips erfreuen. Wir Modernen haben unsere Hausgötter ganz wie die Alten, und wie vielen Menschen ist es heutzutage religiöses Bedürfniß, sich z. B. mit den Büsten oder Statuetten ihrer Lieblingsdichter zu umgeben, und um diese in würdige Gesellschaft zu bringen, in die Gesellschaft des Ideals, fügt man ihnen nach und nach, je nach Geschmack, Vorliebe und Mitteln, eine kleine Versammlung von Göttern bei. „Sie nahen, sie kommen, die Himmlischen alle, mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle," selbst die Dachstube. Einziehen „Unsere liebe Frau von Milos," der Apoll von Belvedere, die schöne Euterpe, der liebliche Dornzieher, der Sklave Michel Angelo's, und hat man einen Lessing auf dem Postamente stehen, den schönen Lessing von Rietschel, so verfehlt man nicht, unter ihn oder ihm gegenüber einen Laokoon aufzustellen. Wie gut haben wir es heute! Mit Hülfe weniger Thaler können wir solche Herzensbedürfnisse befriedigen. Es hat mich immer gerührt, wie Goethe in seiner italienischen Reise von seinen Ankäufen von Gipsabgüssen mit Andacht erzählt und mit einem Jubel, wie über große Entdeckungen oder Erwerbungen, und wie er sich an die Ankunft des ersten italienischen Gipsfigurenhändlers in Frankfurt, wie an ein großes Ereigniß erinnert, das ihm einen tiefen Eindruck gemacht. Er

hätte es eher verdient, als die ganze praktische neue Generation, die nach ihm kam, sich mit Leichtigkeit an den Reproduktionen großer Kunstwerke zu erfreuen, wie sie uns heute in Gips, gebrannter Erde, nachgeahmtem Marmor und durch die Photographie so häufig und so billig geliefert werden. Was mich betrifft, so gehörte es, so oft ich mir eine kleine Wohnung einrichtete, zu meinen ersten Sorgen, mich mit einem Gipsfigurenhändler in Verbindung zu setzen, der meine ersten Bedürfnisse befriedigte, die öden Wände meiner Chambre garnie belebte, und von Zeit zu Zeit, wie es seine Formen und meine Finanzen gestatteten, Einzelnes nachlieferte. Da ich nun aber durch viele Jahre von Stadt zu Stadt zog und die gebrechlichen Laren und Penaten nicht mitführen konnte, ergab es sich mit der Zeit, daß ich in den verschiedensten Städten unter den Gipsfigurenhändlern und Gipsgießern zahlreiche Bekannte und Freunde hatte.

In Paris wandte ich mich nicht an die prächtigen Kunstmagazine auf den Boulevards und in der Rue de Seine, sondern an eine obskure Werkstatt in einem Hinterhause der entfernten Rue de l'Enfer, weit hinter dem Luxemburg. Daran war nicht die Zwietracht schuld, in welcher gewöhnlich mein Finanzminister mit meinem Kultusminister lebte, sondern die auffallende Schönheit eines siebzehnjährigen Italieners, der so schön war, wie die schönsten Götter und Heroen, die er auf seinem Brette über dem Kopfe balancirte und der mich in diese neuentdeckten Gegenden der Hauptstadt in die Werkstatt seines Vaters, des Gypsgießers, verlockte. Dieser, Signor Tomaso, ein Florentiner, war froh, Kunden zu finden und empfing mich mit großer Zuvorkommenheit. Da ich in der Nähe, nicht ferne vom Pantheon, öfter zu thun hatte, kehrte ich gleich zu Anfang der neuen Bekanntschaft zu wiederholten Malen um so lieber zurück, als mir Tomaso, der, nebenbei gesagt, seinem Sohne an Schönheit nichts nachgab, trotz einem Alter von beinahe sechzig Jahren, den Eindruck nicht eines Gipsgießers, sondern eines Künstlers machte, ich von ihm in manches Geheimniß seines Handwerks eingeweiht und außer-

dem über den geheimnißvollen Reiz des einen und des andern Kunstwerkes aufgeklärt wurde. Ich kannte damals Italien nur sehr oberflächlich; desto interessanter war es mir, durch sein kluges und verständnißvolles Wort Ersatz zu finden für Das, was den Kopieen, nach seiner Beschreibung, neben den Originalen fehlte. Ich war bald so vertraut im Atelier, daß ich in seiner Waare kramen und Alles besichtigen konnte nach Belieben; selbst die Statuen, die in Papier oder Leinwand gewickelt dastanden, durfte ich enthüllen.

So kramte ich wieder eines Tages, als ich an eine verhüllte Büste kam, die ich bis jetzt, des gleichen Fußes wegen, für eine Wiederholung der neben ihr stehenden Dione gehalten hatte, die sich mir aber jetzt, durch eine zufällige Verschiebung der Leinwand, als etwas Anderes verrieth. Ich sah ein Stück eines wunderbar schönen Profiles, das mir sofort einen individuelleren Eindruck machte, als sämmtliche antike Gesichter ringsumher. Hastig, als ob ich eine große Entdeckung gemacht, als ob ich bei einer Ausgrabung dieses Profil mit dem Spaten enthüllt hätte, riß ich, während Signor Tomaso fern von mir nahe der Thür arbeitete, die Leinwand ab, und eine der herrlichsten Büsten stand vor mir, ein Mädchengesicht, das nichts mit den andern Köpfen der ganzen plastischen Versammlung gemein hatte und doch so schön war, wie das schönste unter diesen idealen Gesichtern. Auf den ersten Blick mußte man erkennen, daß man hier keine Kopie einer Antike vor sich hatte; bei aller regelmäßigen und idealen Schönheit kündigte sich dieser Kopf sogleich als Porträt, und zwar als modernes Porträt an. Es stellte ein eben zur vollen Blüthe gelangtes Mädchen bis an den Gürtel dar; die schwellende jungfräuliche Brust war nur halb und von einer leichten Draperie bedeckt. Trotzdem war sie in vollster Harmonie mit dem unschuldig und schamhaft lächelnden Munde, und wieder war zwischen diesem und dem gedankenvoll und melancholisch blickenden Auge, das traurige Räthsel zu durchschauen schien, nicht der geringste Widerspruch. Unschuld und Erkenntniß, jungfräuliche Verheißung und

reife Erfüllung paarten sich in diesem Werke, einem Kunstwerke des Künstlers, wie der Natur, ebenso harmonisch und einander ergänzend, wie die Regelmäßigkeit der schönen Linien mit den ganz und gar persönlichen Zügen, die so charakterisirt waren, als hätten sie vom Anfang der Schöpfung bis auf diesen Tag nur einer einzigen Person angehören können. Ich stand so verblüfft, so verwundert und bewundernd vor dieser neuen Erscheinung, daß ich Signor Tomaso über Namen und Herkunft dieses mir ganz und gar unbekannten Kunstwerkes zu befragen vergaß. Es kam mir eben gar nicht auf Belehrung an, nur darauf kam es mir an, aus dieser Quelle der Schönheit so viel als möglich in großen Zügen in mich hineinzuschlürfen. Die Lust nach dem Besitze stellte sich natürlicher Weise bald ein, und ich hob die Büste auf meinen Arm und hielt sie mit der Hand, um sie nicht wieder loszulassen. So näherte ich mich dem Meister Tomaso, der an einer Form beschäftigt war, und fragte nun: „Was kostet das?"

— Er sah freundlich auf, zog aber, als er die Büste in meinem Arm erblickte, plötzlich die Augenbraunen zusammen, und ehe ich mich dessen versah, hatte er mir sie wieder entrissen, und mit ihr dem Hintergrunde des Ateliers rasch entgegenschreitend, antwortete er mir auf die barscheste Weise: „Diese Büste ist nicht zu verkaufen."

Er stellte sie nieder auf ihren vorigen Platz, machte Anstalt, sie aufs Neue zu verhüllen, besann sich aber, warf die Leinwand nur so über ihren Kopf und trug sie in ein anstoßendes kleines Zimmer, in welchem sein Bett stand, und dessen Thüre er so gewaltig zuschlug, daß sämmtliche Gipsfiguren erzitterten. Tomaso hatte mir bis jetzt so viel florentinische Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gezeigt, daß ich über dieses barsche Wesen doppelt erstaunt war. Ich wollte ihn darüber befragen, von ihm eine Erklärung verlangen — da er aber nicht wieder kam und in seiner Stube verschlossen blieb, sagte ich mir, daß ich höchst wahrscheinlich irgend eine schmerzliche Saite in der Seele dieses Handwerkers, die ich als eine Künstlerseele kannte, berührt habe, und mich

erinnernd, wie rasch bei meiner Frage und beim Anblick der Büste seine Stirne sich verfinsterte und mit Schmerz und Zorn zugleich überzog, war es mir, als hätte ich im Gegentheile ihm etwas abzubitten. Sein Sohn Nicolo, bei dem ich vielleicht über das plötzliche Aufwallen seines Vaters wie über die Büste hätte Auskunft erhalten können, war, wie gewöhnlich, abwesend, und so ging ich, selber nicht wissend, ob ich bald wieder kehren oder, beleidigt durch das Benehmen Tomaso's, ausbleiben solle.

Dieser Zweifel hielt lange nach in mir. Die Büste mit ihrer unendlichen Schönheit hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht, und nun ich sie nicht besitzen sollte, wurde mein Wunsch nach ihr geradezu zur Sehnsucht, und ich begriff, wie man sich beim ersten Anblick einer schönen Person verlieben könne, da mir das mit einer bloßen Gipsfigur begegnete. Wie bei einer wirklichen Liebe steigerte sich mein Wunsch nach Besitz gerade dadurch, daß sich gleich im ersten Augenblicke der Bekanntschaft ein Hinderniß erhob, und zwar ein unbekanntes, geheimnißvolles. Indessen konnte der Natur der Sache nach diese Leidenschaft, die eben nur in alten romantischen Geschichten den Helden unglücklich macht, nicht lange währen, und da meine Stube bereits mit artistischem Bedarf sattsam ausgestattet war, kehrte ich auch in das Atelier, in dem ich das letzte Mal nicht sehr freundlich behandelt worden, nicht wieder zurück. Hätte ich Nicolo irgendwo in der Straße begegnet, ich würde ihn wohl ausgefragt haben; dieß geschah aber nicht, da er den Straßenhandel für einige Zeit aufgegeben hatte, um in einem öffentlichen Gebäude an den Ornamenten zu arbeiten — und so vergingen Wochen und verging der Wunsch nach der geheimnißvollen Gipsfigur, die es mir förmlich angethan hatte.

Aber eines Tages, als ich unter den Arkaden des Odeon an den Auslegekasten der Antiquare stand und Bücher musterte, sah ich Tomaso an mir vorüber und der Stadt entgegengehen. Halt, dachte ich, jetzt ist das Feld frei, vielleicht treffe ich Niccolo allein in der Werkstatt und kann ich die Büste wieder sehen und

etwas über sie und ihren Ursprung, wie über die Abneigung Tomaso's gegen den Verkauf derselben erfahren. Raschen Schrittes ging ich der Rue de l'Enfer entgegen und trat in das Atelier, in welchem ich wirklich Nicolo an einer Form beschäftigt fand. Dieser hatte mir immer viel Zuneigung gezeigt und freute sich über das Wiedersehen nach so langer Trennung. Ich, der ich die Heimkehr des Vaters fürchtete, sprach ihm rasch meinen Wunsch aus, eine gewisse Büste zu sehen, deren Anblick mir sein Vater auf so eigenthümliche, beinahe kränkende Weise entzogen hätte. Er wußte sogleich, welche Büste ich meinte, stand aber doch eine Zeit lang unschlüssig, und ich fürchtete bereits, daß sich der Sohn ebenso benehmen werde, wie der Vater. Indessen wandte er sich doch nach einiger Zeit und ging in die Stube, um gleich darauf mit der Büste zurückzukehren, die noch gerade so in die Leinwand gehüllt war, wie sie Tomaso vor einigen Monaten fortgetragen hatte. Er enthüllte sie mit einiger Feierlichkeit und, wie ich wohl bemerken konnte, nicht ohne innere Bewegung, und als er sie auf einen Tisch vor mich hinstellte, betrachtete er sie mit nicht geringerer Aufmerksamkeit und Theilnahme, als ich selber, obwohl er sie doch seit lange kennen mußte. Was mich betrifft, so gefiel mir die Büste noch viel mehr als das erste Mal und wurde der Wunsch, sie zu besitzen, ebenso lebhaft, ja noch viel lebhafter, als da ich sie entdeckte. Ich that, als wüßte ich nicht, daß sie nicht zu verkaufen war, und fragte: „Was kostet sie? Ich nehme sie gleich mit."

Riccolo schüttelte den Kopf.

„Ich gebe," fügte ich, die italienische Gewinnsucht ins Spiel ziehend, hinzu, „ich gebe, was ihr nur verständiger Weise verlangen könnt. — Ja, ich gebe gern das Doppelte des Preises, den ich sonst für Büsten dieser Größe bezahle."

Nicolo schüttelte abermals den Kopf. „Sie ist nicht zu verkaufen," sagte er halblaut, „und wenn Sie mir tausend Franken böten, ich könnte sie Ihnen nicht überlassen. Selbst wenn ich es hinter dem Rücken meines Vaters thun wollte, ich könnte es nicht,

denn wir besitzen nur das Eine Exemplar, und mein Vater würde ihre Abwesenheit sogleich bemerken, obwohl er sie niemals ansieht."

„So sage mir wenigstens," bat ich, mehr und mehr neugierig und gereizt, „von wem diese Büste herrührt? wo sich das Original befindet und wo ich mir einen Abguß verschaffen könnte? da ihr einmal die sonderbare Grille habt, gerade diesen Abguß nicht verkaufen zu wollen."

„Ein Original dieser Büste gibt es nicht," antwortete Nicolo, „und anderswo als bei uns können Sie sich unmöglich einen Abguß verschaffen."

So sprechend, nahm er die Büste und trug sie in das Zimmer zurück, vielleicht, weil er bemerkte, daß ihr Anblick meinen Wunsch nur neu aufstachelte, und er meinem Drängen ausweichen wollte. In dieser Beziehung aber irrte er sich. Seine letzten Worte hatten mich nur gieriger gemacht, und da er den Gegenstand meiner Sehnsucht mir entführte, reizte er diese nur noch mehr. Ich drang in ihn, — ich wollte Erklärungen haben, ich machte ihm Vorwürfe.

Der gute Junge war offenbar in Verlegenheit; zuletzt sagte er beschwichtigend: „Die Büste darf nicht verkauft werden. Es ist das eine Herzenssache, vielleicht eine Gewissenssache meines Vaters. Ich habe ihm Das bei allen Heiligen zuschwören müssen, daß ich sie nie verkaufen werde. Aber ich habe ihm nicht versprochen, sie nicht zu schenken. Ich will Ihnen eine zum Geschenke machen. Sie müssen sich nur gedulden. Wir besitzen die Büste in diesem einzigen Exemplar, aber die Form ist da; ich habe sie gerettet und wohl versteckt, daß sie der Vater in irgend einem unglücklichen Anfall nicht zerstören kann, doch müssen Sie sich gedulden; es kann lange Zeit darüber hingehen, bis ich mein Wort halte, denn ich kann es nur, wenn mein Vater einmal auf mehrere Tage abwesend und ich Herr des Ateliers bin."

„Nicolo," rief ich, „ich werde dir außerordentlich dankbar sein — aber ich fürchte, daß du, wenn es lange dauert, dein Versprechen vergissest."

„Fürchten Sie nichts," sagte Nicolo lachend. „Hier meine Hand, ich bringe sie Ihnen, so bald es nur möglich — ich will Ihnen dann auch erklären, was meinen Vater bewogen hat, oder vielmehr, warum er sich hinreißen ließ, gegen Sie, den er doch sonst herzlich liebt, so unfreundlich zu sein. Der arme Mann! Seine Barschheit, sein Zorn galt nicht Ihnen, sondern seinem Schicksale. Es thut mir leid, wenn ich Sie neugierig mache und nicht gleich Ihre Neugierde befriedigen kann — aber ich werde Wort halten."

Trotz dieser Versicherung mußte ich glauben, daß Nicolo sein Versprechen längst vergessen habe, denn es war ein Jahr und mehr vergangen und es hatte sich weder Nicolo noch die Büste, noch die Geschichte derselben eingestellt, und ich hatte um so mehr Ursache, Vergeßlichkeit bei ihm vorauszusehen, als ich im Grunde selbst das ganze Abenteuer beinahe vergessen hatte. Nur wenn ich manchmal einen Freund, der lange Zeit in England gelebt hatte, besuchte und bei ihm die schöne Clytia aus dem britischen Museum sah, dachte ich noch an die mir versagte Büste, die mit der herrlichen Antike viel Aehnlichkeit hatte, und erwachte noch die Sehnsucht nach ihr und einiger Aerger über den wortbrüchigen Nicolo. Endlich verließ ich auch meine Wohnung und dachte gar nicht daran, Nicolo von dieser Veränderung in Kenntniß zu setzen, überzeugt wie ich war, daß, da er bis jetzt sein Wort nicht gehalten, er es überhaupt nicht mehr halten werde.

So waren beinahe zwei Jahre vergangen, als eines Morgens ein auffallend schöner junger Mann in meine Stube trat, den ich erst, als er mich italienisch begrüßte, als meinen Freund Nicolo erkannte. Er hatte sich indessen mit italienischer Raschheit entwickelt, und aus dem Knaben, den ich vor ungefähr drei Jahren kennen gelernt, war ein ganzer Mann geworden, und zwar ein Mann, wenigstens so schön, wie einer der beiden Italiener auf dem Bilde Van Dyks, das sich im Edinburger Museum befindet. Jeder Maler hätte sich glücklich schätzen können,

ein solches Modell zu haben. Ich freute mich um so mehr, ihn wieder zu sehen, als er mir gleich beim Eintritt etwas Verhülltes entgegenhielt, das sich auf eine Bewegung von ihm als die ersehnte Büste offenbarte.

„Braver Junge," rief ich voll freudiger Ueberraschung, „so hast du doch Wort gehalten?"

„Sie haben es wohl nicht mehr erwartet," sagte er lächelnd, „aber Sie werden die lange Verzögerung entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß mein Vater die ganze Zeit hindurch das Atelier nicht verlassen. Jetzt ist er seit vierzehn Tagen bei Amboise in einem Schlosse des Herzogs von Luynes mit Ornamentiren beschäftigt, und das Erste, was ich nach seiner Abreise unternahm, war der Guß dieser Büste, und seit fünf Tagen suche ich Sie in ganz Paris."

„Guter Junge," rief ich, indem ich ihm die Hand drückte, „jetzt setze dich hierher und laß uns zusammen frühstücken."

Während man das Frühstück bereitete, versenkte ich mich wieder in den Anblick der Büste, die mir Freund Nicolo in feinstem Gips und auf das Gewissenhafteste ausgeführt lieferte, und bei ihrem Anblick tauchten alle die Fragen wieder auf, die das Geheimniß, das sie umgab, schon früher in mir geweckt hatte. Ich erinnerte Nicolo an sein zweites Versprechen, mir die Geschichte derselben zu erzählen, und er erwiderte, daß er sich darauf vorbereitet, und daß es ihn freue, es nicht vor zwei Jahren gethan zu haben, da er jetzt diese Geschichte selber besser verstehe, als es damals der Fall gewesen.

Nach Tische, als wir bei einem Glase Wein gemüthlich zusammen saßen, begann er ohne weitere Aufforderung ungefähr so:

„Sie kennen Florenz, und gewiß haben Sie auch das Cenacolo Andrea del Sarto's besucht, das sich vor der Stadt in San Salviati befindet. Am äußersten Ende der Vorstadt, durch die Sie kommen mußten, unweit vom Arno, befindet sich das kleine Haus, das noch vor sechs Jahren meine Eltern mit ihren zwei Kindern, einer ältern Schwester und mir, bewohnten. Mein

Vater war, was er jetzt ist, ein Gipsgießer. Er hatte das Handwerk von seinem Vater gelernt, arbeitete viel für die Bildhauer, deren es in Florenz eine ziemliche Anzahl gibt, und wurde von dem Berühmtesten unter ihnen, von Bartolini, von dem Sie wohl gehört haben werden, seiner Geschicklichkeit und Anstelligkeit wegen als Prakticien beschäftigt. Herr Bartolini ließ ihn selbst Manches ausführen und behauptete manchmal, es sei an ihm ein vortrefflicher Bildhauer verloren. Mein Vater pflegte darauf zu erwidern, sicherer sei sicherer, nicht jedem Bildhauer gelinge es wie Herrn Bartolini; seine Gipsfiguren, welche Griechen und Italiener für ihn gemacht, verkaufe er gewiß, während es höchst ungewiß sei, ob er eine eigene Figur, auf die er Monate verwenden müßte, an den Mann brächte — und er habe Weib und Kinder zu ernähren, die bei zehn Lire wöchentlich besser leben als bei unsterblichem Ruhm, der vielleicht nicht fünf einbrächte.

„Niemand wußte, daß er bei diesen unkünstlerischen Reden zu Hause in seinem Atelier manche Stunde, die ihm das Handwerk frei ließ, der Kunst widmete und manchen Haufen Thon zu Figuren verarbeitete. Freilich knetete er solche Schöpfungen wieder ein, nachdem er sich einige Tage daran ergötzt hatte. Er wollte vom Dämon der Ruhmsucht sich nicht verleiten lassen, da er doch nie über den Stümper hinaus, wohl aber seine Familie dadurch in Noth käme. Niemand wußte auch, daß außer Herrn Bartolini, dessen Aeußerungen vielleicht nicht so ernst gemeint waren, noch Jemand hinter ihm stand, der seine Ehrsucht stachelte und aus ihm gern einen berühmten Bildhauer gemacht hätte. Es war das meine Mutter. Sie schalt meinen Vater einen Mann ohne Gefühl für alles Große, ohne Empfindung für das Wohl der Seinigen; sie wies immer auf den berühmten Bartolini hin, der ursprünglich auch nichts gewesen sei als ein Kind des Volkes und der jetzt eine Stellung habe wie ein Fürst, von Fürsten und Grafen besucht werde und selbst zu Hofe komme. Sie erneuerte ihre Vorwürfe, so oft sie Frau Bartolini in den

Cascini mitten unter den höchsten Herrschaften spazieren fahren sah, oder hörte, daß diese Dame zum Balle dieses oder jenes Duca oder Marchese geladen worden. Nicht für sich, behauptete meine Mutter, suchte sie diese Ehren, sondern für ihren Tomaso, der sie mit seinem Talente verdiene, und für die Zukunft ihrer Kinder. Mein Vater ließ sich durch dergleichen Reden nicht irre machen, er schaffte sich sein Geld mit dem Handwerk und seine Freuden mit der heimlichen Ausübung seiner Kunst.

„Eines Tags — so erzählte er mir vor Kurzem noch selber — kam er gegen Abend aus seiner Werkstatt in der Stadt in unsere Wohnung zurück und blieb unbeweglich und erstaunt am Eingange des kleinen Gärtchens hinter dem Hause stehen. Teresina, meine Schwester, hatte eben die Blumen begossen, sich dabei etwas erhitzt und deßhalb des Halstuches entledigt. Auch das obere Kleid, um es zu schonen, hatte sie abgeworfen und trug in dem Gärtchen, wo sie vor Lauschern und Zeugen sicher war, nur ein kurzes Röckchen, das in dünnen Falten über die Knie fiel und die nackten Füße sehen ließ. Aus den Frührosen hatte sie sich einen Kranz gewunden und auf das Haar gesetzt, das bei ihrer Beschäftigung in Unordnung gekommen und zum Theil hier als Locke, dort als Flechte auf Nacken und Schulter fiel. So mit der Kanne in der Hand kam sie ihm entgegen. Sie war ihm nie so schön erschienen, oder vielmehr, er sah zum ersten Male, wie unendlich schön seine Tochter war. Er hatte sie immer geliebt, mit großer Zärtlichkeit geliebt, aber an ihre Schönheit hatte er nur selten gedacht. Dieser Augenblick war ihm wie eine Offenbarung. Er sagte sich, niemals ein schöneres Geschöpf gesehen zu haben, und zum ersten Male fiel es ihm auf, daß seine Teresina, die ihm bisher nur das Kind gewesen, ein Weib, ein vollendetes Weib geworden. Sie war damals achtzehn Jahre alt, und in der That in vollster und herrlichster Blüthe. Zum ersten Male wünschte mein Vater aufrichtig, ein großer Bildhauer zu sein, um diese Schönheit nachbilden zu können. Auch rief er sie sogleich ins Haus und griff augenblicklich

zum Thone und begann zu modeln. Um sie so wiederzugeben, wie er sie gesehen, fühlte er sich zu schwach, und aus der Statue, die er begonnen hatte, wurde nach und nach eine Büste, die er mehr und mehr vereinfachte. Seine Zaghaftigkeit kam ihm sehr zu Statten, denn die Einfachheit, zu der sie ihn zwang, gab dem Bilde einen größern Reiz, als es aller Schmuck, als es der Kranz hätte thun können. Tage lang vernachlässigte er seine Werkstatt und arbeitete ohne Unterbrechung zu Hause fort. Zu seinem Unglück wurde während der Arbeit der Künstler in ihm immer mächtiger, und mein strenger und frommer Vater machte die Büste mehr und mehr griechisch, indem er die Gewandung mehr und mehr herunterzog und die keuschen Reize der Jungfrau so weit enthüllte, als es ihm sein Sinn für schöne Form gebot. War er, der Vater, nicht allein mit seinem Kinde? Der einzige Zeuge bei der Arbeit war die Mutter, die ihn mit immer wachsendem Beifalle aufmunterte. Teresina allein wagte manchmal eine schüchterne Bemerkung über die Art, in der sie dargestellt wurde. Die Mutter schalt, der Vater beruhigte sie. Die Büste sollte nur dem Hause gehören und von keinem fremden Auge gesehen werden. Es war aber natürlich, daß, als sie endlich vollendet war, der Vater sich einen Gipsabguß machen wollte.

„Zu dem Ende nahm er das Thonmodell in seine Werkstatt, und nach wenigen Tagen prangte daselbst eine ganze Reihe von Abgüssen. Er konnte nicht müde werden, sein schönes Kind und sein schönes Werk immer wieder zu vervielfältigen, und endlich konnte er es sich auch nicht versagen, die Büste dem einen oder dem anderen Besucher zu zeigen, ohne jedoch zu verrathen, wessen Porträt sie war. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie er es mir, der ich ihm schon damals im Atelier zu helfen pflegte, aufs Strengste verbot, die Büste als die meiner Schwester zu nennen, sei es wem immer, und ich mit dem Instinkte des Bruders hütete mich wohl, gegen dieses Verbot zu handeln und mich als den Bruder der griechischen Gestalt zu erkennen zu geben. Sie machte auf alle Diejenigen, die sie zu sehen bekamen, denselben

Eindruck, den Sie selbst empfunden haben. Mein Vater konnte nicht umhin, sie immer wieder zu zeigen, und die sie gesehen, sprachen mit ihren Bekannten davon, und unser Atelier wurde von Besuchern bestürmt. Doch traute mein Vater dem Urtheile dieses Publikums nicht; was diesem gefiel, war wohl nur die angeborene Schönheit seines Kindes; ob seine Arbeit einen künstlerischen Werth habe? daran zweifelte er noch immer. Es demüthigte ihn fast, daß man nur immer von der Schönheit des Gesichtes und der Formen und beinahe gar nicht von Arbeit und Ausführung sprach. Er mußte darüber ins Klare kommen, hüllte einen besonders gut gelungenen Abguß in seinen Mantel und wanderte zu Herrn Bartolini. Mit freudestrahlenden, triumphirenden Augen kam er zurück und wiederholte des Abends meiner Mutter die Lobsprüche, die ihm der große Bildhauer ertheilt hatte. Die Folge war, daß sich meine Mutter der Meinung Aller, die die Büste gesehen, wie der Meinung Bartolini's anschloß, daß er seine Arbeit auf die Ausstellung, die demnächst eröffnet werden sollte, schicken müsse.

„Aber davon wollte mein Vater nichts hören. Er habe noch immer nicht die geringste Absicht, als Künstler aufzutreten, er bleibe, trotz allem Erfolge, bei seinen Grundsätzen und lasse sich aus seinem gewohnten und sicheren Geleise nicht herausbringen. Vielleicht, meinte er, würde er es ausnahmsweise doch thun, da ein solcher Erfolg ihm selbst als Gipsgießer nützlich sein könne, aber dann müßte die Arbeit einen ganz anderen Gegenstand haben und nicht seine eigene Tochter in dieser Weise darstellen. Meine Mutter stellte ihm vergebens vor, daß Niemand seine Tochter kenne, daß Niemand wisse, daß die Büste Teresina darstelle, und daß solche Skrupel höchst unkünstlerisch seien. Sie mochte übrigens diese Skrupel vorausgesehen und sich gegen sie gewaffnet haben, denn sie entfaltete in ihrer Rede eine außerordentliche Kenntniß aller Beispiele, die man nur in der Maler- und Bildhauer-Geschichte Italiens auftreiben konnte, und nannte alle Bilder, auf denen die alten Künstler ihre Frauen und Töchter

mit weit minderer Scheu als mein Vater seine Teresina dargestellt. Teresina selbst stand in diesem Streite auf Seiten meines Vaters, wurde aber von der Mutter als ein dummes Ding, das von Dergleichen nichts verstehe und keine Rücksicht für unsere Zukunft habe, zum Schweigen gebracht.

„Ein Grund, den die arme Schwester gegen die Ausstellung der Büste vorbrachte, war ihre Ueberzeugung, daß Angelo, wie sie ihn kenne, nichts mehr von ihr werde wissen wollen. —

„‚Tanto meglio, desto besser,' rief meine Mutter. ‚Wenn dein Vater ein berühmter Bildhauer wird, so soll der arme Gipsgießer-Geselle auch nichts von dir wissen wollen und sollst du auch nichts von ihm mehr wissen wollen. Wir werden dann unter Menschen kommen, die über diese Dinge ganz anders denken, als dumme, arme Leute.'

„Derartige Streitigkeiten dauerten im Hause bis gegen Eröffnung der Kunstausstellung fort, wo sie dann mit einem Male abgeschnitten waren. Als mein Vater eines Abends, wenige Tage vor Eröffnung, nach Hause kam, vermißte er auf dem Schranke die Büste, die er dahin gestellt hatte — und fand Teresina weinend in einem Winkel der Stube sitzen. Meine Mutter gestand und erzählte ihm in kurzen und entschiedenen Worten, wie eine Frau, die sich dessen bewußt ist, recht und vernünftig gehandelt zu haben, daß sie die Büste selber und in Tomaso's Namen auf die Akademie getragen, und fügte hinzu, daß Herr Bartolini, der im Komité war, sich darüber mit großer Freude ausgesprochen, und daß er Tomaso danken lasse, endlich diesen Entschluß gefaßt zu haben.

„So kam die Büste auf die Ausstellung und, um es Ihnen mit einem Worte zu sagen — hatte den glänzendsten Erfolg. Alle Welt erkannte sie als eine der schönsten Sachen der ganzen großen Ausstellung, und der Name meines Vaters war in Aller Munde. So groß war der Erfolg, so viele Lobsprüche wurden meinem Vater ertheilt, daß er meiner Mutter zugestand, ganz recht und vernünftig gehandelt zu haben. Aber je größer der

Erfolg war, desto sorgfältiger suchte er den Ursprung der Büste, die Existenz des Modells zu verbergen. Das gelang ihm leicht, da wir, wie gesagt, vor der Stadt in ziemlicher Einsamkeit wohnten und Teresina, dem Befehle des Vaters entgegenkommend, noch weniger ausging als sonst und sich vorzugsweise die Stadt zu betreten hütete. Mittlerweile wurde die Werkstatt meines Vaters förmlich gestürmt. Jedermann wollte die Büste haben, Jedermann so viel dafür bezahlen, als man nur verlangte. Mein Vater gewährte sie Anfangs nur dem einen und andern Bekannten, dem er sich irgendwie verpflichtet glaubte, nach und nach aber wurde der Kreis immer größer, und es kam zu einem förmlichen Verkauf. Mehrere Gesellen waren nur mit dem Guß dieser Büste beschäftigt, und immer konnten wir nicht den zahlreichen Nachfragen genügen. Das Geld floß ins Haus, und meine Mutter, die von jeher unsere arme Kasse beaufsichtigte, schwamm in Wonne, so rasch ihre Prophezeiungen erfüllt und bereits den schönen Anfang von Ruhm und Reichthum zu sehen.

„Die Büste war nicht vierzehn Tage bekannt, als sie bereits schon so populär war, daß man sie in Kaffee- und Weinhäusern aufgestellt fand. Ihren Erfolg beim Publikum dankte sie natürlich vielmehr dem schönen Gesichte und den schönen Formen, als der liebevollen und wirklich künstlerischen Ausführung. Da war es denn auch natürlich, daß es in Florenz müßige junge Leute genug gab, die sich um das Modell zu kümmern begannen, die das Original in Fleisch und Blut gerne kennen gelernt hätten, vielleicht um so lieber, als sie es für ein gewöhnliches Künstlermodell hielten; und die nun nach allen Seiten hin spähten und forschten. Florenz ist keine eigentlich große Stadt, und unter den Unzähligen, welchen die Büste überall zu Gesichte kam, mußten sich wohl welche finden, die Teresina schon gesehen hatten. Man erinnerte sich, auf dem Wege nach San Salviati manchmal einem Mädchen begegnet zu sein, das wie die meisten armen Mädchen um Florenz mit Strohstickereien beschäftigt war. Man versicherte,

daß die Büste nicht geschmeichelt habe und daß das Original ebenso schön sei, wie sie. Da war es eine Ehrensache, diese Schönheit gesehen zu haben, und statt nach den Cascini, wandte sich jetzt die elegante junge und alte Welt nach San Salviati, wo man auch leicht erfuhr, wer das Original sei und in welchem Hause es wohne. Vor diesem Hause fuhren und wanderten jetzt an einem Tage mehr Wagen und Spaziergänger, als sonst in einem Monat. Mein Vater, so bald er das Geheimniß seiner Büste verrathen, so bald er diese als sein Kind erkannt sah, stellte den Verkauf derselben ein, und als er die Spaziergänger vor seinem Hause bemerkte, ja selber einmal von einem Neugierigen, der ihn nicht kannte, gefragt wurde, ob die schöne Teresina, deren Büste man überall sehe, in diesem Hause wohne und an welchem Fenster man sie sehen könne? verbot er meiner Schwester, die Schwelle des Hauses zu überschreiten. Ueber Beides war meine Mutter sehr betrübt, denn der Zufluß des Reichthums hörte auf, und die schönen Kleider, die sie für Teresina angeschafft hatte, konnten jetzt nicht gezeigt werden. Sie war sehr unzufrieden, mein Vater war bekümmert, Teresina schien immer besorgt — und so war mit einem Male, im Handumdrehen, das stille Glück unseres Hauses in ein stilles Unglück verwandelt, oder vielmehr in eine Ahnung, als ob man am Anfange eines Unglückes stünde.

„An demselben Tage, an welchem mein Vater Teresina die Schwelle zu überschreiten verbot, wanderte ein junger frischer Geselle, mit einem Stocke in der Hand, mit einem kleinen Felleisen auf dem Rücken, von Modena her über die Apenninen. Die Art und Weise, wie er im Gehen den Stock schwang, wie der breite Hut schief auf den dicken und schwarzen Locken, ja selbst wie der Reisesack nachläßig auf der einen Schulter hing, sein elastischer Schritt, kurz alles Aeußere an ihm verrieth sein glückliches Gemüth, die Freude, die ihn spornte, ebenso laut, wie die lustigen Ritornelli, die er in die warme und milde Bergluft hinaufsang. Nach Monaten langer Trennung und Arbeit

im Schlosse des Herzogs von Modena kehrte er eben mit vollen Taschen in sein geliebtes Florenz, in seine Heimat, zurück, wo Alles, was er liebte, daheim war. Diese Gegend der Apenninen war damals nicht eben ganz sicher; man sprach viel von verschiedenen Räuberanfällen; aber der junge Mann ging dahin, als ob er nichts auf der Welt fürchtete. Wie klein und zart noch sein Schnurrbärtchen war, ebenso entschieden schwang sich sein Mund, bog sich sein Kinn vorwärts und glänzten seine schwarzen Augen voll Muth und Leidenschaft.

„Er war eben auf der Höhe angekommen, von der aus man das Arnothal zum ersten Male zu Gesichte bekommt. Dort oben steht ein aus Quadern wie eine Festung aufgebautes Gasthaus, das seine von italienischen Eichen und Lorbeeren beschattete Veranda dem kleinen Arno-Paradiese zukehrt. Dort bekommt man den ersten Wein aus dem Arnothal, vielleicht den guten Vino Ricasoli — sollte der junge Mann, der den ganzen Morgen gewandert war, nicht hier die ersten Züge aus dem Freudenbecher der Heimat thun?

„Der junge Mann trat in die große Halle und verlangte vom Besten. Er hatte das Glas schon in der Hand und wollte es schon zum Munde führen, als er mit einem Male wie versteinert stehen und mit den Augen an einer Büste über dem Tische haften blieb. Im ersten Momente überzog ein seliges Lächeln sein ganzes Gesicht; nach und nach aber [illegible] dieses Lächeln, von einem krampfhaften Stirnrunzeln [illegible] faßt verdrängt, einem überaus düsteren Ausdrucke. [illegible] wurden blaß, und die untere, die zu zittern beg[illegible] zwischen die weißen Zähne, deren obere Reihe fletschend zum Vorschein kam. Ohne den Blick [illegible] wenden, fragte er endlich den Wirth:

„‚Woher habt Ihr dieses Bild?‘

„‚Ich hab's aus Florenz mitgebracht, wo [illegible] verkauft wird. Ich hab's gekauft,‘ fuhr er [illegible] keit des Gastwirthes fort, ‚weil es in Flor[illegible]

Kaffeehäuser haben und mein Gasthaus doch auch schon zu Florenz gezählt werden kann. Gefällts Euch? Das glaube ich. Das gefällt Jedermann. Es ist die schöne Teresina, die draußen wohnt bei San Salviati, und ihr Vater selbst hat diese Büste gemacht. Man spricht jetzt von nichts Anderem in Florenz, als von der schönen Teresina, und vor ihrem Hause treibt sich alles junge Volk herum, nur um die Spitze ihrer Nase sehen zu können. Sie ist aber auch schön, diese Nase, und dieser Hals und diese herrliche jungfräuliche runde —'

„Der Wirth sprach nicht weiter, denn in demselben Augenblicke flog das Glas aus der Hand des Fremden gegen die Büste, daß diese in hundert Stücke zertrümmert nach allen Seiten ins Zimmer flog und der Wein vom Postamente und von der Wand herabfloß.

„Die wenigen Gäste, die noch da waren, sprangen erschrocken von ihren Sitzen auf; der Wirth stand verblüfft, entsetzt, bald nach den Trümmern der Büste in der ganzen Stube umsehend, bald den Weinfleck an der Wand, dann wieder seinen seltsamen Gast anstarrend. Endlich schrie er auf: ‚Meine Teresina! mein Bild! Er ist verrückt! Zwanzig Paoli sind dahin!' — Mit diesen letzten Worten warf er sich auf den Fremden, die Gäste, die sich für die Störung ihres Morgenbehagens rächen wollten, leisteten ihm hülfreiche Hand; im Augenblicke hatte man dem wilden Gaste einen vollen Beutel entwunden, diesen zur Hälfte geleert und Besitzer und Beutel zum Hause hinausgeworfen. Angelo, — denn der Wanderer war Angelo, derselbe Angelo, auf den sich Teresina immer berufen, wenn sie sich gegen die Ausstellung der Büste wehrte, — Angelo taumelte bewußtlos weiter, bis sich nach und nach sein Taumeln in einen ungewöhnlich raschen Schritt verwandelte und er den Berg, Florenz entgegen, hinuntereilte, als fürchtete er, für irgend ein wichtiges Geschäft zu spät zu kommen.

„Angelo war ein Gipsgießer, Schüler und Liebling meines Vaters, mit dem er insofern Aehnlichkeit hatte, als er ebenfalls

ein Mittelding von Handwerker und Künstler war. Er war in unserer Werkstatt und zum Theil in unserem Hause aufgewachsen, und die aufkeimende Schönheit Teresina's hatte er mit den Augen der Liebe, die mit ihm aufwuchs, früher als Vater und Mutter erkannt. Ohne daß je darüber gesprochen worden, war es seit lange beinahe eine abgemachte Sache, daß Angelo Teresina heirathen werde, und er benahm sich in jeder Beziehung schon als ihr künftiger Mann, sowohl in Beziehung auf Zärtlichkeit, wie auf die Eifersucht, mit der er sie, seiner leidenschaftlichen Natur nach, überwachte. Von früher Jugend an keiner anderen Liebe fähig, als der zu Teresina, verschlossen gegen jede andere Verlockung, und sie immer als seine Frau, sich als gebunden betrachtend, wuchs mit des Mädchens Schönheit seine Leidenschaft, wie seine Sittenstrenge, die von sich selbst, wie von Andern, besonders aber von Teresina die makelloseste Reinheit verlangte. Es mußte ihm sehr wehe thun, seine Geliebte wie eine heidnische Göttin oder Nymphe dargestellt, ihr Bild käuflich und in Schenken den Augen aller Welt preisgegeben zu sehen. Was war während seiner Abwesenheit in Florenz vorgegangen, daß man in einer Schenke auf der Höhe der Apenninen von Teresina wie von einer Person sprach, deren Namen in Aller Munde war? daß ein Schenkwirth ihm ihre Reize zu erklären versuchte? Kehrte er nach monatelanger, hoffnungsvoller Arbeit mit schönem Erwerb in seine Heimat zurück, nur um seine Hoffnungen zertrümmert, seine Jugendwelt beschmutzt, entweiht zu finden? Er rannte wie ein Rasender die herrliche Straße der Via di Bologna hinab, ohne Blick, ohne Sinn für die Schönheiten rechts und links, ohne einen Ton jenes Jubels im Herzen, mit dem man sonst eine Heimat wie das Arnothal und Florenz zu begrüßen pflegt.

„Da stand er wieder an einer Schenke in der Vorstadt San Gallo. ‚Will doch sehen,‘ sagte er vor sich hin und ballte dabei die Faust, ‚ob auch in dieser Kneipe das nackte Bild meiner Geliebten, meiner Braut ausgestellt ist, daß sich die Säufer in

ihrem Rausche am Anblicke ihrer Reize ergötzen können!' Es war eine Schenke, in die der sittenstrenge Angelo sonst nie eingetreten wäre; jetzt aber trat er mit herausfordernden Schritten in die Stube und immer noch mit geballter Faust. Er kümmerte sich weder um die Männer, noch um die Weiber, die da herumsaßen, blieb in der Mitte der Stube stehen und blickte um sich. Sein sonderbares Auftreten verursachte plötzliche Stille, die sich aber in eben so plötzlichen Aufruhr verwandelte, als er mit einem Male wüthend auf eine Ecke losstürzte und über einen von Gästen besetzten Tisch hinüber den Arm ausstreckte und mit der geballten Faust die Büste Teresina's, die allerdings da gestanden, zusammenschlug. Wirth, Wirthin, Gäste und allerlei Mädchengesindel warf sich auf den Ruhestörer, als ihnen ein junger Mann, der auf einer Bank ausgestreckt lag, lachend entgegenrief: ‚Bläut ihn gehörig durch — es ist Angelo, der Schüler Meister Tomaso's — er that Das nur aus Neid auf den großen Erfolg seines Lehrers, denn er will auch ein Künstler sein! — Wir kennen das, den Künstlerneid!' —

„Der junge Mann, der so sprach, war ein Bekannter und von der Zunft Angelo's. Seine Worte munterten die Versammlung auf, so zu thun, wie er sagte. Angelo kam in einem schlechten Zustande auf der Straße an, aber er bekümmerte sich um die Hiebe, die auf ihn niederregneten, wie um die Schimpfworte, die man ihm nachrief, ebenso wenig, als um den Sbirren, der ihn vor der Thüre als einen Ruhestörer und Eigenthumsschädiger in Empfang nahm und ins Gefängniß führte. Er folgte schweigend und ließ sich ruhig in ein dunkles Loch sperren. Die Verhaftung war ein großes Glück für Angelo, denn es war ihm, als müßte er von Schenke zu Schenke, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus ziehen, um überall die Büste zu zertrümmern, was ihm, wenn er den Zerstörungszug hätte ausführen können, wohl noch größere Unannehmlichkeiten zugezogen haben würde.

„Nach zweimalvierundzwanzig Stunden wurde Angelo seiner Haft entlassen, nachdem er eine Geldstrafe und außerdem eine

Entschädigung für jenen Wirth hatte erlegen müssen. Den Plan, alle Büsten Teresina's zu zerstören, hatte er indessen aufgegeben, aber sein Unglück, sein Ingrimm, mit dem er in dunkler Stube so lange allein gewesen, hatte sich in sein Herz gefressen. In zerrissenen und schmutzigen Kleidern, mit verwirrten Haaren, ganz verwildert, in dem unverändert traurigen Zustand, in den ihn die beiden Szenen in den Schenken, der Aufenthalt im Gefängnisse und die schlimmen Vorgänge in seinem Innern versetzt, durchwanderte er die Stadt geradewegs auf die Werkstatt meines Vaters los.

„Er trat nicht ein; er blieb in der Thüre stehen, legte beide Hände mit dem Stocke auf den Rücken, warf den Kopf zurück und rief meinem Vater zu: ‚Guten Morgen, Maëstro Tomaso! Ich gratulire Euch, Ihr seid indessen ein berühmter Künstler geworden. Ich gratulire! Aber wißt Ihr auch, was indessen Euer Töchterlein geworden? Ein Modell! Ein Modell! Und Ihr wißt ja, was nachher aus den Modellen wird. Ich gratulire. Ich bin indessen bei meiner gemeinen Arbeit ein ehrlicher Kerl geblieben; da haben wir Beide wohl nichts mehr mit einander gemein. Wie?‘

„Mein Vater, der sich während der ganzen letzten Zeit in seinem Gewissen Vorwürfe gemacht, wie sie ihm jetzt Angelo in einem fürchterlichen Tone entgegenschleuderte, war wie vom Donner gerührt. Und der junge Mensch, der so zu ihm sprach, war immer sein Liebling gewesen und hatte zu ihm bis auf diesen Tag nur mit der ehrfurchtsvollen Unterwürfigkeit des Schülers und Sohnes gesprochen! Und wie sah dieser schöne, blühende, sonst immer so heitere junge Mensch aus? Wie das Unglück, die Verzweiflung selbst! — Er sank auf den Schemel zurück, unfähig, Angelo ein Wort zu erwidern. Als er sich wieder aufraffte, war dieser fort und verschwunden, und mein Vater glaubte beinahe, eine schreckliche Erscheinung, eine Ausgeburt seines bösen Gewissens gesehen zu haben.

„Angelo aber wanderte weiter, wieder zum Thore hinaus,

bis er in derselben Stellung, in der ihn mein Vater gesehen, vor unserem Hause stehen blieb.

„‚Teresina, mein Engel,‘ rief er, ‚komm ans Fenster, zeige dich, daß ich dich sehe und mich an deinem Anblick erfreue. Ich weiß es ja schon, daß du seit meiner Abreise hundertmal schöner geworden bist. Wissen es ja schon alle Schenken bis hinauf in die Apenninen.‘

„In der That sprang oben ein Fenster auf, und Teresina erschien mit freudestrahlendem Gesichte und mit dem Ausruf: ‚Angelo!‘ auf den Lippen. — ‚Angelo! Angelo! komm doch herein!‘ rief sie ihm entgegen.

„Er aber, ohne auf diese Einladung zu hören, fuhr fort: ‚Ei, ei, Teresina, du trägst ein Halstuch und ein Kleid! Wozu denn, weiß es doch schon Jedermann, wie schön dich Gott geschaffen hat! Wozu wieder ein Geheimniß machen aus einer Sache, die schon die ganze Welt weiß und die sich Jeder für einige Paoli verschaffen kann?!‘

„Meine arme Schwester erblaßte; mit der Freude wich alle Farbe aus ihrem Gesichte. Sie errieth, was alle diese bittern Worte sagen wollten und wie viel Kummer Angelo's Herz erfüllen mußte, um ihn solcher Worte fähig zu machen. Alles, was sie von ihm, für ihn und sie gefürchtet hatte, sah sie eingetroffen.

„‚Komm herauf, Angelo,‘ bat sie flehentlichst, ‚ich will dir erzählen — ich will dir sagen, wie Alles —‘

„‚Und wenn du rein wärest, wie die Engel des Paradieses, die nur mit Heiligen umgehen,‘ rief er plötzlich im schmerzlichsten Tone, ‚der Gedanke an dich ist es nicht mehr — du gehörst dir nicht mehr — und mir auch nicht.‘

„Teresina bückte sich weit vor aus dem Fenster und streckte die Arme nach ihm aus; ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen und fiel wie ein Regen hinab. Angelo sprang herbei und fing einige Thränen mit seinem Gesichte auf. — ‚O,‘ rief er aus, ‚diese Thränen, wie heiß sie sind, so kühlen sie doch

so sanft. Aus meiner Wuth, aus meiner Verzweiflung wird Kummer. Ach, Teresina, diese Thränen würden deine Seele retten, wenn du eine große Sünderin wärest — mir können sie nicht helfen, für mich bist du verloren. Ich weiß es wohl jetzt noch besser, als früher, daß ich dich immer lieben werde — aber desto schlimmer — aber ich sage dir doch Lebewohl! Verzeih dir Gott und die allerheiligste Jungfrau!'

„Da erschien meine Mutter am Fenster. ‚Was hat sich da zu verzeihen,' rief sie ihm hinunter, ‚was hat meine Teresina gesündigt? Und was soll das ganze Geschwätz? Ist es dir nicht recht, Angelo, daß wir reiche und berühmte und vornehme Leute werden, so magst du deine Ursachen dazu haben, denn allerdings wird meine Teresina dann deiner Verzeihung nicht bedürfen und —'

„‚Ich sehe wohl,' fiel ihr Angelo bitter lächelnd ins Wort, ‚wer hier der Verzeihung bedarf — und ich habe es mir schon gedacht. Ich kenne Euch, Domenica, und nur Dieses sage ich Euch: ich gehe, aber auf Teresina werde ich doch ein wachsames Auge haben, da sie keinen besseren Wächter hat.'

„Er ging, ohne sich an die Thränen der Tochter zu kehren oder auf die Scheltworte der Mutter zu hören, nach dem anderen Ufer des Arno, wo er in der Nähe von S. Nicolo wohnte.

„Mein Vater saß noch sehr betrübt über Worte und Benehmen Angelo's in seiner Werkstatt, als der junge Graf Caroli (so wenigstens sprach Nicolo den Namen aus) eintrat. Dieser junge und reiche österreichische Nobile, der am Hofe des Großherzogs lebte, war schon mehrere Male dagewesen, um meinem Vater eine Gipsbüste Teresina's abzukaufen, er hatte sich aber erst besonnen, als mein Vater schon den Entschluß gefaßt hatte, keine mehr zu verkaufen, und mein Vater blieb bei dem Entschlusse trotz der glänzendsten Erbietungen, die ihm der junge Graf machte, und trotzdem, oder vielleicht, weil dieser in die Büste förmlich verliebt schien. Das letzte Mal aber bot er dem Vater zehntausend Zwanziger für eine Ausführung der Büste in

Marmor, den er ihm liefern wollte, wenn er einer solchen Arbeit fähig sei. Dieser Antrag reizte die Gewinnsucht wie den Ehrgeiz meines Vaters, und der Zusatz stachelte seine Eitelkeit. Er wurde schwankend in seinen Entschlüssen und bat sich drei Tage Bedenkzeit aus. Die Bedenkzeit war abgelaufen, und Graf Caroli kam, um die Antwort meines Vaters zu holen. Er hätte keinen übleren Moment wählen können; der Vater antwortete ihm, daß er Teresina weder in Gips, noch in Marmor haben solle. Der junge Mann war ganz außer sich darüber, begriff diese Weigerung nicht und drang in meinen Vater, doch eine solche unvernünftige Grille aufzugeben. Je mehr er aber sprach, desto aufgeregter wurde mein Vater, und als Jener endlich, von seinen eigenen Worten erwärmt und hingerissen, befehlend, fast drohend hinzufügte: daß er die Büste um jeden Preis haben müsse, daß er in dieses Gesicht, in diese herrlichen Formen bis zum Wahnsinn verliebt sei, da sprang mein Vater selbst wie wahnsinnig auf, ergriff einen Hammer und zertrümmerte sämmtliche Büsten Teresina's, die noch im Atelier vorhanden waren, stieß dabei Verwünschungen aus gegen den Tag, an dem ihm der Gedanke zur Modellirung dieser Büste gekommen, und verschwor sich hoch und theuer, nie wieder dem Bildhauer ins Handwerk zu pfuschen.

„Der junge Graf, als er meinen Vater in einem solchen Zustande sah, ahnte, daß hinter der Weigerung dieses unglücklichen und ergrimmten Mannes gewichtige Gründe sich verbergen möchten, und daß jetzt nicht mit ihm zu sprechen sei. Ohne weiter ein Wort zu sagen und ohne die Beruhigung des Rasenden abzuwarten, ging er aus dem Atelier. Aber die Unmöglichkeit, das Bildniß in seinen Besitz zu bringen, scheint sein Verlangen nach dem Original bis zu wahrhafter Liebe gesteigert zu haben, denn bald darauf war er mit meiner Mutter in vertraulicher Verbindung. Ich bitte Sie, lieber Signor, nicht zu denken, daß ich von meiner Mutter schlecht sprechen wollte; sie hatte die Schwächen vieler Weiber, sie war eitel und ehrgeizig und wollte

mit sich und den Ihrigen, besonders mit ihrem Manne und ihrer schönen Tochter hoch hinaus. Der Erfolg meines Vaters hatte sie berauscht, und zum Unglück stand damals ein österreichischer Fürst an der Spitze der österreichischen Besatzung von Florenz, welcher eine Sängerin vom Theater geheirathet hatte. Die ehemalige Sängerin kam zu Hofe, spielte daselbst sogar eine Rolle und machte ein glänzendes Haus. Wenn ein österreichischer Principe, so dachte meine Mutter, eine Person vom Theater weg heirathen kann, warum soll ein österreichischer Graf nicht eine gefeierte Schönheit, ein tugendhaftes Mädchen, die Tochter ehrbarer Leute und eines Künstlers heirathen können? Wie gesagt, die arme Frau war ehrgeizig, sie sah mit Hochmuth auf den ehemaligen Geliebten Angelo und die Heirathsgedanken Teresina's herab, aber die Ehre ihrer Tochter war ihr so weit theuer, als es ihre Verblendung durch die Eitelkeit gestattete. Weiß Gott, auf welche Weise sie mit dem Grafen in Verbindung und dann öfter mit ihm zusammenkam! Daß dieses der Fall war, erfuhren wir erst, als sie eines Abends, nachdem wir zu Nacht gegessen und der Vater eben heiterer war, als seit Wochen, schüchtern und mit gezwungenem Lächeln zu diesem begann, ob er dem Manne, dem er die Büste seiner Tochter versagt, auch ihre Hand verweigern würde?

„Mein Vater sah sie fragend an, zugleich mit der Düsterheit, die sofort auf seine Stirne trat, sobald die Büste erwähnt wurde. Die Mutter erkannte wohl, daß er ihr nicht viel Zeit zum Sprechen lassen werde, und beeilte sich, was sie des Ueberzeugenden zu sagen hatte, so rasch als möglich, wenn auch so ungeordnet als möglich, hervorzubringen: wie Graf Caroli ein vortrefflicher, schöner und reicher Mann sei, der es ganz ehrlich meine, wie sie seit lange mit ihm in Unterhandlung stehe, wie er in Teresina bis über die Ohren verliebt sei, wie er ihr ein großes Gut verschreiben und sie heirathen wolle, ganz ordentlich heirathen, öffentlich vor dem Großherzog und vor dem Altar, und daß hoffentlich dagegen gar nichts zu sagen sei.

„Mein Vater stand auf und sagte: „Du bist eine Gans und glaubst in deiner Dummheit und Verruchtheit Alles, was man dir aufbindet — und wenn Alles, was du sagst, wahr wäre, so ist mir Angelo doch lieber, als alle österreichischen Grafen zusammen."

„‚Und mir auch!' rief Teresina, die in einem Winkel saß und weinte.

„‚Du bist eine Ciocca,' schrie ihr die Mutter zu, und meinem Vater zugewandt, rief sie: ‚und du Tomaso —'

„Sie fuhr nicht fort, denn mein Vater blickte sie mit einem Auge an, daß ihr das Wort auf der Lippe erfror. ‚Domenica,' sagte er mit zitternder Stimme und streckte ihr beide Hände mit halbgekrümmten Fingern wie zwei Krallen entgegen, ‚Domenica, mit diesen meinen Händen reiße ich dich in Stücke, wenn du in deiner Kuppelei fortfährst. Es ist genug der Schande!'

„Mein armer Vater hatte Recht. Teresina war während dieser Zeit zu einem schlimmen Rufe gekommen, und trauriger Weise trug der Mann, den sie liebte und der auch seinerseits nicht von ihr lassen konnte, viel dazu bei. Angelo war seit seiner Rückkehr aus Modena zu jeder Arbeit unfähig geworden; der schöne, sonst so reinlich und malerisch aussehende Junge glich jetzt mehr einem neapolitanischen Lazzarone, als einem ordentlichen, florentinischen Kinde, Bart und Haare waren verwildert, die Kleider beschmutzt und gealtert. Er trieb sich in den Schenken herum und kam mit allerlei Gesindel zusammen; mein Vater hatte ihn vergebens zu einem Besuche in unserem Hause eingeladen; er war dazu nicht zu bewegen, und wenn er Einen von uns nur von ferne sah, lief er auf und davon, um uns auszuweichen. Aber während der Promenadestunden, wenn sich die jungen Leute aus der Stadt vor unserem Hause einfanden, um nach Teresina zu spähen — denn dieses hatte noch nicht aufgehört — war er immer da, und sobald er bemerkte, daß Einer mit seinem Lorgnon auf irgend eine unbescheidene Weise nach dem Fenster Teresina's blickte oder auch nur ihren Namen ein

wenig laut nannte, begann er mit diesem Streit, und oft kam es in der Vorstadt zu gewaltigen Raufereien, da die Bursche aus dem Volke Angelo gegen die geputzten Herren aus der Stadt gerne beistanden. Alle Welt wußte, welche Ursachen diese Händel und Raufereien hatten, und ein Mädchen, um das man sich so oft in den Straßen schlägt und zankt, kommt, das wissen Sie, sehr rasch um allen guten Ruf, selbst wenn sie an diesen Zänkereien nicht die geringste Schuld trägt. Niemand erinnerte daran, daß bei all Dem Teresina nie am Fenster zu sehen war, wohl aber, daß Diejenige, um die man sich balgte, zankte und die Gassen mit Geschrei erfüllte, als Modell zu einer nur halbbekleideten Büste gedient hatte. So kam es, daß Angelo auch anderswo als in der Vorstadt San Salviati von Teresina anders sprechen hörte, als er es wünschte, und daß er nun überall in Händel gerieth und so von Tag zu Tag mehr verwilderte. Er war eben beinahe wahnsinnig vor Eifersucht, unglücklicher Liebe und gekränktem Ehrgefühl, ein wahrer Mezzomatto. Ich werde es nie vergessen, mit welchen wilden und zugleich zärtlichen Augen er mich ansah, als er mich einmal — ich war damals ein Kind — bei Santa Croce fand. Er packte mich an beiden Schultern, bedeckte mein Gesicht mit Küssen und stotterte: ‚Sage ihr, daß ich sie noch immer liebe, daß ich sie glühend liebe, daß ich sie ewig lieben werde, aber daß wir auch auf ewig getrennt sind!‘

„So vergingen viele, viele Wochen, und während der ganzen Zeit fuhr meine Mutter fort, mit dem Grafen zu unterhandeln und in Verbindung zu bleiben, und strebte anderseits mein Vater, und zwar mit Wissen und auf die Bitte Teresina's, Angelo's habhaft zu werden. Dieß gelang ihm ebenso wenig, als es meiner Mutter gelang, ihre Verbindung mit Caroli ganz geheim zu halten. Angelo war zu wachsam und zu eifersüchtig, und als mein Vater einmal ihm in einer engen Gasse begegnete, in der er ihn mit ausgestreckten Armen aufhalten konnte, ließ er sich in der That einen Augenblick lang den Weg verstellen, aber nur

um dem Vater zu sagen, daß er jetzt die Geduld zu verlieren anfange, und daß, wenn Signora Domenica dem Grafen nur noch einmal in San Marco ein Appuntamento gebe, oder gar die Hinterthüre des Gartens öffne, dieß des Grafen Tod sein werde. Darauf schlüpfte er meinem Vater unter dem Arme durch, und mein Vater ging nach Hause, um die Mutter mit Vorwürfen zu überhäufen und ihr auf das Strengste, bei Androhung selbst des Todes, jeden Umgang mit Caroli zu verbieten. Die Mutter, da sie sich beobachtet und bewacht sah, beschloß, der Sache ein für allemal ein Ende zu machen. Und wieder eines Abends, da wir Alle zusammen waren, öffnete sich plötzlich die Thüre, und zu unserem Erstaunen trat der Graf selber ein. Mein Vater fuhr auf und griff in der Wuth nach dem Messer, das noch vom Nachtessen auf dem Tische lag, ließ es aber sogleich wieder fallen, da der junge Mann ruhig vor ihm stehen blieb und ungeschreckt durch die drohende Bewegung in einigen Worten eine ganz ordentliche, ehrliche Werbung um die Hand Teresina's vorbrachte. Des Vaters Zorn verwandelte sich beinahe in Rührung; er schwieg, setzte sich wieder hin und deutete mit der Hand auf Teresina, als ob er sagen wollte, daß diese jetzt zu entscheiden habe. Das arme Mädchen war nicht fähig, ein Wort hervorzubringen, und schlug, bleich und zitternd, die Augen nieder. Der Graf, dessen Blick der Handbewegung meines Vaters gefolgt war, stand eben so schüchtern und furchtsam, wie sie selber war, vor ihr. Auch er schwieg, aber seine Augen hafteten mit unaussprechlicher Liebe und Sehnsucht an ihrem Gesichte, an ihrer ganzen Gestalt. Nach einem tiefen Seufzer stotterte er, offenbar nicht wissend, daß er seine Gedanken aussprach: ‚O, sie ist noch millionenmal schöner als die Büste! Sie ist unaussprechlich schön! Ich verdiene ein solches Geschenk des Himmels nimmermehr!‘ Dann lag er mit Einem Male vor ihren Füßen und rief laut: ‚Ich könnte dich anbeten, wie du deine Madonna anbetest, Teresina! Verschmähe mich nicht! Ich liebe dich, wie ich es nicht aussprechen kann!‘ Teresina antwortete nur, indem sie in einen

Strom von Thränen ausbrach. Wissen Sie, warum sie weinte? Nicht weil sie an ihre Lage, oder an Angelo dachte, oder an ihr Unglück, nein, sie weinte aus purem Mitleid mit dem schönen, jungen Manne, dem es in diesem Augenblicke Niemand bestritten hätte, daß er die ehrlichsten Absichten und das gefühlvollste Herz hatte, und dem es Jeder ansehen und anhören konnte, daß ihn der Verlust Teresina's unglücklich machen mußte. Während sie weinte und der Graf sie aufs Flehentlichste und Zärtlichste ansah, rieb sich meine Mutter die Hände vor Freude, denn sie hoffte von der Rührung des Vaters, wie der Tochter, und von dem überzeugenden Ausdrucke im ganzen Wesen des jungen Grafen die Erfüllung aller ihrer Wünsche.

„Wie Teresina das bemerkte, stockten plötzlich ihre Thränen, und unter denen, die noch ihre Wangen bedeckten, verwandelte sich ihr ganzes Angesicht, in welchem Rührung und Mitleid dem Zorne wichen. Sie streckte ihren Arm wie drohend aus und rief über Caroli, der zu ihren Füßen lag, und ohne seiner flehentlichen und liebenden Miene zu achten, hinweg: ‚Triumphiret nicht zu früh, Mutter! Umsonst habt ihr mich seit Monaten ermahnt und gequält und zu verführen gesucht — wem ich mich einmal zugeschworen, dem gehöre ich für immer, und sollte er mich mit den Füßen von sich stoßen. Ich bleibe Angelo so treu, wie er mir treu geblieben, und so lange will ich ihm meine Treue beweisen, bis er erkennt, welches Unrecht er mir angethan.‘

„‚Maledetta!‘ schrie die Mutter.

„‚Fluche nicht,‘ fiel ihr der Vater ins Wort, ‚sie thue, wie ihr Herz gebietet.‘

„‚Asino!‘ schrie sie wieder dem Vater zu und hob außer sich vor Zorn beide Fäuste gegen ihn. Ich fing zu weinen an, Teresina schlug stolz beide Arme über die Brust zusammen und sah die Mutter herausfordernd an, während ihr der Vater den Rücken kehrte. Alles Das ging vor, als ob der Graf gar nicht vorhanden wäre. Dieser sprang bei den Worten Teresina's auf, blickte verstört um sich, schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirne

und stürzte, ohne den Hut, der neben ihm auf dem Boden lag, aufzuheben, aus der Stube, aus dem Hause in die Gasse und in die Nacht hinaus. Er ging wie ein Verzweifelter. Armer Giovine, er kehrte nie wieder!

„Er eilte, gewohnheitsgemäß, ohne nur daran zu denken, wohin er ging, dem Arno zu, über den er in einer Barke zu setzen pflegte, um auf die andere Seite und in seine Wohnung in der Nähe des Palazzo Torriggiani zu gelangen. Er merkte es nicht, daß es ein Anderer, als der gewöhnliche Renaiolo oder Gondelier war, der seine Eccellenza einlud, in den Kahn zu steigen, und daß sich dieser Kahn von den angeschwollenen Wellen durch sämmtliche Brücken bis an die Cascini und weiter hinabtreiben ließ, bis weit unterhalb der Stadt. Er saß da und stützte den Kopf in beide Hände; das Haar hing wild und wirr über diese herab, und seine Brust hob sich rasch und doch schwer athmend. Der Mann, der ihm gegenübersaß, blickte ihn mit arg glänzenden Augen an und beobachtete grimmig lächelnd alle Zeichen der Leidenschaft, die den jungen Mann durchtobten, und regte kaum das Ruder, so daß die Wellen freieres Spiel hatten. Der Mann war Angelo. Die beiden Nebenbuhler waren schon weit hinabgeschwommen, als der Graf plötzlich den Namen Teresina in die Nacht hinausrief. Das war sein Todesurtheil. Angelo sprang auf den Rand des Kahnes, der sogleich umstürzte, und Beide sanken ins Wasser. Caroli schrie um Hülfe: das war sein zweites Todesurtheil, denn Angelo hob das Ruder, das er in der Hand behalten hatte, ließ es auf seinen emportauchenden Kopf fallen, und Caroli sank unter die Wellen, ohne wieder zum Vorschein zu kommen. Angelo aber schwamm ans Ufer.

„Sie fragen, woher ich Das alles weiß, da doch die That im Dunkel der Nacht und in der Einsamkeit geschehen? Von Angelo selbst. Unmittelbar nach der schauerlichen That kam er zu uns gerannt und weckte uns, indem er mit der Faust an Fenster und Thüren hämmerte und bald den Vater, bald Teresina rief. Wir Alle sprangen aus den Betten, als wir seine

Stimme erkannten, der Vater öffnete, und Angelo erschien, spät nach Mitternacht, von Wasser triefend, blaß und wie von einem Fieber geschüttelt, mit beinahe wahnsinnig blickenden Augen, zum ersten Male seit langer Zeit in unserer Mitte. Wir wußten, noch ehe er den Mund aufthat, daß etwas Arges geschehen sei. Er sah uns mit einem jammervollen Lächeln an, Eins nach dem Andern, und sagte dann: ‚Ich glaube, daß ihr es schon wisset, daß ich so eben den Grafen Caroli ermordet habe.‘ —

„Sie können denken, wie uns bei dieser Mittheilung zu Muthe war. Der schöne junge Mann, der noch vor so kurzer Zeit hier in derselben Stube so unglücklich vor Teresina gekniet, von dem wir noch mit so viel Mitleid gesprochen hatten, war jetzt todt, und sein Mörder stand vor uns. Wir saßen da, wie eine Reihe von Statuen mit starren Augen. Die Mutter gewann zuerst die Sprache und schrie Angelo an: ‚Mörder, Verfluchter, mit allen Strafen der Hölle kannst du diese That nicht abbüßen, denn der Graf war unschuldig wie ein Kind!‘

„‚Das habe ich wohl geahnt, sogar gewußt,‘ antwortete Angelo mit einem traurigen Rufe, ‚aber was wollet ihr — er war schön, gut, reich, liebenswürdig — ich war eifersüchtig — und am Ende hätte er es doch durchgesetzt. Ich hatte es mir längst vorgenommen, und jetzt ist's geschehen.‘

„‚Du bist ein Mörder!‘ rief die Mutter wieder.

„‚Das bin ich,‘ bestätigte Angelo.

„‚Ein Ausgestoßener, Verfluchter, Verdammter!‘

„‚Das bin ich,‘ sagte er wieder.

„Die Mutter fuhr fort, ihn mit solchen Namen zu überschütten, und er ertrug es gelassen, aber Teresina konnte das nicht länger mit anhören und sehen; sie sprang auf und warf sich Angelo an den Hals. ‚Ich lasse doch nicht von dir, Angelo,‘ rief sie weinend, ‚wenn du auch ein Mörder bist, so bist du's aus Liebe zu mir. Es weiß es ja Niemand — und wir verlassen das Land zusammen.‘

„Angelo schüttelte den Kopf. ‚Der Graf ist todt,‘ sagte er,

‚aber damit hat sich doch nichts geändert. Alle Welt kennt doch deine Reize auswendig, alle Stutzer besitzen deine nackte Büste. Ich müßte erst hundert Paläste vernichten und hundert Schenken stürmen, und dann alle die Tausende morden, die dich gesehen haben. Das geht nicht an.‘

„‚Angelo!‘ schrie meine Schwester verzweifelnd, und in die Ecke eilend, wo die Madonna stand, erhob sie beide Finger zum Schwur und rief: ‚Hier schwöre ich vor der Madonna, daß ich ins Kloster gehe, wenn du mich von dir stößest.‘

„Ueber sein Gesicht flog ein Strahl der Freude. ‚Das wird wohl das Beste sein!‘ sagte er; ‚dann kannst du auch für meine Seele beten. Sieh, Teresina, selbst wenn ich die Büste vergessen könnte, die heutige Nacht werde ich nicht vergessen. Der Graf steht jetzt zwischen dir und mir. Es ist eine große Lust, einen Nebenbuhler zu ermorden, selbst einen unschuldigen; hat man es aber einmal gethan, hat man keinen Anspruch mehr auf ein anderes Glück. Es ist auch gleichgültig, daß es so ist, denn mit mir ist's aus. Seit ich aus Modena zurückgekommen, haben so viel und schreckliche Flammen in mir gebrannt, hat es so in mir gewüthet, daß ich jetzt ganz hohl und leer bin. Es ist nichts mehr in mir, als der Gedanke, daß der Graf im Arno liegt. Nun laufe ich in die Welt, und lebet wohl!‘

„Und damit sprang er auf und war aus dem Hause. Teresina wollte ihm nacheilen, aber Vater und Mutter hielten sie zurück.

„Angelo, nach dem der Vater am nächsten und an den folgenden Tagen suchte, war wirklich verschwunden — und in Folge dessen entfloh uns auch Teresina, um nach ihm zu suchen. Und darauf begab sich auch mein Vater auf die Wanderung, um nach dem verlorenen Kinde zu spähen, und mit einem Brette voll Gipsfiguren auf dem Kopfe, zog er von Stadt zu Stadt, während ich, den er mit sich nahm, rechts und links von den Hauptstraßen, ebenfalls mit Gipsfiguren auf dem Kopfe, die kleineren Flecken durchzog. Er hatte so beide Kinder mit sich, denn auf seinem Brette voran prangte, aller Welt sichtbar, die unglück-

selige Büste. Er verkaufte sie Niemand, wie oft ihm auch schöne Angebote gemacht wurden, sie sollte ihm nur möglicherweise durch die Aehnlichkeit die Entdeckung Teresina's erleichtern. Das that sie denn auch treulich, denn in Trient, im italienischen Tirol, erfuhren wir nach mehr als zweijährigem Herumziehen, daß die Büste sehr große Aehnlichkeit hatte mit einer Nonne, die vor Kurzem dort eingekleidet worden. Teresina hielt ihr Gelübde, nachdem sie vergebens nach dem Verschollenen gesucht hatte, und blieb in dem Kloster, in das sie krank und elend gebracht worden war. So setzten wir unsere Wanderung fort, bis hieher nach Paris, da mein Vater nicht mehr nach Florenz zurückkehren wollte. Dort sitzt von meiner ganzen Familie nur noch die Mutter, in trauriger Einsamkeit, die ihr übrigens lieb geworden.

„Ecco, lieber Herr, die Geschichte der Büste, und die Erklärung, warum sie Ihnen mein Vater nicht verkaufen wollte.“

Eine Modenesische Geschichte.

Trotz der Eisenbahn, die neben mir einherlief, legte ich den Weg zwischen Modena und Bologna im offenen zweispännigen Wagen zurück und zwar an dem großen Tage der allgemeinen Schillerfeier. Ich dankte dieses Vergnügen dem jungen Grafen S....i, der in Modena in den Bureaux der Diktatur angestellt gewesen, wegen der Intriguen Fanti's seine Entlassung genommen und sich nach Bologna in das Hauptquartier Garibaldi's begab. Der sehr liebenswürdige Mann, der gern deutsch sprach, lud mich ein, die Reise in seiner Gesellschaft zu machen, und ich nahm um so lieber an, als er in verschiedenen Ortschaften an der Straße und rechts von der Straße am Fuße des Gebirges zu thun hatte und ich auf diese Weise Gelegenheit fand, diese Gegenden näher kennen zu lernen. Ungefähr zwanzig Minuten weit vom Thore Modena's fiel mir links von der Straße ein schönes Landhaus auf. Ich fragte den Kutscher, einen Modenesen, wem es gehöre, und er antwortete kurz: „à un Ebreo, einem Hebräer." Ich wußte nicht, daß Graf S....i selber aus Modena stammte, und daß er mir bessere Auskunft geben konnte als der Kutscher. „Allerdings," sagte er, „gehörte die schöne Villa einst einem Juden, einem gewissen Felice Cremona, und man sieht es dem freundlichen Hause nicht an, daß es einmal der Schauplatz einer ziemlich traurigen Geschichte gewesen."

„A la bonne-heure!" rief ich — eine Geschichte? Das ist meine Sache — Erzählen Sie! Bitte, welcher Art Geschichte?"

„Welcher Art?“ wiederholte Graf C....i — „das ist schwer zu sagen. Sage ich: eine Shylock-Geschichte, so drücke ich mich schlecht aus und thue ich dem armen Manne Unrecht — ich möchte eher sagen, eine Jessika-Geschichte, und das ist sie auch nur sehr uneigentlich. Ich kenne sie übrigens auch nur in ihren Allgemeinheiten, wie ich mich ihrer aus einer Erzählung meines Vaters erinnere, da dieser schon vor zwanzig Jahren, also in meiner Kindheit, aus Modena nach Piemont auswanderte, und ich weiß nicht, ob mir nicht selbst wichtige Einzelnheiten entfallen und ich fähig bin, sie im Zusammenhang zu erzählen. Doch das werden wir im Laufe der Erzählung selbst erfahren.

„Felice Cremona war ein kleiner Handelsmann, der sich mit Hülfe des seiner Nation eigenen Spekulationsgeistes frühzeitig zu einem großen Kaufmann und Bankier aufgeschwungen hatte. Er wohnte ursprünglich in Reggio und übersiedelte in den Zwanziger Jahren hierher nach Modena, und zwar war es der Herzog selbst, der ihn zu dieser Uebersiedelung bewog, da er eines tüchtigen Finanzmannes in seiner Nähe bedurfte, um immer große Summen herbeischaffen und die verschiedenen Monopole, die er sich eingerichtet, gehörig ausnutzen zu können. Cremona mochte sich dem Herzog und seinen Ministern als sehr nützlich erwiesen haben, denn er stand in sehr großer Gunst, konferirte mit dem Herzog persönlich und oft stundenlang, wurde von vielen auf seinen Glaubensgenossen lastenden Beschränkungen befreit und zuletzt verschaffte ihm sein gnädiger Herr sogar einen deutschen Orden, da er sich doch nicht bezwingen konnte, seinem Hofjuden seinen eigenen Orden umzuhängen. Dieser Schmuck hob den Bankier mit einem Male in die Nachbarschaft höherer Regionen, und mancher Hofherr und höhere Offizier nahm keinen Anstand, ihn in seine Gesellschaft zu ziehen. Der Herzog schenkte ihm auch einmal, als Zeichen seiner besondern Gunst, ein Grundstück vor der Stadt, dasselbe, an dem wir eben vorübergefahren, und befahl ihm ausdrücklich, jede Schüchternheit oder Bescheidenheit, die Cremona bisher bei jeder Gelegenheit gezeigt hatte, bei Seite

zu setzen und sich eine Villa zu bauen, die seines Reichthums und des Hofbankiers würdig sei. Cremona hatte sich in der That bisher als höchst bescheidenen, oder wenn Sie wollen, als sehr klugen Mann benommen, indem er weder mit seinem Reichthum, noch mit seinem Einflusse prahlte, sich immer im Hintergrunde hielt, ein stilles Haus in einer entlegenen Straße bewohnte und sich selbst den Luxus versagte, den sich viele seiner ärmsten Schuldner bei Hofe erlaubten. Es war nicht Geiz, es war die Einfachheit seines Charakters, angeborene Mäßigkeit und endlich die berechtigte Besorgniß, sich Neider und Feinde zu schaffen, die ihn zu dieser Verfahrungs- und Lebensweise bewogen. Die prächtige Villa, die er auf Befehl gebaut hatte, sollte ihn einen Augenblick lang aus dem Geleise bringen und seine Grundsätze vergessen lassen. In der That ist es nur menschlich, daß man seinen schönen Besitz, seinen Luxus Andere sehen lassen, mit Andern theilen will. Seine Glaubensgenossen, die er hätte heranziehen können, waren hier zu Lande nur spärlich vertreten, oder standen ihm durch ihre Verhältnisse zu fern, als daß ihre Gegenwart in seinem Hause seiner Eigenliebe einige Genugthuung hätte verschaffen können; wohl aber war es sein Traum, in diesen Sälen, in diesen Gärten die Gesellschaft zu empfangen, die er bei Ministern und Kammerherren versammelt gesehen hatte. Es wäre das, wie er sich einbildete, ein Triumph des unterdrückten Judenthums und die beste Art, sein Landhaus einzuweihen. Er ließ vor dem Oberhofmeister ein schüchternes Wort fallen; dieser ging sogleich darauf ein, und damit waren die Zwecke Cremona's erreicht. Der Oberhofmeister sprach mit dem Herzog von der Sache; dieser äußerte, das Haus des Juden gehöre ja eigentlich ihm, und man komme nicht zum Juden, sondern in die Villa des Herzogs — und in Folge dieser Aeußerung war es Cremona sogar erspart, Einladungen ergehen zu lassen, denn Alles, was zu Hofe, den höhern weltlichen, geistlichen und militärischen Kreisen gehörte, drängte sich an ihn heran, mit dem Ersuchen, doch auch zu seinem Feste zugelassen zu werden.

Cremona war glücklich. Er sparte keine Kosten, um das Schönste und Beste zur Ausschmückung des Hauses und zur Besetzung der Tafel aus Nähe und Ferne herbeizuschaffen; die berühmtesten Künstler, nicht nur aus Modena, sondern auch aus Mailand, Turin und Florenz wurden mit großen Summen zu einem Konzerte engagirt, und Maler und Tapezierer waren durch Wochen beschäftigt, das Haus von innen und außen auszuschmücken. Als der Abend endlich herankam, zog sich eine ununterbrochene Reihe von Karrossen aus dem Innern der Stadt bis hinaus vor das Thor der Villa, welche in ein Meer von Licht getaucht war und über dem Peristyl in Flammenschrift den Namen des Herzogs, von einer Krone überdacht, weit ins Land hinausleuchten ließ. Cremona empfing seine Gäste, mit dem Hute in der Hand, im Vorsaale an der Treppe, dann begaben sich diese in den hellerleuchteten Saal, und Das fiel ihnen gar nicht ein, daß sie auch noch von Hausfrau oder Haustochter empfangen werden sollten. Doch waren Beide zugegen. Aber Cremona hatte ihnen befohlen, sich bescheiden im Hintergrunde zu halten, da sie keinem der Gäste bekannt waren und er es für schicklich hielt, diese selbst zu empfangen. Den Frauen war mit dieser Anordnung sehr gedient, da sie nicht gewußt hätten, wie sich so hohen Herrschaften gegenüber zu benehmen. Auch waren sie höchst einfach gekleidet und kam an ihnen nichts von dem Schmucke zum Vorschein, den sie sonst an Festtagen, um in die Synagoge zu gehen, oder auch nur für den Familientisch anzulegen pflegten. Frau Cremona trug ein einfaches, perlgraues Kleid, das ihr erlaubte, in irgend einem beschatteten Winkel unbemerkt zu verschwinden. Ihre Tochter Emilia im weißen Mousselinkleid, mit einer kleinen Rosenknospe im dunklen Haare, war wohl, was den Anzug betrifft, die bescheidenste Erscheinung der ganzen zahlreichen Gesellschaft, und es hätte ihr kein Mensch angesehen, daß sie, die einzige Tochter des reichen Cremona, wohl auf eine Mitgift von einer Million Lire und dereinst auf eine Erbschaft von, wer konnte sagen, wie viel Millionen rechnen dürfte. In der That

wurde sie Anfangs kaum bemerkt und dieß um so weniger, als sie jede Gelegenheit ergriff, sich aus der Gesellschaft, in der sie sich nicht behaglich fühlte, zu entfernen, um sich draußen bei den Dienern nützlich zu machen und die Bedienung zu überwachen. Ihr Vater, der alte Cremona, war zu demüthig, um Frau oder Tochter, ohne dazu aufgefordert zu sein, irgend wem vorzustellen, und ihn dazu aufzufordern, fiel seinen Gästen um so weniger ein, als bei der Lebensweise, die er bis auf diesen Tag befolgt, sein Hauswesen, seine Familie kaum bemerkt worden und für Modena, besonders aber für die höhern Stände, kaum existirte.

Erst als die Gäste sich in übergroßer Anzahl gesammelt und Emilia mehrere Male gezwungen war, sich durchzudrängen, um hinaus zu der Dienerschaft und dann wieder zur Mutter zurück zu gelangen, wurde die hohe Gesellschaft auf das einfach gekleidete Mädchen aufmerksam. Es ging, wie Das auf Bällen zu geschehen pflegt, mit einem Male ein Murmeln, ein Lispeln und Gewisper durch den ganzen Saal; es verbreitete sich plötzlich die Nachricht von der Anwesenheit eines ganz außerordentlich schönen Mädchens, und man hätte förmlich sehen können, wie der Zauber der Schönheit wirkte, denn nach weniger Zeit waren die meisten Gesichter der Anwesenden jenem Winkel zugekehrt, in welchem sich Emilia neben ihrer Mutter befand. Es gab wohl Viele, welche Emilia Cremona schon früher einmal in der Straße gesehen, aber selbst diese waren überrascht, in ihr mit einem Male eine so glänzende Schönheit zu erkennen. Emilia befand sich eben in dem Alter, in welchem ein Mädchen manchmal als eine gewöhnliche Erscheinung zu Bette geht, um sich als Schönheit zu erheben; in dem Alter, in welchem sich oft binnen wenigen Stunden eine außerordentliche Blüthe entfaltet. Vielleicht war Emilia noch diesen Nachmittag nur ein hübsches Mädchen gewesen; den Abend aber, Das war gewiß, konnte sie sich mit den größten lebenden oder gemalten Schönheiten messen. Ich erinnere mich, wie mein Vater, als die berühmte Gräfin Pallavicini, die als die größte Schönheit Europa's anerkannt wurde, in Turin

zum ersten Male erschien, behauptete, daß sie der Emilia Cremona nicht das Wasser reichte, und es wurde ihm darin von Andern, die sie gekannt hatten, beigestimmt.

Emilia, kaum entdeckt von der Gesellschaft, gab dem Feste einen ganz andern und lebhaftern Charakter. Es war eben der Zauber der Schönheit, der da wirkte. Felice Cremona wurde mit weit mehr Achtung behandelt, und seiner Tochter kam man geradezu mit Ehrfurcht entgegen. Man zeichnete sie aus, und sie war für Alle das Fräulein vom Hause, als ob sie die Tochter eines Fürsten gewesen wäre. Ihr Erfolg steigerte sich von Stunde zu Stunde, da jeder einzelne der jungen Männer irgend eine neue gute Eigenschaft an ihr entdecken wollte, und es war noch nicht Mitternacht, als es für alle Gäste feststand, daß Emilia ebenso klug, liebenswürdig und bescheiden als schön war. Die älteren Herren ratifizirten diesen Erfolg, und besiegelt wurde er dadurch, daß der junge Marchese Caccianemico, die Blume der modenesischen Jugend, sich von Emilia wahrhaft berauscht zeigte, sich von ihr kaum trennen konnte und ihren Ruhm in allen Tonarten sang. Emilia's Schuld war es, daß das Fest bis tief in den Morgen hineindauerte und die Gäste sich erst bei hellem Sonnenlichte zerstreuten, und daß an diesem und an den folgenden Tagen bei Hofe und in der Stadt von diesem kostspieligen Feste beinahe gar nicht, wohl aber nur von Emilia gesprochen wurde.

Es beginnt jetzt eine jener unzähligen Geschichten, die uns hundertmal im Jahre zu sagen Gelegenheit geben: Man sollte nicht glauben, daß wir in Europa und daß wir im 19. Jahrhundert leben — eine jener Geschichten, die nur beweisen, daß wir auf dieses 19. Jahrhundert, auf dieses Europa viel stolzer sind, als es Welttheil und Jahrhundert verdienen.

Den Damen und den älteren Herren kam es nicht in den Sinn, nach dem Feste Felice Cremona einen Besuch abzustatten. Man borgte sein Geld, man ließ sich von ihm manchen Vortheil zufließen, man hatte bei ihm gegessen, getrunken und sich vor-

trefflich unterhalten, aber ihm gegenüber die hergebrachten Formen der Höflichkeit einzuhalten, das hätte dem Adel dieses großen Reiches Modena wie eine Abdankung geschienen. Nur die junge männliche Generation stellte sich schon wenige Tage nach dem Feste in dem Landhause wieder ein, denn nicht ein einziger junger Modenese machte ein Hehl aus der Bewunderung, die er der schönen Jüdin zollte. Diese Bewunderung war Mode, Ton und Beweis eines edlen Geschmackes geworden. Die jungen Männer drängten sich in der Villa, behandelten die Mutter mit allen möglichen Rücksichten und die Tochter mit jener Verehrung, die ihre unnahbare Schönheit einflößte. Die aristokratische Promenade war von der männlichen Jugend ganz verlassen. Wenn man heute in den Gärten der Villa war, so karakolirte man morgen zu Pferde vor ihren Fenstern, und selbst während der Nacht zogen manchmal Sänger an ihr vorüber, welche die zärtlichsten Arien aus Paisiello oder Rossini dem Monde und den Sternen entgegen sangen.

Frau Cremona war vom Erfolge ihrer Tochter berauscht, und die wahrhaft leidenschaftliche Liebe, die der Marchese Caccianemico ihrer Tochter zeigte, erfüllte ihr Herz mit den phantastischesten Hoffnungen. Warum sollte Emilia, das schönste Mädchen unter der Sonne und die Erbin vieler Millionen, nicht Marchesa werden? Der junge Marchese war außerdem als der Gebildetste der jungen Männer Modena's und als der Aufgeklärteste bekannt; er hatte schon zu wiederholten Malen angedeutet, wie wenig religiöse Vorurtheile über ihn vermögen und wie solche Schönheit und solche Augen höher ständen als aller Adel. Frau Cremona war sogar schon mehrere Male in der Lage gewesen, den Adel gegen ihn vertheidigen zu müssen. Dazu kam, was Frau Cremona sehr wohl berücksichtigte und in den Kreis ihrer Berechnung zog, daß der alte Marchese Caccianemico mit großen Summen im Schuldbuche ihres Mannes stand, daß die Familie überhaupt in ihren Vermögensverhältnissen tief herabgekommen war und daß sie, wie Frau Cremona rechnete, ihren Adelsstolz

auf einige Zeit gerne demüthigen werde, mit Rücksicht auf die Millionen Emilia's. Der Herzog war ja auch da, und mit seiner Allmacht konnte er seinem Hofbankier zu Gefallen, und um seinem Adel großes Vermögen zuzuwenden, leicht die Abgründe ausfüllen, welche die Jüdin von dem Marchese trennten. Sie selbst begann die Annäherung, indem sie, die bisher eine ganz fromme Jüdin gewesen, die jüdischen Bräuche und Alles, was im Hauswesen mit den jüdischen Geboten zusammenhängt, mit großer Entschlossenheit abschaffte und die Einrichtungen mehr und mehr auf christlichen und adeligen Fuß setzte. Marchese Caccianemico kam oft ins Haus, mit ihm viele Offiziere und junge Edelleute, und die Villa wurde nach und nach der Versammlungsort der eleganten Jugend, was Frau Cremona als eine vielversprechende Einleitung einer schönern Zukunft betrachtete.

Felice Cremona selbst glaubte, daß mit dem Erlöschen seiner Lampen und der Transparente jenes Festes sein Leben wieder in das beschränkte frühere Bett zurückgetreten sei, um gleichförmig wie vorher weiter zu fließen. Die Komplimente, die ihm noch nach dem Feste über die Schönheit seiner Tochter gemacht wurden, freuten ihn, aber er nahm sie mit seiner gewohnten Besonnenheit als Bezahlung für die gebotene Unterhaltung hin. Von den häufigen Besuchen der jungen Edelleute wußte er wenig, da diese meist während seiner Komptoirstunden stattfanden. Seine großen und ausgedehnten Geschäfte nahmen ihn auch zu sehr in Anspruch, als daß er all die kleinen, von seiner Frau herbeigeführten Veränderungen des Hauswesens hätte bemerken können. Seine Tochter, auf jüdische Weise in patriarchalischer, entfernender Ehrfurcht von ihrem Vater erzogen, hatte nie die Gelegenheit, ihm Mittheilungen zu machen, nach denen er sie nicht geraden Weges fragte. Da es nie zu Erklärungen kam, wußte sie auch nicht, wie weit er die Veränderungen im Hause und die Bewerbungen des jungen Marchese billigte. Er mußte von den Vorgängen in seiner eigenen Familie erst von Außen unterrichtet werden.

Eines Tages, mehrere Wochen nach jenem Feste, trat ein alter Jude, Rabbi Simone aus Modena, in sein Komptoir und bat Herrn Cremona um die Erlaubniß, eine einfache Frage an ihn richten zu dürfen, eine Frage über einen Gegenstand, der ihn wie alle andern Glaubensgenossen des Landes beunruhige. Felice Cremona glaubte, es handle sich wieder um eine drohende Verfolgung, und bat den Rabbi, doch ganz rückhaltlos zu sprechen. — „Ich wollte nur fragen," sagte dieser, „ob es wahr sei, was man in der ganzen Stadt erzählt, daß Ihr mit Eurer Familie zum Christenthum übertreten und Euer einziges Kind mit dem Marchese Caccianemico verheirathen wollt?" —

„Da sei Gott vor!" rief der Bankier und sprang erschrocken vom Stuhle auf — „wer wagt es, mir solche Verbrechen und solche Thorheit zuzuschreiben?"

„Die ganze Stadt, Juden und Christen zugleich!" erwiderte der Rabbi und theilte ihm mit, was er wußte, was man von der Gesellschaft seiner Frau und von den Veränderungen in ihrem Hauswesen bemerkt hatte.

„Aber Rabbi Simone," rief Herr Cremona, „Ihr müßt es wissen, welche fromme und gute Jüdin meine Rebekka immer gewesen, wie könnt Ihr solchen Verleumdungen Glauben schenken?"

„Mein lieber Herr Cremona," lächelte der Rabbi, „die Weiber sind schwach, und die Herrlichkeiten dieser Erde vermögen über die Besten mehr als alle Verheißungen des Himmels."

Der Bankier, wie ungläubig er auch Anfangs die Mittheilung des frommen Mannes entgegengenommen, erinnerte sich jetzt an Manches, das ihm Zweifel einflößte und ihn mit Unruhe erfüllte. Es fiel ihm ein, daß der alte Marchese Caccianemico in der letzten Zeit seine Schulden in unverhältnißmäßiger Weise vermehrt und daß selbst die alte Marchesa, was sie früher nie gethan, für ihre eigene Person bei ihm geborgt hatte. Dann fielen ihm allerlei Anspielungen ein, die er früher nicht beachtet, die jetzt aber Bedeutung bekamen. Er brach seine Geschäfte ab und eilte, um einige Stunden früher als sonst, in seine Villa.

In der That fand er daselbst eine ganze Gesellschaft von jungen Edelleuten versammelt und mit ihnen den jungen Marchese Caccianemico. Er behandelte sie auf die freundlichste und zuvorkommendste Weise, aber er beobachtete sie auch und konnte sich wohl überzeugen, wie heimisch sie sich in seinem Hause fühlten. Auch als sie fort waren, machte er seiner Frau keine Bemerkung und nicht den geringsten Vorwurf. Erst nach dem Abendessen, noch mit Frau und Tochter am Tische sitzend, sagte er im gelassensten Tone: „Ich sehe mit Bedauern, daß in Folge des Balles ein Theil unserer Gäste mit uns in innigerer Verbindung geblieben ist, als ich es wünsche. Wie unschuldig und unschädlich auch die Besuche dieser jungen Herren an sich sein mögen, so können sie uns doch zum Verderben gereichen."

Frau Rebekka wollte auf die Rede ihres Mannes etwas bemerken, aber dieser fuhr sogleich fort: „Jeder andere Vater kann einen jungen Mann, der sich in seinem Hause, z. B. gegen seine Tochter, auf irgend welche tadelnswerthe Weise benähme, zurechtweisen. Ich könnte das in einem solchen Falle auch, aber ich weiß, daß das geringste muthige Wort gegen den kleinsten Lieutenant, wie nun einmal die Dinge in Modena stehen, Hof, Adel und Armee und bei dieser Gelegenheit jedenfalls auch die Geistlichkeit gegen mich aufbrächte. Dem jungen Manne aber, dem man als Vater einer Tochter nicht die Thüre weisen kann, dem darf man auch sein Haus nicht öffnen. Da es aber auch schwer ist, die Herren um Unterlassung ihrer Besuche zu bitten, so verlassen wir morgen die Villa und begeben uns wieder in unsere alte Wohnung, die so eingerichtet ist, daß alle hohen Besuche von selbst ausgeschlossen bleiben."

Hier erhob sich Frau Rebekka und wollte wieder etwas einschalten, aber ihr Mann nahm ihr wieder das Wort aus dem Munde, indem er sie bat, sitzen zu bleiben, da er ihr und seinem Kinde noch eine Mittheilung zu machen habe. „Es ist," sagte er nach kurzem Schweigen, „endlich Zeit, an die Versorgung unserer lieben Emilia zu denken. Ich will aufrichtig sein und

meinem guten Kinde gestehen, daß ich mich schon seit einiger Zeit mit diesem Gegenstande beschäftigt und mich mit gewissen Plänen und Wünschen trage. Ich kenne einen jungen Mann —"

„Der Marchese," fiel hier Frau Rebekka rasch ein. —

„Ich kenne einen jungen Mann," wiederholte der alte Cremona langsam und mit Nachdruck und that, als ob er den Ausruf seiner Frau gar nicht gehört hätte — „ich kenne einen jungen Mann, der mir das größte Vertrauen einflößt und der, ich bin überzeugt, meine liebe Emilia, auch dir gefallen wird. Es ist der Sohn meines Geschäftsfreundes in Mailand, Herr David Mendels, den ich während meiner letzten Reise kennen gelernt, ein junger, sehr unterrichteter, bescheidener, thätiger Kaufmann. Immer an das Wohl meines lieben Kindes denkend, beobachtete ich ihn während meines ganzen Aufenthaltes, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß ich für sie kaum einen besseren Mann finden könnte. Ich sprach mich lobend über ihn zu seinem Vater aus, und der kluge Mann kam mir rasch entgegen, indem er versicherte, daß er nichts so sehnlich wünsche, als daß sein Sohn mir, gerade mir, gefalle. Herr Mendels ist wohlhabend, aber nicht reich; er wagt es nicht, sich mir weiter zu nähern, allein ich darf ihm bloß einen Wink zukommen lassen, und er sendet seinen Sohn hierher, du lernst ihn kennen, und wir feiern, wie ich hoffe, bald eine fröhliche Verlobung. Schon morgen will ich an Mendels schreiben — und nun — gute Nacht!"

Am nächsten Morgen lustwandelte Herr Cremona in seinem Garten und gab einem Diener den Auftrag, ihm Fräulein Emilia zu schicken, so bald sie ihr Zimmer verlasse. Sie kam bald, Herr Cremona ergriff ihren Arm, und indem er sie in die entlegeneren Theile des Gartens führte, fragte er aufs Freundlichste: „Mein Kind, was ist Das mit dem Marchese Caccianemico?"

„Er sagt," erwiderte Emilia aufs Offenste, „daß er mich liebe."

„Und dann?" fragte der Vater.

„Er möchte mich wohl auch heirathen."

„Und du glaubst es, Emilia?“

„Ja, Papa. Der junge Marchese ist ein edler Mensch und unfähig, Jemand zu betrügen.“

„Gut. Ich glaube es auch,“ versicherte der Vater, — er unterscheidet sich wesentlich von seiner Familie. Glaubst du aber, Emilia, daß seine Familie und der Hof nur aus Rücksicht für seine Liebe in eine solche Heirath willigen würden?“

„Nein, Papa,“ lachte Emilia — „sie wollen alle nur dein Geld. Ich weiß schon Alles. Der alte Marchese hofft, daß du dann seine Schulden streichst und daß er bis an seinen Tod von deinem Gelde lebe, und endlich, daß sein Sohn mit meiner Mitgift seine Töchter verheirathet.“

„Dein Lachen, mein Kind,“ sagte Felice Cremona, selber lächelnd, „macht mich glücklich; ich sehe, du bist mein kluges Kind und hast dich durch glänzende Aussichten auf leere Titel nicht blenden lassen. Du siehst wohl auch ein, wie wenig glücklich du in jenen Kreisen wärest, in welche du nur unter solchen Bedingungen aufgenommen und in denen du ewig fremd und manchen Demüthigungen ausgesetzt bleiben würdest.“

„Ganz gewiß,“ bestätigte Emilia, „ich habe Das alles bedacht, aber“ — fügte sie trauriger hinzu — „Caccianemico liebt mich wirklich.“

„Und du?“ fragte der Vater, „liebst du ihn genug, um für ihn alle diese Mißhelligkeiten über dich zu nehmen, die du voraussiehst? Und,“ fügte er hinzu, indem er ihr prüfend ins Auge sah, „um dich zu einem Uebertritt zu entschließen, den du doch für eine Sünde halten mußt!“

„Nein,“ erwiderte Emilia, und zwar ebenso traurig als entschieden, „nein, dazu liebe ich ihn nicht genug.“

„Sei gesegnet, mein Kind,“ sagte der Vater gerührt, indem er ihr die Hand auf den Scheitel legte — „und nun laß mich ruhig für das Glück meines Kindes sorgen, das mein einziges Glück ist.“

Der erste Brief, den Felice Cremona an diesem Tage schrieb,

war an seinen Geschäftsfreund Mendels in Mailand gerichtet. Sonderbarer Weise wußte man schon am nächsten Tage in Modena, daß Herr Cremona einen solchen Brief geschrieben und daß er seine Tochter mit einem Mailänder Glaubensgenossen verheirathen wollte, — noch sonderbarer war es, daß die ganze Gesellschaft von diesem Plane des Hofbankiers mit großer Entrüstung sprach. Es kam bei dieser Gelegenheit zum Vorschein, daß die hohe Gesellschaft Modena's bereits auf die 15 Millionen Lire — so hoch schätzte man das Vermögen Cremona's! — gezählt hatte; daß sie diese Summe schon wie die ihrige und sich selbst als durch Herrn Cremona übervortheilt, ja bestohlen betrachtete, wenn die projektirte Heirath wirklich zu Stande kommen sollte. Der alte Bankier kümmerte sich wenig darum, daß er während dieser Tage hier und da mit Vorwürfen überhäuft wurde, wohl aber war es ihm eine schmerzliche Ueberraschung, als der junge Valerio Caccianemico in sein Büreau stürzte, sich über die laufenden Gerüchte beklagte und daran eine förmliche Werbung um die Hand Emilia's knüpfte. Felice Cremona ließ sich durch diese Loyalität des jungen Mannes in seinen Entschlüssen nicht einen Augenblick erschüttern, ebenso wenig wie durch die Aussicht auf den Marchesentitel für seine Tochter. Er dankte dem jungen Manne für die Ehre, setzte ihm auseinander, wie einer solchen Verbindung alle Bedingungen des Glückes fehlen würden, und deutete außerdem sein Bedauern an, nicht in einem Lande zu leben, in welchem Verbindungen zwischen Juden und Christen erlaubt seien. Sofort bot ihm Valerio an, mit Emilia Italien zu verlassen und nach Frankreich zu flüchten, oder auch nach Holland, wo die Ehe zwischen Christen und Juden erlaubt sei.

Felice Cremona bedachte, welche Verfolgungen er auf sich lud, wenn er auf diese Pläne einging, wie unglücklich Emilia werden müßte, wenn die Liebe des jungen Mannes nach so vielen Opfern sich verflüchtigen sollte, und welch ein ruhiges und glückliches Loos sie im Gegentheil erwartete, wenn ihre Ehe, anstatt auf so gewaltsamen und abenteuerlichen Grundlagen, auf

natürlichen und normalen Bedingungen beruhte, wie Das in der Ehe mit dem jungen Mendels der Fall wäre. Er sprach zu Valerio mit der größten Offenherzigkeit und benahm ihm jede Hoffnung auf eine Aenderung seiner Ansichten.

Mutter und Tochter wohnten jetzt, wie es der Vater befohlen hatte, in der Stadt, und nicht ein einziger Besuch wurde angenommen. Emilia richtete sich ganz nach dem Willen ihres Vaters, verließ das Haus nicht und zeigte sich selbst des Abends niemals auf dem Balkon. Die entlegene Straße aber wurde jetzt so belebt, wie es früher die Chaussee gewesen, an welcher das Landhaus liegt. Zu Fuß und zu Roß trieb sich die Jugend daselbst auf und nieder und schlossen sich die Alten an, um sich an dem Schauspiel der Schmachtenden und Wartenden zu ergötzen. Cremona sah dieses Treiben mit Besorgniß und beschwor seine Tochter, so lieb ihr ihr Ruf, ihre Zukunft und seine Sicherheit sei, in ihrer Zurückhaltung auszuharren, und sie war ein gehorsames Kind, das ein Zuwiderhandeln gegen die Wünsche und Befehle ihres Vaters kaum begriffen hätte. Nach einigen Tagen hieß es, der alte Cremona habe die schöne Emilia konfiszirt und halte sie in einer düstern kleinen Stube des Hinterhauses gefangen, wie eine Verbrecherin. Das alles nur, weil sie in der Villa mit Christen umgegangen, und da komme der Christenhaß des alten Juden zum Vorschein. Wieder nach einigen Tagen bemerkte Cremona unter den Spaziergängern vor seinem Hause eine Bewegung, eine Aufregung, die einige Ae[illegible] mit
einem Aufruhr hatte. Es drang sogar manch[illegible]
manches Schimpfwort zu ihm hinauf. Er [illegible]
es sich handelte. Valerio Caccianemico w[illegible]
hätte gern angenommen, daß er sich [illegible]
er sich nicht einige Tage vorher da[illegible]
er in der Nähe Emilia's, ohne [illegible]
und daß er ein Land aufsuchen [illegible]
verständiger denke, in dem er [illegible]
dem aus er dann den alt[illegible]

bewegen hoffe. Die Familie Caccianemico erhob ein großes Geschrei gegen den alten Cremona, der sie um ihren Sohn gebracht und diesen in verderbte Lande und in ketzerische Ansichten getrieben habe. Den Modenesen war der Gedanke gräulich, daß ein Christ eine ungetaufte Jüdin heirathen solle, und in Aller Sinne wurde Cremona für das Ungeheuere verantwortlich gemacht. Außerdem fühlte sich der Adel beleidigt, daß der Jude es gewagt habe, Einem aus ihrer Mitte die Hand seiner Tochter zu versagen. Man begriff diesen Hochmuth nicht, man erklärte sich ihn mit unendlichem Christenhaß, und man war rasch bereit, es ihm an Judenhaß zurückzugeben. Von seiner Tochter selbst erzählte man die rührendsten Geschichten, wie sie, eine wahre Märtyrerin, für ihre Liebe wie für ihre Absicht, zum Christenthume überzugehen, zu leiden hatte. Man forderte laut, daß der Hof, die Polizei, die Geistlichkeit sich in die Angelegenheit mische, um die Beleidigungen des Adels, der Menschheit, des Christenthums zu rächen.

Mittlerweile war der junge Benjamin Mendels aus Mailand angekommen. Er lebte im Hause Cremona's, und Emilia fand bald, daß ihr Vater gut für sie gewählt hatte. Benjamin war ein schöner, bescheidener, unterrichteter junger Mann, dem die Schüchternheit in seiner Stellung und einer solchen Schönheit gegenüber noch einen besondern Reiz verlieh. Er konnte es nicht glauben, daß er zu einem solchen Glücke auserlesen sei, aber er mußte bei einigermaßen offenen Augen auch erkennen, was um ihn her vorging, und Herr Cremona machte ihm auch kein Geheimniß aus der Lage der Dinge. Diese sollten ihn selbst ganz nahe berühren, denn als er eines Tages von einem Spaziergange heimkehrte, wurde er von den vor dem Hause auf- und abwandelnden Offizieren, die schon wußten, daß er der bestimmte Bräutigam Emilia's sei, auf das Gröblichste insultirt. Es war damals nicht die Zeit in Modena, in welcher ein Jude von einem Offizier hätte Genugthuung verlangen können; er mußte sich Beleidigungen gefallen lassen, oder sie augenblicklich und

thatsächlich erwidern. Benjamin Mendels hatte das Unglück, sich von seiner Entrüstung hinreißen zu lassen und sich gegen die Offiziere mit seinem Stocke zu vertheidigen. Sogleich stürzte der ganze Haufe über ihn her und war eben im Begriffe, in das Haus Cremona's, in das er sich flüchtete, nachzudringen, als der alte Caccianemico sich ihnen in den Weg stellte und sie bat, von ihrem Vorhaben abzulassen. Jetzt stünden die Dinge so gut, als man es wünschen könne.

Der alte Cremona war über diesen Vorgang sehr betrübt, verlor aber deßhalb seine Fassung nicht. „Mein lieber Freund," sagte er zu seinem jungen Gaste, „es droht uns ein Gewitter, dem wir nur durch rasches Handeln ausweichen können. Ist meine Tochter Emilia erst mit Ihnen verheirathet, dann wird sich Alles von selbst geben, da man das Geschehene nicht wird ungeschehen machen können. Sie wird bei Ihnen in Mailand in Sicherheit sein, und ich werde mich meiner Haut zu wehren wissen. Im schlimmsten Falle packe ich dann meine Siebensachen und begebe mich irgendwo hin auf sichern Boden. Für jetzt haben vor Allem Sie an Ihre Sicherheit zu denken, und ich werde dafür sorgen, daß Sie noch in dieser Nacht abreisen und über die Gränze kommen können. In wenigen Tagen folge ich Ihnen im Stillen mit meiner Tochter, und die Hochzeit, so vorbereitet, soll darum nicht minder heiter ausfallen."

Es geschah, wie er sagte. Der junge Mann reiste ab, und er selbst machte alle Vorbereitungen, um ihm in wenigen Tagen mit seiner Tochter folgen zu können. Vorher hatte er noch allerlei zu ordnen, und es kam ihm vorzugsweise darauf an, sich der Gunst des Herzogs zu versichern. Er brachte gewisse Geschäfte rasch zum Abschluß, sammelte bedeutende Gelder, um seinem gnädigen Herrn große Summen auf einmal übergeben zu können, da er in solchen Fällen von ihm persönlich empfangen und immer sehr wohlwollend behandelt wurde. Der Herzog begrüßte ihn wie ehemals, lobte seinen Eifer, diese Summen vor der Zeit eingebracht zu haben, und versicherte ihn seiner fernern Gnade.

„Du bedarfst dieser Gnade,“ fügte er hinzu, „denn du hast den ganzen Adel gegen dich aufgebracht, und wenn ich nicht da wäre — es hätte dir schon schlimm ergehen können. Sage mir, alter Jude, welcher Teufel dich plagt, deine schöne Tochter so zu mißhandeln?“

Cremona lächelte und versicherte seinem gnädigen Herrn, daß dieß bloß verleumderische Gerüchte seien, und der Herzog schien weiter kein Gewicht darauf zu legen. „Aber,“ sagte er nach einiger Zeit wieder, „aber, daß du deine Tochter nicht dem Caccianemico geben wolltest, dem ich es ausdrücklich erlaubt habe, eine Jüdin zu heirathen, freilich eine getaufte Jüdin, das ist doch wahnsinnig, und damit verräthst du, wie du die Christen hassest.“

Cremona erschrak über diese Worte, faßte sich aber rasch und setzte dem Herzog klar und ruhig die Lage der Dinge und die Ursachen seiner Handlungsweise auseinander. Der Herzog wußte offenbar nicht, was zu antworten; der Jude hatte zu weise und zu überzeugend gesprochen. Aber anstatt seiner nahm die Herzogin das Wort, welche während des ganzen Gespräches zugegen war und sich bisher stille gehalten hatte. Sie sagte, und zwar ohne dabei Cremona anzublicken, und nur so vor sich hin: „Man behauptet auch, daß das arme Kind die größte Sehnsucht habe, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen zu werden; wenn Das der Fall ist, will ich selbst ihre Pathin sein — Das wird sie adeln, dem Marchese gleich machen, und damit fallen die Bedenklichkeiten weg, die ihr Vater haben könnte. Man sagt auch, daß ihr Vater sich ihren heiligen Vorsätzen entgegenstelle — und das muß untersucht werden —“

Erst bei diesen letzten Worten warf die Herzogin ihren Blick auf Cremona und machte mit dem Kopfe eine Bewegung, die Entlassung bedeutete.

Er ging mit schwerem Herzen. Doch dachte er nur einen kurzen Augenblick daran, den Gefahren, die er jetzt doppelt drohend heranziehen sah, zu weichen; bald war er fest entschlossen,

in seine heiligsten Rechte selbst den Herzog nicht eingreifen zu lassen und so zu handeln, wie er es für das Glück seines Kindes ersprießlich glaubte. Und darnach traf er auch seine Vorbereitungen. Schon zwei Tage nach dem Gespräche mit dem Herzog standen auf dem Wege zwischen Modena und der österreichischen Gränze in verschiedenen Entfernungen mehrere Wagen bereit, die ihn und seine Tochter im Fluge davon tragen sollten. Den ersten Wagen, der ihn ungefähr eine Stunde weit vor der Stadt erwartete, wollten die Flüchtlinge zu Fuße erreichen, nachdem sie in der Dunkelheit Modena verlassen.

In diesem entscheidenden Augenblicke tritt eine neue Persönlichkeit auf die Szene. In derselben entlegenen Straße, dem Hause Cremona gerade gegenüber, wohnte ein Herr Ferrari, der Onkel des Lustspieldichters gleichen Namens, des Verfassers der „Poltrona Storica,“ der „Sedeci-Comedie,“ der „Prosa“ rc., von dem Sie wohl gehört haben werden. Dieser Mann lebte in größter Einsamkeit und wie ein Geächteter. Er hatte Jura studirt, weigerte sich aber nach vollendeten Studien, irgend ein Amt anzunehmen, oder als Advokat aufzutreten. Wenn er es auch nicht aussprach, so konnte man es doch errathen, daß er es mit seinem Gewissen nicht zu vereinigen verstand, einem Staate wie Modena zu dienen und einem Herzog, der seine vertrautesten Freunde verrieth und hinrichten ließ, um dem Fürsten Metternich zu gefallen. Man sagte von Ferrari, daß er unter anderm Namen an jenen Schriften mit arbeitete, die in Toskana und dem Auslande erschienen und die italienische Bewegung vorbereiteten. Ferrari, das versteht sich von selbst, war der Polizei und der Geistlichkeit verdächtig, aber er lebte so einsam und zurückgezogen, daß man nicht den geringsten Anhaltspunkt zu einer Verfolgung auftreiben konnte, daß ihn das Publikum vergaß und er sich selbst von der Polizei vergessen glaubte. Ob nun dieser Ferrari, der, wie gesagt, dem Hause Cremona's gerade gegenüber wohnte und Emilia oft sehen konnte, von deren Schönheit ebenso gerührt war, wie alle Welt, oder ob er aus reiner Menschlichkeit

handelte und sich einer Gewaltthat gegenüber nur hülfreich erweisen wollte — ich weiß es nicht. So viel gehört zur Geschichte, daß er an dem Tage, dessen Ende die Flucht Cremona's sehen sollte, vor diesem in seinem Büreau erschien und ihm mittheilte, daß, wie er von einem angestellten Anverwandten erfahren, seine Absicht verrathen sei und die Polizei schon alle Anstalten getroffen habe, ihn sammt seiner Tochter gleich auf der ersten Station aufzuheben und nach Modena zurückzubringen; daß auch bereits an der österreichischen Gränze für alle Fälle Vorkehrungen getroffen seien, um ihn an der Ueberschreitung derselben zu hindern. Cremona war entsetzt; wie arg mußte er überwacht sein, wenn dieses Geheimniß schon der Polizei verrathen worden, und wie weit mochten die feindlichen Pläne schon gediehen sein, wenn man vor dergleichen Schritten nicht zurückschrak. „Was ist zu thun?" rief er verzweiflungsvoll.

„Vertrauen Sie mir Fräulein Emilia und zeigen Sie sich den ganzen Abend in der Straße und vor Denen, die Sie für Ihre ärgsten Widersacher halten. Ich bringe Fräulein Emilia über die Gränze nach Toskana, wo ich Freunde habe. Sie suchen von Ihrem Vermögen zu retten, was Sie können, und flüchten, sobald Sie es vermögen, denn wie die Dinge begonnen, so werden sie weiter gehen und, wenn Sie nicht ausweichen, mit Ihrem Verderben endigen."

Cremona blickte dem Manne eine Zeitlang prüfend ins Gesicht. Dann fragte er: „Signor Ferrari, sind Sie Carbonaro?" —

„Ja," antwortete Ferrari ruhig.

„So haben Sie die Güte und erwarten Sie mich heute Abend nach zehn Uhr auf der Bastion über dem Bologneser-Thore. Dort werde ich Ihnen mein Kind übergeben und zwar mit dem unbeschränktesten Vertrauen in Ihren Edelmuth."

So geschah es auch. Auf der Bastion des Bologneser-Thores theilte Herr Cremona seinem neuen Freunde noch mit, daß Emilia große Summen mit sich führe und daß er im Nothfalle davon den unbeschränktesten Gebrauch machen solle; ferner,

daß er ihr in Werthpapieren einen großen Theil seines Vermögens mitgegeben, um diesen für alle Fälle in Sicherheit zu bringen. Dann umarmte er sein Kind, drückte Herrn Ferrari die Hand und ging, um den Polizei-Direktor zu besuchen, bei dem er unter den verschiedensten Vorwänden und Gesprächen bis nach Mitternacht verweilte. Als er endlich den Palazzo des Polizei-Direktors verließ, begegnete er unten in der Einfahrt einem geschlossenen, von Polizeimannschaft umgebenen Wagen, der rasch an ihm vorüber und dem zweiten Hofe, in dem sich die Gefängnisse befanden, entgegenfuhr. Herrn Cremona überlief es kalt. Er erklärte sich den Schauer, den er empfand, damit, daß er daran dachte, wie er in diesem Augenblicke, ohne die gütige Warnung Ferrari's, ohne dessen Aufopferung vielleicht gerade so, vielleicht in demselben Wagen, hier eingebracht und den Gefängnissen entgegenfahren würde.

Es vergingen mehrere Tage ohne Nachricht von den Flüchtlingen. Das beunruhigte den Vater nur wenig, da es ausgemacht worden, daß ihm Nachrichten nur dann zukommen sollten, wenn sich eine zuverlässige Gelegenheit finde. Wäre die Flucht mißlungen, dann, so meinte Herr Cremona, hätte er es in Modena schon erfahren müssen. Ungefähr sechs Tage nach jenem Abend saß er arbeitend in seinem Büreau, als ein Mann leise und vorsichtig eintrat, den er sogleich als einen der geheimen Beamten der Polizei erkannte, der ihm schon manches Mal für gute Bezahlung wichtige Nachrichten zugetragen hatte. „Dießmal,“ sagte der Mann, „bringe ich Ihnen eine Neuigkeit, die Sie mir besser bezahlen werden, als alle früheren. Dießmal, Herr Cremona, darf nicht geknausert werden, denn es handelt sich um Dinge, die Sie sehr nahe angehen.“

Der Bankier erbleichte; das lächelnde Gesicht des Spions verkündete Unheil.

„Nur schnell heraus mit der Sprache. — Ist es etwas, was die Angelegenheit meiner Familie betrifft, so sollen Sie tausend Lire haben.“

„O," lächelte der Mann, „Ihre Tochter mit Herrn Ferrari obendrein ist Ihnen wohl fünftausend Lire werth."

„Gut — fünftausend Lire — Sie sollen sie haben, aber sprechen Sie rasch."

„Nun," sagte Jener, „es ist auch in zwei Worten abgemacht. Ihre Tochter und Herr Ferrari wurden ungefähr eine Stunde, nachdem sie von Ihnen Abschied genommen, eingefangen und zurückgebracht. Herr Ferrari befindet sich im Gefängniß."

„Und meine Tochter!" rief Cremona, indem er die Arme sinken ließ.

„Im Kloster des geheiligten Herzens Mariä bei den Nonnen."

„Im Kloster?"

„Allerdings!" Die Frau Herzogin will ihr die Freiheit verschaffen, die ihr ihr Vater nicht gelassen, zum Christenthum überzutreten. Sie hat es, nämlich Ihre Tochter, einmal zu Herrn Caccianemico gesagt, daß sie aus Liebe wohl zum Christenthume übertreten könnte, und Ihre Gattin, Frau Rebekka, hat es Jedermann erzählt, daß Signorina Emilia für unsern heiligen Glauben förmlich glühe. Da meinte denn Pater Sulpizio, der Beichtvater der Herzogin, es sei nichts Anderes zu thun, als das gute Kind der Tyrannei des Vaters zu entziehen, um es in aller Freiheit seiner Sehnsucht folgen zu lassen. Signor Cremona, für die fünftausend Lire will ich Euch noch sagen, daß, wenn Ihr nicht bald was Rechtes in dieser Sache anzufangen wißt, Euer Töchterlein anstatt die Braut Benjamin Mendels wohl die Braut Christi werden könnte — denn die Kirche — seht — die Kirche braucht auch Geld, und Eure Tochter brächte ihrem Bräutigam eine schöne Mitgift."

Der Mann steckte sein Geld ein und ging. Cremona überlegte, ob er sich nicht wenigstens zum Theil in sein Schicksal fügen solle, um sein Kind aus dem Kloster zu retten. Wäre jetzt Caccianemico erschienen, er hätte ihm vielleicht die Hand seiner Tochter versprochen. Dann fiel ihm wieder der unglückliche Ferrari ein, der sich so uneigennützig geopfert hatte. Man hielt ihn, der

so lange verdächtig war, in den Klauen, und es war gewiß, daß man ihn jetzt nicht so leicht werde entwischen lassen. Es schien Cremona, als sei es seine Pflicht, seine Gedanken und Anstrengungen vor Allem nach dieser Seite auf die Rettung Ferrari's zu richten. Er wußte, was man in Modena mit Gelde ausrichten konnte; er steckte ein bedeutendes Paket von Werthpapieren in die Tasche und begab sich zu seinem alten Bekannten, dem Polizei-Direktor, und ohne alle Einleitung zog er das Paket hervor, machte ihn mit dem Inhalte vertraut und sagte: „Dieses Paket wird beim Rabbiner deponirt; der Rabbiner überbringt es Ihnen von jetzt in acht Tagen, wenn er von Ferrari von Livorno aus die Nachricht erhält, daß er sich in Sicherheit befinde."

Der Polizei-Direktor antwortete nur: „Wir wollen sehen. Ferrari befindet sich ohnehin in einem Gefängnisse, dessen Gitter leicht auszuheben ist."

Cremona begab sich zum Rabbiner, vom Rabbiner nach Hause. Aber er konnte nicht mehr in sein Büreau eintreten. Seine Bücher und Kasten waren versiegelt, ein Polizei-Kommissär nahm seinen Platz am Büreau ein und erklärte ihm, daß er von der Regierung beauftragt sei, während des Prozesses, der gegen ihn eingeleitet werde, sein Vermögen zu überwachen. Ein anderer Polizei-Kommissär verhaftete ihn wegen Verbindungen mit den Carbonari. Cremona zuckte die Achsel, murmelte vor sich hin: „Es ist ein jüdisches Schicksal!" und folgte dem Polizei-Kommissär.

Wozu lang erzählen. Schon aus dem Vorhergehenden kann man errathen, was folgen mußte. Die Kirche meinte, man müsse das Vermögen ihrer Schutzbefohlenen retten, und trat jetzt viel thätiger in den Vordergrund, obwohl außerhalb des Klosters allerlei Gerüchte liefen, daß Emilia von einer Bekehrung nichts wissen wollte. Indessen nahm auch die Kirche an der Verwaltung des Vermögens Theil, und ihre Beamten saßen neben den Beamten der Regierung in den Büreaux Cremona's.

Emilia war im Kloster, ihr Vater im Gefängniß — so vergingen Wochen, und über ihnen, wie über der ganzen Angelegen-

heit wurde es stille, wie über einem Grabe, — um so stiller, als man aus der Bestrafung einzelner Individuen, die sich im Kaffeehaus darüber geäußert hatten, ersah, daß die Regierung die Gespräche über diesen Gegenstand nicht liebte. Wieder aufs Tapet kam die Geschichte erst, als eines Tages Frau Rebekka außer sich, gleich einer Wahnsinnigen, die Straßen durchrannte und sich vor allem Volke anklagte, am Verderben ihres Mannes und ihres Kindes schuld zu sein, da sie es gewesen, die sie an ihre Feinde verrathen. Und als sich diese Szenen am nächsten Tage wiederholten, wurde Frau Rebekka in Sicherheit gebracht — man sagte, ebenfalls in ein Kloster. Ob ein Kloster- oder ein Gefängniß-Gitter — ich weiß es nicht — aber ein Gitter war es, an dem sie sich mit ihrem eigenen Halstuch erhängte.

Emilia wurde auf unerwartete Weise befreit. Plötzlich nämlich erschien Valerio Caccianemico, der verschwunden war, wieder auf dem Schauplatze. Er bat um die Erlaubniß, mit Emilia eine Viertelstunde lang allein sprechen zu dürfen, und nach dieser Besprechung erklärte sich Emilia für seine Verlobte. Das Kloster machte nicht die geringsten Schwierigkeiten, ihm seine Braut auszuliefern, nachdem er dem Pater Sulpizio erklärt, daß er der Kirche gerne überlassen wolle, was sie vom Vermögen Emilia's in ihre Hut genommen. Er brachte sie in seine Familie, und es wurden alle Vorbereitungen zur Taufe und zur Hochzeit getroffen, welche beide an einem und demselben Tage stattfinden sollten. Zur Feier dieses Tages, so hatte der Herzog versprochen, sollte auch der Vater freigelassen werden, wenn er sich verbindlich machte, nicht den geringsten Widerspruch zu erheben und Alles, was bisher geschehen, zu billigen.

Jedermann glaubte nunmehr das Ende dieser Geschichte zu kennen, als sie plötzlich eine Wendung nahm, die wohl Niemand vorausgesehen hatte. Caccianemico hatte in Toskana von Ferrari, der in der That in Folge jener Unterhandlung mit dem Polizei-Direktor die Freiheit erlangte, erfahren, was in Modena vorging. Die beiden hatten sich besprochen und führten nun aus,

was sie besprochen hatten. Caccianemico entfloh zwei Tage vor der beabsichtigten Heirath mit seiner Braut über die Gränze Toskana's, wo sie Ferrari erwartete, um mit Emilia sofort weiter nach Frankreich zu reisen und sie in Marseille einer dort lebenden, ihm befreundeten Flüchtlings-Familie zu übergeben. Caccianemico verließ sie schon in Toskana. Ihre Verlobung war bloß eine List gewesen, die der edle junge Mann erdacht hatte, um das Mädchen, das er liebte, zu retten; da sie befreit und in Sicherheit war, erhob er nicht die geringsten Ansprüche.

Felice Cremona wurde noch einige Wochen im Gefängnisse zurückgehalten und von Zeit zu Zeit wegen seiner Verbindungen mit den Carbonari verhört — Verbindungen, an die natürlich kein Mensch glaubte, die nur als Vorwand dienten, um ihn länger zurückzuhalten. Erst gegen Ende knüpfte man an diesen Prozeß einen andern wegen Uebervortheilung des Staates. Man sei in Folge der Beschlagnahme seiner Bücher hinter dieses Verbrechen gekommen. Dann kündigte man ihm an, der Herzog wolle, nachdem sich der Staat entschädigt, Gnade für Recht ergehen lassen und ihm die Freiheit schenken.

So kehrte Cremona nach monatelangem Gefängniß eines Tages früh beim Morgengrauen in seine Wohnung zurück, die er verödet fand. Sein Weib hatte sich aus Gewissensbissen, die Ihrigen ins Verderben gestürzt zu haben, das Leben genommen; sein Kind war auf der Flucht in der Ferne. Gebeugt, gebrochen, mit früh ergrautem Haare ging er durch die Wohnung, in der ein einziger treuer Diener ausgehalten hatte. Dieser wollte Allerlei erzählen, aber Cremona bat ihn, zu schweigen. Er könne sich vorstellen, wie es während seiner Abwesenheit hergegangen. Erst nach Stunden wagte er es, in sein Komptoir zu gehen. Er schlug ein Buch nach dem andern auf, blickte hinein, zuckte die Achseln, lächelte und sagte von Zeit zu Zeit zu seinem Diener: „So habe ich es mir gedacht."

Sämmtliche Schulden modenesischer Hof- und Edelleute waren gelöscht; das Portefeuille war leer, und in der Kasse lag statt

des baaren Geldes eine Berechnung der Geschäftskosten, der Prozeßkosten und der Entschädigungen für die Beamten, welche indessen das Geschäft geleitet, und Felice Cremona mußte sich noch als Schuldner des Staates erkennen. Nur gewisse zur Zeit unrealisirbare Werthe waren ihm geblieben und die Summen, die er bei auswärtigen Geschäftsfreunden stehen hatte und welche diese, seine Lage erkennend, klugerweise zurückgehalten hatten. Von den Papieren, die er seiner Tochter und Ferrari mitgegeben hatte, war keine Spur vorhanden; diese waren höchst wahrscheinlich im Kloster verschwunden, dahin man Emilia gebracht hatte. Felix Cremona wäre ohne die Klugheit und Vorsicht seiner auswärtigen Freunde ein Bettler gewesen. Indessen war der Herzog so gnädig, ihm einen Weg zu neuen Reichthümern zu eröffnen, indem er ihm durch einen Kammerherrn sein Bedauern über das Vorgefallene und seinen Wunsch ausdrücken ließ, er möge seine Geschäfte und die Aemter, die er bei den herzoglichen Monopolen verwaltet, wieder aufnehmen. Felice Cremona ließ dem Herzog für seine Gnade Dank und die Hoffnung aussprechen, bald Alles wieder im Gang zu sehen. In der That rief er seine Beamten wieder zurück, begann er wieder seine Funktionen in den Monopolen des Herzogs und seine Rundreisen, die er in diesen Geschäften durchs Land zu machen hatte. Aber eines Tages kam sein geschlossener Wagen an einer der Zollstationen leer an und wartete daselbst vergebens auf seinen Herrn, der mit seinem Diener unterwegs ausgestiegen war und nachkommen wollte. Man war nahe der Gränze, und Felice Cremona überschritt sie, um sich nach Mailand und von da nach kurzem Aufenthalte und mit falschem Passe nach der Schweiz zu retten. Rasch ging es von da weiter nach Marseille in die Arme seines Kindes.

Damit hat der für Modena und seine Regierung charakteristische Theil der Geschichte ein Ende. Nur der Abrundung wegen will ich hinzufügen, daß Felice Cremona in der Verbannung gegen eine Verbindung seiner Tochter mit Caccianemico, der ihr so große aufopfernde und vorurtheilsfreie Liebe gezeigt, nichts

einzuwenden hatte. Auch konnte diese Verbindung jetzt stattfinden, ohne daß ein Religionswechsel, der Vater und Kind so sehr widerstrebte, nothwendig gewesen wäre. Felice Cremona hatte aus seinem Schiffbruch genug gerettet, um aus den Trümmern ein neues Glück, eine neue, selbst glänzende Existenz aufzuführen. Ferrari, der sich in Toskana nicht lange halten konnte, stieß bald zu den Flüchtigen, und die Freunde lebten nach den überstandenen Stürmen so glücklich, als man auf fremdem Boden leben kann. Fehlte ihnen auch das Vaterland, so konnten sie doch von hier aus Manches thun, was die Auferstehung Italiens vorbereitete, und wenn man den alten Cremona jetzt als Carbonaro verklagt hätte, wäre die Anklage wohl gerechtfertigt gewesen.

Doch muß ich noch auf die Villa zurückkommen, die diese meine Erzählung veranlaßte. Beim Falle Cremona's nahm sie der Herzog sogleich als sein Eigenthum in Anspruch, und als er wieder eines Hofbankiers habhaft wurde, verkaufte er sie diesem für eine große Summe. Begreifen Sie, daß sich dieser neue Hofbankier, ebenfalls ein Jude, in diesem verhängnißvollen Hause wohl fühlen konnte? Aber er gab die glänzendsten Feste und tanzte auf dem Grabe seines Vorgängers. Ich sage Ihnen, dieses Volk besitzt einen erstaunlichen Muth.

Der Flüchtling.

1.

Mit sehr aufgeregten Schritten ging der alte Doktor der Philologie und Philosophie durch seine geräumige, von einer grün beschirmten Lampe nur sehr dämmerig beleuchtete Wohnstube, welche zugleich Arbeitszimmer und Bibliothek war. Seine Tochter Minna stand indessen am Fenster und blickte anhaltend in die schmale Straße hinaus, in welcher nichts als viele dunkle und wenige beleuchtete Fenster zu sehen waren. Es war das nämlich eine der Nebengassen der Fahrgasse zu Frankfurt a. M. Von Zeit zu Zeit erdröhnte das alte Haus, dessen dritten Stock diese breite Stube des Doktors beinahe ganz einnahm, von ziemlich nahem Kanonendonner; der Doktor, wie schmächtig er auch immer und wie sanft er sonst aussah, hielt dann in seiner Wanderung inne, stampfte voll Zorn mit dem Fuß, ließ wohl auch einen kleinen Fluch, vielleicht einen lateinischen, dem Kanonendonner folgen. Seine Tochter fuhr nur, so oft jener kriegerische Schall sich hören ließ, erschrocken zusammen und schlug die Hände ineinander, als ob sie beten wollte. Ueber ihr schönes Frankfurter Gretchen-Gesicht rollte manchmal eine Thräne, und von Zeit zu Zeit wandte sie sich, wie Trost suchend, zu ihrem Vater mit der Frage, ob Das noch lange so fortgehen werde? Der alte Doktor und ehemalige Gymnasiallehrer antwortete mit etwas Grausamkeit, die sich bei seinem sonst so milden Gelehrtengesichte beinahe

komisch ausnahm: „Sie müssen doch diese Rebellen in Grund und Boden schießen, um ein Exempel zu statuiren und dieser demokratischen Wirthschaft ein für alle Mal ein Ende zu machen.“ Minna, trotz dem tiefen Kummer, den sie in dieser Stunde fühlte, trotz der Angst, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, konnte doch nicht umhin, den Zorn ihres Vaters und sein martialisches und grausames Auftreten beinahe zu belächeln; sie wandte sich wieder dem Fenster zu und horchte aufs Neue. Am Liebsten hätte sie das Fenster geöffnet, um besser zu horchen und weiter sehen zu können, aber der Vater hatte ihr Das aufs Strengste verboten; auch waren vor kaum einer Stunde darmstädtische Soldaten durch diese Seitengasse gekommen und hatten ihre Kugeln in alle offenen Fenster geschickt. Es war Das nämlich am Abende des 18. September des Jahres 1848.

Dr. Bürger konnte sich über die Vorgänge, die hundert oder fünfzig Schritte von seiner Studierstube, gewissermaßen unter seinen Augen, wie er sich ausdrückte, Deutschland und speziell Frankfurt entehrten, nicht beruhigen. Es stürzte diese Erscheinung einer bewaffneten Revolution auf deutschem Boden alle seine Ansichten und Ueberzeugungen von deutschem Volkscharakter über den Haufen. Er hatte immer behauptet und war in diesem Glauben alt geworden, daß Dergleichen nur jenseits des Rheins und höchstens noch in Polen vorkommen könne; auf germanischem Boden aber, auf dem Boden der Treue und langsamen Reife, und nun gar in Frankfurt, eine positive Unmöglichkeit sei. Was er von den in diesem Jahr bereits vorgekommenen Aufständen in Wien, Berlin und anderwärts gehört, hielt er für Uebertreibung, da eigentliche Revolutionen nicht vorkommen könnten, und die sogenannten Errungenschaften erklärte er für freie Gaben aus der Machtfülle deutscher Fürsten; das Parlament nur für ein Mittel, welches die deutschen Fürsten gefunden, um die Wiederherstellung des Kaiserthums anzubahnen und so die alte Macht des Reichs den verschiedenen Erbfeinden gegenüber wieder zur Blüthe zu bringen. Um den Grimm gegen die Insurgenten

und seine Grausamkeit, mit der er jedem Kanonendonner vernichtenden Sieg wünschte, vor sich selbst zu rechtfertigen und einen kategorischen Imperativ, der in Gestalt von Mitleid mit den armen jungen Leuten da unten in ganz anderem Sinne sprach, zum Schweigen zu bringen, rekapitulirte er seine alten politischen Ueberzeugungen, von deren Existenz er übrigens bis zum Jahre 1848 kaum eine Ahnung hatte, und sagte er sie, in Formeln gebracht, und in Ermanglung eines andern Zuhörers zu wiederholten Malen vor seinem Töchterchen her. Mit Atheniensern und Spartanern war Dr. Bürger ein wahrhaft fanatischer Republikaner; als Grieche wußte er Persern und Mazedoniern gegenüber Argumente gegen die Monarchie vorzubringen, wie vielleicht wenige Mitglieder der äußersten Linken in der Paulskirche; über den schlechten Ausgang der Schlacht bei Philippi und das Ende der römischen Republik konnte er auch noch bittere Thränen weinen. Aber seine republikanischen Sympathien fanden ungefähr um dieselbe Zeit der Schlacht von Philippi ihre Zeitgränzen, und man hätte ihn vielleicht schwer gekränkt, wenn man behauptet hätte, daß er als Frankfurter Bürger doch eigentlich auch ein Republikaner sei.

An jenem Abende mußte sein Töchterchen unter seinen Antipathien und seinem Demokratenhasse leiden. „O," rief er ihr vorwurfsvoll entgegen und erhitzt, als ob ihn der Pulverdampf in den Straßen berauscht hätte, „o, mein Minnchen, ich weiß sehr wohl, auf welcher Seite du jetzt mit deinem Herzen stehst. Mir gegenüber stehst du, die Flinte geraden Weges auf mein Herz gerichtet. Ich weiß ganz wohl, daß euere Nähschule ein gefährliches Demokraten-Nest ist, wo du das Gift des Sozialismus und Kommunismus eingesogen hast — und dann diese unglückseligen Besuche in der Paulskirche, wo sich diese Linken eine Sprache erlauben, als ob sie Spartaner wären und es gar keine Fürsten mehr in Deutschland gäbe. Wüßtest du — aber du mußt es ja wissen, Minnchen — daß selbst die Spartaner Könige hatten, und zwar gleich zwei auf einmal."

Der gute Dr. Bürger wußte eigentlich nicht mehr, was er sagte, und Minna hütete sich, ihn durch Widerspruch noch mehr zu erregen. Auch beruhigte er sich von selbst in dem Maße, als der Lärm des Geschützes abnahm. An der Löwen-Apotheke und Konstablerwache, wo es am Lautesten gedonnert hatte, war es nunmehr ganz still, und im Innern der Häuser hätte man manchmal meinen können, daß Alles beendet sei, wenn die Stille nicht hie und da durch den Schuß aus einem einzelnen Gewehre oder durch einzelnes Lärmen und Gepolter, das aus den verschiedensten Richtungen, bald aus der Tiefe eines Hofes, bald von der Höhe eines Daches kam, unterbrochen worden wäre. Es war schon ziemlich spät, und der Doktor der Philologie ging bereits langsamen und ruhigen Schrittes durch seine Stube und dachte jetzt, anstatt einen Siegesgesang anzustimmen, seinem friedlichen und sanften Charakter angemessen, über das Unglück von Revolutionen, besonders von Kämpfen zwischen Landsleuten, nach. In seiner milden Stimmung erinnerte er sich reumüthig der Reden in Philippum, die er im Laufe der letzten Stunden über das theure Haupt seines Kindes geschüttet, und er näherte sich dem Mädchen, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und sah ihr beim Scheine des Lichtes, das ein Fenster von gegenüber hereinwarf, in die Augen, die es nicht verleugnen konnten, daß sie während dieses Abends manche Thräne vergossen. —

„Du hast geweint, mein Kind," sagte der Alte, selbst mit bebender Stimme — „Du hast recht — der Himmel weiß, wie viel Unglück in diesen wenigen Stunden gestiftet worden, wie viele Mütter ihre Söhne verloren und wie viele edle Herzen, die noch viel Gutes hätten thun können, auf beiden Seiten, ja, ja, auf beiden Seiten, zu schlagen aufgehört. Glaube nicht, mein gutes Kind, daß ich diese jungen Leute, die den Aufruhr stiften, so unbedingt verurtheile; ich erkenne an, daß Viele von ihnen das edelste Streben haben, daß ihnen die schönsten Ideale vorschweben von einem mächtigen und freien Vaterlande, von einer deutschen Republik, die allerdings, wenn sie zu Stande käme, die

einzige wäre, welche die Tugenden von Sparta und Athen in sich vereinigen würde. Es ist auch wahr, und die Geschichte der alten Welt beweist es, daß das Große und Schöne, daß patriotische Gesinnungen, Heldenmuth, Künste und Wissenschaften nur in der Freiheit gedeihen — vergleiche nur diese Meder mit den Griechen — warum haben diese Meder keinen Sophokles, keinen Phidias, wie sie auch keinen Aristides und Trasybul aufweisen können — auch in Deutschland —"

Der Doktor merkte, daß er eben im Begriffe war, eine Rede für die Republik zu halten und Alles zu verleugnen, was er den ganzen Abend hindurch gepredigt hatte. Er hielt entschieden inne und sah seiner Tochter erstaunt ins Gesicht, als ob sie es gewesen wäre, die eben diese Rede gehalten. Er war etwas beschämt und verlegen. Zum ersten Male seit vielen Stunden verzog Minna ihren jugendlichen, rosigen Mund zu einem liebenswürdigen Lächeln, schlang beide Arme um den Nacken ihres alten Vaters und küßte ihn herzlich. Er fühlte sich wie von einem Alp erlöst, denn er glaubte sich so eben mit seinen Reden, indem er sich selbst widersprach, bloßgestellt zu haben, und während der letzten Stunden hatte er sie als seinen politischen Gegner betrachtet und manchen Seufzer darüber ausgestoßen, daß die Politik die heiligsten und herzlichsten Familienbande zerreiße. Gerührt drückte er sie ans Herz und sagte: „Mein gutes Kind, siebzehn Jahre bist du alt und hast schon Solches erlebt, wie sonst ganze Menschenalter nicht. Mögest du durch diesen Tag deinen Tribut an das Schicksal bezahlt haben, und möge Feindes-Einbruch, Krieg zwischen Landsleuten, Zwietracht und Blutvergießen nie wieder die Kreise deines Lebens stören. — Jetzt scheint bereits Alles ruhig zu sein, so begib du dich auch zur Ruhe und schlafe wohl."

Minna steckte eine Kerze an, drückte ihrem Vater noch die Hand und stieg zwei Treppen höher hinauf unter das Dach, in ihre kleine bescheidene Schlafstube. Sie fühlte, wie noch die Aufregungen des Tages in ihr nachzitterten; sie hörte noch den Donner des Geschützes in ihrem Herzen wiederhallen und wußte,

daß die Unruhe ihres Gemüthes sie nicht würde einschlafen lassen. Sie löschte das Licht aus, öffnete das Fenster und horchte in die milde, feuchte Septembernacht hinaus. Ueber der Zeil und dem Roßmarkt schwebten die Septembernebel, röthlich gefärbt von den Wachtfeuern, welche unten auf dem Pflaster die Oesterreicher in großer Anzahl entzündet hatten; sonst war es tief dunkle Nacht. Auch war es ganz und gar stille geworden, wenigstens in der Nähe dieses Hauses, und nur sehr selten hallte der Schritt der Patrouillen, welche die ganze Stadt nach allen Richtungen durchzogen, und ihre gegenseitigen Anrufe in das Dachstübchen herauf. Minna's Aussicht aus dieser Stube ging nur auf Dächer, Giebelspitzen und Schornsteine, und die Einsamkeit dieser obern Welt erfüllte sie heute mit einer tiefen Melancholie, wie sie sonst in siebzehnjährige Herzen selten einzukehren pflegt. Ihr Vater, der alte Philologe, hatte sie in der Bewunderung der Patrioten der alten Welt erzogen und ihr immer wiederholt, daß es in unserer Zeit solche Helden nicht mehr gebe. Er hatte ihren Geist wie ihre Phantasie mit Idealen erfüllt, deren Verwirklichung er als unmöglich darstellte und nach denen er gerade dadurch die Sehnsucht seines Kindes nur verstärkte. Als die Bewegungen in Deutschland ausbrachen, als sie von Kämpfen und Aufopferungen hörte und dazu die begeisterten Reden, die gerade in Frankfurt fielen, glaubte sie, die alte schöne Vergangenheit werde zur Zukunft, die Weltgeschichte in ihrem Kreislaufe kehre zu den Idealen zurück, die sie in ihrem Beginne der Menschheit als Lehre und Muster für ihren Lebenslauf aufgestellt hatte. Als sie heute Mittag aus ihrer englischen Stunde heimkehrte, sah sie das kleine Häuflein, das sich hinter den Barrikaden sammelte, und im Laufe des Nachmittags hörte sie von den gewaltigen Truppenmassen, die gegen dieses kleine Häuflein zusammengezogen wurden. Die Insurgenten erschienen ihr als eine kleine Schaar von Helden, die nur von der ungeheuern Ueberzahl erdrückt wurden, und jung wie sie war, stand sie mit ganzem Herzen auf Seiten der Geopferten, auf Seiten der Schwachen, beweinte sie die

unbekannten Opfer und machte sich Vorwürfe, in solcher Zeit, an einem solchen Tage müßig dazustehen, als bloße Zuschauerin eines Trauerspieles. Wäre es ihr wenigstens vergönnt, die Verwundeten zu pflegen, irgend einem der Kämpfer irgendwie zu Hülfe zu kommen.

Nicht um zu schlafen, nur um ruhiger an ihren Träumen weiter zu spinnen, warf sie ihre Kleider ab, zog den Vorhang zu und legte sich zu Bette. Aber trotz dem besten Willen, über die Ereignisse des Tages und die Eindrücke desselben fortzudenken und zu spinnen, trotz der Unruhe in Blut und Gemüth, war die Jugend doch stärker; ihre Jahre gränzten noch an die Provinz, die der Schlaf mild und allmächtig beherrscht, an die Kindheit. Schon schwammen Traum und Wirklichkeit in einander, als ein eigenthümliches Gepolter sie wieder weckte, daß sie, heute immer nur Außerordentliches erwartend, rasch aus dem Bette und wieder ans Fenster sprang. Sie sah, wie ungefähr zehn Häuser weit von ihr eine männliche Gestalt rasch über den First eines Daches dahinlief, wie sie, am Giebel angekommen, ohne zu zaudern, auf ein viel tiefer liegendes Dach hinuntersprang, ausglitt und die ganze eine Seite des Daches hinabrutschte. Minna glaubte den Mann verloren, aber plötzlich stand er am äußersten Rande des Daches wieder aufrecht und lief in einer Dachrinne eben so rasch wie vorhin weiter. Mittlerweile waren auch aus dem Dache eines der Häuser hinter dem Flüchtling mehrere Gestalten zum Vorschein gekommen, und zwar, wie es schien, aus derselben Oeffnung, aus der Jener hervorgekommen. Sie sahen sich eine Weile um und nahmen dann denselben Weg, und zwar mit derselben Raschheit. Minna zweifelte nicht einen Augenblick: der Flüchtling war einer von den Aufständischen, der von Polizei oder Soldaten verfolgt wurde. Sie bückte sich weit vor, um ihm nachzusehen, und bemerkte mit Schrecken, daß er unaufhaltsam einer Seite entgegenlief, wo die Dächer durch ein Gäßchen unterbrochen wurden und wo er entweder in das Gäßchen wie in einen Abgrund stürzen oder, wenn er es bemerkte, innehalten und in

so lange verdächtig war, in den Klauen, und es war gewiß, daß man ihn jetzt nicht so leicht werde entwischen lassen. Es schien Cremona, als sei es seine Pflicht, seine Gedanken und Anstrengungen vor Allem nach dieser Seite auf die Rettung Ferrari's zu richten. Er wußte, was man in Modena mit Gelde ausrichten konnte; er steckte ein bedeutendes Paket von Werthpapieren in die Tasche und begab sich zu seinem alten Bekannten, dem Polizei-Direktor, und ohne alle Einleitung zog er das Paket hervor, machte ihn mit dem Inhalte vertraut und sagte: „Dieses Paket wird beim Rabbiner deponirt; der Rabbiner überbringt es Ihnen von jetzt in acht Tagen, wenn er von Ferrari von Livorno aus die Nachricht erhält, daß er sich in Sicherheit befinde."

Der Polizei-Direktor antwortete nur: „Wir wollen sehen. Ferrari befindet sich ohnehin in einem Gefängnisse, dessen Gitter leicht auszuheben ist."

Cremona begab sich zum Rabbiner, vom Rabbiner nach
Hause. Aber er konnte nicht mehr in sein Büreau eintr
Seine Bücher und Kasten waren versiegelt, ein Polizei-Kom
nahm seinen Platz am Büreau ein und erklärte ihm, daß
der Regierung beauftragt sei, während des Pro
ihn eingeleitet werde, sein Vermögen zu überw
Polizei-Kommissär verhaftete ihn wegen
Carbonari. Cremona zuckte die Achsel,
„Es ist ein jüdisches Schicksal!" und folgt

Wozu lang erzählen. Schon aus
man errathen, was folgen mußte.
müsse das Vermögen ihrer Schutzbef
viel thätiger in den Vordergrund,
allerlei Gerüchte liefen, daß Emi
wissen wollte. Indessen nahm a
des Vermögens Theil, und ihr
amten der Regierung in den

Emilia war im Kloster,
gingen Wochen, und über ih

Fenster in ihre Stube zurück, als sie ganz in ihrer Nähe ein unbedeutendes Geräusch vernahm und, diesem Geräusche mit dem Auge folgend, erkannte, wie eine männliche Gestalt leise von der Spitze eines benachbarten Daches herunterrutschte, um ihren Weg in der Dachrinne zwischen den zwei Häusern fortzusetzen. Minna zweifelte keine Sekunde lang, daß es jener Flüchtling war, sie beugte sich noch einmal vor und rief: „Hier herein!" Mit einem Sprunge stand der Mann auf dem kleinen Dächlein, noch bevor Minna ganz Zeit gehabt hatte, sich in die Stube zurückzuziehen. Noch rascher war er auf seinem Wege von dem Dächlein in die Stube. Er hatte aber kaum den Fuß auf den Boden gesetzt, als schon das Fenster und über dem Fenster ein Laden geschlossen und die Stube mit der undurchdringlichsten Finsterniß gefüllt war.

„Uf! das war eine Jagd," sagte der Neuangekommene vor sich hin, und nachdem er mehrere Male tief aufgeathmet, fügte er hinzu: „Jetzt weiß ich, wie es dem gehetzten Hirsch zu Muthe ist." — Wieder nach einer längeren Pause fragte er: „Wo bin ich? Wer hat mir diesen Rettungshafen geöffnet?" — Da keine Antwort erfolgte, sprach er weiter: „Das ist gleichgültig, ich glaube mich hier sicher und im Vollgenuß und Gefühl des wiedergewonnenen Lebens und der geretteten Freiheit — ich möchte singen, aus ganzem Herzen aufjauchzen."

„Erlauben Sie," sagte jetzt Minna, „daß ich Sie auf das Geräusch hier in der Nähe aufmerksam mache, das sind Ihre Verfolger, die Sie suchen. Jeder Ton kann sie aufmerksam machen und herbeiziehen."

„Eine weibliche Stimme, sogar eine liebliche junge Mädchenstimme," rief der Fremde mit einem Tone, aus dem die angenehmste Ueberraschung leicht herauszuhören war. „Meine Retterin ist ein holdes junges Geschöpf, das ist ja prachtvoll."

„Ich bitte Sie," zu schweigen," flehte Minna wieder, „Sie hören ja, wie sich die Schritte nähern; wie leicht kann sie nicht der geringste Laut herbeiziehen."

In der That hörte man bald in der Nähe hohle Schritte

so lange verdächtig war, in den Klauen, und es war gewiß, daß man ihn jetzt nicht so leicht werde entwischen lassen. Es schien Cremona, als sei es seine Pflicht, seine Gedanken und Anstrengungen vor Allem nach dieser Seite auf die Rettung Ferrari's zu richten. Er wußte, was man in Modena mit Gelde ausrichten konnte; er steckte ein bedeutendes Paket von Werthpapieren in die Tasche und begab sich zu seinem alten Bekannten, dem Polizei-Direktor, und ohne alle Einleitung zog er das Paket hervor, machte ihn mit dem Inhalte vertraut und sagte: „Dieses Paket wird beim Rabbiner deponirt; der Rabbiner überbringt es Ihnen von jetzt in acht Tagen, wenn er von Ferrari von Livorno aus die Nachricht erhält, daß er sich in Sicherheit befinde."

Der Polizei-Direktor antwortete nur: „Wir wollen sehen. Ferrari befindet sich ohnehin in einem Gefängnisse, dessen Gitter leicht auszuheben ist."

Cremona begab sich zum Rabbiner, vom Rabbiner nach Hause. Aber er konnte nicht mehr in sein Büreau eintreten. Seine Bücher und Kasten waren versiegelt, ein Polizei-Kommissär nahm seinen Platz am Büreau ein und erklärte ihm, daß er von der Regierung beauftragt sei, während des Prozesses, der gegen ihn eingeleitet werde, sein Vermögen zu überwachen. Ein anderer Polizei-Kommissär verhaftete ihn wegen Verbindungen mit den Carbonari. Cremona zuckte die Achsel, murmelte vor sich hin: „Es ist ein jüdisches Schicksal!" und folgte dem Polizei-Kommissär.

Wozu lang erzählen. Schon aus dem Vorhergehenden kann man errathen, was folgen mußte. Die Kirche meinte, man müsse das Vermögen ihrer Schutzbefohlenen retten, und trat jetzt viel thätiger in den Vordergrund, obwohl außerhalb des Klosters allerlei Gerüchte liefen, daß Emilia von einer Bekehrung nichts wissen wollte. Indessen nahm auch die Kirche an der Verwaltung des Vermögens Theil, und ihre Beamten saßen neben den Beamten der Regierung in den Büreaux Cremona's.

Emilia war im Kloster, ihr Vater im Gefängniß — so vergingen Wochen, und über ihnen, wie über der ganzen Angelegen-

heit wurde es stille, wie über einem Grabe, — um so stiller, als man aus der Bestrafung einzelner Individuen, die sich im Kaffeehaus darüber geäußert hatten, ersah, daß die Regierung die Gespräche über diesen Gegenstand nicht liebte. Wieder aufs Tapet kam die Geschichte erst, als eines Tages Frau Rebekka außer sich, gleich einer Wahnsinnigen, die Straßen durchrannte und sich vor allem Volke anklagte, am Verderben ihres Mannes und ihres Kindes schuld zu sein, da sie es gewesen, die sie an ihre Feinde verrathen. Und als sich diese Szenen am nächsten Tage wiederholten, wurde Frau Rebekka in Sicherheit gebracht — man sagte, ebenfalls in ein Kloster. Ob ein Kloster- oder ein Gefängniß-Gitter — ich weiß es nicht — aber ein Gitter war es, an dem sie sich mit ihrem eigenen Halstuch erhängte.

Emilia wurde auf unerwartete Weise befreit. Plötzlich nämlich erschien Valerio Caccianemico, der verschwunden war, wieder auf dem Schauplatze. Er bat um die Erlaubniß, mit Emilia eine Viertelstunde lang allein sprechen zu dürfen, und nach dieser Besprechung erklärte sich Emilia für seine Verlobte. Das Kloster machte nicht die geringsten Schwierigkeiten, ihm seine Braut auszuliefern, nachdem er dem Pater Sulpizio erklärt, daß er der Kirche gerne überlassen wolle, was sie vom Vermögen Emilia's in ihre Hut genommen. Er brachte sie in seine Familie, und es wurden alle Vorbereitungen zur Taufe und zur Hochzeit getroffen, welche beide an einem und demselben Tage stattfinden sollten. Zur Feier dieses Tages, so hatte der Herzog versprochen, sollte auch der Vater freigelassen werden, wenn er sich verbindlich machte, nicht den geringsten Widerspruch zu erheben und Alles, was bisher geschehen, zu billigen.

Jedermann glaubte nunmehr das Ende dieser Geschichte zu kennen, als sie plötzlich eine Wendung nahm, die wohl Niemand vorausgesehen hatte. Caccianemico hatte in Toskana von Ferrari, der in der That in Folge jener Unterhandlung mit dem Polizei-Direktor die Freiheit erlangte, erfahren, was in Modena vorging. Die beiden hatten sich besprochen und führten nun aus,

gefallen, als er mit Einem Male und zwar wieder mit der alten Frische und Heiterkeit das Gespräch aufnahm.

„Nun, meine edle Unbekannte,“ begann er, „verschleiertes Bild von Sais, Tochter der Nacht, Stern hinter Wolken, soll es ewig dunkel bleiben in meinem Leben, seit ich von der Höhe des Sieges herabgesunken bin in den Abgrund der Niederlage? Nein, so wie wir, die Geschlagenen, uns wieder erheben werden aus Nacht zu Licht, so lassen auch Sie, Göttin oder auch Weib, mich auftauchen aus dem Schatten kimmerischer Nacht und dankbar in Ihr Antlitz sehen.“

Minna bat ihn, noch einen Augenblick sich zu gedulden; sie werde so bald als möglich die Kerze anstecken. Bald darauf hörte Eckhardt, wie sie das Feuerzeug in die Hand nahm. „Halt,“ rief er da, „noch einen Augenblick. Ich will Ihnen erst sagen, wie Sie aussehen, wie mir Sie der Ton und der Ausdruck Ihrer Stimme licht auf den dunkeln Hintergrund gemalt, und wie ich mir das Ideal einer Retterin denke und wünsche. Sie sind kaum achtzehn Jahre alt, haben blondes Haar, dessen Goldglanz sanft gedämpft ist, als ob eine liebende Hand die Asche der feinsten Havanna-Cigarre darüber ausgestreut hätte; tragen dieses Haar in den einfachsten Scheiteln und verbergen seine Fülle rückwärts in gewaltigen dicken Flechten. Das Auge ist blau, Das versteht sich; was sich aber nicht versteht, Das sind dunkelbraune, breitgewölbte, sehr feine Augenbrauen, ebenso dunkle Wimpern, die auf das blaue Auge einen schwarzen Schatten werfen und über dessen Sanftheit täuschen — fern sei, solchen Augen eine römische oder auch griechische Nase — unklassisch, aber romantisch, wünsche ich eher eine kleine —“

Hier wurde der Student in seiner malenden Rede unterbrochen, indem ein Zündhölzchen, prasselnd und wie von einer ungeduldigen Hand geführt, über eine Fläche fuhr und mit der plötzlich verbreiteten Helle den übermüthigen Redner blendete. Als er sich wieder gefaßt hatte, stand Minna neben der entzündeten Kerze an einem Tischchen vor den dunkelblauen geschlossenen

Bettvorhängen. Eckhardt sprang überrascht auf, um auf sie zuzueilen. Es war ihm wie ein Zauber. Das Bild, das er so eben zu malen angefangen, stand lebendig und vollendet vor ihm, aber diese blauen Augen blickten mit großer Würde und sogar mit einigem Zorne über die Art und Weise, wie der Student so eben sich mit ihrer Person beschäftigt hatte. Er wollte ihr seine Ueberraschung ausdrücken und ihr sagen, daß sie als die Verwirklichung seines Ideales vor ihm stehe, aber der Uebermuth, der ihn im Dunkeln beseelt hatte, schmolz vor dem Lichte und vor dem Anblicke dieses jungen, beleidigt sehenden Mädchens dahin. Schon der zweite Schritt, den er ihr entgegenthat, war langsamer als der erste. Beschämt stand er vor ihr, die, vom Tode ihrer Mutter her noch in Halbtrauer, in einem schwarzen, weiß punktirten Kleide, mit dem ernsten Blicke und mit dem Ausdrucke der Würde, die ihr in der Einsamkeit einem jungen Manne gegenüber der weibliche Instinkt als Rüstung umgethan, und wie der Dichter singt, „in Keuschheit angethan," allerdings ganz geeignet war, eine mehr in der Gewohnheit als im Charakter begründete studentische Kühnheit in ihre Schranken zurückzuweisen. Er machte ihr keine Komplimente, er dankte ihr nicht einmal für seine Rettung, er erröthete einfach und bat sie stotternd um Verzeihung. Unwillkürlich streckte er die Hand aus, und sie reichte ihm die ihrige, ohne zu wissen, was sie that. Sein Erröthen und seine bescheidene Bitte demüthigten sie, denn es stand ein junger Mann vor ihr, der, wie sie sich wenigstens in diesem Augenblicke einbildete, ihrer Vorstellung von einem begeisterten Freiheitskämpfer ebenso entsprach, wie ihre Erscheinung seinem Ideale.

Paul Eckhardt war eine jener Gestalten, die man am linken Rheinufer nicht selten findet, ein Gemisch von Süd und Norden, das vielleicht das Produkt der römisch-germanischen Vermählung ist, die in diesen Gegenden stattgefunden. Sein langes, auf die Schultern herabfallendes Studentenhaar war dunkelblond, seine Gesichtsfarbe beinahe ohne alle Nüancen, braun und bronzirt, seine Augen schwarz und glänzend, die Nase kühn und geierhaft

geschwungen; nur Mund und Kinn sänftigten auf nordische Weise das glühend Südliche des ganzen Gesichtes. Nordisch war auch die ganze schlanke Gestalt, eine jener Gestalten, welche die Dichter des Nordens mit der Tanne, die des Südens mit der Palme vergleichen. Es war ein schönes Paar, das sich da in der Einsamkeit der Mitternacht in einer entlegenen Dachstube gegenüber stand, und alle holden und gefährlichen Möglichkeiten der Jugend schwebten über ihren Häuptern. Sie fühlten wohl ihre Mächte durch den „Dämmer weben“, und sie neigten ihre jungen Häupter und schwiegen.

Eckhardt war der Erste, der wieder das Wort ergriff. „Und was jetzt?“ fragte er mit der tiefsten Unterthänigkeit, „was befehlen Sie, daß ich jetzt beginne?“

Minna sah eine Zeit lang nachdenklich auf den Boden, dann dem Fragenden ins Gesicht und sagte: „Man wird wohl die ganze Nacht hindurch nach den Aufständischen suchen, und besonders in den Straßen, die an den Kampfplatz stoßen. Sie könnten mit dem ersten Schritte aus dem Hause Ihren Verfolgern in die Hände fallen — es ist wohl am Besten, Sie bleiben für jetzt hier in dieser Stube.“

„Hier?“ fragte Eckhardt verlegen.

Die Verlegenheit wirkte ansteckend auf das Mädchen. Sie schlug wieder die Augen nieder und stotterte: „Ich weiß Niemand hier im Hause, dem ich Sie anvertrauen möchte.“

„Haben Sie keinen Vater oder Bruder?“

„Einen Vater,“ erwiderte Minna — „er ist gut, und obwohl nicht Ihrer Meinung und Partei, wären Sie gewiß sicher bei ihm geborgen. Aber er ist etwas ängstlich, und es könnten ihm, wenn er einen Revolutionär verbirgt, größere Gefahren daraus entstehen, als mir. Es ist besser, er erfährt nichts von Ihrer Anwesenheit.“

„In Ihre Hände, mein Fräulein, gebe ich mich ganz und gar, und erlauben Sie mir, hinzuzufügen, daß ich mich Ihnen mit einem Gefühl besonderer Genugthuung anvertraue. Verfügen Sie über mich, seien Sie mein Schicksal — ich wünsche mir kein schöneres.“

Bei diesen Worten drückte er ihre Hand, die er ergriffen hatte, um sie sogleich wieder fallen zu lassen. Wieder verlegen, ließ er seine Blicke durch die kleine Stube schweifen. Es war der ächteste Mädchen-Aufenthalt. Einige alte Möbel, ein Bett mit Vorhang, einige kleine Bildchen an der Wand; eine Anzahl von Büchern und Schreibmaterial mit alten Schulheften neben einer Wasserflasche, einer Kaffeetasse und einer Uhr, die nicht ging, auf der Kommode, bildeten den ganzen Hausrath, und über Alles war ein Duft der Reinlichkeit und der Jungfräulichkeit ausgegossen. Die Dunkelheit, in die Anfangs die Stube getaucht gewesen, hatte Minna benützt, um sich anzukleiden und Alles in Ordnung zu bringen, daß es jetzt nach Mitternacht hier so aussah, wie sonst um neun Uhr Morgens. Eckhardt, der sich gewisse Faust-Szenen immer in die alte Reichsstadt Frankfurt versetzt dachte, erinnerte sich bei diesem Anblick an Gretchens Zimmer, fühlte aber nichts von dem Mephistopheles in oder neben sich, von dem er sich manchmal einbildete, daß ein Stück in ihm stecke. Minna zeigte auf einen alten Strohsessel und gehorsam setzte er sich hin, als ob er ohne besondere Erlaubniß nicht wieder aufstehen wollte. Gerührt von seiner Haltung und Fügsamkeit, setzte sich ihm Minna gegenüber und fühlte sie die Pflicht der Wirthin, es ihm hier heimisch zu machen. Sie brachte das Gespräch auf den Kampf, und er erzählte abwechselnd in begeisterten und entrüsteten Worten. Und sie blickte selbstvergessen, seinen Worten wie seinen Gefühlen folgend, in die glühenden Augen und auf den schönen beredten Mund. Wie schnell begann den Beiden die Zeit zu verstreichen, und nach wie kurzer Zeit fühlten sie sich als alte Bekannte! Paul Eckhardt erholte sich auch mehr und mehr von der Befangenheit, in die ihn das ernsthafte Wesen seiner Beschützerin versetzt hatte, und ging nach und nach in den Ton über, den das Gefühl der alten Bekanntschaft natürlich machte. Plötzlich hielt er inne, als ob ihn eine neue Empfindung überkäme, und senkte seinen schönen Kopf gedankenvoll in die Hand.

„Was ist Ihnen?“ fragte Minna besorgt.

„Verzeihen Sie," bat er lächelnd, „verzeihen Sie, ich bin hungrig. Seit zwölf Uhr stand ich hinter der Barrikade, dann die heftige Bewegung der Reise über die Dächer — und dann — auch die patriotische Aufregung macht Appetit. Ich bin nun einmal Ihr Gastfreund —"

Minna erhob sich lächelnd, entschuldigte sich, nicht selbst an diese Möglichkeit gedacht zu haben, holte einen Schlüsselbund aus einer Schürzentasche und ging zur Thüre hinaus, wo sie die Schuhe vom Fuße zog, um unhörbar auf den Strümpfen in den dritten Stock zu ihrem Speiseschrank hinabzusteigen. Als sie nach kaum zehn Minuten mit einem wohlbedeckten Teller in die Dachstube zurückkehrte, saß Paul mit dem Kopfe an die Kommode gelehnt und war in den tiefsten Schlaf versunken. Minna setzte leise den Teller hin, holte ein Kissen aus ihrem Bette und schob es sanft zwischen die scharfe Kante und den Kopf des Schläfers, ohne ihn zu wecken. Dann stellte sie sich, das Licht vorsichtig mit der Hand bedeckend, vor ihn hin, betrachtete ihn lange und dachte: „Wie schön ist er! Wie glücklich bin ich, ihn gerettet zu haben und vielleicht noch etwas für ihn thun zu können!" — Dann setzte sie sich ihm gegenüber und fuhr mit mehr Muße in ihrer Betrachtung, vielleicht auch in ihren Träumen fort, bis auch ihre Jugend „dem kindlichen Gott, dem Gott der Kindheit" erlag. Und als die Sonne aufging, beleuchteten ihre Strahlen, die bequem durch die breiten Spalten des Ladens drangen, eine über den Rand des Leuchters herabgeschmolzene Kerze und zwei Schläfer, deren tiefe Athemzüge gesund und frisch auf rhythmische Weise die stille Stube erfüllten.

2.

Als Paul erwachte, fand er sich allein. Halb verschlafen, öffnete er den Laden und sah gähnend über die Dächer hin, bis ihm einfiel, welche Rücksichten er seiner Retterin schuldete, und er sich zurückzog. Wie ein unglückliches Omen fiel es ihm auf, daß

er, als er in der Nacht durchs Fenster gestiegen, Minna's Blumen vor demselben zum großen Theile zertreten hatte. „Gutes, holdseliges Geschöpf," dachte er, „sollte ich bestimmt sein, die Blumen deines Lebens zu zertreten?" Aber er war nicht der Mann, traurige Ahnungen und Gedanken in sich aufkommen zu lassen. Wie er gestern über Höhen und tiefe Gassen dahingesprungen war, so war sein jugendlicher Geist daran gewöhnt, heiter über Abgründe zu springen. Er dachte nur an Minna, an die Anmuth, in der sie vor ihm gestanden, an ihre Güte und Schönheit und endlich an das liebenswürdig ernste, achtunggebietende Wesen ihrer ganzen Erscheinung. Er hielt es für seine Pflicht, die verborgene Mädchenstube, in der er sich mit Ehrfurcht umsah und in der er während der Abwesenheit der Besitzerin nichts zu berühren wagte, sobald als möglich zu verlassen; aber er mußte ihre Rückkehr abwarten, um ihr zu danken und vor Allem, um sie noch einmal zu sehen und um sich ihr Bild in sein dankbares Herz für immer einzuprägen. Er setzte sich wieder ruhig hin, und sonderbarer Weise traten von seinen gestrigen Erlebnissen nur die letzten schönen Szenen, in denen schon Minna eine Rolle spielte, vor seinen Geist. Sie schwebte ihm in unendlicher Lieblichkeit vor, und er war begierig, ob sie ihm heute bei kälterem Blute und nüchternem Tageslichte ebenso erscheinen werde.

Es war schon ziemlich spät, als Minna mit einer Kaffeemaschine in der Hand eintrat. Paul sprang ihr entgegen und küßte ihr die Hände. Minna stand betreten und that einen Schritt rückwärts, als ob sie wieder die Stube verlassen wollte.

„Das galt meiner Retterin," stammelte er entschuldigend, und sie trat wieder lächelnd vor, stellte die Maschine auf den Tisch und begann, den Trank zu brauen. Sie setzte sich hin und blickte in die Spiritusflamme; so that auch Paul, und man hörte nichts in der Stube, als das Brodeln des Wassers und das Singen der Maschine. Aber auf dem Gesichte der beiden jungen Leute lag ein schüchternes, in Verlegenheit schweigendes Glück.

Der Kaffee war fertig, und Paul weigerte sich, ihn zu berühren,

wenn Minna ihm nicht Gesellschaft leistete, und so wurde der Trank in einer Tasse und einem Glase gemeinschaftlich genossen und löste die Zungen, und Paul vergaß seinen Vorsatz, die Stube zu verlassen. Er erinnerte sich dessen erst, als es eilf Uhr schlug und Minna sich erhob, um das Mittagessen für ihren Vater zu bereiten, der in einer Stunde von der Bibliothek heimkehren sollte.

Paul ergriff seinen Hut und wollte Abschied nehmen. Aber es war ihm mit Einem Male zu Muthe, wie ihm in seinem Leben noch nie zu Muthe gewesen; er fühlte zum ersten Male, was ein Abschied sei, ein solcher Abschied, dem alle Worte nicht genügen und der zum Schweigen verdammt ist. Er ergriff ihre Hand, und sie fühlte, wie er zitterte. Sie hatte kaum den Muth, ihm ins Gesicht zu sehen, das er gesenkt hatte und das erblaßt war, während sich seine Lippen tonlos bewegten.

„Was wollen Sie?" fragte Minna und hatte bei diesem Anblicke auch nicht den Muth, ihre Stimme über ein deutliches Flüstern zu erheben.

„Fort," stieß er heftig heraus und wandte sich ab.

„Unmöglich," erwiderte jetzt Minna kräftiger und mit Entschiedenheit — „ich habe mich heute schon umgesehen und erkundigt — die Aufregung ist groß, es wird noch auf die Aufrührerischen gefahndet — die Thore der Stadt sind alle geschlossen, und man hat Ursache, zu glauben, daß sie von verkleideter Polizei bewacht sind — Sie rennen in Ihr Verderben, wenn Sie sich jetzt schon auf die Straße wagen —"

„Es kennen mich hier nur Wenige," sagte Paul beruhigend, „die Polizei muß nicht wissen, daß ich hinter den Barrikaden gewesen."

„Das sieht man Ihnen auf hundert Schritte an," lächelte Minna und fügte leise hinzu: „Und dann — Sie haben ein so auffallendes Gesicht, daß der Späher, der Sie nur einen Augenblick bei den Revolutionären gesehen, es gewiß nicht vergessen hat."

„Geben Sie mir eine Scheere," bat Paul, „ich will Haare

und Schnurrbart abschneiden und mich so entstellen, daß mich kein Polizist der Welt wieder erkennen soll."

Minna sah ihn von der Seite an, schüttelte den Kopf und sagte: „Was würden Ihre Freunde sagen, wenn sie Sie nicht wieder erkennen? Es würde auch nichts nützen, mit dem Haarabschneiden können Sie sich nicht unkenntlich machen. Sie sind mir vom Schicksal anvertraut, ich muß für Ihre Sicherheit sorgen; bleiben Sie hier, bis ich Ihnen Nachrichten bringe, daß Ihre weitere Flucht ohne zu große Gefahren möglich ist. Ich will weitere Erkundigungen einziehen."

„Aber wenn man erfährt, daß Sie mich hier verborgen haben," stotterte Paul, „ich meine nicht die Polizei, sondern die Leute — Ihr Vater — mein Fräulein — Ihr Ruf — mein Leben, meine Freiheit sind mir nicht so viel werth, daß ich darum nur ein Stäubchen auf Ihren Ruf, nur eine Sekunde Verdruß Ihrem guten Herzen —"

Paul hatte während dieser Worte ihre Hand ergriffen, und ein Gefühl, das ihn plötzlich überwältigte, trieb ihm die Thränen in die Augen. Minna bemerkte das wohl; sie drückte die Hand, welche die ihrige ergriffen hatte, mit offener Herzlichkeit und bat ihn, sich darüber zu beruhigen. Sie hoffe, mit Vorsicht und Klugheit die Pflichten vereinigen zu können, die sie sich und ihrem Schützling gegenüber zu erfüllen habe. Sie bat ihn ferner, sich stille zu verhalten, nicht ans Fenster zu gehen, und nahm ihm das Wort ab, während ihrer Abwesenheit keinen Entschluß zu fassen. Doch erlaubte sie ihm, wenn ihm die Stube zu enge sei, ohne Lärm in den Räumen des Speichers vor ihrer Stube zu lustwandeln. Es sei keine Gefahr der Ueberraschung da, da man die Treppe, die herauffführe, und die Thüre, die sie schließe, krachen höre, sobald sich Jemand nähere.

„Sie ist ein Engel! Mein Glück, mein guter Genius hat mich zu ihr geführt! Ein solches Mädchen ist mir nie begegnet! Sie ist schöner und besser, als alle meine Ideale. O, um wie viel poetischer kann doch die Wirklichkeit sein, als alle Poesie!

Wenn mich ein solches Mädchen, wenn mich diese lieben könnte, wie glücklich wäre ich, was wäre ich auszuführen im Stande!" Diese und ähnliche Ausrufe wiederholten sich in der kleinen Stube, nachdem sie Minna verlassen hatte. Mehr als einmal überraschte sich Paul Eckhardt auf Selbstgesprächen. Es fiel ihm nicht ein, von der Erlaubniß, unter dem Dache zu lustwandeln, Gebrauch zu machen; er fühlte sich zu wohl in der kleinen Stube, und als Minna gegen Ein Uhr wiederkehrte, um ihm sein Mittagessen zu bringen, fand sie ihn an die Wand gelehnt, wie er mit einem Bleistifte auf dieselbe Verse schrieb. Aber sie las sie nicht und verließ ihn gleich wieder, da ihr Vater diesen Nachmittag zu Hause blieb, sie ihm eine Zeit lang Gesellschaft leisten und dann der näheren Erkundigungen wegen ausgehen mußte. Doch wurde ihm die Zeit nicht lange in seiner Einsamkeit, trotz der Sehnsucht, mit der er der Rückkehr Minna's entgegensah. Er schrieb eben Verse und dichtete sich in ein Glück hinein, in dem ihm die Stunden vergingen, wie in den Gärten Armidas. Dann betrachtete er jeden Gegenstand, hatte jetzt auch den Muth, Alles zu berühren, und Alles erzählte ihm von seiner Gastfreundin. Es war schon dämmernder Abend, als ihm zwei Dinge an ihm selbst auffielen; einmal, daß er, seit er in dieser Stube verweilte, ganz und gar das Rauchen vergessen, die Cigarre oder Pfeife, ohne die er sonst nicht zwei Stunden leben konnte, und dann, daß er alle Gegenstände im Zimmer berührt und betrachtet, aber den Bettvorhang auch nicht eine Sekunde lang gelüftet hatte. Bei dieser letzten Bemerkung sagte er sich, wie schlecht die Menschheit sich selbst beurtheile, und wie sie vorzugsweise mit ihrer Ueberwachung der Jugend Unrecht thue. Er wußte, wie heilig ihm Minna war, und wie er des höchsten Muthes, ja des Rausches bedurfte, um nur ihre Hand zu berühren.

Sie kehrte erst spät am Abend zurück, und ihre Nachrichten besagten, daß sich hier unten nichts geändert hätte, daß Paul Eckhardt also auch sein Versteck nicht verlassen könne. Es schien ihm unmöglich, wenn auch höchst wünschenswerth, länger zu

bleiben. „Die Behörden der guten Stadt Frankfurt," sagte er, „werden nicht zu grausam mit uns sein; ich muß es wagen."

„Wir sind nicht Herren im eigenen Hause," berichtigte Minna, die diesen Nachmittag viel herum gehört und in ihrer Besorgniß um Paul Eckhardt die Lage der Dinge mit weiblichem Instinkte begriffen hatte — „der Reichsverweser hat seine Polizei, und hinter ihm stehen Preußen und Oesterreicher, die nach Willkür in unserer Stadt wirthschaften. Es wagt Niemand, vorauszusagen, welches Verfahren sie gegen die Revolutionäre einschlagen werden. Jedenfalls müssen wir beobachten und abwarten."

„Und ich?" fragte Paul.

„Sie bleiben hier," sagte Minna entschieden.

„Unmöglich!" rief Eckhardt, „ich würde es mir nie vergeben, Sie meiner Sicherheit wegen bloßgestellt zu haben. Sie sind noch so jung, Minna, Sie wissen noch nicht, was es bedeutet, in Ihrer Stube und geheim —"

„Ich weiß es sehr wohl," fiel ihm Minna rasch ins Wort; „aber ich weiß auch, was ich wagen muß, was mir mein Herz gebietet, wenn es sich darum handelt, die Zukunft, die Freiheit, vielleicht das Leben eines jungen Mannes zu retten, der noch seinem Vaterlande dienen kann, an dem vielleicht das Glück und die Liebe theurer Personen, die Liebe von Mutter und Geschwistern hängt —"

Paul schüttelte traurig den Kopf. „Sie können mich in dieser Beziehung ruhig gehen lassen," sagte er bitter lächelnd — „kein Vater, keine Mutter, keine Geschwister — ich kenne nichts vom Glücke solcher Liebe und vom Glücke einer solchen Besorgniß. Wenn ich in meinem Gefängnisse verschwinde, wird nur ein Onkel behaupten, daß mir Recht geschehen, aber Niemand wird um mich trauern. Ich bin ein Waise, allein."

„Allein?" wiederholte Minna gerührt. „Umsomehr ist es Pflicht, für Sie zu sorgen."

Paul ergriff Minna's Hände und drückte sie heftig an seine

Lippen, dann sprang er der Thüre entgegen. Aber Minna war rascher; sie verstellte ihm den Weg und wollte ihm eben mit Kraft gebieten, zurückzuweichen, als sie zwei Thränen bemerkte, welche aus Pauls Augen herniederflossen. Sie ließ den Kopf sinken und streckte ihm beide Hände entgegen. Er faßte sie wieder und sank in demselben Augenblicke ihr zu Füßen. „Minna" stotterte er unter Schluchzen, „es ist mir, als wären mir alle Verluste ersetzt, die Sie mich jetzt beweinen sehen. Ich kenne Sie noch nicht vierundzwanzig Stunden, aber schon haben Sie mit Muth und Aufopferung mehr für mich gethan, als wohl je ein Mensch für mich thun wird. Ich bleibe; Sie haben über mich zu gebieten. Ich beschwöre Sie, glauben Sie nicht, daß ein überströmendes Gefühl der Dankbarkeit oder Pflicht und Besorgniß für Ihren Ruf jetzt aus mir sprechen; nein, es ist eine Stimme, die aus dem tiefsten Innern meines Herzens ruft und die es mir schon heute den ganzen Tag zuruft, daß ich Sie liebe, daß ich Ihnen ewig angehören werde. Weisen Sie mich nicht zurück, nehmen Sie meine Liebe an, meine Liebe und Werbung um Sie. Seien Sie mein Weib, und ich kann Ihnen mit größerer Ruhe gehorchen und hier bleiben. Alles will ich für meine Rettung thun, wenn ich nur weiß, daß ich mein Leben, meine Freiheit, alle meine Kräfte für Sie errette."

Er drückte seine Stirne an ihren Fuß, während sie sich zitternd an die Thüre stützte. Sie schwiegen Beide. Die Dämmerung hatte sich bereits in Dunkelheit verwandelt, als Paul wieder den Kopf erhob und flehte: „Wenn nur ein leises Echo der Gefühle, die mein ganzes Herz erfüllen, in Ihnen wiederklingt, so antworten Sie mir, geben Sie mir ein tröstliches Wort."

Minna bückte sich zu ihm herab und sagte leise: „Stehen Sie auf, bleiben Sie — ich verspreche Ihnen, daß Sie sich, wenn Sie es wollen, für mich retten."

Eckhardt sprang auf, wie von einer Feder emporgeschnellt, und die beiden jungen Herzen schlugen aneinander in dem glückseligen Gefühle einer ersten Liebe. Sie waren Beide so jung!

3.

Unten in den Straßen und Häusern tobten noch immer die Leidenschaften; man begrub Gefallene, man haderte über Gräbern und am Familientische; im Parlamente donnerten Reden voll Anklagen und Gegenanklagen; Gefängnisse füllten sich, die Straßen waren von Soldaten durchzogen, während man die Bürger entwaffnete. Flüchtlinge überschritten bereits die Gränzen des Vaterlandes. Ueberall und in immer weiteren Kreisen fühlte man die traurigen Nachwirkungen des 18. Septembers, und die Stadt, in welcher Deutschlands Größe und Freiheit geschaffen werden sollte, war traurig, unendlich traurig, unheimlich. Aber oben in der Dachstube jenes Hauses in der engen Seitengasse spielte und webte die glücklichste Idylle. Da lebten zwei glücklich Liebende, zwei Verlobte, in traulicher, von keiner Seele geahnter Abgeschiedenheit. Nichts störte sie; sie konnten sich ganz ihren Träumen von einer schönen Zukunft und ganz dem schönen Momente hingeben.

Wer erwartet eine Schilderung solchen Lebens? Anstatt aller Schilderung, sagen wir nur: sie war siebzehn, er zweiundzwanzig Jahre alt, und sie liebten sich. Mehrere Male ging die Sonne über ihrem Verstecke auf und nieder — wie viel Zeit für all die tausend reizenden Kleinigkeiten, für die Spielereien des Herzens und der Phantasie, wie für die großen Gedanken, die heldenmüthigen Entschlüsse, die Opfer und Hingebungen, die alle zugleich in der Liebe solcher Jugend Platz haben.

„Was die erste Liebe so verklärt,
Das ist der Glaube, daß sie ewig währt,“

und was der Liebe dieser Beiden außerdem eine gewisse Weihe gab, war das Bewußtsein, daß sie viel zu kämpfen und zu dulden haben würden, daß ihnen eine lange Trennung und damit eine große Probezeit bevorstehe, durch die sie sich ihres Glückes würdig machen sollten. Paul war in den Augen seiner

Geliebten ein Märtyrer, der so frühzeitig für sein Vaterland zu leiden hatte; die Treue, die Ausdauer eines solchen Mannes zu bezweifeln, hätte ihr ein Verbrechen geschienen. Und ihm war Minna ein Geschenk der Vorsehung, bestimmt, ihn immer zu beglücken, bestimmt, ihm ins Exil die süßeste Erinnerung an das Vaterland mitzugeben. Daß Paul in die Verbannung wandern sollte, das trübte das Glück der Liebenden nur wenig; sie waren Beide zu sehr von der Zukunft des Vaterlandes überzeugt, sie erwarteten mit Zuversicht eine große Erhebung des deutschen Volkes, und zwar in naher Zeit; und diese nahe Zeit würde sie mitten im Jubel der allgemeinen Befreiung wieder zusammenführen. Und wenn Dieses unglückseligerweise nicht der Fall sein sollte, so fühlte sich Paul Eckhardt stark genug, um sich auch auf fremder Erde eine bleibende Stätte zu gründen, und Minna würde ihm auf den ersten Ruf in die Fremde folgen, und wäre es über den Ozean nach Amerika oder Australien.

Und es ward Abend, und es ward Morgen, und die glückseligste Woche war mit unzähligen und unerzählbaren Ereignissen durch die kleine Stube gegangen. Gefühle, Worte und Thaten hatten die Liebenden mit dem Bewußtsein ihrer Unzertrennlichkeit erfüllt, und Paul hatte die poesievollste Häuslichkeit, den schönsten Duft einer glücklichen Verbindung kennen gelernt, als endlich die Stunde der Trennung herbeikam. Minna hatte täglich und treu vom Stande der Dinge berichtet; am achten Tage mußte sie berichten, daß die Verfolgungen nachgelassen, da man die Hauptschuldigen des Aufstandes bereits in den Gefängnissen oder in Sicherheit jenseits der Gränze glaubte, und daß man ungehindert durch alle Thore Frankfurt verlassen könne.

Dieser letzte Nachmittag ging abwechselnd in Schweigsamkeit und in berauschenden Beweisen gegenseitiger Liebe hin. Spät Abends erhob sich Minna, setzte ihren Hut auf, hüllte sich in ein großes Tuch und ergriff die Hand des Geliebten. Er stand unbeweglich und wie eingewurzelt. Aber sie zog ihn sanft zur Thüre — noch einmal sah er zurück, dann folgte er ihr wie ein

Nachtwandler, bis er sich mit einem Male unten in der dunklen Straße fand. Sie lehnte sich an seinen Arm, zog ihm den breiten Rand seines Hutes tiefer in die Stirne, und schweigend und mäßigen Schrittes ging es dem Bockenheimer Thore zu, dann die Promenade entlang zwischen den Landhäusern hin auf die Straße, die gegen Höchst und Mainz führt. Erst jenseits der alten Warte machte Minna Halt.

„Hast du den Paß?“ fragte sie, das Papier meinend, das sie durch eine Kousine ihrem Bruder hatte entwenden lassen.

Paul antwortete kaum; er war nicht so ruhig wie sie, um in diesem Augenblicke an seine Sicherheit denken zu können. Anstatt der Antwort schloß er sie in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Dann schwor er ihr noch die heiligsten Eide seiner Liebe und flehte sie an, ihn nicht zu vergessen. Minna hing mit beiden Händen an seinen Schultern, wandte ihn dem Mondlichte zu, um ihm noch einmal und recht lange ins Gesicht zu sehen, und hörte kaum, was er schwor und flehte. Noch einmal, so wollte er, sollte sie sich zu ihm hinsetzen, auf den Rand des Weges, aber sie weigerte sich, drückte ihn noch einmal an ihre Brust, stieß ihn sanft der Richtung zu, in der er weiter gehen sollte, und eilte laufend gegen die Stadt zurück.

4.

Es ist nicht der Zweck dieser Blätter, die Fahrten und Abenteuer Paul Eckhardts auf der Flucht und auf fremder Erde ausführlich zu schildern. Es war eben ein Flüchtlingsleben, wie hundert andere. Fünf Tage, nachdem er Minna verlassen, überschritt er glücklich die französische Gränze, und vor Ende Oktober saß er schon in Metz und hatte er sich als Lehrer deutscher Sprache in der Zeitung angekündigt. Sein Oheim, der Notar in der Pfalz, der ihn bis jetzt hatte studiren lassen und dem er von Metz aus geschrieben, hatte ihn in zwei Zeilen auch schon wissen lassen, daß er es nie mit den Revolutionären zu thun

gehabt und daß er auch jetzt und in Zukunft mit Revolutionären nichts zu thun haben wolle. Die kleine Baarschaft, die Paul Eckhardt am Tage des Aufstandes in der Tasche hatte, sowie der Erlös seiner Uhr, die er in Alzei verkaufte, waren dahin, nachdem er sich in Metz kaum eingerichtet hatte. Die Noth war eben im Begriffe, an seine Thüre zu klopfen, als er vier Fünfthalerscheine in seiner Seitentasche entdeckte. Woher kam diese Hülfe in der Noth? Paul Eckhardt bedeckte die Scheine mit seinen Küssen; er zweifelte nicht einen Augenblick, daß er die ganze Sparkasse Minna's in Händen hatte. Er nahm sich vor, die Summe unangetastet zu lassen, sie als ein heiliges Andenken, als eine Erinnerung an ihre Liebe und Güte aufzubewahren, um sie ihr in Zukunft, in schönen Stunden immer wieder und wieder zu zeigen. Aber in Metz schien man damals kein starkes Bedürfniß nach der Kenntniß der deutschen Sprache zu empfinden; die Schüler blieben aus, und auch Notare und Advokaten, denen er in einer zweiten Annonce seine Dienste anbot, waren mit Schreibern versehen. Die Frau, bei der er gemiethet hatte, drängte; er schuldete ihr bereits einen Monat Miethzins und das Frühstück, seit vielen Tagen die einzige Mahlzeit, die er einnahm. Was war zu thun? Der Gedanke, von Minna's Gelde zu leben, hatte trotz Allem etwas Liebliches; jeder Bissen Brod mußte ihn an sie erinnern. Die Thalerscheine wurden zum Wechsler getragen. Bevor sie ganz aufgezehrt waren, hatte sich doch eine, bald eine zweite Stunde gefunden; zufällig machte Paul Eckhardt auch die Bekanntschaft eines obskuren Schriftstellers, der den Ehrgeiz hatte, in eine fremde Sprache übersetzt zu werden, obwohl er in der eigenen noch nicht gedruckt war. Paul übersetzte sein langweiliges Werk und erhielt drei Franken per Bogen. Er war zufrieden. Er dachte nicht daran, sich in der Fremde eine bleibende Existenz zu gründen, überzeugt, wie er war, daß ihn schon in den nächsten Monaten oder Wochen eine große Umwälzung in die Heimat zurückführen werde. Wenn er nur, und sei es auch in der elendesten Weise, ohne zu ver-

hungern, über diese Wochen oder Monate hinwegkam. An Minna hatte er gleich bei seiner Ankunft in Metz geschrieben, nach diesem ersten Briefe wartete er, bis er ihr gute Nachrichten geben könnte. Er wartete so von Woche zu Woche, und die erhoffte Zeit kam nicht, wohl aber kam der Frühling, und mit ihm schienen sich ausnahmsweise die Flüchtlings-Hoffnungen, jene zähesten aller Täuschungen, verwirklichen zu wollen. Der Aufstand in Baden brach los. Paul ließ seine Schüler und seinen langweiligen Autor im Stiche und stand auf deutschem Boden mit unter den Ersten in Reih und Glied. Er war nach der Pfalz geeilt, weil er dort in seiner engern Heimat besser glaubte wirken zu können, und weil er dort Frankfurt näher war. Schon sah er sich im Geiste als Sieger in dieselbe Stadt einziehen, aus der er an Minna's Seite geflohen war, an derselben Stelle vorbei, wo er mit zerrissenem Herzen von ihr Abschied genommen. Nichts wollte er sich um den Jubel der Bevölkerung kümmern, nichts um die Blumen, welche Jungfrauen den Siegern auf den Weg streuen werden. Er wird sich durch die jubelnde Menge fortschleichen und hinaufeilen in die kleine Dachstube, in die Heimat seines Glückes.

Aber Bamberger führte die Pfälzer Aufständischen über den Rhein nach Baden.— und der Rest ist bekannt. Im Juli befand sich Paul Eckhardt mit einem Herzen voll zertrümmerter Hoffnungen wieder als Flüchtling in Straßburg, und bald mußte er auf Befehl der französischen Regierung sich von der deutschen Gränze weiter entfernen, und er wanderte nach Besançon. Und da er in Besançon hungerte, trieb es ihn immer weiter, bis die lange nordische Gestalt mit den langen blonden Haaren an einem sonnigen Wintertage die Bevölkerung von Avignon in Verwunderung setzte.

Es waren um diese Zeit an fünfzehn Monate vergangen, seit er von Minna Abschied genommen; seit vielen Monaten wußte sie nicht, wohin sie dem Irrenden ihre Worte des Trostes und der Liebe nachsenden sollte, und er hatte nach so vielen

gescheiterten Hoffnungen nicht den Muth, ihr zu schreiben. Die Jugend, die sich Alles möglich glaubt, die sich stark genug wähnt, um alle Hindernisse zu besiegen, schämt sich, sobald sie die Erfahrung vom Gegentheile macht, des Unglücks. Wie ein Prophet, mit der größten Zuversicht, hatte er ihr vom Siege der Freiheit gesprochen — und wie sah es jetzt in Deutschland aus! Mit eben so großer Zuversicht hatte er seine Kraft gerühmt, die ihm trotz aller Widerwärtigkeiten, sei es wo immer, eine Existenz schaffen werde — und jetzt irrte er, ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, schlimmer als ein Bettler, obdachlos, freundlos, hülflos in ferner Fremde umher, ohne Aussicht, selbst ohne die Hoffnung, die sonst den Flüchtling so spät verläßt, vor einem oder mehreren Jahrzehnten in die Heimat zurückzukehren. Und dann der Mangel, das Elend, welche die Zeit so unendlich dehnen, Wochen zu Jahren machen und Bilder der Vergangenheit in kurzer Zeit so sehr verwischen, wie es sonst nur lange, lange Jahre vermögen. Auch Eckhardt war es nicht, als ob zwischen dem traurigen Jetzt und jenen glückseligen acht Tagen nur fünfzehn Monate lägen — eine Ewigkeit, ein grauer unendlicher Raum lag dazwischen, daß selbst die Phantasie vor dem Rückwege durch diese Wüste erschrak. Er empfand jenen vom großen Dichter erwähnten Schmerz der Erinnerung an glückliche Tage im Unglück, und er strebte nach der Kraft, sich von jener Erinnerung abzuwenden, so oft sie vor seine Seele trat. Und von Natur aus zur Heiterkeit angelegt, trieb ihn sein ganzes Wesen, sich, soweit es von ihm abhing, vom Schmerzhaften abzukehren. Und was sollte er mit seinen Briefen an Minna? War es nicht ein Verbrechen, das Schicksal dieses holden Geschöpfes länger an seine unglückselige Existenz zu knüpfen? War es nicht eine Pflicht, sich von ihr vergessen zu lassen, für sie zu sterben, ein Todter zu sein, um ihr ihre Freiheit wieder zu geben? Darüber glaubte er im Klaren zu sein, nachdem er eines Abends in der kleinen Mansarde eines alten weitläufigen Gebäudes, seiner ärmlichen Wohnung, lange auf- und

abgegangen war, müde an der Wand lehnte und vor sich hin murmelte:

„Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinnrung. Bald zerstiebt
Mein Erdenloos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.“

In Avignon war Paul Eckhardt bald eine bekannte Persönlichkeit, denn noch immer war es wahr, was Minna gesagt hatte, daß man sein Gesicht und seine Erscheinung nicht so leicht vergißt, wenn man sie auch nur einen Augenblick gesehen. Und Paul Eckhardt war immer in den Straßen zu sehen; er zog fortwährend hin und her, in der Hoffnung, irgend wie Bekanntschaften zu machen und Beschäftigung zu finden. Auch zogen ihn die Eigenthümlichkeiten dieser alten, höchst interessanten Stadt an. Der alte Palast der Päpste, die Kirche, die ehemals ein Herkules-Tempel gewesen, die malerischen und phantastischen Stadtmauern, die alte zerbrochene Brücke, die Ruinen von Klöstern und Kirchen am andern Ufer der Rhone und vieles andere historisch oder artistisch Merkwürdige beschäftigte ihn und ließ ihn manchmal während einer Stunde seine unglückliche Lage vergessen. Er frischte sein lange vernachläßigtes Dilettantentalent als Zeichner wieder auf und blieb da und dort sitzen, um in sein Taschenbuch zu zeichnen.

Aber auch in Avignon unter dem Himmel, unter dem Laura lebte und Petrarca sang, scheint nicht immer die provenzalische Sonne; es gibt Tage, an denen die Oleanderbüsche rasch ihres rosigen Schmuckes beraubt werden, die Granatbäume im Froste zittern und die braune provenzalische Rose zitternd ihre Blätter zusammenrollt. Da weht der Mistral pfeifend durch die Straßen und trägt die Kälte des schneebedeckten Mont-Ventoux auf seinen Fittichen. Da schließen sich alle Fenster, und die sonst so belebten Straßen sind ausgestorben.

Ein solcher Tag trieb Paul aus seiner Stube, in die er sich zuerst vor dem Mistral geflüchtet hatte. Er wollte sich im Laufen

erwärmen und eilte durch die verlassenen Straßen; aber der Mistral drang leicht und mit argem Froste durch die Sommerkleidung, in der er Baden verlassen hatte. Starr vor Kälte flüchtete er sich in eines der Kaffeehäuser am Theaterplatze, in denen sich in solchen Tagen die Avignonesen versammeln. Bei der Menge der Gäste konnte er sich daselbst wärmen, ohne eine Tasse Kaffee zu verlangen, die er nicht hätte bezahlen können. An einem Tische im Hintergrunde des Kaffeehauses sitzend, befand er sich einem Manne gegenüber, dessen Gesicht ihm selbst in Avignon, der Stadt der ungewöhnlichen Physiognomien, auffallen mußte. Es war der Antiquar oder vielmehr Kuriositätenhändler Varlet, eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt, von dem man sagte, daß sein Gesicht die größte Kuriosität seines Ladens und daß er selbst sein bestes Aushängeschild sei. Mund, Nase, Augenbraunen und Stirne machten die sonderbarsten Windungen und sahen sich um so komischer an, als bei aller Verzerrung aus allen diesen Winkeln und Buchten die größte Gutmüthigkeit hervorlächelte. Man mußte lachen, sobald man ihn erblickte. Er verfehlte seinen Eindruck auch auf den niedergeschlagenen hungernden Flüchtling nicht. Paul zog Bleifeder und Papier aus der Tasche und begann, zu zeichnen, und je länger er zeichnete, desto mehr vertiefte er sich in den Reichthum dieser Absonderlichkeit. Er blickte erst von seiner Arbeit auf, als hinter ihm ein lautes Lachen und gleich darauf Händeklatschen und ein vielfaches Bravo erscholl. Das kam von der Menge der Zuschauer, die sich hinter ihm gesammelt, ihn bei der Arbeit belauscht hatten und jetzt, da das Gesicht leibhaftig auf das Papier gebannt war, losbrach. Das Original wurde dadurch aufmerksam gemacht und verlangte, das Porträt zu sehen. Paul war in Verlegenheit; er fürchtete, daß die Wahrheit der Zeichnung den guten Mann beleidigen werde. Aber weit entfernt, sich beim Anblick seiner reproduzirten Häßlichkeit zu erzürnen, stimmte der Antiquar selber mit ein in das Gelächter der Andern, rühmte das Porträt und versicherte als Kunstkenner, daß dieser

junge Mann ein ausgezeichnetes Talent besitze. Dann ließ er einen prüfenden Blick über Paul schweifen, bemerkte das leichte Sommerröckchen, das vom Mistral da draußen so arg abstach, und bat den jungen Mann, ihm sein Porträt für fünf Franken zu verkaufen. Und bevor sich Paul dessen versah, hatte Herr Varlet das Blatt eingesteckt und lagen die fünf Franken vor ihm auf dem Tische. Die Versicherung des Kunstkenners, daß der junge Mann ein ausgezeichnetes Talent besitze, hatte auf das versammelte Publikum einen um so größeren Eindruck gemacht, als sein eigenes Porträt ein überzeugender Beweis für seinen Ausspruch schien. Man bedachte nicht, daß ein Kopf wie der des Herrn Varlet Jedem gelingen mußte, der auch nur die dilettantenhaftesten Begriffe von der Porträtirkunst hatte. Unter den vielen Müssiggängern, welche der Mistral in das Kaffeehaus gejagt hatte und die nichts mit ihrem Nachmittage anzufangen wußten, fanden sich Manche, die Zeit und Gelegenheit benützen wollten, um sich auf billige Weise ihr Konterfei zu verschaffen. Man machte Paul vielfache Anträge, und er ging sogleich und muthig ans Werk. Vor Abend waren noch drei mehr oder weniger gelungene Köpfe aufs Papier geworfen, und Paul verließ als ein glücklicher Mensch mit zwanzig Franken in der Tasche das Kaffeehaus. Er hatte einen neuen Nahrungszweig gefunden, er hatte sich bei Campe, dem trefflichen Restaurant Avignons, gestärkt, und alle Hoffnung kehrte mit jugendlicher Kraft in sein Herz zurück. Die Bezahlung kleiner Schulden, obwohl sie ihn um den Rest seines Kapitals brachte, trug noch zur Erleichterung seines Gemüthes bei; heiter dachte er an die Möglichkeit, sich weiter auszubilden und auf diese Weise ehrenhaft durchzuschlagen, und dachte er wieder an die ferne verlassene Geliebte.

Am nächsten Tage wehte der Mistral noch fort, und er wanderte wieder in das Kaffeehaus. Auf dem Wege dahin blieb er vor einem Laden stehen und betrachtete mit Sehnsucht das Maler- und Zeichner-Material, Farben, Papiere und Stifte, die da im Auslage-Kasten schön und lockend geordnet waren. Wie nützlich

erwärmen und eilte durch die verlassenen Straßen; aber der Mistral drang leicht und mit argem Froste durch die Sommerkleidung, in der er Baden verlassen hatte. Starr vor Kälte flüchtete er sich in eines der Kaffeehäuser am Theaterplatze, in denen sich in solchen Tagen die Avignonesen versammeln. Bei der Menge der Gäste konnte er sich daselbst wärmen, ohne eine Tasse Kaffee zu verlangen, die er nicht hätte bezahlen können. An einem Tische im Hintergrunde des Kaffeehauses sitzend, befand er sich einem Manne gegenüber, dessen Gesicht ihm selbst in Avignon, der Stadt der ungewöhnlichen Physiognomien, auffallen mußte. Es war der Antiquar oder vielmehr Kuriositäten-Händler Varlet, eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt, von dem man sagte, daß sein Gesicht die größte Kuriosität seines Ladens und daß er selbst sein bestes Aushängeschild sei. Mund [illegible] Nase, Augenbraunen und Stirne machten die [illegible] Windungen und sahen sich um so komisch [illegible] seine Porträts, ob- Verzerrung aus allen nicht [illegible] Fortschritte machte, gelangen auch Gutmüthigkeit [illegible] kam bald eine Zeit, da er vergebens mit der Mappe unter dem Arm durch alle Kaffeehäuser ging. Jedermann wußte, was er suchte, aber die Zahl seiner Klienten war erschöpft. Nach wenigen Wochen erträglichen Lebens trat wieder eine Epoche ein, die ganz derjenigen glich, welche der Bekanntschaft mit Herrn Varlet vorhergegangen war. Wie traurig kehrte er oft in seine Mansarde zurück, wie traurig und manchmal wie schwach. Es vergingen oft Tage ohne Nahrung, sein Gesicht wurde immer bleicher, seine schlanke Gestalt bückte und beugte sich unter der Last der Noth. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß der Hunger weniger schmerze und langsamer wachse, wenn man ausgestreckt daliegt, und so verbrachte er auf seiner Mansarde ganze Stunden in dieser Lage, bis es ihn wieder hinaustrieb, um aufs Neue nach Nahrung zu suchen.

Er war in dieser Zeit nicht unbeobachtet.

Das große, weitläufige Haus, ehemals der Sitz eines päpstlichen Beamten und hohen kirchlichen Würdenträgers, gehörte

junge Mann ein ausgezeichnetes Talent besitze. Dann ließ er einen prüfenden Blick über Paul schweifen, bemerkte das leichte Sommerröckchen, das vom Mistral da draußen so arg abstach, und bat den jungen Mann, ihm sein Porträt für fünf Franken zu verkaufen. Und bevor sich Paul dessen versah, hatte Herr Varlet das Blatt eingesteckt und lagen die fünf Franken vor ihm auf dem Tische. Die Versicherung des Kunstkenners, daß der junge Mann ein ausgezeichnetes Talent besitze, hatte auf das versammelte Publikum einen um so größeren Eindruck gemacht, als sein eigenes Porträt ein überzeugender Beweis für seinen Ausspruch schien. Man bedachte nicht, daß ein Kopf wie der des Herrn Varlet Jedem gelingen mußte, der auch nur die dilettantenhaftesten Begriffe von der Porträtirkunst hatte. Unter den vielen Müssiggängern, welche der Mistral in das Kaffeehaus dem langet... und die nichts mit ihrem Nachmittage anzufangen über sich unter dem ... Manche, die Zeit und Gelegenheit benützen genommen. Nun erfuhr sie noch, da...r Konterfei zu verschaffen. ein Verbannter. Sie konnte nicht anders denken, ... sogleich und schöne Jüngling als Verbannter ein edles Opfer und als Künstler ein Raphael sei. Und nun sah sie ihn zu alldem noch so traurig, hinwelkend, wie er von Tag zu Tag mehr erbleichte, wie er ganze Tage auf seiner Stube in tiefer Einsamkeit verharrte, wie er sich endlich elend und gebrochen die Treppe hinaufschleppte. Es fiel ihr, dem Kinde des Reichen, das von Entbehrung keine Ahnung hatte, nicht ein, daß hinter dieser Trauer nagender Hunger, erdrückendes, äußeres Elend verborgen war. Ihre Sehnsucht, ihn kennen zu lernen, vielleicht ihn zu trösten, wurde immer größer, und ein Vorwand, ihn herbeizuziehen, fand sich ja leicht, da sie nur ihr Porträt bei ihm bestellen durfte. Herr Marsilly war nicht gewöhnt, seinem einzigen Kinde eine Bitte abzuschlagen, und so wurde Paul eines Tages eingeladen, zum Besitzer des Hauses niederzusteigen.

Herr Marsilly nahm Paul sehr freundlich auf und stellte ihn seiner Tochter vor, deren Porträt er machen sollte. Paul

könnte mir Das werden, wenn ich es nur bezahlen könnte, dachte er, vertröstete sich auf den Abend, da er vielleicht wieder etwas gewonnen haben werde, und wollte eben weiter gehen, als er bemerkte, daß ihn vom Innern des Ladens aus Herr Varlet, sein erster Kunde beobachtet hatte und daß er ihm jetzt einzutreten winkte. Paul folgte der Einladung und verließ nach einer Viertelstunde den Laden, wohlausgerüstet mit Stiften, Kohlen, Zeichenpapieren, und Das alles trug er in einer einfachen zweckmäßigen Mappe, die ihm als Unterlage dienen konnte. So trat er stolz in das Kaffeehaus und sah sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht. Er arbeitete diesen und den nächsten Tag und gewann genug, um bei einiger Sparsamkeit wenigstens den nächsten zwei Wochen sorgenlos entgegensehen zu können. Die Arbeit an einem öffentlichen Orte machte ihn rasch bekannt, und er hieß in Avignon bald nur der deutsche Maler.

Aber der Mistral wehte nicht immer, und seine Porträts, obwohl er im Laufe der Arbeit Fortschritte machte, gelangen auch nicht immer. Es kam bald eine Zeit, da er vergebens mit der Mappe unter dem Arm durch alle Kaffeehäuser ging. Jedermann wußte, was er suchte, aber die Zahl seiner Klienten war erschöpft. Nach wenigen Wochen erträglichen Lebens trat wieder eine Epoche ein, die ganz derjenigen glich, welche der Bekanntschaft mit Herrn Varlet vorhergegangen war. Wie traurig kehrte er oft in seine Mansarde zurück, wie traurig und manchmal wie schwach. Es vergingen oft Tage ohne Nahrung, sein Gesicht wurde immer bleicher, seine schlanke Gestalt bückte und beugte sich unter der Last der Noth. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß der Hunger weniger schmerze und langsamer wachse, wenn man ausgestreckt daliegt, und so verbrachte er auf seiner Mansarde ganze Stunden in dieser Lage, bis es ihn wieder hinaustrieb, um aufs Neue nach Nahrung zu suchen.

Er war in dieser Zeit nicht unbeobachtet.

Das große, weitläufige Haus, ehemals der Sitz eines päpstlichen Beamten und hohen kirchlichen Würdenträgers, gehörte

einem Herrn Marsilly, dessen Vater, obwohl einem alten patrizischen Geschlechte aus der päpstlichen Zeit und der legitimistischen Partei angehörend, es als Nationalgut von der Revolution gekauft hatte. Man erzählte, daß er das ganze große Haus der Nation mit dem Werthe der bronzenen Thüre an demselben bezahlte. Der jetzige Besitzer bewohnte nur einen kleinen Theil des ersten Stockwerkes, der aber doch aus einer großen Reihe von Sälen und Zimmern bestand, und vermiethete den Rest, der noch eine kleine Bevölkerung beherbergen konnte. Um in seine Mansarde zu gelangen, mußte Paul Eckhardt an der Thüre des Hausbesitzers vorbei, und so oft er in den letzten Wochen an dieser Thüre vorüberkam, ebenso oft stand Mademoiselle Leonie Marsilly hinter dem kleinen engen Gitterfensterchen dieser Thüre, um ihn vorüberkommen zu sehen. Der schöne junge Mann mit dem langen blonden Haare und dem blassen Gesichte, den sie über sich unter dem Dache wußte, hatte ihre Phantasie gefangen genommen. Nun erfuhr sie noch, daß er ein Künstler war und ein Verbannter. Sie konnte nicht anders denken, als daß dieser schöne Jüngling als Verbannter ein edles Opfer und als Künstler ein Raphael sei. Und nun sah sie ihn zu alldem noch so traurig, hinwelkend, wie er von Tag zu Tag mehr erbleichte, wie er ganze Tage auf seiner Stube in tiefer Einsamkeit verharrte, wie er sich endlich elend und gebrochen die Treppe hinaufschleppte. Es fiel ihr, dem Kinde des Reichen, das von Entbehrung keine Ahnung hatte, nicht ein, daß hinter dieser Trauer nagender Hunger, erdrückendes, äußeres Elend verborgen war. Ihre Sehnsucht, ihn kennen zu lernen, vielleicht ihn zu trösten, wurde immer größer, und ein Vorwand, ihn herbeizuziehen, fand sich ja leicht, da sie nur ihr Porträt bei ihm bestellen durfte. Herr Marsilly war nicht gewöhnt, seinem einzigen Kinde eine Bitte abzuschlagen, und so wurde Paul eines Tages eingeladen, zum Besitzer des Hauses niederzusteigen.

Herr Marsilly nahm Paul sehr freundlich auf und stellte ihn seiner Tochter vor, deren Porträt er machen sollte. Paul

empfand die Schüchternheit, welche die Folge der Leiden ist, unter deren Last er schmachtete, und er erschien dem Mädchen, das sich so viel Schönes und Großes in ihn hineingedacht hatte, desto rührender. Sie wagte es kaum, zu ihm aufzublicken, und sah der ersten Sitzung mit Zittern entgegen.

Leonie war ein kleines, schmächtiges, blasses Geschöpf, dessen ganze Erscheinung so zu sagen in den Augen aufging. Diese blickten groß und leidenschaftlich aus tiefen Höhlen und machten den Eindruck, als ob sie nur durch ihre Phantasie, durch ihr Gemüth noch lebten. Sie war im Ganzen wie eine Flamme, die zu erlöschen droht, wenn sie nicht einen Gegenstand findet, sich daran zu klammern, und die diesen Gegenstand sucht. Bei ihrer südlichen Leidenschaftlichkeit und raschen Entschlossenheit des Herzens war Paul dieser Gegenstand, lange bevor er ihr vorgestellt worden, und wäre er zur Zeit nicht so sehr niedergedrückt und ganz und gar von seinem Elend beherrscht gewesen, er hätte es schon während der ersten Sitzung fühlen müssen. Nicht gewohnt, sich irgend etwas zu versagen oder sich versagt zu sehen, fiel es ihr auch nicht ein, daß ihr dieser Mann, den sie liebte, vom Schicksale verweigert werden könne. Nur die Weiblichkeit ihrer Seele und die Schüchternheit, die sie dem Manne gegenüber, den sie so hoch über sich stellte, empfand, hinderten sie, ihm entgegenzukommen, um Besitz von ihm zu ergreifen. Sie hatte keine höhere Bildung, als jene durchschnittliche, welche die Klöster des Sacré-Coeur den reichen Erbinnen des südlichen Frankreichs zuträglich halten; desto mehr imponirte ihr in der Unterhaltung Pauls jedes seiner Worte, für desto gebildeter und gelehrter hielt sie ihn, und desto größer wurde die Ehrfurcht vor dem Manne, den sie am Liebsten nur geliebt hätte. Sie fühlte sich unglücklich, die Entfernung zwischen ihm und ihr immer weiter werden zu sehen, und mit dem Gefühle dieses Unglücks wuchs ihre Leidenschaft, wuchs der Wunsch nach dem Besitze, dessen sie sich für unwürdig hielt. Während der Sitzungen hatte sie nur manche frohe Momente, wenn Paul, sein Elend vergessend und von ihrer Güte angezogen, vertraulich

und wie ein alter Freund mit ihr sprach; wenn er sie über Das und Jenes belehrte und sie dabei mit dem Wohlwollen eines freundlichen Lehrers behandelte. Sie war schon mit diesen Erfolgen zufrieden, da sie beinahe die Hoffnung aufgegeben hatte, größere zu erreichen, und sie that ihr Möglichstes, die Zahl der Sitzungen zu vermehren, nicht wissend, daß sie damit die Noth ihres Geliebten verlängerte, da es Herrn Marsilly nicht einfiel, das Porträt vor der Beendigung zu bezahlen. Paul sah sich gezwungen, seine Arbeit plötzlich für vollendet zu erklären. In seiner Verzweiflung that er Das mit einer Entschiedenheit, welche sich Leonie so auslegte, als ob er der Sitzungen und ihrer Gesellschaft müde wäre. Im Innersten gekränkt, bat sie ihren Vater, dem Zeichner eine so große Summe hinzuwerfen, als man für ein solches Porträt nur schicklicher Weise bezahlen konnte, und am Abend desselben Tages erhielt Paul durch einen Bedienten mit einem freundlichen Gruße des Herrn Marsilly eine Rolle von zwanzig Louisdor. Paul dachte nicht lange über die Ursache dieser glänzenden Bezahlung nach; er freute sich nur, er fühlte sich gerettet, und dankbar gedachte er des guten Mädchens, dem er diese Rettung schuldete, und der Güte, die sie ihm während dieser ganzen Zeit gezeigt hatte. Ihrem Wohl galt das erste Glas Wein, das er diesen Abend leerte, und das zweite galt der fernen Minna, der sich immer die Gedanken zuwandten, wenn es in seinem düstern Leben auch nur für Momente Licht wurde.

Wieder hoffte er, wieder bekam sein Geist neue Schwungkraft, und wieder, da seine innerste Natur immer noch stärker war, als die Trauer der letzten Stunden und als alle Erinnerungen des Elendes, sah er in eine rosige, glückliche Zukunft.

Nicht um ihn zu tadeln, sondern nur um sein Wesen zu zeichnen, setzen wir einen Zug hieher, den vielleicht Mancher leichtsinnig finden wird. Noch denselben Abend, als er sich kaum nach vielen Wochen zum ersten Male gesättigt hatte, auf der Heimkehr vom Restaurant, traf er in einem Kaffeehause einen Gipsfigurenhändler und kaufte ihm den Sklaven von Michel

Angelo und die Venus von Milos ab. Am nächsten Morgen, als er den verschiedenen und empfindlichen Mängeln seiner Garderobe abhalf, geschah es ihm, daß er unter Anderem auch einen recht hübschen Schlafrock kaufte. Herr Marsilly hatte versprochen, ihn überall in der reichen Gesellschaft der Stadt zu empfehlen, und er sah sorgenlos in die Zukunft.

Aber diese Empfehlungen, wenn sie Herr Marsilly überhaupt nicht vergessen hat, wirkten sehr langsam. Wieder in der ersten Zeit seiner Sorglosigkeit hatte er daran gedacht, an Minna zu schreiben, und bevor er zum Entschlusse kam, bevor er mit sich Eins geworden, ob sie seiner noch denke oder nicht, war wieder die sorglose Zeit dahin und stak er wieder in den Tiefen des Elendes, aus denen er nicht zu ihr emporrufen wollte. Es war überhaupt seine Art, sich im Unglück, vielleicht nur in solchem niederdrückenden Unglück, vor den Menschen wie vor den Erinnerungen in die Einsamkeit und in sich zurückzuziehen. So folgte er jetzt auch nur äußerst selten den Einladungen des Herrn Marsilly. Obwohl unter demselben Dache mit ihm, fühlte sich Leonie doch wieder aufs Schmerzlichste von ihm getrennt. Wieder sah sie ihn elend und blaß die Treppe hinaufschleichen, und manchmal kam ihr der Gedanke, daß er sie vielleicht liebe, und daß es nur der Stolz der Armuth war, der ihn von ihr, der reichen Erbin, zurückhielt. Ihm aber lagen Liebe und Liebesglück und alle Gefühle und Gedanken, die zu dieser Welt gehören, im wesenlosen Scheine; ihn hielt der grausame Moment mit nagenden Zangen fest.

„Für den Schmerz gibt's ein Gewöhnen,
Aber für die Sorge nicht."

Er hörte und wußte nichts von Allem, was um ihn herum vorging: er erfuhr auch nicht, daß man im Hause von einem dauernden Unwohlsein der Mademoiselle Marsilly sprach, daß ihr Vater mit ihr nach dem Süden reisen gewollt, daß sie sich aber gesträubt, das Haus zu verlassen. Paul merkte auch nicht,

daß an einem gewissen Tage, als er des Abends heimkehrte, die Treppe bis zum ersten Stockwerke mit Blumen und Bäumen geschmückt war. Herr Marsilly, um seine Tochter aufzuheitern, wollte ihren achtzehnten Geburtstag auf das Glänzendste feiern und hatte Schätze von Geschenken ins Haus und einen Wald von Blumen und Sträuchen auf Treppe, Flur und Zimmer bringen lassen. Paul schlich theilnahmlos durch diese Blumen hinauf auf seine Stube, um sich sogleich auf sein ärmliches Bett fallen zu lassen. Hätte er nur schlafen können! Aber der Hunger, der sich bereits als heftiger Schmerz äußerte, erlaubte ihm nicht, das Auge zu schließen. Zu wiederholten Malen erhob er sich und untersuchte die Schublade des Tisches, in welcher er sonst seine kärglichen Lebensmittel aufzubewahren pflegte. Vielleicht hatte sich eine Krume Brodes irgendwo zwischen den Papieren versteckt. Schon einmal, vor vielen Wochen, hatte er eine so köstliche Entdeckung gemacht. Aber dießmal fand er nichts, obwohl er immer wieder aufstand und immer wieder untersuchte. Sein Puls schlug fieberisch, und es schwamm ihm vor den Augen. So arg war die Noth noch nie an ihn herangetreten; im Laufe der letzten vier Tage hatte er nur wenige Bissen Brod zu sich genommen. Schon lag er durch Momente bewußtlos da und sah in andern Momenten in Fieberträumen Haufen von Speisen vor sich liegen, welche seine Gierde nur noch höher steigerten.

Da klopfte es an seine Thüre, und Paul erkannte nach einiger Anstrengung Herrn Marsilly, der vor ihm stand. Er erhob sich, nahm seine letzte Kraft zusammen und setzte sich ihm so gegenüber, daß sein Gesicht im Schatten und dem Besucher seine Blässe und seine fieberischen Augen verborgen blieben. Auf seine Frage, was ihm die Ehre dieses Besuches verschaffe, antwortete Herr Marsilly, „es sei das höchste Vertrauen, das ihn zu ihm führe, und er wolle ihm sogleich einen Beweis dieses Vertrauens liefern. Obwohl wir Beide,“ fuhr der alte Mann fort, „so sehr verschiedenen Parteien angehören, so achte ich in Ihnen doch den Mann, der für seine Ueberzeugung sein Leben eingesetzt und seine

Heimat verloren. Ich habe Sie auch beobachtet und weiß, auf welche ehrenhafte Weise Sie mit dem Leben kämpfen und Ihre Hülflosigkeit zu verbergen streben. Welche Antwort Sie mir immer geben, ich fürchte nicht, meine und meiner Tochter Ehre vor Ihnen bloßzustellen. Wären Sie minder bescheiden oder einer von den jungen Männern, die darauf ausgehen, sich durch reiche Heirathen glänzende oder müssiggängerische Existenzen zu erhaschen, Sie hätten längst bemerkt, daß Sie meiner Tochter eine große Liebe eingeflößt haben. Sie haben es vielleicht bemerkt und sich eben deßhalb aus ehrenwerthen Gründen, trotz unserer wiederholten Einladungen, von uns zurückgezogen. Wie Dem immer sei — ich weiß, daß mein armes, krankes Kind einer großen Leidenschaft erliegen muß; sie ist mein einziges Glück, mein Alles; ich muß mir sie retten, und wäre es mit einer weit schmerzlicheren Selbstverleugnung, als die ist, die ich jetzt und Ihnen gegenüber empfinde. Ich habe heute, an Leonie's Geburtstag, die letzten Versuche gemacht, sie auf alle mögliche Weise zu erheitern; sie sind mißlungen. Ich komme, um Ihnen die Hand meiner Tochter anzubieten."

Paul war nicht in der Verfassung, über Liebe oder Nichtliebe, über das Opfer, welches der alte Mann soeben brachte, über seine Zukunft oder Vergangenheit nachzudenken. Während der alte Mann redete, sah er nichts als die wohlgedeckte Tafel, die er kannte und die ihn unten in den reichen Gemächern erwartete. Einen Augenblick lang fuhr ihm die Erinnerung an Minna durch den Kopf, aber für sie war er ja todt. Wenn er nicht jetzt zum Verlobungsschmause hinuntersteigt, ist er ja doch morgen eine Leiche. Er antwortete mit einer Stimme, die im Fieber zitterte:

„Herr Marsilly, geben Sie mir Ihre Tochter — mit Dank nehme ich dieses edle Geschenk aus Ihrer Hand, aber unter einer Bedingung — daß Sie es jetzt thun, jetzt, gleich jetzt."

Herr Marsilly erhob sich, ergriff Pauls Hand und sagte: „Kommen Sie, ich will Sie ihr zum Geburtstage schenken."

Paul stützte sich an seinen Arm und schwankte an der Seite seines künftigen Schwiegervaters die Treppe hinab.

5.

Paul und Leonie waren verlobt. Das Glück, die Wonne, die aus dem ganzen Wesen der Braut strahlten, aus jedem ihrer Worte wiederhallten, gestatteten Paul kein Nachdenken. Dieses Glück zu zerstören, wäre eine furchtbare Grausamkeit, vielleicht, wie Leonie einmal beschaffen war, ein Todesstreich gewesen. Außerdem verbreitete sich gleich am nächsten Morgen in der ganzen Stadt die große und überraschende Neuigkeit, daß die reiche Erbin den armen schönen Künstler heirathe, den alle Welt kannte. Leonie erfuhr, daß sich im Lande ihres Verlobten die Braut an der Seite des Bräutigams allein und öffentlich zeigen dürfe, und sie ließ die heimische Sitte, die Dergleichen streng verbietet, bei Seite, um ihrem Stolze und ihrer Freude zu genügen, um sich auf der Promenade an seinem Arme und im Wagen an seiner Seite sehen zu lassen. In ihrer südlichen Heimat wäre sie, wenn aus welchen Gründen immer diese Verbindung gestört wurde, für immer bloßgestellt, nach solchen Vorgängen beinahe ihrer Ehre beraubt gewesen. Paul konnte nicht mehr zurück, auch wenn er es gewollt hätte. Und der Vater drängte, da er, wie er sagte, sich rasch altern und im Niedergange fühlte und sein Kind vor seinem Tode in gutem Schutze wissen wollte. Paul mußte sich verpflichten, den Familiennamen seiner künftigen Frau anzunehmen, da es Herrn Marsilly schmerzte, daß dieser aus Avignon, in dessen Geschichte er eine gewisse Rolle gespielt hatte, gänzlich verschwinden solle. Paul ging gerne auf diese Bedingungen ein; mit dieser Veränderung starb jener Paul Eckhardt, der sich in Frankfurt noch immer gebunden und verpflichtet fühlte. Minna, die schon so lange nichts von ihm gehört hatte, wird nun nie wieder von einem Paul Eckhardt hören — sie hatte ihn wohl auch längst vergessen, oder, wenn

sie auch Nachforschungen angestellt, so haben diese zu keinem Ziele geführt. Und nun war er ihr ganz verschwunden, und jene Woche in der Dachstube war eine Episode, an die sie jetzt zurückdenkt, wie an einen halbverwischten Traum — und der Himmel weiß, wohin jetzt ihre Gedanken und Gefühle gerichtet sind? Wie es immer stand, es blieb ihm jetzt nichts übrig, als die Gewissensbisse, wenn sich solche noch fühlbar machen sollten, durch treueste Erfüllung der Pflichten, die er Leonie gegenüber übernommen, zu übertäuben.

Mit der Hochzeit kommen wir au eine mehrere Jahre lange Episode im Leben Paul Eckhardts oder vielmehr Paul Marsilly's, über die wir rasch hinwegeilen müssen. Nach der Trauung wurde eine schöne Hochzeitsreise durch das südliche Frankreich unternommen, von der man über Paris zurückkehrte. Nach der Rückkehr weihte Herr Marsilly seinen Eidam in die Verwaltung seiner Güter, der Häuser, Krapp-, Oliven-Pflanzungen ein, um sie ihm bald gänzlich zu übergeben. Der alte Mann eilte, wie er es vorhergesagt, seinem Ende zu. Doch erlebte er noch die Freude, ein Enkelchen, ein Mädchen, geboren zu sehen, das in der Taufe den Namen Hortense erhielt, und er lebte zu seinem Glücke nicht lange genug, um noch zu sehen, wie die Geburt seiner Enkelin seine Tochter um den letzten Rest der Gesundheit brachte und wie diese gleich ihrer Mutter wenig Hoffnung gab, ihr Kind selbst zu erziehen.

Bald nach dem Tode des Herrn Marsilly begann für Paul ein wahres Nomadenleben. Er vertheilte seine Güter in mehrere Pachtungen, übergab die Verwaltung seiner Häuser einem Geschäftsmann und suchte mit seiner kränkelnden Frau, vor dem Mistral fliehend, jedes Jahr irgend einen schönen Punkt weiter im Süden auf, wo Leonie leichter athmen und sich wohler fühlen konnte. Cannes, Nizza, Palermo wurden nach einander bewohnt. Nur in der Jahreszeit, in welcher Avignon vom Mistral nicht heimgesucht wird, kehrte er mit Leonie in ihre geliebte Vaterstadt oder in die Nähe zurück; in ein stilles Landhaus an den

grünen Ufern der Sorgue, auf dem klassischen, durch Petrarca's Lieder verklärten Boden. In Avignon sprach man viel von der liebenden Pflege, welche den deutschen Ehemann auszeichnete, von der Treue und Ausdauer, die er der kranken Frau bewies, und von der Zärtlichkeit, mit der er seinem Kinde die Mutter ersetzte. Leonie's Liebe zu Paul hatte nicht abgenommen; ihre Leidenschaftlichkeit hatte sich während ihrer Krankheit in eine tiefe Innigkeit verwandelt, und wohl wissend, daß sie ihr Glück nicht lange zu genießen habe, war sie ihrem Gatten doppelt dankbar, daß er ihr keine Stunde entzog und sich mit solcher Treue ihrer Pflege widmete. Ob er sie liebte? Er wußte es eigentlich selber nicht, sie aber mußte es glauben, und in diesem Glauben verflossen ihre armen kranken Jahre so glücklich, als sie bei dem Gedanken an die Trennung von dem geliebten Manne verfließen konnten.

Im siebenten Sommer ihrer Ehe brachte sie Paul aus dem Süden zum letzten Male an die Ufer der Sorgue zurück; dort starb sie mit Dank für so viel Glück auf ihren Lippen. Pauls Trauer war eine aufrichtige; reichliche Thränen bedeckten sein männliches Gesicht, als er ihrem Sarge folgte. Er hatte ein liebevolles Weib verloren, in dessen Herzen er Schätze der Güte und, trotz ihrer verwöhnten Jugend, eine unerschöpfliche Kraft der Hingebung gefunden. Obwohl sie den größern Theil der Zeit seit ihrer Verheirathung auf dem Krankenlager verbracht, so empfand er doch, selbst an ihrem Krankenbette sitzend, oft die Heimlichkeit des häuslichen Herdes, wenn er sich auch manchmal fragte, wie anders die Atmosphäre um den häuslichen Herd geworden wäre, wenn, anstatt Leonie, Minna im Hause walten würde. Auf ihren Leichenstein ließ er nur die Worte: „à ma bonne Leonie“ setzen, die ihm mehr ausdrückten, als ein Spaziergänger auf dem Kirchhofe je herausgelesen hätte.

Er war nun allein mit seinem Kinde, der einzigen menschlichen Seele, an die er seine Liebe und Treue, seine Wünsche und Hoffnungen knüpfen konnte. Hortense, bis zu einem höchst

auffallenden Grade sein Ebenbild, indem sie ihm bis auf die kleinsten Einzelheiten glich, bis auf eine eigenthümlich geschwungene Windung in den Augenbrauen, war doch, was ihre Gesundheit betraf, nur zu sehr das Kind der Verstorbenen: ein unendlich zartes Blümchen, das ein rauher Anhauch tödten konnte. Mit Schmerz hatte Das Paul schon frühzeitig bemerkt, aber seine Sorgfalt mußte zwischen Mutter und Kind getheilt bleiben; jetzt wandte sie sich ganz dem zarten Kinde zu, um das er mit der Natur ringen wollte auf jede erdenkliche Weise. Die Aerzte riethen ihm, mit Hortense eine geschützte milde Gegend aufzusuchen, von welcher doch die frische Bergluft nicht ganz ausgeschlossen sei — und er begann aufs Neue seine Wanderungen, und im Winter des Jahres 1857 saß er mit seinem Kinde und einer Wärterin in einem kleinen Schweizerhäuschen am Ufer des Genfer See's, am Fuße der Höhen von Montreux.

Beinahe neun, an traurigen Ereignissen reiche Jahre waren hingegangen, seit der lustige Student, von den Barrikaden kommend, in die Dachstube des Frankfurter Mädchens geflüchtet war. Ein ernster Mann mit vollem Barte ging jetzt an milden Nachmittagen am Ufer des See's dahin, ein kleines, blasses Mädchen an der Hand führend, oft erstaunt und erschrocken über die frühe Entwicklung dieses Kindes. Mit Angst denkt er an den Glauben, daß so kluge Kinder nicht zu langem Leben bestimmt seien, und er weicht manchen Fragen aus, um jene erschreckend rasche Geistesentwicklung nicht noch zu fördern. Trotzdem sind es glückliche Stunden, die er so an der Seite seines Kindes verlebt. Freilich kommen ihm jetzt in der Einsamkeit wieder mancherlei Erinnerungen zurück und mit diesen die Sehnsucht des Verbannten nach dem Vaterlande. Mit dieser Sehnsucht Hand in Hand geht der Wunsch, sein Kind deutsch zu erziehen, es auch deutsch sprechen zu hören, denn auch ihm war der Kummer nicht erspart, den so mancher deutsche Verbannte erfahren, daß sein in der Fremde geborenes Kind die Sprache der Fremden spricht und sich gegen die Herzenssprache des Vaters sträubt. Zu all Dem kam

bei Paul die Erkenntniß, daß er seinem Kinde trotz aller Liebe und dem besten Willen weibliche Pflege und Erziehung nicht ersetzen könne; diese Einsicht verbindet sich mit der Sehnsucht nach Deutschland zu dem Plane, eine gebildete und gute Deutsche herbeizurufen, mit der gemeinschaftlich er der Pflege und Erziehung seines Kindes warten könne — und wieder über all diese Pläne, Wünsche und Gedanken schweift manchmal wie ein duftiger Traum, wie ein Wunsch, der nicht zu verweilen und Körper anzunehmen wagt: „wenn es Minna wäre, der ich mein Kind anvertrauen könnte!“

In Folge all dieser Pläne, Wünsche und Träume saß Paul eines Tages an seinem Pulte und schrieb, zum ersten Male seit langer Zeit, einen deutschen Brief. Er wandte sich an einen Studiengenossen aus Heidelberg, der in dieser Stadt heimisch war und einer bekannten Familie angehörte, an den Advokaten Friese, den sein Schreiben erreichen mußte, selbst wenn er seinen Wohnsitz in einer andern Stadt Badens aufgeschlagen hätte. Friese war in Heidelberg sein Fuchs gewesen. Paul leistete ihm manchen Studentendienst, und er hing dafür mit großer Liebe an seinem Senior. Paul war überzeugt, daß, wenn ihn sein Brief erreichte, er ihm sofort mit alter Neigung entgegenkommen werde.

Nachdem er ihm in bündigen Worten seine bisherige Geschichte erzählt, bat er ihn, sich selbst, oder durch die Frauen seiner Familie nach einer deutschen Erzieherin für sein Kind umzusehen, nach einer vorzugsweise guten und sorgsamen Person, der er seine Hortense mit Ruhe anvertrauen könnte. Ein gewisser Grad von Bildung sei allerdings wünschenswerth, selbst ein ziemlich hoher Grad, da er am Liebsten diese Erzieherin durch viele Jahre an der Seite seines Kindes sehen möchte. In einem P. S. fragte Paul an, ob sein Freund Friese oder vielleicht irgend Jemand in seiner Familie Minna Bürger aus Frankfurt, Tochter des Dr. phil. Bürger, kenne, und ob man ihm über deren Schicksal einige Auskunft zu geben im Stande sei? An diese Frage knüpfte er die Bitte, Friese möge, wenn er sich nach dem

besagten Fräulein erkundige, es ja nicht in seinem, Pauls, Namen thun.

Nicht acht Tage waren vergangen, und Paul hielt die Antwort Friese's in Händen. Dieser jubelte, den verlorenen Freund, wenn auch unter anderem Namen, wieder gefunden zu haben. Er, wie so viele Andere, die mit Liebe an ihm hingen, hatten ihn, den Verschollenen, längst für todt oder wenigstens, in unerreichbarer Ferne, für verloren gehalten. Noch bevor er auf die Aufträge Pauls einging, kündigte Friese für nächsten Sommer eine Reise an den Genfer See oder auch nach Avignon an, um den Freund zu besuchen. Dann erst folgte die Versicherung, daß man seine Aufträge auf das Gewissenhafteste und mit Liebe ausführen werde. Er fügte hinzu: „Dein P. S., in welchem du dich nach Fräulein Minna Bürger erkundigst, scheint mir übrigens darauf zu deuten, daß du über die Wahl der Erzieherin schon etwelche Gedanken, daß du dich bereits auch an Andere gewandt hast, die dir dieses vortreffliche Geschöpf empfohlen haben. Wenn du wirklich auf Minna Bürger reflektirst, so schreibe umgehend. Wir kennen sie ganz wohl; sie ist seit zwei Jahren in einem Mädchen-Institute zu Mannheim als Lehrerin angestellt, und meine Frau, deren Nichte in diesem Institute erzogen wird, ist mit ihr in nähere Berührung gekommen. Fräulein Minna Bürger wird in dem Institute und von allen Eltern der Zöglinge hoch geschätzt und ihres Wissens wegen, so wie wegen ihrer Liebenswürdigkeit geliebt. Ich weiß es durch meine Frau, daß sie bereit ist, um für ihre Zukunft besser zu sorgen — sie ist nämlich eine Waise und ohne Vermögen — das Institut zu verlassen und, wenn sie eine gute Stelle in einem Privathause findet, eine solche anzunehmen. Wir können dir unmöglich eine bessere Erzieherin empfehlen; wir haben an ihr einen ebenso liebenswürdigen und gebildeten als festen und starken Charakter kennen gelernt. Doch muß ich hinzufügen, daß über ihrer Vergangenheit irgend ein Geheimniß schwebt, das ihr in den Augen mancher Leute geschadet hat, da man mit christlicher Liebe hinter Geheimnissen

immer nur Uebles sucht, das wir aber, bei dem unbedingten Vertrauen in den Charakter dieses Mädchens, niemals zu ergründen suchten. Dieses Geheimniß liegt in den Jahren 1849 und 1850 verborgen. In dieser Zeit nämlich blieb sie mit ihrem Vater, nachdem Beide plötzlich Frankfurt verlassen, man weiß nicht wo, verborgen; erst nach dieser Zeit, nach dem Tode ihres Vaters, tauchte sie wieder am Rheine auf, zuerst als untergeordnete Hülfslehrerin in einem Institute zu Godesberg, woher sie dann, nachdem sie daselbst in ihrem Fache eine Art von Berühmtheit geworden, in das größere Institut nach Mannheim gekommen. Was uns betrifft, so sind wir eher geneigt, hinter ihrem Geheimnisse ein Unglück als ein Vergehen zu suchen, und daß wir uns schwerlich irren, dafür bürgt uns der Charakter dieses Mädchens, wie ihr ernstes, sanft-melancholisches Wesen, ihre Ruhe und Abgeschlossenheit, die nicht im Entferntesten auf Gewissensbisse oder innere Flecken deuten. Bist du geneigt, unsern Eindrücken zu vertrauen, dann können wir dir unmöglich eine bessere Erzieherin für dein Kind empfehlen. Durch diese Empfehlung hoffe ich, dir alle Dienste, die du einst dem Studenten geleistet, auf das Reichlichste zu vergelten."

Dieser Brief versetzte Paul in die ungeheuerste Aufregung. Mit einem Male war ihm Minna, von der er sich auf ewig getrennt glaubte, so nahe getreten und empfand er in der Erinnerung das ganze Glück, die ganze Anmuth jener Tage in der Dachstube mit einer jugendlichen Lebhaftigkeit, deren er sich nicht mehr für fähig gehalten hätte. Sein Kind trat eben ein, und er schloß es in seine Arme, und alle Besorgnisse um dessen Leben fielen wie ein Alp von ihm; er sah es schon unter dem Schutze, unter der Pflege Minna's, und Das schien ihm eine unfehlbare Rettung. Zugleich aber sprach neben dem Glücke in seinem Herzen noch eine andere Stimme: Jenes Geheimniß, jenes Unglück, das auf Minna lastete, das sie den Leuten verdächtig machte — war er vielleicht nicht dessen Ursache? Er wußte selbst nicht, ob die Unruhe, die sich seiner mit so großer Gewalt bemächtigte, der

Hoffnung galt, sein Kind so gut geborgen zu sehen, oder dem Wunsche, Minna's Verzeihung zu erlangen und ein Verbrechen zu sühnen. Er setzte sich sogleich hin und begann die Geschichte seines Lebens zu schreiben, von dem Momente an, da er Minna verlassen. Seine Geschichte sollte seine Rechtfertigung sein. Er wollte sie ihr durch Friese zukommen lassen und dann erst, wenn sie ihn beurtheilen konnte, bei ihr anfragen, ob sie kommen wollte oder nicht. Er saß noch spät in der Nacht am Pulte und schrieb.

Aber warum sollte Paul den ersehnten Moment des Wiedersehens und der Versöhnung selbst verzögern. Seine Geschichte, wie sie jetzt vor ihm lag, schien ihm kalt und eine höchst unzulängliche Rechtfertigung. Wenn er sie selbst sprechen könnte, wenn er, ihr zu Füßen liegend, sie um ihre Verzeihung anfleht und sie das holde, arme Kind sieht, das sie ihm retten solle — wird sie ihm dann nicht leichter vergeben? Nie, wie in diesem Augenblicke, überwältigte ihn die Ueberzeugung, daß sich ein Mädchenherz, welches sich in erster Liebe einem Manne so hingegeben, wie Minna, auf ewig und unauflöslich und mit einem gränzenlosen Vertrauen hingegeben habe, daß aber eben deßhalb ein Riß in ein solches Herz, in eine solche Liebe unendlich schwer zu heilen, vielleicht unheilbar sei. Er verwünschte und verachtete sich, nicht lieber in jener Zeit dem Hunger erlegen zu sein, und doch wieder erschien ihm Das als eine frevelhafte Verwünschung seiner Verbindung mit Leonie, die ihn so sehr geliebt, deren Andenken ihm theuer und deren Frucht seine geliebte kleine Hortense war. In diesem Zwiespalt ließ er seine Geschichte auf dem Pulte liegen und schrieb wenige Minuten vor Post-Schluß folgenden Zettel an seinen Freund Friese:

„Lieber Freund!

„Engagire Fräulein Minna Bürger; gehe auf alle Bedingungen ein, die sie dir macht, und stelle nur die einzige Gegenbedingung, daß sie so bald als möglich abreise. Da ich des

berühmten Kinder-Arztes Rilliet wegen in den nächsten Tagen von hier nach Genf übersiedele, so soll sie nur geraden Weges sich nach dieser Stadt begeben, wo sie mich im Hotel des Bergues finden wird. Aber nenne mich nur unter meinem neuen Namen Marsilly. Sie darf auf keinen Fall wissen, daß sie die Stelle bei Paul Eckhardt angenommen. Die Ursachen meines Inkognito's, die höchst tristig sind, werde ich dir ein anderes Mal mittheilen."

6.

Paul kehrte an einem schönen April-Abend mit seinem Kinde und der Wärterin von einem Spaziergange ins Hotel des Bergues zurück, als ihm der Portier ankündigte, daß eine junge Dame angekommen sei, eine Reisende, die nach ihm gefragt und die ihn jetzt in seinem Salon erwarte. Paul schrak zusammen. Es konnte diese Dame keine andere sein, als Minna, — vielleicht aber doch irgend eine Bekannte aus Avignon, da er jetzt in der Reise-Saison schon manchen Besuch derart empfangen hatte. Er hatte nicht den Muth, sich sogleich Sicherheit zu verschaffen und den Portier weiter nach Aussehen und Nationalität auszufragen. Er bat die Wärterin, mit dem Kinde hinaufzugehen und der Dame Gesellschaft zu leisten, er werde bald folgen. Dann ging er zurück auf den Quai du Montblanc und immer weiter den See entlang, dann wieder zurück und so mehrere Male, immer rascher auf und ab, bis er endlich erhitzt und in einer Art von Besinnungslosigkeit die Treppe hinaufeilte. Anstatt in den Salon, trat er in das anstoßende Schlafzimmer, und da stand er stille und horchend an der Thüre. Er sagte sich, welch ein Verbrecher er sein müsse, daß er es nicht wage, vor das Mädchen hinzutreten, mit dem er einst acht Tage in einer Stube gewohnt hatte. Er hörte Minna's Stimme und floh nach der entgegengesetzten Seite des Zimmers, aber nur, um sogleich zurückzukehren und die Thüre leise zu öffnen. Er erkannte seine ehemalige Geliebte augenblicklich; sie war es, ganz sie selbst,

[illegible] ernste Gesicht, nur etwas trauriger, aber auch [illegible] vor neun Jahren, trotz der wenigen kleinen [illegible] senkrecht sich zwischen die Augenbrauen dräng[illegible] zarten Züge hatten sich nur um so Vieles weiter [illegible] desto bemerklicher und mächtiger wirkend her[illegible] Das Kind saß auf ihrem Schooße und plauderte [illegible] mit einer alten Bekannten, und drückte ihr die [illegible] daß ihr der gute Papa eine so schöne und gute [illegible] habe kommen lassen.

[illegible] Deutschland," fragte das Kind, „sind wohl alle Leute [illegible] und gut? Papa ist auch aus Deutschland und ist auch schön und gut."

Minna küßte das Kind und fragte es erstaunt: „Papa ist auch aus Deutschland?"

„Freilich," antwortete das Kind bestätigend, „aus einem Lande in Deutschland, dessen Namen ich niemals habe aussprechen können, aber," fügte das Kind nachdenklich hinzu, „gut sind wohl doch nicht alle Deutschen, sonst hätten sie meinen guten Papa nicht fortgejagt."

Minna's Gesicht wurde immer ernster, sie fuhr sich mit der Hand über die Stirne und wollte das Kind auf den Boden setzen. Aber sie besann sich, neigte sich herab, ergriff Hortense am Kinn, wandte sie der Lampe zu und sah ihr prüfend ins Gesicht.

„Gott im Himmel," rief sie erschrocken, „es ist Pauls Gesicht!"

Dann faßte sie dieses Gesicht mit beiden Händen und bedeckte es mit den heftigsten Küssen.

Plötzlich aber schien sie ein anderes Gefühl zu überkommen; sie setzte das Kind nieder, und mit dem Rufe: „Fort, fort!" eilte sie der Thüre entgegen.

„Bleib, bleib, — bleiben Sie!" rief Paul, der ihr plötzlich in den Weg trat, die Arme ausbreitete, sie aber sogleich wieder sinken ließ und mit geneigtem Haupte und flehend gefalteten Händen vor ihr stehen blieb.

Minna wankte zurück und hielt sich an einer Stuhllehne fest; das Kind, erschrocken über diese Szene und die plötzliche Unterbrechung ihres Gespräches mit der neuen Gouvernante, wie über den plötzlichen Abschied, den diese nehmen wollte, weinte laut auf. Paul wagte es nicht, die Wankende zu berühren, er schob ihr nur einen Lehnsessel hin, in den sie zurücksank, während sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte. Paul stürzte ihr zu Füßen und flehte sie an, ihn anzuhören. Der Klang seiner Stimme brachte sie wieder zu sich, sie lächelte einen Augenblick, als ob bei diesem Klange die schönsten Bilder durch ihre Erinnerungen zögen, dann erhob sie sich und sagte abwehrend; „Lassen Sie mich fort — nicht jetzt — ein anderes Mal — vielleicht —"

Sie raffte sich auf, erhob den Kopf und schritt, ohne sich umzusehen, aus dem Zimmer. Paul ließ sich auf denselben Stuhl fallen, den sie eben verlassen hatte; das Kind lehnte sich immer noch weinend an ihn und fragte: „ob die schöne Gouvernante für immer fortgegangen sei?" Er hob Hortense auf sein Knie und betrachtete ihr Gesicht, das so sehr dem seinigen glich und das Minna so leidenschaftlich geküßt hatte. Er that Dasselbe, aber dießmal küßte er nicht das Gesicht seines Kindes, sondern nur die Stellen, die ihre Lippen berührt hatten. Ein Hoffnungsstrahl dämmerte in ihm auf bei der Erinnerung, mit welcher Liebe Minna seine Züge erkannt und mit Liebkosungen überhäuft hatte. Noch liebte sie ihn, er war davon überzeugt, und zugleich mit den Vorwürfen, die er sich zu machen hatte, begannen auch die Stimmen der Hoffnung lauter zu sprechen. Er lief mit großen Schritten im Salon auf und nieder, und nach weniger Zeit glaubte er schon der Vergebung Minna's sicher zu sein und sie — wenigstens für sein Kind wiedergewinnen zu können. Er schickte die Bonne hinüber in ihr Zimmer, mit der Bitte und Frage, ob er sie besuchen dürfe? Die Bonne brachte eine verneinende Antwort: das Fräulein sei von der Reise zu müde. Ihn aber drängte es, sich vor ihr, so weit er konnte, zu rechtfertigen, und jede Minute, die er noch länger vor ihr in

unbekannter, desto größer erscheinender Schuld dastand, war ihm eine drückende Ewigkeit. Er eilte an seinen Pult, holte die Geschichte seines Flüchtlingslebens hervor, die er in Montreux aufgesetzt hatte, und sandte sie durch die Bonne hinüber, zugleich mit einem Billete, in welchem er sie beim Andenken vergangener Tage beschwor, diese Blätter noch diesen Abend zu lesen. Dann eilte er wieder hinab in die Straßen, über die Brücken, die Quais entlang, und es war ihm zu Muthe, wie einem Angeklagten, der ein Urtheil auf Tod und Leben erwartet. Er kehrte lange nicht zurück, aus Angst vor dem Richterspruche, der über ihm schwebte.

Gegen Mitternacht, da schon das ganze Hotel in Schlaf und Stille getaucht war, schlich er an Minna's Zimmer vorüber nach seinem Salon, wo er sie oder ein Briefchen erwartete. Er fand nichts, und er schlich wieder zurück an jene Thüre, wo er nicht den Muth fand, anzuklopfen — an die Thüre Derjenigen, die er einst sein Weib genannt hatte — und er glaubte noch immer zu wachen, als er schon in Träume gewiegt war, die ihm ein glückliches Leben an der Seite Minna's vorgaukelten.

Paul erwachte, als die Sonne über den Bergen aufging und ihr Kampf mit den Nebeln, in den savoyischen Thälern und auf dem See, jenes ewig wechselnde Schauspiel, begann. Paul wollte in diesem Schauspiele ein Vorzeichen sehen; auch sein Glück werde sich, vielleicht noch heute, aus Dünsten und Nebeln, die noch dagegen kämpfen, hervorarbeiten. Möchte sie ihm indessen nur auf eine Stunde vergeben, daß er, neben ihr am Fenster stehend, dieß unvergleichliche Schauspiel betrachten könnte! Dann trat er an das Bett seines Kindes, und wie er in das schlafende, schöne, kleine Gesicht sah, sagte er sich, daß er, wie er Minna kannte, an diesem Kinde anstatt eines trennenden Hindernisses einen mächtigen Vermittler besaß, und er weckte es mit einem Kusse. Mit all Dem fühlte er sich vorbereitet und stark, um Minna entgegenzutreten, und voll Zuversicht, sie zu besiegen, zu erweichen. Und in Gedanken immer mit ihr beschäftigt, immer mit ihr

sprechend, gingen ihm die Morgenstunden viel rascher hin, als die Zeit in solcher Erwartung hinzugehen pflegt.

Um neun Uhr wollte er bei Minna anfragen lassen, ob sie mit ihm und dem Kinde frühstücken wolle, oder ob er ihr das Kind hinüberschicken dürfe. Aber es war noch nicht neun Uhr, als ihm der Kellner einen Brief überbrachte, den er mit zitternder Hand erbrach und in welchem er las:

„Lieber Freund!

Ich habe Ihnen nichts zu vergeben; Ihre Leiden waren stärker, als Ihre Liebe. Der Stolz des Weibes aber ist stärker, als seine Leiden. Ob ich Sie noch liebe? Erfahren Sie, daß ein weibliches Herz, das sich so hingibt, wie sich das meine hingegeben, sich auch auf ewig hingegeben hat. Wohl habe ich gelitten, viel gelitten, aber trösten Sie sich. Jene Tage waren so voll Sonnenschein, daß sie hinreichen, mein Leben bis zum letzten Augenblicke zu verklären. Ich bin dem Schicksale dankbar, wenn es mir außer jenen Tagen auch nicht einen Tropfen Glückes mehr zugemessen hätte. Leben Sie wohl! ich verlasse Sie auf Nimmerwiedersehen. Ihnen hat die Vorsehung einen Vorrath von Glück in die Seele mitgegeben; erschöpfen Sie ihn, bauen Sie sich ein immer neues Glück auf, und daß Sie durch nichts in seinem Genusse gestört werden, wiederhole ich Ihnen, daß ich Ihnen nichts zu vergeben habe, oder, wenn Sie das Gegentheil glauben, daß ich Ihnen von ganzer Seele verzeihe.

Wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich abgereist. Suchen Sie nicht nach mir, Sie würden mich nicht finden, oder Sie würden mich so finden, wie ich jetzt bin. Seien Sie glücklich!

Minna Bürger."

Paul stürzte augenblicklich hinab zum Portier und in das Bureau, um Erkundigungen einzuziehen. In der That war Minna schon diesen Morgen um sieben Uhr abgereist, und man wußte ihm nicht zu sagen, ob sie sich nach der Schweiz oder nach

Frankreich gewandt hatte. So waren mit Einem Male Hoffnungen und Träume vernichtet, die in den letzten Wochen mit seiner Seele in Eins verwachsen waren, und zwar in einem Augenblicke, da er sich ihrer Verwirklichung so nahe glaubte, da er am Beginne eines neuen und schönen Lebens zu stehen wähnte. Seit neun Jahren, in der schönsten Zeit seines Lebens gehörte er einem Dasein an, das ihm von außen aufgedrungen war, an dessen Schöpfung sein eigenstes Wesen so wenig Antheil hatte.

Bei aller Jugendkraft, bei allem Willen hatte er ein wahres Flüchtlingsschicksal, das allerdings viele Menschen mit den Flüchtlingen theilen: er war weder seines Glückes, noch seines Unglückes Schmied. Er fühlte sich als ein Fremdling in seinem eigenen Leben, in seinem eigenen Schicksal, und in dem Augenblick, da er wie ein Bettler vor seiner eigenen Thüre stand, um in sich selbst zurückzukehren, wurde diese Thüre von der geliebtesten Hand vor ihm zugeschlagen. Er war in der That und in jedem Sinne außer sich. Und als ihn Hortense nach der schönen Gouvernante fragte, brach er in Weinen aus und schien es ihm, als wäre auch sein Kind bestimmt, das Glück, die Liebe nur auf Momente kennen zu lernen, um es dann auf schmerzlichere Weise zu entbehren. Diesem Kinde glaubte er es schuldig zu sein, Alles zu versuchen, um Minna's wieder habhaft zu werden; aber auch sich war er es mehr als jemals schuldig, da Minna in ihrem Briefe von Leiden gesprochen und das Geheimniß, dessen sein Freund Friese erwähnt, nicht aufgeklärt war.

Er entfaltete eine fieberische Thätigkeit. Sein Kind mußte aufs Beste untergebracht werden, damit er mit Ruhe an die Verfolgung der Flüchtigen gehen könne. Er verschaffte sich warme Empfehlungen an Herrn Rilliet, den berühmten Kinderarzt, daß dieser auf Hortense ein besonderes Auge habe und sie wo möglich jeden Tag besuche; dann schloß er einen besonderen Kontrakt mit Madame Arlot, der Vorsteherin eines Mädchenpensionats, die ihm von den besten Familien Genfs, an die er gewiesen war, empfohlen wurde. Er machte ihr so glänzende Anträge, daß sie

auf die Zahl ihrer Zöglinge nicht zu achten brauchte und ihm versprechen konnte, seinem Kinde besondere Sorgfalt zuzuwenden. Auch wurde bedungen, daß für die Bedienung dieses Kindes eine eigene Wärterin, der man vertrauen könne, angestellt werde. Dann erst, nach dieser Seite beruhigt, ließ sich Paul von der Unruhe fortreißen, die ihn in die Ferne trieb. Es schien ihm am Zweckmäßigsten, sich erst nach Deutschland und an die Freunde und Bekannten Minna's zu wenden, um zu erfahren, wohin sie sich wahrscheinlicher Weise gewandt haben mochte. Vielleicht war sie in das Mannheimer Institut, das sie so ungern verlor, zurückgekehrt.

Sechs Tage, nachdem ihn Minna verlassen, und zwei Tage, nachdem er Hortense bei Madame Arlot untergebracht hatte, überschritt der Flüchtling Paul Eckhardt unter dem Namen Marsilly die deutsche Gränze, um nach Derjenigen zu suchen, die ihn in der ersten halben Stunde seines Flüchtlingslebens gerettet, kennen und lieben gelernt.

7.

An diesem selben Tage ließ sich Mademoiselle Minna Bürger bei Madame Arlot melden. „Madame," sagte sie, „es ist Ihnen gestern ein Kind, Hortense Marsilly aus Avignon, übergeben worden, an welchem ich das größte Interesse nehme. Ich war hieher berufen, um die Pflege und Erziehung dieses Kindes zu übernehmen; gewisse, triftige Gründe, die ich Ihnen verschweige, wenn Sie es erlauben, die ich Ihnen aber auch mittheilen kann, wenn Sie darauf bestehen, hielten mich ab, diese Stelle anzunehmen."

„Mademoiselle," sagte Madame Arlot, „ich begreife sehr wohl — Herr Marsilly ist ein junger, schöner Mann, Wittwer — eine junge Dame, die auf ihren Ruf hält —"

„Vielleicht ist es Das," fiel ihr Minna ins Wort — „es ist gewiß, daß mir Herr Marsilly sein Kind übergibt, sobald ich es will. Aber ich habe meine Ursachen, mich dieses Kindes auf

eine andere Weise anzunehmen. Haben Sie die Güte und lesen Sie diese meine Zeugnisse; Sie werden daraus ersehen, daß ich bereits seit Jahren und zur vollsten Zufriedenheit meiner Vorgesetzten in zweien der besten Institute Deutschlands als Lehrerin gewirkt habe. Madame, ich komme, um Sie zu bitten, daß Sie mich als Lehrerin für Ihr Institut engagiren. Ich verspreche Ihnen, mich höchst nützlich zu machen. Ich unterrichte in deutscher und englischer Sprache und in andern Gegenständen, die man jungen Mädchen zu lehren pflegt. Ich will Ihnen auch sogleich eine Probe geben, daß ich eine hinlänglich gute Musikerin bin, um Ihnen einen Musiklehrer zu ersparen. Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit; mein Zweck und die Verhältnisse zwingen mich, so schroff und ohne Umschweife zu Werke zu gehen. Madame, ich biete Ihnen mit dem Versprechen, mich aufs Aeußerste zu bemühen, alle Dienste an, deren ich fähig bin, und zwar ohne den geringsten Sold in Anspruch zu nehmen. Nur zwei Bedingungen erlaube ich mir Ihnen zu stellen. Die erste, daß die Ueberwachung und Pflege von Hortense Marsilly vorzugsweise mir anvertraut werde, und daß ich in dem Zimmer des Kindes schlafe, und zweitens, daß ich ein anderes Mädchen von acht Jahren, das mir anvertraut ist und für das ich zu sorgen habe, zu mir nehmen könne."

Madame Arlot, bei aller ihrer Vortrefflichkeit und Tugend, war eine Genferin, die sich aufs Rechnen verstand, und hatte außerdem Erfahrung und im Urtheil über Menschen Uebung genug, um sogleich zu erkennen, daß sie hier eine Person vor sich hatte, die, was sie versprach, auch zu leisten vermochte. Sie berechnete rasch, wie viele Lehrer sie im Besitze einer so gelehrten Deutschen ersparen könnte, und daß, im Vergleiche zu dieser Ersparniß, die Ausgabe, die ein achtjähriges Kind mehr in einer Pension verursachte, für nichts anzuschlagen sei. Nach nur sehr kurzem Hin- und Herreden schlug sie in die dargebotene Hand Minna's ein, und diese ließ ihr Gepäck aus dem kleinen Hotel, in dem sie die letzten Tage gewohnt hatte, herüberbringen.

Während Minna bereits als Lehrerin im Hause der Madame Arlot wirkte, schon eine und zwei Nächte mit Hortense in einer Stube geschlafen und sich das Kind in ihrer Gesellschaft über die Abwesenheit des Vaters getröstet hatte, forschte dieser nach ihr in Mannheim, wo man ihm nichts Anderes zu sagen wußte, als daß Fräulein Minna Bürger als Erzieherin eines kleinen Mädchens nach Genf berufen worden. In Heidelberg erfuhr er von der Frau seines Freundes Friese, daß Minna, bevor ihr der Antrag von Genf aus gemacht worden, die Absicht gehabt, nach England zu gehen und daselbst eine Stelle zu suchen. Es war also wahrscheinlich, daß sie sich jetzt in diesem Lande befinde, und Paul wäre sofort aufgebrochen, um seine Reise dahin fortzusetzen, wenn ihn nicht der Freund, die Erinnerungen an schöne Studentenjahre und vor Allem die wohlthuende Luft der Heimat zurückgehalten hätten. Erst nach mehreren Tagen begab er sich nach Frankfurt, um daselbst bei Anverwandten Minna's unter dem Vorwande, sie als Gouvernante engagiren zu wollen, nachzuforschen. Er verlor viele Zeit mit Betrachtung jenes alten Hauses in der Nähe der Fahrgasse, in welchem er die glücklichsten Tage seines Lebens verbracht. Er wagte es sogar einmal, einzutreten und bis hinauf, bis an die Thüre der Dachstube leise vorzubringen. Er fand sie verschlossen, und es war ihm, als sollte ihm der Weg zu dem Glücke, das ihm Minna allein geben konnte, für immer verschlossen bleiben. Traurig verließ er die Stadt, die in seinem Leben eine so große Rolle spielte, viel trauriger als damals, da er auf dem Wege nach Höchst in der Nacht von Minna Abschied nahm. Damals fühlte er sich mit ihr auf ewig verbunden; nichts, was trennte, war zwischen ihnen, wohl aber Alles, was zwei junge Herzen vereint. Heute klafften uud dehnten sich unbekannte Räume und unbesiegbare Vergangenheiten zwischen ihnen.

In London angekommen, machte er sich vor Allem in der Welt heimisch, die das Gouvernanten-Wesen als ein großartiges Geschäft ausbeutet. Er machte die Bekanntschaft aller Agenten

der Zukunft, vielleicht in der Gegenwart, vor die Seele. Traurige Ahnungen verdichteten sich nach und nach zu einer schweren Beängstigung, zu einem Alp, dem er sich nicht entwinden konnte, und benahmen ihm den Athem. Mein Kind, dachte er, — wenn ich mein Kind verlieren sollte, ich wäre der unglückseligste, der einsamste Mensch auf Erden. Für wen und warum soll ich dann noch leben? Was ist ein Dasein, das nicht Andern gehört? Dann tröstete er sich wieder, daß diese Ahnungen dieselben seien, welche liebende Herzen vor der Rückkehr zu einem geliebten Wesen immer peinigen und die nichts Anderes sind, als die erhöhten Sorgen der Liebe.

So abwechselnd zwischen Selbsttrost und schwarzer Besorgniß kam er in Genf an, fuhr er geraden Weges vor das Haus der Madame Arlot, sprang er aus dem Wagen und mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf. Er riß so gewaltig an der Glocke, daß sie schrill ertönte und ihn selbst mit Entsetzen erfüllte. Erschrocken ließ er den Klingelzug fahren und wartete bleich und zitternd, bis geöffnet wurde. Die Dienerin, die ihn von früher kannte, schrak bei seinem Anblick zusammen und eilte in den Gang zurück.

„Erschrickt sie," fragte sich Paul, „erschrickt sie über mein Aussehen, oder weil sie mir eine Schreckensnachricht zu geben hat?"

Er raffte sich auf und trat in den Salon, wo er ein junges Mädchen fand, das traurig in die Straße hinabsah.

„Kann ich Madame Arlot sprechen?" fragte er rasch.

„Ach nein," erwiderte das Kind, „sie ist nicht zu Hause," und bei diesen Worten fing das Mädchen zu weinen an.

„Wo ist sie? Um Gottes willen, antworten Sie rasch, und was macht die kleine Hortense?"

Das Mädchen weinte noch heftiger und antwortete schluchzend: „Diese eben, unsere kleine Hortense, hat Madame Arlot auf den Kirchhof gebracht."

Paul brach bei diesem Worte bewußtlos zusammen. Als er

wieder zu sich kam, fand er die Dienerinnen des Hauses um sich beschäftigt.

„Mein Kind, mein Kind! mein armes Kind!“ rief er verzweifelnd aus, „hätte ich dich doch nie verlassen!“

„Ich versichere Sie, Herr Marsilly,“ sagte jene Pensionärin, die er im Salon gefunden hatte, „Ihr armes Kind ist auf das Allerbeste gepflegt worden; Fräulein Minna hat es während der ganzen Zeit ihrer Krankheit auch nicht einen einzigen Augenblick verlassen, sie hat wenigstens während acht Nächten an seinem Bette gewacht.“

„Fräulein Minna?“ fragte Paul vor sich hin — aber seine Gedanken waren jetzt nicht nach dieser Seite gerichtet — nur nach dem Kirchhofe wollte er, um wo möglich sein Kind noch einmal zu sehen. Er raffte sich auf, eilte die Treppe hinab und sprang in den Wagen, der ihn unten noch erwartete. In wenigen Minuten hielt er vor dem Portale des großen Friedhofes. Er wollte sich zum Wagen hinausstürzen, war aber kaum seiner Glieder mächtig, und der Kutscher mußte ihm hinabhelfen. Erst als er im Innern des Friedhofes Menschen sah, war er im Stande, seine Muskeln wieder anzuspannen, um rasch in die Allee einzutreten.

Aber was war Das? Aeffte ihn ein Traum? War er seiner Sinne nicht mehr mächtig? War er wahnsinnig? Er fuhr sich mit beiden Händen über die Stirne und drückte die Augen zu, wähnend, daß indeß die Phantasmagorie sich auflösen werde. Aber er öffnete die Augen, und er sah noch immer Dasselbe. Vor ihm, kaum zehn Schritte vor ihm, zwischen den Blumen der Gräber, stand sein Kind, seine Hortense — ganz und gar seine Hortense, nur kräftiger, gesünder, in vollster Blüthe der Kindheit, und in dieser kurzen Zeit seiner Abwesenheit unverhältnißmäßig gewachsen und entwickelt. Welchen grausamen Scherz hatte man sich mit ihm erlaubt, um ihn auf diese Weise zu überraschen, oder war es doch ein Wahngebilde? Eine Ausgeburt seines, durch den harten Schlag verwirrten Geistes? Er mußte sie fassen

für Anstellung von Lehrern und Lehrerinnen und aller der respektablen Damen, die von den ersten Monaten des Gehaltes der armen Mädchen leben. Ueberall gab er den Namen Minna's auf, daß man ihn sogleich benachrichtige, sobald sie eintreffe, da sie sich bisher noch nicht gemeldet hatte.

Ungeduldig wartete er Tage und Wochen und eilte er immer wieder in die Bureau's und zu jenen Frauen zurück. Auch in der Welt der Londoner Deutschen machte er sich bekannt, voraussetzend, daß Minna, mit Empfehlungen ausgerüstet, wohl an den Einen oder den Andern gewiesen sein werde. Er schöpfte große Hoffnungen, als er einen Bankier kennen lernte, dessen Tochter in dem Mannheimer Institute erzogen worden und welcher behauptete, daß Minna, mit der man brieflich in Verbindung gewesen und der man sich zu großem Danke verpflichtet fühle, gewiß nicht durch London kommen werde, ohne die Familie und ihren ehemaligen Zögling zu besuchen.

Von Genf aus bekam Paul, der dort immer seinen Aufenthaltsort angab, die beruhigendsten Nachrichten. Herr Rilliet sorgte auf das Gewissenhafteste für das Kind, und Madame Arlot versicherte, daß sie jetzt eine, durch Güte und Liebe ausgezeichnete Person im Hause habe, die das Kind pflege und behüte, wie es eine Mutter nicht besser könnte. Paul dankte dieser Unbekannten aufs Herzlichste, konnte aber, was er der Vergeßlichkeit der Madame Arlot zuschrieb, nie den Namen Derjenigen erfahren, der er so viel Dank schuldete und die Madame Arlot nur immer la bonne Demoiselle nannte. Es war eine der Bedingungen gewesen, die sich Minna noch bei Madame Arlot auswirkte, daß sie Herrn Marsilly niemals ihren Namen nennen werde, und daß sie ihr für den Fall seiner Rückkehr erlaube, sich im Hintergrunde und verborgen zu halten.

Nach langen Wochen vergeblichen Suchens und Harrens in London erfuhr Paul, daß eine junge Deutsche ähnlichen Namens, der nur leicht von der Engländerin, die ihm die Mittheilung machte, entstellt sein konnte, daß ein Fräulein Bürger sich als

Gouvernante auf einem gewissen Edelsitze in Schottland befinde. Ohne Zögern reiste Paul dahin ab; dort erfuhr er, daß die Familie sich auf den Kontinent, und zwar ins Bad nach Spaa begeben habe. Nach wenigen Tagen war er in Spaa, um sich zu überzeugen, daß er einem Irrlichte nachjagte. War es nicht möglich, daß Minna auf ihrem Wege von Genf nach England in Frankreich eine Stelle gefunden? Er eilte von Spaa nach Paris, wo er ähnliche Verbindungen anknüpfte wie in London und unter dem Vorwande, ein Mädchen unterzubringen, alle Erziehungs-Institute besuchte, um sich zu erkundigen, ob nicht ein Fräulein Bürger in einem derselben als Lehrerin angestellt sei. Die leichtsinnige Mittheilung einer deutschen Gouvernante brachte ihn wieder auf falsche Fährte und führte ihn nach London zurück. Er hatte dießmal, bei seiner raschen Abreise, die Veränderung seines Aufenthaltsortes nach Genf zu berichten vergessen, und nachdem er wieder einmal die Provinz durchzogen, kamen ihm die Genfer Briefe, die lange in Paris gelegen hatten, verspätet zu. Einer derselben, der bereits drei Wochen alt war, enthielt die besorgnißerregende Nachricht, daß die Gesundheit seines Kindes trotz der besten Pflege schwankend geworden und daß Herr Rilliet zu einer neuen Luftveränderung rathe. Es sei zwar keine Gefahr vorhanden, aber es gingen jetzt in Genf mancherlei Kinder-Krankheiten um, die sich an kräftigen Kindern als unschädlich erweisen, aber einem schwächlichen Kinde wie Hortense gefährlich werden könnten. Paul machte sich die größten Vorwürfe, daß er, seiner Liebe nachjagend, sein Kind durch mehrere Monate habe allein lassen können. Mit dem Gedanken, von Minna auf immer Abschied zu nehmen, packte er rasch seine Sachen und reiste ohne Aufenthalt in einem Zuge von London über Paris nach Genf.

Je mehr Paul sich der Stadt näherte, in der er sein [illegible] gefährlich krank zu finden fürchtete und die er unt[illegible]gen, regungen verlassen hatte, desto lebhafter trat[illegible] eines, lebten schmerzlichen Stunden und [illegible] fassen

und halten, um sich von ihrer Wirklichkeit zu überzeugen, und er stürzte auf sie los und drückte sie in seine Arme. Sie zerfloß nicht wie ein luftiger Geist, sie begann, erschrocken vor seiner Heftigkeit, leise zu weinen.

„O, weine nicht, meine Hortense," rief er außer sich vor Glück, während ihm selbst die Thränen aus den Augen stürzten, „o, weine nicht, ich will dich nie wieder verlassen."

Er lag auf den Knieen vor dem Kinde und wiederholte immer wieder: „Nie, nie will ich wieder von dir gehen!"

Aber Das alles mußte doch ein Traum sein, denn die Allee herab kam Minna, nach der er durch Monate vergebens gesucht hatte. Ihre Augen waren verweint, und sie blickte ihm mit unendlicher Milde entgegen, während er sie anstarrte, geängstigt von dem Gedanken, daß er nur träume und zu trauriger Wirklichkeit erwachen werde. Er klammerte sich aufs Neue an das Kind fest, als ob er fürchtete, daß es ihm noch entschwinden könnte.

„Gehe nicht von mir," flehte er, „und ich will dich auch nie wieder verlassen."

„Nun," sagte Minna, unter Thränen lächelnd, indem sie die eine Hand auf seinen, die andere Hand auf den Kopf des Kindes legte, „nun so müssen wir Drei schon zusammen bleiben, denn auch ich will mein Kind nie verlassen."

Paul sah sie mit weit offenen Augen an. Sie lächelte und drückte das Kind an seine Brust. Er verstand rasch und umhalste das Kind und nannte es, an den alten theuren Namen gewöhnt und unter dem Zauber der erstaunlichen Aehnlichkeit, seine Hortense, seine geliebte Hortense.

„Eigentlich Gretchen," berichtigte Minna, „nach dem Namen, den du mir in Frankfurt zu geben pflegtest — aber es bleibe bei Hortense, wenn so die schmerzliche Lücke besser ausgefüllt ist."

„Wo ist es?" fragte Paul.

Minna nahm ihn an der Hand, und zwischen ihr und dem Kinde ging er einem frischen kleinen Grabe entgegen, um welches

mehrere junge Mädchen und Madame Arlot beschäftigt waren, es mit Herbstblumen zu schmücken. Paul wollte sich darüber hinwerfen, aber Minna hielt ihn mit beiden Armen fest, ergriff seine Hand und flüsterte ihm ins Ohr: „Wir wollen ja Alles thun, um dich deinen Verlust vergessen zu machen und deine Wunden zu heilen.“

Eine Stunde im Leuchtthurm.

Von der Mündung der Loire in den Ozean einige Seemeilen entfernt liegt der traurige Flecken Le Croisic. Die breite Landzunge, deren äußerste Spitze der Flecken einnimmt, ist bis über die kleine Stadt Guerant hinaus kahl wie eine Wüste Afrika's; nur unmittelbar hinter den Häusern Le Croisic's hat man auf angehäufter Dammerde zu Nutz und Frommen der Kurgäste mit Mühe und Noth einige Vegetation hervorgerufen, die es aber bis auf den heutigen Tag nicht über die Verkrüppelung gebracht hat. Das einzige Produkt dieser Gegend ist das Salz, das die Einwohner gewinnen, indem sie das Seewasser durch kleine Kanäle in seichte Teiche leiten und das Wasser verdunsten lassen. Das so gewonnene Salz wird meist in Le Croisic verladen, und von diesem Handel, sowie von der Sardinenfischerei, die hier aber bei Weitem nicht so ergiebig ist wie weiter im Norden der Bretagne, endlich von den Kurgästen, die hier im Sommer die Seebäder gebrauchen, lebt der ganze Flecken und die Umgegend. Aber dasselbe Meer, das auf diese Weise den Anwohnern Nahrung bringt, macht das Land durch die Salztheile, mit denen es die Atmosphäre anfüllt, unfruchtbar und wüstenähnlich. Es ist eine unerquickliche Gegend, und von dieser unerquicklichen Gegend aus hat man die Aussicht auf einen unheimlichen, auf einen schauderhaften Punkt im Schooße des Ozeans. Ich meine Klippe und Leuchtthurm, welche zusammen Le Four heißen. Der Leuchtthurm hat den Zweck, erstens die gefährliche Klippe selber, auf

der er steht, zu beleuchten und davor zu warnen, zweitens den vom weiten Ozean heimkehrenden Schiffen den Eingang in die Loire, in die Häfen von Le Croisic, St. Nazaire und Nantes zu zeigen. Bei gutem Wetter sieht man den Four von Le Croisic aus; aber beim geringsten Winde springen die Wellen an seiner Klippe so hoch auf, daß der Leuchtthurm jeden Augenblick verschwindet und daß man ihn vom Ozean begraben glaubt. Die Klippe war, so lange sie den Leuchtthurm nicht besaß, eine der gefährlichsten an der Westküste Frankreichs; der Leuchtthurm macht einen öden, unheimlichen Eindruck, der sich noch steigert, wenn man hört, daß er zwei Wächter beherbergt, die ihn nie verlassen können, und die nur alle vierzehn Tage einmal andere als ihre beiderseitigen menschlichen Gesichter zu sehen bekommen. Es ist diesen Leuchtthurmwächtern nämlich nicht erlaubt, einen Kahn zu besitzen. Man fürchtet, daß sie das Gefühl der Einsamkeit in dieser Meereswüste manchmal mit solcher Gewalt überfallen könnte, daß sie das Weite suchten; oder sie möchten bei Sturmwetter, wenn der Leuchtthurm in allen Fugen kracht und wie ein Baum erzittert, in ihrer Angst im Stande sein, ihren Posten zu verlassen. Der Aufenthalt ist während eines Sturmes so gefährlich, daß man zu dieser Befürchtung berechtigt ist, obwohl der Posten nur erprobten, in vielen Fährlichkeiten gehärteten Männern anvertraut wird. Aber, selbst wenn man ihnen einen Kahn gestattete, es fände sich an der Klippe nicht der geringste Raum, in dem er mit Sicherheit untergebracht werden könnte; sogar bei ruhigem Wetter würde das Fahrzeug von den Wellen an der Klippe zerschellt. Alle vierzehn Tage fährt von Le Croisic aus eine eigens dazu bestimmte Schaluppe nach dem Four hinüber, um den Wächtern die nothwendigen Lebensmittel zu bringen. Während der Stunde nun, die das Fahrzeug an der Klippe hält, sehen diese Verbannten andere menschliche Gesichter, als die ihrigen; sonst müssen sie sich mit dem Anblick des unendlichen Ozeans und der Schiffe begnügen, welche sie mit Hülfe ihres Fernrohres in weite Fernen verfolgen können.

Diese höchst traurigen Posten der Leuchtthurmwächter sind Stellen, die man tapfern, besonders verdienten, alles Vertrauen einflößenden alten Soldaten aufbewahrt; Stellen, mit denen man Verdienste belohnt. Unsere zwei Unglücklichen, Einsamen da draußen, die von beständigen Gefahren hart umdrängt und an ein Gefängniß gewiesen sind, das jeden Augenblick ihr Grab werden kann, sind zwei Männer, die der Staat auf diese Weise belohnt, für deren Alter er sorgt: der Leuchtthurm Le Four ist ein Prytaneum.

Dieß Alles erfuhr ich, als ich im Jahre 1852 einige Zeit in den Seebädern von Le Croisic verbrachte. Ich konnte nie meinen Spaziergang auf der Werfte machen, ohne einen mitleidigen Blick nach dem fernen Four hinüberzusenden. Nach und nach bildete sich in mir ein solches Gefühl der Theilnahme für die beiden verbannten Menschenfreunde aus, daß es geradezu zur Sehnsucht wurde und ich mir vornahm, sie auf ihrer unwirthbaren Klippe zu besuchen. Durch Vermittlung des Doktors wurde mir die Mitfahrt gestattet, als die Schaluppe ihre vierzehntägige Fahrt unternahm.

Die Fahrt dauerte an zwei Stunden. Der Leuchtthurm kam in seiner ganzen Größe erst in nächster Nähe zum Vorschein, denn die Wellen springen selbst bei nur gering bewegter See rings herum so hoch hinan, daß sie dem Nahenden immer die ganze Klippe und beinahe immer den untern Theil des Gebäudes verdecken. Sei es Ebbe oder Fluth, von einer oder der andern Seite schäumen die Wogen den trotz seiner Kleinheit furchtbaren Felsen hinan. Bei ruhigstem Wetter kann man es sich leicht vorstellen, wie die stürmische See bis an die Laterne hinaufspritzen muß. Der Leuchtthurm ist so gebaut, daß er sich nach oben verjüngt und unten mit der breiten Basis beinahe die ganze Klippe bedeckt oder vielmehr umklammert, denn das Gemäuer streckt sich wie ein Baum mit vielen Wurzeln durch alle Risse bis hinab in das Wasser.

Die Schiffer hielten die Schaluppe nur mit Mühe so nahe

der Thüre des Thurmes, daß wir hineinspringen konnten; dann wurden die Lebensmittel uns nachgeworfen und im Innern aufgefangen. Die Schaluppe zog sich nach diesem Geschäfte ungefähr hundert Ruderschläge weit zurück, um uns, nämlich den Beamten und mich, auf offener See zu erwarten. Ein alter, freundlicher Mann, der in wasserdichte Lootsentracht gekleidet war, empfing uns im untern Raum und lud uns ein, ihm in den obern nachzusteigen. Vermittelst einer schmalen Treppe, die mehr einer Leiter glich, kamen wir in ein rundes Gemach, das nicht vier Schritte im Durchmesser hatte. In diesem Gemache fanden wir einen zweiten alten Mann, der eben so gekleidet war, wie der erste, aber sich von diesem dennoch auf das Wesentlichste unterschied. Der erste, Jean Jacques Olivier, ein kurzer, breitschulteriger Mann, hatte ein arg verbranntes, braunes, dickhäutiges Gesicht voller Falten. Dicke graue Augenbrauen fielen wie starkes Gestrüpp über die Augen und verdeckten sie zur Hälfte, daß man sie hätte für sehr klein halten können, obwohl sie ungewöhnlich groß waren. Der graue Schnurrbart war nur wie eine etwas größere Wiederholung der Augenbrauen. Weißer als Augenbrauen und Schnurrbart waren die HauptHaare, die zum Vorschein kamen, als Jean Jacques Olivier oben im Gemache den breiten Lootsenhut abnahm, und die, kurz geschoren, aber überaus dicht, einen ziemlich großen Kopf bedeckten. Nach dieser Beschreibung wird sich der Leser eine nichts weniger als freundliche Erscheinung vorstellen, aber ich kann ihm die Versicherung geben, daß schon der erste Blick auf diesen alten, gehärteten Kopf die Seele mit wahrem Wohlbehagen erfüllte. Diese von so struppigen Brauen bedeckten Augen blickten mit solchem Wohlwollen, als wünschte der Mann Demjenigen, mit dem er sprach, fortwährend etwas Gutes zu sagen oder zu thun. Und von dem mit dem breiten Schnurrbart bedeckten Munde kam doch ein Lächeln zum Vorschein, das herzgewinnend war — ich möchte sagen, wenn es nicht von einem so rauhen Gesellen sonderbar klänge, daß es bezaubernd war, wie das Lächeln eines liebens-

würdigen, liebevollen jungen Mädchens. Wir waren kaum in dem Gemache, als er sich schon alle Mühe gab, es uns bequem zu machen; und wir saßen kaum, als er schon von allen ihren Vorräthen herbeibrachte, um uns zu bewirthen. Es waren nur zwei Gläser da. Er füllte sie mit Rothwein, und sie gingen zwischen uns Vieren von Mund zu Munde. Dabei fragte er nach Neuigkeiten aus der Welt, und den Beamten nach dem Wohlergehen seiner Bekannten in Le Croisic. Ich meinerseits hätte gerne Manches über die Lebensweise dieser Einsamen erfahren, und ich fing an, den freundlichen Alten auszufragen. Aber er hatte mir auf meine Fragen nur kurze Antworten zu geben und versicherte, daß man sich in dem Leuchtthurme ganz wohl befinde. Nicht ein Wort von den Gefahren, von der Schwierigkeit seines Amtes und nicht ein Wort über die Größe seiner Pflichten und seiner Opfer.

Sein Gefährte Louis Marie war von ganz anderer Art. Seine Gesichtsfarbe war nur oberflächlich wettergebräunt; im Ganzen war sein Antlitz ziemlich hell und fein, und seinen Haaren, die übrigens dünn um die Schläfe lagen, sah man es noch an, daß sie einst blond gewesen. Alle seine Züge waren feiner und weicher, als bei dem Andern, dagegen zeigte sich von jener unendlichen Freundlichkeit Jean Jacques' keine Spur. Louis Marie war schweigsam, zwar nicht düster, aber doch traurig und verschlossen. Er gab sich alle Mühe und hatte offenbar den besten Willen, ebenfalls zuvorkommend und gastlich zu sein, aber er vergaß manchmal die Rolle, die er spielen wollte, hörte nicht auf das Gespräch, versank in sich und brütete. In solchen Momenten hatte Jean Jacques so viel Aufmerksamkeit für ihn, als wäre er ebenfalls einer der Gäste. Er drückte ihm das eine Glas in die Hand, ließ das andere leise anklingen und munterte ihn, indem er ihn beinahe zärtlich beim Namen nannte, zum Trinken auf. Louis Marie erwachte dann wie aus einem Traume und lächelte dem Andern eben so freundlich und liebenswürdig zu, wie dieser beinahe immer lächelte. Und diese Augenblicke waren

es, die den Fremden, den er Anfangs erschreckt hatte, mit ihm versöhnten, ja auch für ihn einnahmen. Wer die Beiden nur eine halbe Stnnde lang mit einiger Aufmerksamkeit beobachtete, mußte sich sagen, daß zwischen ihnen ein eben so eigenthümliches als inniges Verhältniß bestehen müsse, und wenn die beiden Leuchtthurmwächter dem Fremden einige Theilnahme einflößten, so freute er sich dieser Entdeckung, denn ihr Loos erschien durch das geheimnißvolle, innige Band, das sie verknüpfte, bedeutend gemildert.

Die halbe Stunde in dem kleinen Thurmgemache verfloß auf die angenehmste Weise. Man aß, man trank, man plauderte, während die Wogen da draußen ihre monotone, doch harmonische Musik machten, und während von Zeit zu Zeit in größerer oder kleinerer Entfernung, die Fluth benützend, eine ganze Menge von Schiffen der Loire zusteuerten und durch das kleine Fenster mir gegenüber sichtbar waren. Die andere halbe Stunde verstrich mit Besichtigung der Laterne, auf die mich Jean Jacques begleitete, um mir die Einrichtung zu erklären und von der Galerie aus die fernsten Punkte, die von da sichtbar waren, zu zeigen. Er freute sich mit meiner Freude an der frischen Seeluft, an dem großartigen Anblick des Ozeans und an den Wellen, die uns zu Füßen ihr unermüdliches Spiel trieben. Ich bedauerte, mich dieses Genusses nicht länger freuen zu können, und er lud mich freundlich ein, auf dem Leuchtthurme zu bleiben, bis das nächste Schiff wieder komme. Ich hatte aber nicht den Muth, mich nur auf vierzehn Tage auf diese Klippe zu verbannen, auf der mein freundlicher Führer seit beinahe zwanzig Jahre lebte und auf der er, wie er mir sagte, bis zu seinem Tode auszuharren hoffte.

Unsere Zeit war um, wir stießen noch einmal an, die rauhen Hände unserer Wirthe drückten die unserigen, und wir fuhren wieder zurück nach Le Croisic. Ich setzte mich so im Schiffe, daß ich während der ganzen Fahrt mein Gesicht dem Leuchtthurm zukehrte. Jean Jacques hatte mir ein so inniges Gefühl für sich eingeflößt, daß ich mich in der That mit einem gewissen Kummer

von ihm trennte. Und nun will ich dem Leser etwas mittheilen, das ihm eigenthümlich und als nicht am Platze erscheinen wird, das ich aber doch nicht verschweigen mag, weil es eine Thatsache ist. Jener Leuchtthurmwächter Jean Jacques Olivier hatte eine erstaunliche Aehnlichkeit mit einem Manne, der mir persönlich theuer war und der gewiß vielen meiner Leser ebenfalls sehr theuer ist: mit dem Dichter Nikolaus Lenau. Ja, trotz der Rauhheit seines Gesichtes, der Derbheit seiner Züge, gab ihm der Blick seines dunkelbraunen Auges, sein Schnurrbart und das höchst merkwürdige einnehmende Lächeln eine ganz überraschende Aehnlichkeit mit jenem edlen Dichter, dessen Blick und Auge und dessen Lächeln Niemand vergessen wird, der sie jemals gekannt hat. Nun sind wir so geartet, daß wir mit solchen physiognomischen Aehnlichkeiten auch gerne den Glauben an die Aehnlichkeit des Wesens verbinden und daß, wenn uns eine solche Aehnlichkeit an eine geliebte Person erinnert, wir schnell bereit sind, auch die alten Gefühle wieder zu empfinden. Die Aehnlichkeit hat gewiß viel dazu beigetragen, daß ich mich zu Jean Jacques Olivier so sehr hingezogen fühlte, doch aber glaube ich, daß er, wie er einmal war, auch ohne diesen Umstand auf mich einen tiefen Eindruck gemacht haben würde. Ich konnte während der Rückfahrt und während des ganzen folgenden Tages nur an ihn, an sein Amt und an sein Schicksal denken, und ich konnte ferner nicht umhin, mir einzubilden, daß dieser Mann irgend eine bedeutendere Geschichte haben müsse, oder wenn nicht eine bedeutendere Geschichte, doch jedenfalls irgend ein bedeutendes, inhaltsvolles Wesen.

Ich theilte dem Doktor, mit dem ich vertraut war und dem ich die Fahrt zum Leuchtthurme verdankte, meine Gefühle mit, und er erwiderte lächelnd: „Nun, wenn die Geschichte der Beiden gerade keine weltbewegende ist, vielleicht nicht einmal eine bedeutende, so ist es doch eine Geschichte. Sie sollen selber urtheilen. Ich bin vielleicht im Stande, diese Geschichte ausführlicher zu erzählen, als irgend ein anderer Bewohner Le Croisics.

„Als ich vor mehr als zehn Jahren als junger Arzt in diese Gegend zurückkehrte, schämte ich mich meines gezwungenen Müssigganges, da ich nicht einen einzigen Kranken hatte, und ich ergriff mit Eifer die Gelegenheit, mich auf einige Zeit zu entfernen, als es hieß, daß einer der beiden Leuchtthurmwächter sich schwer verwundet habe und daß dort drüben ein Arzt nothwendig sei. Ich verbrachte volle vierzehn Tage auf dem Four. Der Verwundete war Louis Marie, und es fiel mir gleich bei meiner Ankunft auf, mit welcher Sorgfalt, ja Zärtlichkeit ihn sein Gefährte pflegte. Der Kranke hatte auch keine andere Pflege gewünscht, und dieß war die Ursache, warum er nicht ans Land gebracht wurde und warum der Arzt zu ihm hinüber mußte. Jean Jacques Olivier gewann mein Herz so schnell, wie er gestern das Ihrige gewonnen. Bei einem Zusammenleben auf einem so engen Raume und an einem Krankenbette mußte sich zwischen uns Beiden bald eine große Vertraulichkeit herstellen. Jean Jacques zeigte mir neben dem Wohlwollen, das er Jedermann entgegenbringt, viel persönliche Freundschaft, die aus der Dankbarkeit für die Pflege seines Freundes hervorging und für den guten Willen, mit dem ich mich allen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen des Lebens im Leuchtthurm unterzog. Was hatten wir Anderes zu thun, als zu plaudern und einander Geschichten zu erzählen. Ich fand in der Unterhaltung Jean Jacques' einen so wohlthuenden Reiz, daß ich selbst die Nächte mit ihm auf der Galerie an der Laterne verbrachte, und da, in dieser doppelten Einsamkeit der Nacht und des Ozeans, erzählte er mit offenem Herzen Manches, was er mir wohl auf dem Festlande oder unten in der Enge des Thurmgemaches selbst bei größerer Freundschaft nicht vertraut haben würde. Manches erfuhr ich auch hier in Le Croisic, und so, glaube ich, bin ich mit der Geschichte dieser beiden Greise bekannter als viele Andere. Machen wir einen Spaziergang auf die Werfte, dort überblicken wir den Hauptschauplatz Dessen, was ich Ihnen erzählen will."

Der Doktor faßte mich am Arme, wir wanderten auf die

Werfte, und er begann: „Jean Jacques Olivier und Louis Marie sind hier in Le Croisic geboren und zwar zur Zeit, als die große französische Revolution in höchster Blüthe stand. Sie sind Kinder zweier Freunde, zweier Salinenarbeiter, deren Freundschaft damals so sprüchwörtlich war, wie es später die Freundschaft ihrer Söhne wurde. Beide Kinder wurden sehr frühe und gleichzeitig verwaist, denn ihre Väter nahmen Theil an der Chouanerie, die man hier ‚den großen Krieg' nennt, und Beide fielen am selben Tage in der Nähe von Nantes von den republikanischen Kugeln. Nur der eine der beiden Knaben, Jean Jacques, hatte noch eine Mutter; diese nahm sofort den andern in ihre Hütte, um auch ihn mit der schweren Arbeit in der Saline zu ernähren. Sie lebte nicht lange unter dieser Last, und Niemand hier in Le Croisic wird Ihnen zu sagen wissen, wie sich die beiden verlassenen Knaben forthalfen, wie sie nicht dem Elende erlagen. Die Zeiten waren derart, daß man die Bewohner Le Croisics, welches damals ein elendes Fischerdorf war, nicht anklagen darf, die verwaisten Kinder ihrem Schicksale überlassen zu haben. Die Chouanerie hatte viele Familien um ihre Väter gebracht, die Kriege der Republik und des Kaiserreichs brachten sie um die jungen, arbeitsfähigen Männer, und die Engländer, die Frankreichs Schifffahrt vernichteten, blokirten alle Küsten und hätten diese auch ohne alles vorhergegangene Elend in Armuth gestürzt. Von den Kindern weiß man nur, daß man sie in jener Zeit immer zusammen gesehen, daß sie fischten, Krebse fingen und dergleichen, daß sie jeden Bissen mit einander theilten und unzertrennlich waren. Endlich, in einem gewissen Alter, findet sich der Eine in einer Schlosserwerkstätte, der Andere hilft einem Fischer, und so ist mit achtzehn oder neunzehn Jahren Louis Marie Schlossergeselle, während Jean Jacques die meisten Nächte auf der See oder in der Loiremündung verbringt. Aber Beide bewohnen noch immer dieselbe Hütte. Sehen Sie, dort links von der Saline stand diese Hütte, die Schlosserwerkstätte da, wo sie jetzt noch steht; Sie können sie von hier aus sehen, denn sie

beherrscht den ganzen Flecken. Aber dort weit nach Osten steht noch eine Hütte, einsam, hart am Meeresufer — gehen wir einige Schritte weiter, und Sie werden auch diese Hütte sehen können. Sie bemerken die vielen Netze, die dort ausgespannt sind; sie ist heute wie damals von einem Fischer bewohnt. Mit diesem Fischer in Gemeinschaft trieb Jean Jaques sein Gewerbe, und dieser Fischer hatte eine Tochter, Anna, die für das schönste Mädchen nicht in der Umgegend, sondern in der ganzen Bretagne galt. Sie wissen, daß in der Bretagne der Volksgesang noch nicht ausgestorben ist, daß er sich jedes schönen oder merkwürdigen Gegenstandes bemächtigt, um ihn in Balladen und Liedern zu verherrlichen. Er wächst aus dem Boden heraus, man kennt äußerst selten die Verfasser der Lieder, aber diese selbst verbreiten sich mit zauberischer Schnelligkeit, und manche von ihnen leben dann, von der offiziellen Literatur kaum gekannt, im Munde des Volkes unsterblich fort. Nun wohl — sehen Sie sich diese Fischerhütte näher an; sie ist von der Poesie verklärt, wie selbst wenige historische Punkte in der Bretagne, und diese Verklärung dankt die unscheinbare Muschel der Perle, die sie in sich geschlossen: jener Anna. Ich will Ihnen, wenn Sie mir morgen zum Kaffee wieder das Vergnügen machen, von meiner Magd einige Lieder singen lassen, deren Gegenstand jene Anna ist. Wenn nun Jean Jacques mit seinem Meister von der See heimkehrte und in jener Hütte von jenem Gegenstande der Poesie empfangen wurde, wenn ihm nach der Oede des Meeres solche Augen entgegenleuchteten, eine solche Wirthin den Tisch deckte — wie sollte ein Herz wie seines widerstehen? Louis Marie, wenn die Schlosserwerkstätte geschlossen war, ging geraden Weges hinaus zum Fischer, um daselbst seinen Freund zu erwarten, und zu seinem Unheil oder zu ihrer beider Unheil, sah er so das schöne Mädchen ebenfalls zu oft. Mit einem Worte, die beiden Freunde hatten das tragische Schicksal, dasselbe Mädchen zu lieben. Nach Allem, was ich von Jean Jacques selbst und von Andern gehört habe, war Anna allerdings ein Geschöpf, das selbst ohne ihre außer-

ordentliche Schönheit alle Liebe verdient hätte. Die sich ihrer erinnern, wissen noch heute von ihrer Anmuth und ihrem vortrefflichen Herzen nicht schön genug zu singen und zu sagen, und es ist auch bezeichnend, daß die Lieder, die auf sie gedichtet wurden, obwohl offenbar von ihrer Schönheit angeregt, gerade von dieser am Wenigsten sprechen, wohl aber von dem Behagen, das man empfand, sobald man in ihre Hütte trat, von ihrer Güte für alle Welt und von allerlei guten Thaten, die sie mit Muth oder mit Selbstverleugnung verrichtete.

„Den beiden Freunden war es bald kein Geheimniß, daß sie beide das Mädchen liebten; damals hatten sie eben noch keine Geheimnisse vor einander; bald aber wurde es Jean Jacques auf offener See unheimlich, wenn er dachte, daß jetzt Louis Marie bei Anna sein könnte, und Louis Marie wurde es in der Schlosserwerkstätte zu heiß, wenn es draußen stürmte und er sich sagte, daß heute die Fischer nicht auslaufen und daß Jean Jacques, mit Anna an demselben Netze strickend, seinen Tag in der Fischerhütte zubringe. Der Eine zog oft vor der Zeit die Netze aus dem Wasser und lenkte eiligst seinen Kahn dem Ufer zu, und der Andere warf oft vor Feierabend Hammer oder Feile hin, um in die Fischerhütte zu eilen. Von der Schlosserwerkstätte aus konnte Louis Marie den ganzen Küstenstrich beobachten; er sah den Kahn, sobald er zum Lande zurückkehrte, und er war an den Strand hinabgeeilt, bevor der Kahn anlegen konnte. Beide Nebenbuhler waren nur ruhig, wenn Jeder den Andern von Anna getrennt wußte, oder wenn sie beide zugleich, Einer den Andern überwachend, bei ihr waren. Jean Jacques sagte mir, er habe viele Leiden erlebt und viel Schreckliches mit angesehen, da er auch den russischen Feldzug mitmachte, aber die traurigste, die ödeste und härteste Zeit seines Lebens sei diese gewesen, als er seinen Freund, den einzigen Menschen auf Erden, der zu ihm gehörte, als seinen Nebenbuhler zu fürchten anfing, ohne zu wissen, welchem von Beiden Anna den Vorzug gab. Aus dieser Furcht wurde bald ein stiller Haß, den sich

beide selbst nicht zu gestehen wagten. Noch wohnten sie zusammen, aber sie legten sich stumm zu Bette, standen stumm auf und gingen von einander und grüßten sich nur, um nicht auch ohne Gruß von einander zu gehen. Louis Marie erinnerte sich plötzlich, daß die Hütte an der Saline nicht ihm gehörte, daß er die Wohlthat, in dieser Hütte beherbergt zu werden, lange genug genossen, und er verließ sie, um eine Dachstube über der Schlosserwerkstätte zu beziehen. Von dieser Dachstube aus sah er noch besser nach der Fischerhütte und überwachte mit noch größerer Bequemlichkeit das Meer. Die Wohnungen der beiden Freunde waren nur durch einen Raum von hundert Schritten getrennt, aber ihnen war schon zu Muthe, als wären sie durch viele Meilen und durch lange Zeiten von einander geschieden.

„Was aber wollte nun Louis Marie in der Fischerhütte, da er den Freund nicht mehr dort erwartete? Jean Jacques sagte sich, daß er nur als sein Freund dahin gekommen war; nunmehr er sich von ihm getrennt und die alte Freundschaft selbst begraben, was hatte er noch dort zu thun? Es schien Jean Jacques eine treulose Heuchelei, daß der Andere noch so that, als ob er seinetwegen dahin käme, und die Eifersucht wuchs in seinem Herzen um so rascher, als er zu so häufigen Trennungen gezwungen war und oft Tage lang auf offener See verbringen mußte, allein mit dieser Eifersucht, allein mit dem Gedanken, daß jetzt Louis Marie glücklich in der Fischerhütte an Anna's Seite sitze. Louis Marie hatte es gut. Er sah den Kahn heimkehren, und er war da, bevor Jean Jacques den Fuß auf die Schwelle setzte. Louis Marie war jedenfalls der Glückliche, er triumphirte, und wie sollte ihm der Einsame draußen auf dem Meere diesen Triumph vergeben? ‚O,‘ rief Jean Jacques aus, als er von diesen Leiden erzählte, ‚was habe ich damals in der Einsamkeit des Meeres, nur von Gott gesehen, durchgemacht! Gewiß, der Kahn wäre eines Tages ohne Fischer von den Wellen ans Ufer gespült worden, ich hätte mich in die Tiefe des Meeres gestürzt, wenn mich nicht die Hoffnung, daß Anna vielleicht doch mich

liebte, und mehr noch — ja, ich gestehe es — wenn mich nicht die Lust nach Rache an meinem Nebenbuhler am Leben erhalten hätte. Er sollte glücklich sein, während ich mich auf öder See herumtrieb! Diese See hatte ich einst geliebt; jetzt haßte ich sie, wie ich überhaupt Alles haßte, nur nicht Anna.'

„Jean Jacques bemerkte es bald, daß Louis Marie seine Heimkehr belauerte, und er richtete sich so ein, daß er in der Nacht heimkehrte. Er ging in seiner Vorsicht so weit, den Kahn nicht an der Fischerhütte anzulegen, sondern in den Hafen zu fahren und von da aus zu Fuß nach der Fischerhütte zu wandern. Er wußte eigentlich selbst nicht, warum er so that; aber auf dem Meere hatte er so vielfache schwarze Gedanken, träumte so manche Möglichkeiten, daß es ihm zu seiner Beruhigung nöthig schien, die Fischerhütte in der Nacht zu überraschen. Es war nach Mitternacht. Sie können den Weg, den er einschlug, von hier aus verfolgen. Obwohl es ziemlich dunkel war, fürchtete er doch, auf seinem Spähergange gesehen zu werden, und er verließ den Pfad, der von Le Croisic geraden Weges zur Fischerhütte führt, und ging, die Ebbe benützend, am äußersten Rande des Ufers hier um dieses kleine Vorgebirge, dann an den Dünen vorbei, dort am Eingange in den kleinen Golf, in dessen Hintergrunde Anna wohnte. Rechts hatte er das Meer, links das genug hohe Ufer und die Dünen, und so konnte er ungesehen wie in einem Laufgraben bis an die Hütte gelangen. Während dieses Weges wurde es ihm immer gewisser, daß er Louis Marie dort finden werde, vielleicht sogar bei Anna in der Stube. Und wenn auch nur in der Nähe der Hütte! — schon dieser Gedanke war hinreichend, ihm das Blut in den Kopf zu treiben. Was hatte er in der Nacht dort zu thun? Und wenn er nichts Anderes da zu thun hätte, als ihn, Jean Jacques, zu überwachen, so reichte Das schon hin. Die Beiden sahen einander längst nicht mehr als Freunde an; sie betrachteten einander, wie sich zwei Bretonen betrachten, die Nebenbuhler sind. Solche zwei Bretonen, wenn sie einander begegnen, fahren beide unwillkürlich mit der

rechten Hand die Seite hinab bis an die Tasche, wo das kurze breite Messer steckt. Mit der Hand an diesem Messer kam Jean Jacques an der Hütte an. Aber da war es so still; nichts war zu hören, als das Gelispel der Welle, die sich weit zurückgezogen hatte, und das leise, feine Rauschen des Nachtwindes, der durch die ausgespannten Netze zog. Jean Jacques ging mehrere Male ums Haus, spähte in jeden Winkel und entdeckte nichts. Dann zog er die Schuhe von den Füßen, stieß leise ein kleines Fenster auf und stieg in das Innere der Hütte. Der Vater war abwesend in Nantes, das wußte er. Desto vorsichtiger mußte er sein, um Anna nicht zu wecken, die ihm den nächtlichen Besuch während der Abwesenheit des Vaters nicht vergeben hätte. Er wußte, was er wagte, aber er konnte nicht anders, er mußte sich beruhigen mit einem Blicke in das ruhige und unschuldsvolle Gesicht der Geliebten. Auf den Zehen schlich er an das Fenster, um die Schürze, die davor hing, abzunehmen und das Mondlicht, das ihm leuchten sollte, hereinzulassen. Dann schlich er an die Vertiefung, eine Art von Koje, in welcher ein alter, zu einem Bette eingerichteter Kahn stand, der Anna zum Lager diente. Da lag sie, fest und gesund schlummernd, und in jedem ihrer Arme lag eines ihrer kleinen Geschwister, denen sie die Mutter ersetzte. Bei diesem Anblicke fuhr Jean Jacques erschrocken zurück. Es war nicht mehr die Angst, sie zu wecken, aber es war ein heftiger Biß seines Gewissens wegen der Gedanken, deren er sich fähig wußte, sobald er von ihr entfernt war. Eilends verließ er die Hütte wieder und lief desselben Weges zurück gegen Le Croisic. Aber dort, wo die Düne sich so sehr aufhäuft und den Weg verengt, stieß er plötzlich mit Jemand zusammen, der ihm eben so eilig entgegen kam. Er wußte im Augenblick, daß es Louis Marie war, mit dem er zusammenstieß, und wie es ihm Gewohnheit geworden war, beim bloßen Gedanken an Louis Marie nach dem Messer zu greifen, so fuhr er jetzt auch im Momente des Zusammenstoßes mit der Hand nach dem Griffe; der ganze Grimm, der ihn vorhin auf dem Wege nach der

Fischerhütte erfüllte, kam verdoppelt zurück, und mit dem Rufe: Elender, gehst du hin, um ihren heiligen Schlaf zu stören? führte er den Stoß gegen seinen ehemaligen Freund.

„Ach, Jean Jacques! ächzte Louis Marie, während er zusammensank.

„Jean Jacques fühlte seine Hand plötzlich von einer großen Wärme übergossen. Er griff mit der andern darnach — es war Blut. Hatte er seinen Freund ermordet? Schon kniete er neben ihm im Sande und blickte in das todtenblasse Gesicht. Louis Marie lag da wie ein Todter, und dieser Anblick wischte Alles weg, was er in diesen letzten Monaten gefühlt und erlebt hatte. Er sah nur noch den sterbenden Freund, die ganze alte Liebe kehrte mit der Kraft der Verzweiflung zurück. Er sprang wieder auf und eilte den Wellen zu, um den Mörder im Ozean zu begraben. Aber vielleicht war der Freund noch nicht todt? In der That hörte er seinen Namen rufen, als ob sein Opfer zu ihm um Hülfe flehte. Er eilte wieder zurück, hob den Blutenden auf seine Arme und trug ihn laufend in seine Hütte, in dieselbe Hütte, in der sie in Elend und in Freundschaft so viele Jahre verlebt hatten.

„Die Blutspuren am Ufer hatte die Fluth am andern Tag getilgt, und so war auch der Haß, war die Eifersucht zwischen den beiden Freunden, zwischen dem Kranken und seinem Wärter, getilgt. Die Wunde war nicht gefährlich und schloß sich bald unter der unausgesetzten Sorgfalt Jean Jaques', und schon nach vierzehn Tagen sah man die Beiden unzertrennlich und vertraut, wie ehemals. Nur gemeinschaftlich gingen sie noch zu Anna, und sie hatten jetzt das Glück gewonnen, Einer dem Andern von seiner Liebe sprechen zu können. Es stand zwischen ihnen fest, daß sie es, in ihr Schicksal ergeben, abwarten wollten, welchen von Beiden Anna wählen würde. Aber wie sollte sie wählen, da sie die Liebe Beider kannte und ihre neue Freundschaft durch die Wahl wieder zu zerstören fürchtete? Sie schwieg; auch die beiden Freunde schwiegen ihr von ihrer Liebe, und so verstrich eine lange glückliche und unglückliche Zeit.

„Da kam der Kaiser wieder mit seinen nicht enden wollenden Aushebungen. Die große Armee, der Feldzug nach Rußland wurde vorbereitet. Beide Freunde mußten nach Nantes zur Ziehung. Andern Tages kamen sie Beide gleich traurig zurück; Jean Jacques hatte eine gute, Louis Marie eine schlechte Nummer gezogen. Eine schlechte Nummer bedeutete in jener Zeit beinahe so viel wie ein Todesurtheil. Sie kamen auf ihrem Kahne zurück und landeten, wie sie es versprochen hatten, vor der Fischerhütte. Anna stand erwartend vor der Thüre. Mit angestrengten Augen sah sie den Ankommenden entgegen und wartete nur so lange auf der Schwelle, bis sie so nahe waren, daß sie die Nummern auf ihren Hüten erkennen konnte. Dann erhob sie die Arme, schlug die Hände zusammen und eilte in die Stube zurück. Die beiden Freunde eilten ihr nach und fanden sie bewußtlos auf dem Boden liegend. Louis Marie wollte sie aufheben, aber Jean Jacques hinderte ihn daran, zog seine Hände mit sanfter Gewalt zurück und ihn selbst wieder hinaus vor die Thüre. Nun, sagte er lächelnd, obwohl mit blassem Gesichte und mit zitternder Stimme, nun bedarf es keiner weitern Erklärung; nun wissen wir, welchen von Beiden sie liebt. Du, Louis Marie, darfst jetzt nicht fort, du mußt bei ihr bleiben, sie heirathen und sie glücklich machen. Du mußt einen Stellvertreter haben.

„Einen Stellvertreter! sagte der Andere achselzuckend, und er hatte Recht, die Achsel zu zucken. Ein Stellvertreter wurde in diesen blutigen Tagen mit Tausenden von Franken bezahlt, und er hatte gerade so viel, als er als Schlossergeselle verdiente. Der Stellvertreter, sagte Jean Jaques, ist gefunden.

„Wozu soll ich Ihnen, fuhr der Doktor fort, noch weiter auseinandersetzen, welch ein Opfer Jacques dem Freunde und der Geliebten brachte — genug, er zog für ihn in den Krieg, nachdem er sich hatte versprechen lassen, daß Freund und Geliebte sich bald verheirathen und in Liebe seiner gedenken werden.

„Es beginnt jetzt im Leben Jean Jacques' eine große Odyssee, die aber nicht zu unserer Geschichte gehört, eine Odyssee, wie

sie damals viele Söhne Frankreichs durchzumachen hatten. Er war in Rußland und kam mit dem Leben davon; er machte die deutschen Feldzüge, die französischen und dann die hundert Tage mit. Nach dem zweiten Sturze Napoleons verbrachte er den Rest seiner Dienstjahre in entfernten Garnisonen. Seine acht Jahre waren um, und er hätte wieder heimkehren können, aber er wußte, daß seine Liebe zu Anna dieselbe war, wie ehemals, und er traute sich den Muth nicht zu, nicht die Stärke, sie in den Armen eines Andern sehen zu können. Er wußte, daß sie glücklich waren, und er hatte sich geschworen, nicht heimzukehren, so lange er noch einen Funken von Liebe in seinem Herzen fühlte. Wie ein Gespenst verfolgte ihn die Erinnerung an die Zeiten, die er in Haß und Eifersucht auf offener See verbrachte; an jene Gefühle, die ihn so weit brachten, daß er eine mörderische Hand gegen seinen Freund erhob. Er war sich Dessen bewußt, daß er aller dieser Gefühle noch heute fähig war, denn sie wurden in der Erinnerung eben so lebendig, wie sie es damals gewesen. Nach abgelaufener Dienstzeit war es ihm als einem Fischer von den Küsten der Bretagne leicht, in die königliche Marine aufgenommen zu werden, und als Seemann machte er mehrere große Reisen in die verschiedensten und entferntesten Länder der Erde mit. Auch diese Dienstzeit war vorüber, und dieselben Ursachen hielten ihn noch immer von der Heimat ferne. Wie sehr er sich sehnte, die Küsten der Bretagne wieder zu sehen, die er vor so langer, langer Zeit verlassen, dennoch zog er es vor, mit der Besatzung am Senegal zu bleiben, wo Frankreich, das so viele Kolonien verloren hatte, sich zu befestigen und eine neue Kolonie in Blüthe zu bringen suchte.

„So waren seit seiner Trennung von dem Freund und der Geliebten über zwanzig Jahre verstrichen. In Frankreich hatte sich indessen viel geändert; die Bourbonen waren verjagt, und der Krieg gegen Algier wurde von der neuen Regierung mit Kraft fortgesetzt. Jean Jacques war noch immer Soldat und wünschte an diesem Kriege gegen die Barbaresken theilzunehmen.

Er erhielt die Erlaubniß, kam nach Algier und schlug sich tapfer in verschiedenen Gefechten. Dort aber erhielt er die Nachricht von dem Tode Anna's und von dem Trübsinn, in welchen Louis Marie seit ihrem Tode versunken war. Wie ihn diese Nachricht erschütterte, darüber sagte mir Jean Jacques kein Wort. Er ist nicht der Mann, um über Dergleichen zu sprechen. Aber er nahm seinen Abschied und eilte nach Le Croisic zurück.

„Er fand Louis Marie nicht mehr im Orte. Die neue Einrichtung des Leuchtthurmes hatte es nothwendig gemacht, dem einen Wächter einen Mechaniker oder Schlosser beizugeben, der die nothwendigen Verbesserungen sogleich vornehmen könne. Louis Marie war gleich bereit, sich in die Einsamkeit des Leuchtthurmes zurückzuziehen, und er bekam diese Stelle sehr leicht, da er nicht einen einzigen Mitbewerber hatte. Welcher Arbeiter, der sich auf dem Festlande ehrlich ernähren kann, wird sich freiwillig in diese schreckliche Gefangenschaft begeben? Aber Louis Marie hatte auf dem Festlande nichts mehr zu suchen; denn dieses hatte für ihn nur noch ein Grab, das sein Weib und ein Kind umschloß. Jean Jacques kam mit dem Grade eines Sergeant-Major zurück, außerdem mit einem Orden und den ehrendsten Zeugnissen. So ausgestattet, hatte er die Wahl unter den besten Stellen, die man alten und verdienten Soldaten aufbewahrt. Auch bewarb er sich sofort um eine derselben in Nantes, um eine sorgenlose einträgliche und ruhige Stelle, die ihm auch sogleich gewährt wurde. Aber einmal im Besitze derselben, bot er dem Leuchtthurmwächter, dem Gefährten Louis Marie's, ebenfalls einem alten Soldaten, einen Tausch an, den dieser natürlich anzunehmen sich beeilte. Jean Jacques bezog also den Leuchtthurm, um seinem alten Freunde Gesellschaft zu leisten, und da sitzen nun die beiden alten Knaben seit zwanzig Jahren.

„Fragen Sie mich nun, wie die Beiden die unendlich lange Zeit da verbringen, so ist die Antwort einfach diese: Louis Marie

erzählt von seinem gestorbenen Glücke, und Jean Jacques hört zu — so treiben sie es seit zwanzig Jahren und werden dieses Treibens nicht müde und empfinden die Last der Einsamkeit nicht im Geringsten. So haben sich Beide noch so viel des Glückes gerettet, als sie zu empfinden im Stande sind, als sie Beide überhaupt noch wünschen."

Nein.

Der österreichische Regierungsrath Joseph v. Wipplingen war ein dunkler Ehrenmann, der mit den Kämpfen und Schwierigkeiten des Beamtenlebens auf so anständige Weise als möglich fertig zu werden suchte. Er war rechtschaffen genug, um aus seinem Amte nicht mehr herausschlagen zu wollen, als den gesetzlichen Gehalt, und hatte doch eine Familie von sechs Kindern zu ernähren — abgesehen davon, daß er der Würde seiner Stellung und den Konvenienzen manches kostspielige Opfer bringen mußte. So legte er sich denn von jeher auf eine anstandsvolle Sparsamkeit, nicht um einen Nothpfennig zu erübrigen, sondern um im gegebenen Falle bei der Versorgung seiner Kinder irgendwie, und sei es mit noch so Wenigem, beispringen zu können, und er leistete das Unglaubliche. Nach einer dreißigjährigen Beamtenlaufbahn hatte er an zwanzig tausend Gulden zurückgelegt, welche in Verbindung mit den dreißig Tausend, die ihm seine verstorbene Selige zugebracht, das schöne Sümmchen von fünfzig tausend Gulden Konventionsmünze ausmachten. In seinem Sparsamkeitssystem, in Aufrechthaltung eines anstandsvollen äußeren Scheines wie in Erziehung seiner Kinder wurde er durch seine älteste Tochter Therese, ein kaum neunzehnjähriges Mädchen, aufs Kräftigste unterstützt. Sie ersetzte den jüngern Geschwistern die nunmehr seit vier Jahren verstorbene Mutter; sie ersparte viel Unterrichtshonorar, indem sie ihr schönes, halb mit natür-

licher Wißbegierde, halb mit vollem Bewußtsein aus Rücksicht für die jüngern Geschwister erworbenes, reiches Wissen zur Belehrung derselben benützte; sie endlich leitete den ganzen Haushalt so, daß er bei aller Einschränkung diese nicht fühlbar machte und sich mit Ehren vor der Welt sehen lassen konnte. Es war ein vortreffliches Mädchen, und die entfernte Wohnung in der Reißnergasse, einer unvollendeten Straße der Vorstadt Landstraße, die eben aus ökonomischen Rücksichten gewählt worden, war kein Scheffel ihres Lichtes. Man kannte sie und ihre Vorzüge in der Residenz, besonders in der höhern Beamtenwelt, zu der sie gehörte. Freilich trug zu diesem rühmlichen Bekanntwerden die schöne Hülle ihrer Tugenden viel bei, denn bei Therese hielten die äußeren Vorzüge den inneren das Gleichgewicht; sie war eben so schön, als sie ein vortrefflicher Charakter war. Eine fortwährende ernste Beschäftigung, ein inhaltsvolles Leben, Sorgen und Arbeit ließen jene Eitelkeit nicht aufkommen, die der Schönheit mehr schadet, als sie ins Licht stellt, und gaben ihrem Auftreten eine gewisse Ruhe und Würde, die Demjenigen, dem sie gefiel, auch zugleich jene Bürgschaft und Beruhigung für die Zukunft bot, die man einer Schönheit gegenüber immer zu haben wünscht.

Es ist natürlich, daß Theresens Werth in der Familie und im Kreise der intimsten Freunde, die ihr Wirken und Entsagen mit ansahen, zuerst gewürdigt wurde. Nächst ihrem Vater, der sie wahrhaft hochschätzte, sie wie ein dankbarer Freund behandelte, sie gewähren ließ und bei jeder wichtigen Familienangelegenheit zu Rathe zog, war es ein junger Ingenieur Namens Edmund Siebold, der sich von aufrichtigster Verehrung zu ihr hingezogen und von ihr entfernt fühlte. Edmund stand ehemals unter der Vormundschaft des Regierungsraths und wurde im Hause wie ein naher Anverwandter behandelt. Je weniger Geheimnisse man vor ihm hatte, desto mehr war er im Stande, Therese zu beurtheilen, und alles Lob, das man ihr spendete, zwang ihm nur ein Lächeln ab, das so viel sagen wollte, als: Wenn ihr sie

erst kennen würdet, wie ich! Edmund war kaum fünfundzwanzig Jahre alt, und es war natürlich, daß sich die anziehende und entfernende Verehrung, ehe er sich dessen versah, in Liebe verwandelte. Diese Entdeckung machte ihn beinahe unglücklich. Er war arm; die kleine Erbschaft, die ihm seine Eltern hinterlassen, war auf die praktische Erziehung, die ihm Herr v. Wipplingen hatte geben lassen, verwendet worden, und er konnte Theresen nicht das Loos bieten, das sie verdiente; und wenn er es gekonnt hätte — seine Bescheidenheit sagte ihm, daß er ein solches Weib nicht verdiene; daß ihre Hand von einem gerechten Schicksal einem ganz anderen Manne, einem mit ganz anderen Glücks- und Geistesgaben ausgestatteten Glücklichen aufbewahrt sein müsse. Er schwieg, und weder er noch irgend Jemand aus der nächsten Umgebung Theresens hätte sagen können, ob sie seine Neigung jemals errathen habe oder nicht.

Indessen wurde Therese, wie sich zeigte, auch bald in weiteren Kreisen anerkannt. Mit Genugthuung bemerkten ihre Freunde, mit Neid verheirathungslustige Mütter, welche Töchter zu vergeben hatten, aber Niemand mit Verwunderung, daß Baron Oskar v. Bäumen Theresen überall auszeichnete, und bald erfuhr man, daß er sich, nachdem er sie auf mehreren Soiréen gesehen und gesprochen, dem Regierungsrath vorstellen und in sein Haus einführen ließ. Oskar v. Bäumen war eine der glänzendsten Partieen dieser ganzen höheren Beamtenwelt. Er war ein hübscher Mann, von feiner Bildung, ausgezeichneten weltmännischen Manieren, erfreute sich des Rufes der besten und geordnetsten Lebensweise, war bei seinen Vorgesetzten bis zum Minister hinauf sehr angesehen und stammte aus einer adeligen Familie, in der seit Generationen die glänzendsten Laufbahnen gewissermaßen erblich waren. Letzteres war natürlich, da jeder junge Mann dieser Familie, der seine Laufbahn begonnen, schon einen Vater, etwelche Onkels und, was mehr ist, verschiedene Tanten in jenen Regionen vorfand, in welchen Aemter und Gnaden ausgetheilt werden. Es war übrigens eine Ueber-

lieferung, daß jeder Bäumen, bevor er sein Dienstjubiläum feiert, es wenigstens zum Staatsrath gebracht haben müsse, und der junge Bäumen, der noch als unbesoldeter, überzähliger Praktikant im Bureau saß, wurde selbst von seinen Vorgesetzten, der Zeit, die bald kommen mußte, vorgreifend, so behandelt und betrachtet, als ob er sie im Avancement bereits überholt hätte. Bei Oskar v. Bäumen kam noch Das hinzu, daß er von seiner Mutter ein schönes Vermögen besaß und daß er der bestimmte Erbe einer reichen Tante war, die ihn mit Stolz ihren Neffen nannte.

Kein Wunder, daß Therese glücklich geschätzt wurde, als dieser junge Mann mit den schönsten Aussichten sich um sie zu bewerben begann. Der alte Regierungsrath schwelgte in der Freude, seine Tochter so anerkannt, ihr bisheriges mühe- und entsagungsvolles Leben so gekrönt zu sehen, und nebenbei noch in dem Gedanken, daß durch eine solche Verbindung auch für seine andern Kinder gesorgt sei. Therese freute sich an der Freude ihres Vaters, die dieser nicht verhehlen konnte; die Liebe eines jungen Mannes, den alle Welt lobte, ja bewunderte, that ihr wohl; sie war ihm in ihrer Bescheidenheit dankbar, und da sich bei ihr jedes Gefühl stark ausdrückte, zweifelte sie auch keinen Augenblick, daß diese Dankbarkeit Liebe sei. Nur Einer wurde in seinem Innern immer trauriger, je lauter er seine Freude über Theresens Glück äußerte. Am Tage, da sich Therese mit dem Baron Oskar v. Bäumen verlobte, kündigte Edmund der Familie an, daß er die Ingenieurstelle, die sich ihm bei einer englisch-mexikanischen Gesellschaft angeboten, angenommen und daß er in den nächsten Tagen nach Mexiko abgehen werde. Dieses that er auch, nicht ohne ein, mit einem Theile des vorausbezahlten Reisegeldes gekauftes schönes Hochzeitsgeschenk für Therese zurückgelassen zu haben. Umsonst hatte ihm der Regierungsrath vorgestellt, daß es jetzt überflüssig geworden, sein Glück in der Ferne, von den Freunden getrennt, jenseits des Ozeans zu suchen, da er mit der Protektion der Familie Bäumen nun auch daheim

seinen Weg machen könnte — er lächelte, schüttelte verneinend den Kopf und reiste ab.

Am Verlobungstage selbst, nachdem die ersten Stunden freudigsten Rausches vorüber waren, zog der Regierungsrath seinen künftigen Eidam aus dem Kreise der vielen versammelten beiderseitigen Anverwandten von der Seite seiner Braut und führte ihn sanft am Arme hinter einen Fenstervorhang. Nachdem er ihn noch einmal umarmt und ihn seinen lieben Schwiegersohn genannt, sagte er lächelnd: „Nun müssen Sie mir, lieber Oskar, auch erlauben, Ihnen von etwas Positivem, Prosaischem zu sprechen, auf die Gefahr hin, daß Ihnen dadurch die Feier dieses Tages und die Reinheit Ihres Gefühles in etwas entweiht schiene. Aber wir leben ja einmal in einer irdischen Welt, und das Irdische muß berücksichtigt werden. Glauben Sie nicht, lieber Oskar, daß ich Ihnen da ein ganz mittelloses Mädchen ohne alle Mitgift gebe. Freilich kann ich Ihnen leider nicht eine Summe nennen, die im Verhältniß zu den Ansprüchen stände, die Sie zu machen berechtigt sind, aber etwas habe ich denn, Gottlob, doch erspart, und meine Therese bekommt zwanzigtausend Gulden mit, zwanzigtausend Gulden Konventionsmünze, in guten, zinstragenden Papieren, die in meinem Sekretär bereit liegen." —

Oskar drückte die Hand, welche die seine hielt, schien aber der Mittheilung des Regierungsrathes keine große Aufmerksamkeit zu schenken; er sah während der Rede am Vorhange vorbei immer auf seine schöne Braut und kehrte auch, ohne weiter ein Wort zu sagen, nachdem er den Schwiegervater noch einmal angelächelt, zu dieser zurück. Dem Regierungsrath war es zwar im Grunde lieb, den Bräutigam so verliebt und für die Geldangelegenheit so theilnahmlos zu finden, indessen hätte er doch gewünscht, ihn etwas länger dabei verweilen und die Mitgift mit einem Worte gewürdigt zu sehen. Ihm waren zwanzig tausend Gulden eine große Summe, und es hatte ihn keinen geringen Entschluß gekostet, einem seiner sechs Kinder einen so großen, unverhältnißmäßigen Theil seines Vermögens mitzugeben. Er mußte

sich alle Verdienste Theresens um ihn und um ihre jüngeren Geschwister vergegenwärtigen, und er mußte sich sagen, daß die Verbindung mit der Familie v. Bäumen den andern Kindern ein Vermögen ersetze, ehe er sich entschloß, diese zu Gunsten der ältesten Schwester so sehr zu übervortheilen, ja zu berauben. Das Opfer, das er an Geld und Selbstüberwindung brachte, hätte er gerne ein wenig anerkannt gesehen. Aber vielleicht, so tröstete er sich, war dieses doch der Fall. Oskar war etwas verschlossen, kein Mann von vielen Worten, und der Regierungsrath beredete sich, daß der Händedruck, mit dem er von ihm Abschied nahm, um zu Theresen zurückzukehren, Alles ausdrückte, was er gesagt wünschte.

Für Therese begann mit ihrer Verlobung eine außerordentlich bewegte Zeit. Zuerst hatte sie mit ihrem Bräutigam bei seinen zahllosen Verwandten, bei den intimsten Freunden und bei seinen Vorgesetzten Besuche abzustatten. Dieses gethan, hatte sie eben so viele Besuche zu empfangen. Dann folgte Einladung auf Einladung, zu Diners, zu Soiréen, zu ländlichen Festen, die man dem Brautpaare zu Ehren gab. Jeder Anverwandte wollte es bei sich gesehen haben, und viele Bekannte wollten sich der Freundschaft des künftigen Ehepaares versichern; besonders zuvorkommend war man überall gegen die Braut, denn Niemand zweifelte, daß dieses praktische, verständige und dabei so schöne Mädchen eine sehr einflußreiche Frau geben werde. Therese ließ sich mit Glück und Behagen in diesem Freudenstrome schwimmen und fortreißen. Die Zuvorkommenheit, die Liebe, mit der man ihr überall entgegenkam, beleuchtete ihr die Welt mit den schönsten Lichtern, und nicht nur der Bräutigam, Jedermann bemerkte, daß sie in diesem Leben von Tag zu Tage schöner wurde. Das stille Zusammensein von Braut und Bräutigam, das sie sich in ihren Mädchenträumen so schön ausgemalt hatte, fehlte freilich, aber das lärmende Glück ließ die Erinnerung an diese Träume kaum aufkommen, und wenn sie manchmal doch auftauchte, ergab sie sich in die Nothwendigkeit und schob die Verwirklichung jener

Wünsche, wie Das mit Idealen meistens geht, in die ersten Wochen ihrer Ehe. Manchmal mußte sie sich auch gestehen, daß sie ihren Verlobten nicht so genau kannte, wie sie ihren künftigen Mann zu kennen wünschte, und Das beunruhigte sie. Aber sie machte sich Vorwürfe darüber, sie kam sich undankbar und hypochondrisch vor: die ganze Welt legte ja das günstigste Zeugniß für ihn ab, war seines Lobes voll, und sie wußte Hunderte von Mädchen, die ihn geheirathet haben würden, ohne je ein Wort mit ihm gesprochen zu haben. Wie süß wird es sein, welche schöne Momente sind ihr noch vorbehalten, wenn sie in der Ehe eine gute Eigenschaft nach der andern an ihm entdeckt!

Sie war zu entschuldigen, daß ihr bei solchem Leben und solchen inneren Vorgängen manche Einzelnheiten in ihrer nächsten Umgebung entgingen, für die sie sonst das schärfste Auge gehabt haben würde. So bemerkte sie nicht, daß ihr Vater, der Regierungsrath, indessen manchen schweren Moment durchzumachen hatte. Den guten Mann hatte es schon einen harten Kampf gekostet, als er sich zu einer Mitgift von zwanzigtausend Gulden entschloß; nunmehr lernte er noch die glänzende, innere Einrichtung und den Luxus der Frauen in der Familie Bäumen kennen, und er sah ein, daß die Ausstattung Theresens, wenn sie in diese Familie ohne Demüthigung eintreten sollte, wenigstens in einem annähernden Verhältnisse zu deren Lebensweise stehen müsse. Seine Schwester, eine ältere Wittwe, hatte ihn auf diesen Umstand aufmerksam gemacht, und er übergab ihr mit einigem Seufzen eine schöne Summe, die sie hinter dem Rücken Theresens zu dem bestimmten Zwecke verwenden sollte, da er wußte, daß sich diese einer solchen Ausgabe widersetzen würde, und er sie doch für nothwendig hielt. Das Geld war für Kleider, Mäntel, Hüte, Spitzen bald verausgabt, da die Tante der Ehre ihres Hauses es schuldig zu sein glaubte, vor Allem für den Luxus zu sorgen, und so war der Regierungsrath gezwungen, eine zweite Summe zur Anschaffung des Nothwendigsten beizubringen; dieser zweiten Summe mußte noch ein kleiner Zuschuß folgen, da die Tante

dutzendweise einkaufte, und es ihr unmöglich war, über die festgestellte Gränze nicht hinauszugehen. Nach diesem hatte sie noch mancherlei Gedanken, deren Ausführung sie für unbedingt nothwendig, für geboten hielt, aber dießmal war der Regierungsrath unerbittlich; ja er hatte Charakterstärke genug, Waaren, die ihm auf Anstiften der Tante, mit und ohne quittirte Rechnungen ins Haus geschickt wurden, unbarmherzig zurückzuweisen. Er hatte seine Rechnung gemacht; er sah sich von der Tante mit der Ausstattung tief ins vierte Tausend hinein fortgerissen.

Aber auch Oskar hatte Tanten, meist reiche Frauen, welche die Bezugsquellen für weiblichen Staat genau kannten und erstaunlich oft „Gelegenheiten" fanden, kostbare Artikel so „billig" einzukaufen, daß es Sünde gewesen wäre, diese Gelegenheiten unbenützt zu lassen. Sie hielten es für Pflicht, solche „Gelegenheiten" für den armen Regierungsrath, der auf Dergleichen nicht viel verwenden konnte, zu benützen, und für ihn einzukaufen, oder ihm die „Gelegenheiten" ins Haus zu schicken, zugleich mit der Versicherung, daß man ihm hier einen Dienst leiste und daß eine Dame in einer Stellung, wie sie Therese einzunehmen bestimmt sei, ohne diese Pelerine, eine solche Mantille, solche Spitzenkragen, solches Collier unmöglich bestehen könne. Den Damen der Familie Bäumen gegenüber war er voll falscher Scham; er fürchtete, als Knauser zu erscheinen und sie durch Abweisung ihrer Gefälligkeit gegen seine Tochter einzunehmen; er dankte für so viel Mühe und Sorgfalt, nahm das Ueberschickte an, bezahlte und sah bald, daß die Kosten der Ausstattung weit mehr betrugen, als ein Viertheil der Mitgift. Endlich blieben noch die Kosten der Hochzeit, die, obwohl nicht glänzend, doch bei der zahlreichen beiderseitigen Familie, die geladen wurde, sehr kostspielig ausfallen mußte.

Der bestimmte Tag rückte bei den vielfachen Beschäftigungen und bei dem Leben voller Feste so rasch heran, daß man kaum zur Besinnung kommen konnte. Plötzlich war man am Vorabend des Hochzeitstages.

Therese, als Braut und Hausfrau zugleich, hatte an diesem Tage so viel zu thun, daß sie ihrem Verlobten, der auch heute, wie jeden andern Tag, zum Besuche kam, im Vorzimmer kaum die Hand drücken konnte und ihn sofort mit sanfter Gewalt in das „Sitzzimmer," wie man in Wien sagt, drückte und ihn bat, daselbst ruhig zu sitzen und abzuwarten, ob sie vielleicht fünf Minuten für ihn finden würde. Oskar fragte, ob der Vater zu Hause sei, er habe Wichtiges mit ihm zu sprechen.

„Was ist es?" fragte Therese, „darf ich es wissen?"

„Nein, mein Engel, es gibt Dinge, die nur zwischen Männern abzumachen sind und mit denen man das zarte weibliche Gemüth nicht behelligen soll."

Oskar sagte diese Worte mit einem Lächeln und streichelte ihr dabei die Scheitel mit einer kalten Zärtlichkeit, daß ihr das Blut in den Adern stockte und sie plötzlich ein ungewohntes, unregelmäßiges Herzklopfen verspürte. Sie wußte nicht, warum? Aber sie fühlte sich mit einem Male in einer kühlen Atmosphäre, die sie schon manchmal aus den Worten, dem Lächeln, dem zurückhaltenden Benehmen Oskars angeweht hatte. Sie wollte nicht weiter darüber grübeln — war es nicht auch zu spät? Wie um sich selbst zu beruhigen, küßte sie ihren Bräutigam, führte ihn an die Thüre ihres Vaters und ging wieder an die Arbeit.

Der Regierungsrath trat seinem Schwiegersohn mit dem gewohnten freundlichen Gesicht entgegen. Alle seine Sorgen waren dahin, alle seine Opfer waren vergessen, wenn er den jungen Mann sah, der seine Tochter glücklich zu machen und die anderen Kinder in seinen mächtigen Schutz zu nehmen bestimmt war. Indessen bemerkte er doch bald, daß sich Oskar mit mehr als gewohnter Förmlichkeit hinsetzte, und daß sich in dem Benehmen des frühreifen, sonst so sehr gewandten jungen Weltmannes eine gewisse Befangenheit ausdrückte.

„Was ist Ihnen, Oskar?" fragte er theilnehmend, „es ist mir, als ob Sie etwas drückte."

„Drückte?“ wiederholte Oskar, indem er in den Hut sah, den er in der Hand behalten. „Nein! — doch, ja —“

„Sprechen Sie!“ munterte der Regierungsrath auf, „was ist es? Ich hoffe, Ihr Vertrauen so weit zu verdienen, daß Sie an einem Tage, der —“

„O!“ fiel ihm Oskar ins Wort, als ob er sagen wollte, daß sich Alles, was der Regierungsrath von Vertrauen und Dergleichen sprechen wollte, von selbst verstehe. „O, davon ist nicht die Rede, aber es handelt sich um einen so zarten Gegenstand, daß Mißverständniß, Verkennung, falsche Auslegung beinahe unvermeidlich — Worte können so leicht mißdeutet werden — es ist so schwer, für manche Dinge das rechte Wort —“

„Darüber,“ erwiderte der Regierungsrath verbindlich, „darüber bin ich bei Ihnen unbesorgt.“

Oskar blieb ernst und sagte: „Wenn ich sprechen soll, so bitte ich vor Allem um Ihr Wort, daß Sie mich nicht verkennen wollen — Sie würden mir das größte Unrecht thun, wenn Sie mich nach dem äußern Schein und gewissen hergebrachten Moralsätzen beurtheilen wollten, gewiß, das größte Unrecht — ich spräche dann lieber nicht und ließe Alles beim Alten.“

„Sie machen mich immer begieriger und, ich gestehe es, unruhig. Sprechen Sie,“ bat der alte Mann, „und ohne Scheu — ich werde Sie gewiß nicht verkennen.“

„Vergessen Sie nicht, lieber Schwiegerpapa, daß Sie mich ermuthigen und daß ich lieber geschwiegen hätte.“

Der Baron sah wieder in den Hut, dann hob er den Kopf und sagte: „Sie wissen, lieber Schwiegerpapa, daß ich mit meiner Zukunft zum größten Theil von meiner alten Tante, der Staatsräthin Frau von Wiedersbach, abhänge. Sie liebt mich, sie macht mich zu ihrem Universalerben — es ist eine gute, vortreffliche Frau, aber sie hat so ihre Grillen; zu diesen gehört auch, daß sie von mir eine sehr große Idee hat, daß ich ihr immer nicht genug anerkannt werde, daß sie immer fürchtet, mich in Zukunft nicht genug hochgeschätzt zu sehen.“

„Das sind tantliche Grillen, die man vergeben muß,“ begütigte der Regierungsrath, da Oskar seine Stirne in Falten legte.

„Ja wohl,“ bestätigte dieser, „mir aber bereiten sie manche Unannehmlichkeit, manche Verlegenheit, wie z. B. im jetzigen Augenblicke, am Vorabende meines Glückes.“

„Wie so? womit?“ fragte Herr von Wipplingen.

Anstatt eine direkte Antwort zu geben, fuhr sich Oskar über die Stirne und fragte zurück: „Haben Sie mir, lieber Schwiegerpapa, haben Sie mir an meinem Verlobungstage nicht von einer Mitgift gesprochen?“

„Ganz wohl,“ antwortete der Regierungsrath, wo möglich noch aufmerksamer als bisher, „ich sagte Ihnen, daß ich meiner Tochter eine Mitgift von zwanzig Tausend Gulden zugedacht habe.“

„Es war mir so,“ versicherte Oskar; „obwohl ich damals nur mit halbem Ohre hörte, was Sie mir zu sagen die Güte hatten, so war es mir doch, als hätten Sie diese Zahl ausgesprochen, und diese Summe nannte ich auch meiner Tante.“

„Nun? — und —?“ fragte der Regierungsrath gespannt.

„Es war erst gestern,“ fuhr Oskar fort und fügte lächelnd hinzu: „Sie können nicht glauben, wie entrüstet, wie empört, ja, um die ganze Wahrheit zu sagen, wie wüthend die gute Frau wurde.“

„Wüthend? worüber? gegen Wen?“

„Gegen mich, gegen Sie, gegen Theresen, gegen die ganze Welt. Sie sah in dieser Mitgift eine Beleidigung gegen mich, gegen die ganze Familie, eine Verkennung meines Werthes, meines Namens, meiner Stellung — ich sagte Ihnen ja, es ist eine ihrer Grillen, die leider nicht auszurotten sind und unter denen ich am Meisten zu leiden habe. Sie zählte alle reichen Erbinnen her, die ich hätte heirathen können, und die Summen, die sie mir mitgebracht hätten, und sie schloß mit der Drohung, die Tante, daß sie mich künftig für nichts achten wolle, daß sie

mich gewiß enterbe und meiner Carrière alle möglichen Hindernisse in den Weg stellen wolle, wenn ich mir diesen ‚Affront‘ gefallen lasse.“

„Affront! Affront!“ wiederholte der Regierungsrath, indem er vom Stuhle aufsprang, „von einem Affront wäre nicht die Rede, wenn der erste Mann im Staate ein Mädchen wie meine Therese aus dem Gassenstaube auflesen würde.“

„Das ungefähr,“ versicherte der junge Baron, „habe ich ihr, wenn auch nicht mit denselben Worten, doch dem Sinne nach, auch erwidert.“

„Das hoffe ich!“ sagte der Regierungsrath, indem er vor Oskar stehen blieb, fest und stolz. „Und sie?“ fragte er dann, „was sagte sie darauf, die Tante?“

„Sie blieb bei ihrem Ausspruch und betheuerte, daß sie keine Macht der Welt davon abbringen solle.“

„Und Sie, Oskar,“ sagte der Regierungsrath, „haben ihr darauf ihre Erbschaft vor die Füße geworfen, Sie haben ihr gesagt, daß Ihnen Theresens Liebe mehr werth sei, als alle Erbschaften, daß ein Mann von Ehre ein Mädchen, das er bereits aller Welt als seine Braut vorgestellt, das er morgen heirathen soll, nicht aus Rücksicht auf —“

„Seien Sie gewiß, Herr Regierungsrath,“ fiel ihm hier Oskar ins Wort, „ich weiß es, was ich in diesem Falle zu sagen und zu thun habe — aber bedenken Sie, Herr Regierungsrath, ich hätte hier durch mein Thun und Sprechen nicht mein alleiniges Schicksal entschieden. Ich hänge von der Tante ab, von mir aber hängt das Schicksal mehrerer Geschwister und armer Anverwandten ab — o, Sie ahnen nicht, was ich seit gestern litt, was ich noch leide, wie ich von Allen bestürmt, gedrängt, mit Vorwürfen überhäuft wurde —“

„Wo hinaus wollen Sie?“ fragte der Regierungsrath kurz.

„Nach einer schlaflosen Nacht beschloß ich, Sie zu bitten — die Tante ging endlich auf meine Vorstellungen ein und versprach, sich dabei zu beruhigen, wenn ich es bei Ihnen durch-

setze — die Tante meint, Sie sollen die Mitgift verdoppeln, sonst dürfe und könne aus dieser Verbindung nichts werden."

„Nimmermehr!" rief Herr von Wipplingen entschieden.

„Sie sagten?" fragte Oskar.

„Ich sage, daß Dieß nie der Fall sein wird! Ich wäre ein Räuber, ein Dieb an meinen andern Kindern."

Oskar erhob sich. „Sie sehen ein," sagte er, während er den obersten Knopf seines Ueberrocks zuknöpfte, „daß ich meines eigenen Glückes wegen nicht das Schicksal meiner Geschwister aufs Spiel setzen darf — es ist auch die Frage, ob ein Mann das Recht hat, sich eine Laufbahn verderben zu lassen, auf der er Gutes stiften, seinem Fürsten und seinen Mitbürgern nützlich sein könnte. — Ich bedaure — ich muß dieses Opfer bringen — ich wäre mit Theresen gewiß glücklich gewesen."

So sprechend, stand Oskar schon an der Thüre und hielt die Klinke in der Hand.

Der Regierungsrath sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. „Warten Sie, bleiben Sie!" rief er ängstlich, „lassen Sie mir Zeit, mich zu fassen, zu überlegen. Es ist entsetzlich! Ich verstehe noch nicht —".

Oskar wartete, blieb aber an der Thüre stehen. Der Regierungsrath lief indessen in der Stube nach allen Richtungen auf und nieder und wischte sich fortwährend den Angstschweiß von der Stirne. Nur einzelne Worte kamen stoßweise über seine Lippen, wie: „Entsetzlich — armes Kind! — Es ist infam!" — die verriethen, was in ihm vorging, die aber Oskar nicht zu hören schien oder, da sie mehr gemurmelt als gesprochen waren, wirklich nicht hörte oder nicht hören konnte. Zuletzt sank er in seinen Arbeitsstuhl und ließ, müde und aufgegeben, das arme graue Haupt auf die Brust sinken. Eine Verbindung, die durch Monate sein ganzes Glück gemacht hatte, sollte nun zu nichte werden! Wie sollte er sich von all den schönen Plänen, die er daran geknüpft hatte, trennen und sich an den neuen Gedanken gewöhnen? Seine arme Tochter, sein geliebtes Kind, war vor

den Augen der Welt bloßgestellt; die Leute, die immer für die Glücklichen und Mächtigen Partei nehmen — besonders in dieser Schichte der Gesellschaft — die Neidischen, die bisher geschwiegen, werden das ganze Ereigniß zu Gunsten des Barons, zum Schaden Thereseus deuten. Er sah sie verleumdet, ihren guten Ruf in Gefahr, ihre ganze Zukunft verdorben, zu Grunde gerichtet. Ist er nicht verpflichtet, Alles zu thun, um ein solches Unglück von dem theuren Haupte abzuwenden? Freilich müssen dann seine andern Kinder Opfer bringen, aber hat Therese diese Opfer nicht verdient mit der eigenen Aufopferung ihrer Jugend, die sie in Mühe und Arbeit für die Geschwister verbrachte? Er war gewiß, daß, wenn er die Kinder befragte, sie alle freudig zustimmen und ihre Zustimmung auch später als mündige Menschen bestätigen würden. Und dann — Therese als Frau von Bäumen wird ihnen von größerem Nutzen sein, als es einige Tausend Gulden sein könnten — er legte das Geld nur auf reiche Zinsen. Auch war er ja noch rüstig und konnte wenigstens einen großen Theil des Hingegebenen aufs Neue zusammensparen. Es drängten sich ihm freilich noch andere Gedanken herbei, aber diese, wie manchen inneren Einspruch, wollte er nicht aufkommen lassen — es war ja keine Zeit zu verlieren. Oskar stand noch immer an der Thüre.

Er sprang auf, eilte an den Sekretär, zog eine Schublade heraus und sagte hastig: „Hier, Herr von Bäumen, sind die zwanzig Tausend Gulden, die, wie Sie sehen, schon bereit waren — hier ist der Rest, ungefähr eben so viel, eher etwas mehr, als weniger. Nehmen Sie, seien Sie glücklich und beruhigen Sie die Tante."

„Lieber Herr Schwiegerpapa," stotterte Oskar, „so war es nicht gemeint, — es hat ja nicht solche Eile."

„Nehmen Sie, nehmen Sie," sagte der Regierungsrath dringend und schob ihm die Pakete mit zitternden Händen in die Brust, „nehmen Sie, ich könnte es sonst bereuen, und ich möchte es nicht gerne bereuen."

„Ich hoffe," sagte Oskar wieder, „daß Sie, was mich persönlich betrifft, keine Mißdeutung meines Benehmens —"

„Nein, nein — gewiß nicht — seien Sie ruhig," sagte der Regierungsrath zitternd, „aber ich bitte, lassen Sie mich allein — ich muß ein wenig ausruhen."

Oskar ging. Er eilte durch die Stuben, als hätte er den Ausgang der Wohnung gewinnen wollen, ohne von Jemand gesehen zu werden. Aber Therese erwartete ihn im Vorzimmer. Sie war blaß; ihre Unterlippe zitterte. Sie stürzte ihm entgegen und fragte: „Um des Himmels willen, Oskar, was geht vor? Seit einer Viertelstunde erwarte ich dich hier und fühle mich wie gefoltert."

„Wie thöricht, mein Engel," sagte Oskar, „nichts geht vor, gar nichts! Wie kommst du nur darauf, daß zwischen mir und deinem Vater etwas vorgehe, was dich beunruhigen könnte?"

„Dein Benehmen, als du kamst," stammelte Therese und gab sich Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten, „deine räthselhaften Worte — dann hörte ich den Vater lauter sprechen, als er sonst zu thun pflegt — ich weiß nicht, was ich Alles fürchtete. Es war also gewiß nichts?"

„Ich sage dir nur, was ich dir vorhin sagte: man muß Frauen mit Geldangelegenheiten nicht in unser irdisches Dasein herabziehen."

„Geldangelegenheiten?" rief Therese, „davon hast du vorhin nicht gesprochen."

„Nicht?" fragte Oskar verlegen, „nun, ich meinte Geldangelegenheiten" — und gefaßter fügte er hinzu: „Sieh, mein Kind, es ist jetzt meine Pflicht, deine Interessen wahrzunehmen, und Das habe ich gethan. Das ist Alles."

„Meine Interessen wahrnehmen bei meinem Vater? Gegen meinen Vater?" fragte Therese erstaunt, fuhr sich mit der Hand gegen das Herz und zog die Augenbrauen forschend und drohend zusammen.

Oskar erschrak. Es war ihm, als müßte er sie versöhnen;

er schlang seinen Arm um ihren Nacken und zog sie ans Herz. Sie fühlte eine volle Brusttasche, in der Papiere knitterten, und blieb wie vernichtet mit dem Kopfe darauf liegen. Oskar drückte sie noch einmal an sich, küßte sie auf die Stirne, bat sie, für morgen doch ja Alles schön vorzubereiten, und eilte davon.

Er war noch nicht auf der Treppe, als Therese schon vor der Stube ihres Vaters stand. Sie wußte selbst nicht, wie sie durch die drei Stuben über den Gang dahin gelangt war. Aber vor der Thüre kam sie wieder zur Besinnung: sie strich sich zwei Mal über das ganze Gesicht, lächelte und zwang sich zu einem Ausdrucke vollkommenster Ruhe. Dann trat sie ein.

Sie fand ihren Vater, wie er eben seinen Ueberrock anziehen wollte; aber sein Arm zitterte so sehr, daß er das Aermelloch nicht finden konnte. Auch wandte er sich von ihr ab, als sie ins Zimmer getreten war. Sie half ihm den Rock anziehen und sah ihn dabei von der Seite an. Es war ihr, als wäre er um zehn Jahre älter geworden.

„Gehst du aus, Papa?“ fragte sie eilig.

„Ja, mein Kind, ich will ein wenig frische Luft schöpfen,“ antwortete er mit zitternder Stimme und ging von ihr fort, um seinen Stock in einem Winkel zu suchen, wo er niemals zu stehen pflegte. „Wo mag nur der Stock hingekommen sein?“ fragte er verdrießlich.

„Hier, Papa!“ Während sie den Stock holte, warf sie einen raschen Blick durchs Zimmer; die Schublade des Sekretärs, in welchem der Regierungsrath immer seine Werthpapiere hatte, stand noch auf dem Schreibtische vor demselben. Therese unterdrückte einen tiefen Seufzer.

„Was ist dir, mein Kind?“ fragte der Vater.

„Nichts, Papa — ich bin nur neugierig — ich möchte wissen, was Oskar so Geheimes mit dir zu sprechen hatte.“

„Sei nicht neugierig,“ sagte der Regierungsrath mit der deutlichsten Absicht, es im scherzenden Tone zu sagen, und doch in einer Weise, die traurig und wie eine Warnung klang.

„Darf ich es wirklich nicht wissen?“ fragte Therese wieder.

„Dinge, die du nicht verstehst — Nothwendigkeiten des Lebens — allerlei Anordnungen, die vor einer Heirath getroffen werden.“

„Geldangelegenheiten?“

„Nein! — Ja wohl, mein Kind — wie gesagt, mein Kind — Dinge, in die du dich am Besten nicht mischest und die nur unter Männern abgemacht werden.“

Es kam ihm offenbar darauf an, weitere Fragen zu verhindern, denn er setzte den Hut auf und ging auf die Thüre los.

„Papa,“ rief ihm Therese nach, „nie bist du ausgegangen, ohne mich zu küssen, und heute, am Vortage meiner Hochzeit, gehst du so?“

Der alte Herr wollte antworten, aber statt der Worte brachen Thränen hervor. Er breitete die Arme aus und drückte sein geliebtes Kind ans Herz. Sie weinten Beide. „Du bist und bleibst mein geliebtestes Kind,“ sagte endlich der Vater, „und du begreifst, daß der heutige Tag, der vorletzte —.“ Er konnte nicht weiter sprechen und schwankte zur Thüre hinaus.

Therese wischte rasch ihre Thränen ab und horchte, bis der Schritt des Vaters am Ende des Ganges verhallt war. Dann warf sie sich auf die dastehende Schublade und griff mit beiden Händen hinein. Die Schublade war leer; Therese lachte laut auf. Sie wußte Alles, was vorgegangen, als ob sie bei dem Zwiegespräche zwischen Vater und Bräutigam zugegen gewesen wäre.

Nicht zwei Minuten stand sie regungslos da. Nur die Schublade sah sie noch einmal an, dann setzte sie sich hin, legte sich einen Briefbogen zurecht, ergriff eine Feder und schrieb mit fester Hand:

„An den Herrn Baron Oskar von Bäumen.“ — Da aber unterbrach sie sich wieder und stützte den Kopf in die Hand. „So geht es nicht!“ sagte sie vor sich hin. „Den Brief steckt er ein, und kein Mensch wird glauben, daß das arme Fräulein dem Herrn Baron von Bäumen einen Tag vor der Hochzeit einen

Korb gegeben. Man wird das Gegentheil glauben und voraussetzen, daß der Baron noch im letzten Momente und zur rechten Zeit etwas Ehrenrühriges entdeckte. Ich werde kompromittirt sein. Wir müssen die Sache bedenken. Das braucht Ueberlegung."

Sie steckte den angefangenen Brief in die Tasche, dann die leere Schublade in ihr Fach, nicht ohne bitter zu lächeln, aber lächelnd sagte sie, wie zu einem lebendigen Wesen: „Ich danke dir!" — Dann ging sie wieder in die Küche, um bei den Vorbereitungen zur Hochzeit weiter mitzuhelfen.

In der That wurde man noch an diesem Tage mit Allem so weit fertig, daß Therese am andern Morgen Zeit genug hatte, für ihren bräutlichen Anzug zu sorgen und noch mancherlei Anordnungen im Hause zu überwachen.

Etwas vor Mittag begannen die Gäste und, wie verabredet war, die Anverwandten von beiden Seiten sich im Hause des Regierungsraths zu sammeln. Die Wagenreihe, darunter mancher Hofwagen, reichte bis auf die Glacis, und die Wohnung war bald überfüllt. Während man stehend ein kleines Frühstück einnahm, erschien die Braut in der Mitte der Gesellschaft und wurde mit allgemeiner Ueberraschung empfangen. Im Brautkleid, Kranz und Schleier war sie, so versicherte Jedermann, schön wie nie zuvor. Allerdings war sie sehr blaß, aber man fand, daß die Blässe an einem solchen Tage natürlich sei, und daß sie sie noch besser kleide, als ihre gewöhnliche, sanfte Röthe — und Dieß um so mehr, als diese Blässe nichts Erschreckendes hatte, da sich in Theresens Augen wie in ihrem ganzen Wesen eine auffallend heitere und doch würdige Ruhe ausdrückte. Auch diese Heiterkeit und Ruhe fand man sehr natürlich und begründet, war das Mädchen doch im Begriffe, ein schönes, von Vielen vergebens angestrebtes Ziel zu erreichen — oder, in das Prosaische der eigentlichen Meinung der Anwesenden übersetzt, eine glänzende Partie zu machen, die so gerne Andere an ihrer Statt gemacht hätten. Oskar weidete sich an der Bewunderung, die seiner

Braut zu Theil wurde, und schien darüber nicht zu bemerken, daß er als Mann in seiner schwarzen eleganten Tracht, mit seinen würdevollen Manieren beinahe eben so sehr gefiel, wie seine Braut. Jedermann bewunderte seinen Anstand, als er Theresens Hand ergriff, sie küßte und von ihr Abschied nahm, um sie, der Sitte gemäß, erst am Altare wieder zu sehen.

Gegen ein Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Um der Wagenreihe Raum zur gänzlichen Entfaltung zu gewähren, machte man nach der nicht fern gelegenen Kirche einen Umweg durch mehrere Straßen. Als das Brautpaar in der Kirche ankam, war diese beinahe schon voll, denn viele Ungeladene waren herbeigeströmt, um die interessante Trauung zu sehen. Die Menge durchschreitend, konnten Braut und Bräutigam, wenn sie in dem Augenblicke für Dergleichen Ohren hatten, manches schmeichelhafte Wort hören. Der Musiklehrer Theresens, ein ausgezeichneter Organist, ließ es sich nicht nehmen, während der Feierlichkeit die Orgel zu spielen, und mit ihrem Eintritt erfüllten hochfeierliche und rührende Töne Sebastian Bachs den ganzen Tempel. Das Brautpaar wartete knieend vor dem Altar und hatte Zeit, unter diesen Tönen seine Herzen mit Andacht zu füllen, bis der letzte der Wagen vorgefahren war. Man bemerkte, daß Therese inbrünstig vor sich hinsah, ohne die Lippen zu bewegen. Nur einmal sah sie ein wenig bei Seite und schien mit ihrem Blicke den Vater zu suchen, der hinter ihr stand und ihr auch zulächelte.

Endlich kam der Priester und sprach seine Gebete; der Chor fiel ein; am Schlusse des Gesanges erhob sich das Brautpaar. Der Priester begann die Trauungsceremonie und wandte sich dann zu Oskar mit der vorgeschriebenen Frage. Oskar nickte leise mit dem Kopfe und lispelte: „Ja." — „Und du," fragte der Priester zu Theresen gewandt: „Jungfrau Maria Theresia, Edle von Wipplingen, willst du dich mit diesem hier gegenwärtigen Karl Oskar Baron von Bäumen als eheliches Weib vermählen, so bestätige es mit einem lauten, vernehmlichen Ja."

„Nein!“ antwortete Therese laut und vernehmlich, daß es die Umstehenden und die Entfernteren hören konnten. Oskar zuckte zusammen und starrte Theresen entsetzt ins Gesicht; in den vorderen Bänken der Kirche sprangen die Leute von ihren Sitzen auf; durch die ganze Kirche ging ein Gesumme und Gemurmel; überall entstand Bewegung, besonders in der nächsten Nähe des Altars, wo sich die Anverwandten aufgestellt hatten. Der Priester meinte, nicht recht gehört zu haben, oder glaubte an eine Selbsttäuschung, bückte sich vor und lispelte: „Sie sagten?“

Die Anwesenden bemerkten Das, und augenblicklich war wieder die höchste Stille hergestellt, denn Jeder, so wie der Priester, wollte sich überzeugen, ob er auch recht gehört habe.

„Nein!“ erscholl es wieder klar und so deutlich wie das erste Mal.

Ein noch lauteres Gemurmel ging durch die Kirche; Jeder bestätigte es seinem Nachbar, daß sie wirklich „Nein“ gesagt. Der Priester, dem Solches noch nicht vorgekommen, wußte nicht, was zu beginnen, und sah verlegen in die Gesichter der Anverwandten, die starr vor ihm standen und ihn mit großen Augen ansahen. Endlich faßte er sich, zuckte die Achsel, verneigte sich vor dem Allerheiligsten und verschwand in der Sakristei. Das war wie ein gegebenes Zeichen. Im Momente entstand Lärm, Gedränge, Verwirrung in der ganzen Kirche. Die unbetheiligten Zuschauer drängten dem Altar entgegen, um die merkwürdige Braut, vielleicht auch nur das Gesicht des Bräutigams zu sehen, während die zahlreiche Familie von Bäumen sammt dem Bräutigam, ordnungslos, einzeln, dem Strom entgegen, der Thüre zustrebten. Dort angekommen, warteten sie nicht die Wagen ab, bis diese vor die Thüre kamen, sondern Jeder lief, um seinen Wagen aufzusuchen, und nach wenigen Minuten stoben die Pferde, wie entsetzt, nach allen Richtungen auseinander.

Therese stand indessen mit niedergeschlagenen Augen, aber ruhig, an der Seite ihres Vaters, dessen Arm sie ergriffen hatte. Er zitterte, und sie stützte ihn. Nachdem sich der Aufruhr

etwas gelegt hatte, führte sie ihn, ohne nach rechts oder links zu sehen, eben so ruhig durch die Menge, die sich achtungsvoll, wie von einem Zauber beherrscht, vor ihr aufthat und einen breiten Weg bis an die Thüre öffnete. Sonderbar! wie sie so mitten durchschritt, lagerte sich aufs Neue ein feierliches Schweigen auf die ganze Versammlung.

Therese half dem Vater in den Wagen und fuhr mit ihm nach Hause. Erst als er mit ihr allein, war er im Stande, ein Wort hervorzubringen.

„Mein Kind, mein Kind, was hast du gethan!" rief er, die Hände zusammenschlagend.

„Dich und deine Kinder vor Beraubung und mich vor einer Verbindung bewahrt, die mich nur unglücklich gemacht hätte." —

Im Hause des Regierungsraths war bald Alles ins frühere Geleise zurückgeführt; man lebte in Folge der von Therese ergriffenen Maßregel so fort, als ob die Periode der letzten Monate, die Zeit ihrer Verlobung, in der Geschichte der Familie nie existirt hätte. Als sie am Abend jenes denkwürdigen Tages Brautkleid und Kranz in ein großes Tuch schlug und sie in den Kasten legte, mit den Worten: „Bis ein Besserer kommt," war es, als hätte sie dieses Stück Leben begraben, und als sie einige Tage darauf ihr Vater besorgt fragte, ob ihre Ruhe und Heiterkeit nicht erzwungen sei, ob nicht noch einige Liebe für Oskar in ihrem Herzen übrig geblieben? versicherte sie, Das sei Alles abgewischt, wie Kreide von einer wohlgereinigten Tafel.

Aber in der Stadt machte das Ereigniß großes Aufsehen. Man besprach es durch mehrere Tage überall, man bewunderte den Muth des jungen Mädchens, und Dieß um so mehr, als man bald die Motive kannte, die sie zu ihrem öffentlichen „Nein" bewogen, da die Anverwandten das Ihrige thaten, sie bekannt zu machen und Oskar von Bäumen den Fehler beging, die Erzählungen zu bestätigen, indem er dem Regierungsrath das Geld durch einen Notar, der nicht schweigen konnte, zurückstellen ließ. Die Männer waren es vorzugsweise, die Theresens Partei

ergriffen und neben ihrem Muthe die Klugheit rühmten, mit der sie es die Welt wissen ließ, daß sie den Korb ertheilte, was ohne die Oeffentlichkeit nie geglaubt worden wäre. Aber die Männer hatten bald andere Themata zu besprechen, und die Besprechung des Gegenstandes blieb den Weibern überlassen. Unter ihrer Behandlung nahm er bald eine andere Gestalt an. Viele von diesen machten jetzt der Galle Luft, die sie unterdrücken mußten, als Therese noch drohte, Frau von Bäumen zu werden; die Mütter schöpften neue Hoffnung für ihre Töchter, und anstatt Theresen dankbar zu sein, daß sie eine solche viel begehrte Hand frei gegeben, suchte man sich der Gunst der Bäumen zu versichern, indem man sich auf ihre Seite stellte und gegen Therese von Anklagen überfloß. Die Hand eines solchen jungen Mannes auszuschlagen, galt für einen Beweis der höchsten Ueberhebung, des empörendsten Uebermuths; ein so großes Publikum zu einer Trauung herbeizuziehen, die keine werden sollte, war Frechheit, und Das, was man früher als Muth gerühmt hatte, wurde zuletzt ebenfalls für Frechheit erklärt. Ueberhaupt könne bei einem Mädchen eine gewisse Charakterstärke, wenn je von einer solchen hier die Rede sei, nur mit Frechheit ans Tageslicht treten. Die Erbitterung gegen Therese wurde noch tiefer und allgemeiner, als man erfuhr, Herr Oskar von Bäumen sei auf Reisen gegangen, und daß er bei seiner Rückkehr sich in eine Provinz versetzen lasse. So waren auch die Hoffnungen der Mütter und Töchter vereitelt, und wer sonst war an dieser Vereitelung Schuld als Therese? Sie, die des Aergernisses Grund und Quell gewesen, sie sollte die Residenz verlassen und sich irgendwo in der Provinz verbergen, aber sie blieb, sie wich nicht — war Das nicht ein neuer Beweis ihrer Frechheit? „Frechheit" war in diesem Feldzuge das Losungswort, und es ist nicht zu leugnen, daß sich in vielen Köpfen dieses Wort mit dem Namen Theresens unwillkürlich verknüpfte. Mit einem Wort: ihr Ruf hatte beträchtlich gelitten.

Die Anverwandten, die es Theresen nicht verzeihen konnten,

die Verbindung ihrer Familie mit der der Bäumen vereitelt und somit viele Hoffnungen zerstört zu haben, sorgten dafür, daß sie vom Gerede und Urtheil der Stadt genau unterrichtet wurde, und verfehlten nie, sie und den Vater darauf aufmerksam zu machen, wenn in irgend einem Hause, wo Therese sonst ein gern gesehener Gast war, ein Ball oder eine Soirée stattfand und sie nicht eingeladen wurde. — „Natürlich!“ sagte man, „du hast einen schlechten Ruf.“ — Erzürnte sich dann der Vater über den Ausdruck und meinte er, Therese habe nichts gethan, was einen schlechten Ruf verdiene, so erwiderte man, alles Außerordentliche, und sei es auch im Grunde lobenswerth, mache einem Mädchen einen schlechten Ruf. Therese zuckte zu all Dem die Achseln, aber der Vater wurde in der That traurig, und es setzte sich bei ihm die Ueberzeugung fest, daß seine vortreffliche, mit so vielen ausgezeichneten Eigenschaften ausgestattete Tochter nie einen Mann finden werde, und diese Ueberzeugung wurde zur Gewißheit, da ein Jahr und zwei Jahre ins Land gingen, ohne daß Therese wieder in Gesellschaft gezogen wurde, ohne daß sich ihr ein Mann zu nähern suchte.

Wir wollen kurz sein und dem Leser verrathen, was eigentlich zu dieser Geschichte nicht mehr gehört, daß nämlich Therese ihren Mann doch gefunden.

Jener alte Jugendfreund, der Ingenieur Edmund Siebold, kam nach beinahe dreijähriger Abwesenheit aus Mexiko zurück. Er hatte Therese längst verheirathet geglaubt und wollte durch Wien nur durchreisen, um sich auf einen neuen Posten zu begeben, auf dem er von derselben englischen Gesellschaft bei einem Eisenbahnbau im Süden angestellt war. Mit Staunen erfuhr er, daß Therese noch unverheirathet war, und er, der abreiste, als sie sich verlobte, um nie wiederzukehren, blieb jetzt, da sie noch frei war. Er hörte die Geschichte, und sie war nicht der Art, um Therese um seine Achtung zu bringen und seine Liebe zu ihr zu vermindern; im Gegentheile erkannte er sie ganz in dieser Handlungsweise und fand darin nur die Meinung bestätigt, die er

von ihrem Charakter immer gehegt hatte. Er näherte sich ihr mit derselben Liebe und größerer Verehrung, wohl auch, nachdem er sich in der Welt erprobt hatte, mit mehr Vertrauen in sich selbst. Er war ehemals der Freund ihrer Kindheit gewesen, er war jetzt der Freund ihrer Einsamkeit, und als sie ihm sagte, daß sie ihn liebe, wußte er, daß er auf dieß Wort bauen könne. Er ordnete das kleine, aber hinreichende Vermögen, das er in Mexiko gesammelt hatte, verwandelte seine höchst einträgliche Stellung bei der Kompagnie in eine feste, und nachdem so seine bürgerliche Basis gesichert war, führte er Therese vor den Altar, und dießmal beantwortete sie die Frage des Priesters mit einem freudigen, stillen Ja!

Deutsch, Französisch und Englisch.

Während meines ersten Aufenthaltes in Paris in den Vierziger Jahren miethete ich mich im Hinterhause der Nummer 73 rue du faubourg Montmartre ein. Die erste fragwürdige Person, auf die man achtet, weil so viel von ihr abhängt, ist in Paris, so oft man miethet, der Portier; hat aber der Portier eine Tochter, und ist man selbst nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt, so ist diese Tochter noch bei Weitem fragwürdiger und wird vor Allem ihr die Aufmerksamkeit des Miethsmannes zugewendet. Dieß war in Nummer 73, dem weitläufigen Hause, das in unzählige größere und kleinere möblirte Wohnungen zerfiel, in einem hohen Grade der Fall. Wie sollte dem Miethsmann Mademoiselle Julie Thibaut nicht auffallen, wie sollte er sie nicht zuerst beachten, da sie gewissermaßen an der Schwelle des Hauses saß, den Fremden empfing, ihm Auskunft gab, die ausgedehnte, jedem Miethsmanne fürchterliche Macht des Portiers in sich vereinigte und mit dieser Macht jene andere höhere und unwiderstehliche, die das Privilegium der Schönheit ist? Die Loge des Portiers war in diesem Hause etwas besser als in den meisten andern Häusern von Paris; sie ging mit einem großen Fenster auf einen ziemlich geräumigen Hof. Dennoch, da das Haus ein sechsstöckiges war, herrschte in ihr jenes mystische Halbdunkel, welches diese Wohnungen der mächtigen Beherrscher der großen Gebäude zu charakterisiren pflegt. Aber aus diesem Halbdunkel

hervor leuchtete die Schönheit der Portierstochter wie jene Karfunkel der Märchen, welche die Paläste der Erdgeister mit mehr als Tageslicht erhellen, oder wie jener Edelstein, welcher der Sage nach die geschlossene Arche Noahs mit Licht versorgte. Sie hatte jene Weiße und Zartheit der Haut, welche sonst nur den Bewohnern tiefer Schluchten, in welche die Sonne nur selten im Jahre dringt, eigen ist, so daß man sie für eine nordische Schönheit hätte halten können, obwohl sie von Natur zu einer Brünette bestimmt war. Diese Bestimmung verriethen vorzugsweise die dunkelbraunen, von schwarzen Wimpern beschatteten Augen und die rabenschwarzen Haare. Ihre ganze Gestalt sah ebenfalls darnach aus, als hätte diese Schlucht mitten in Paris, in der sie ihre schönen Jugendjahre verlebte, auf ihre Entwicklung gewirkt, oder vielmehr als wäre sie, so entfernt von Luft und Sonnenlicht, in ihrer Entwicklung gehemmt worden. Sie war zart und schmächtig, wie eine Blume, die aus dem feuchten Boden eines Gefängnißhofes aufsproßt, so zart, daß man das helle und kräftige Leuchten ihrer Augen nur schwer mit der übrigen Erscheinung in Einklang bringen konnte. Der erste Anblick dieser Portierstochter, wenn man den Kopf in die Loge steckte, um sich nach vermiethbaren Zimmern zu erkundigen, war derart, daß man sich erst wieder erinnern mußte, was man denn hier eigentlich wollte, und hatte man sich erinnert, so beschloß man auch sogleich, hier um jeden Preis zu miethen.

So erging es mir, und ich war sehr zufrieden, ein Haus zu bewohnen, dessen Thüre die Schönheit bewachte. Aber schon am ersten Abend glaubte ich Ursache zur Reue haben zu müssen. Ich lag kaum eine halbe Stunde im Bette meines neuen Zimmers, ich schloß kaum die Augen, als ich erschrocken wieder auffuhr und mich wie ein vernichtender Donnerschlag die Erkenntniß überfiel, daß ich der Nachbar des schrecklichsten und unnahbarsten aller Nachbarn geworden. Es war kein Wahnsinniger, es war kein Schnarchender, kein lärmender Nachtvogel, es war etwas weit Schlimmeres als alles Dieses — es war ein Musiker. Ein

Musiker als Nachbar, Das ist ein Wesen, das uns Herz und Ohren zerreißen kann und, im besten Falle, ein Despot, ein unumschränkter Beherrscher unserer Stimmung, ein Mann, der uns nach Belieben Trauer oder Heiterkeit ins Herz spielen kann. Was sollte ich Unglückseliger mit einem solchen Nachbar beginnen? Vielleicht will ich morgen ein sehr trauriges lyrisches Gedicht oder eine pathetische Stelle meines Trauerspiels schreiben, da kommt mein Nachbar und jagt mit einer Polka Lyrik und Pathos in wesenlose Fernen; vielleicht sitze ich gerade an einem Feuilleton, das nothgedrungen leicht sein muß und hochgeschürzt wie eine Tänzerin, da kommt mein Nachbar mit einem klassischen Konzert, und meine Tänzerin wird eine parodirte Melpomene.

Diese Schmerzensgedanken waren noch nicht ausgedacht, und schon empfand ich jenen Despotismus, den ich so sehr fürchtete; der Aerger, den ich festhalten wollte, war dahin, meine Seele schmolz in Melodie und Rührung, und ich horchte dem Feinde, den mir mein Schicksal gegeben, wie einem theuren Freunde, der mir in dunkler Nacht bei dem Mondschein in einem stillen Haine seine schönsten Gedanken und Gefühle anvertraut, mir seine Liebe klagt, in Hoffnung jubelt und in Verzweiflung weint. Es war ein Künstler, ein großer Künstler, dieser deßhalb um so schrecklichere Nachbar. Ich war ihm verfallen, ich fühlte mich schon zu ihm hingezogen, und es war mir, als wäre ich bereits fähig, Alles für ihn zu thun, und als hätte ich diese Stube bezogen, nur um ihm nahe und in den Schmerzen, die so deutlich aus seinem Spiele klagen, behülflich zu sein. Den Morgen darauf lehnte ich meine Thüre nur an, um ihn zu hören und zu sehen, wenn er vielleicht ausgehe; aber er blieb in seiner Stube verschlossen, und ich nahm mir vor, mich bei der Allwissenheit jedes Pariser Hauses, in der Portierloge, nach ihm zu erkundigen.

Ich muß gestehen, daß ich Dieses einen Augenblick lang vergaß, als ich Mademoiselle Julie wieder sah. Der Anblick ihrer Schönheit war doch mächtiger, als die Erinnerung an das

Violoncellspiel von gestern Abend, und doch wieder, da alle Schönheit verwandt ist, kam ich vor diesem überaus anmuthigen Geschöpfe, beim Klange dieser melodievollen Stimme durch eine natürliche, wenn auch geheimnißvolle Ideenassoziation wieder auf meinen Nachbar oder vielmehr auf sein herrliches Spiel zurück.

Können Sie mir nicht sagen, Fräulein Julie, fragte ich, indem ich mich zu ihr ans Fenster setzte, wer mein Nachbar, der Cellospieler, ist?

Herr Breuning? fragte sie zurück, Das ist ein Landsmann von Ihnen, ein Deutscher. Sie wollen sich vielleicht über ihn beklagen, er hat Sie gestört? Aber haben Sie Geduld, Sie werden sich gewiß, wie alle andern Nachbarn, mit seinem Spiele versöhnen, — wir haben die Erfahrung gemacht — es ist schon öfter vorgekommen. Man sagt, daß er vortrefflich spiele, und ein Engländer, ein ungeheuer reicher Engländer, hat sich hier sogar eingemiethet und mit einer ganz kleinen Stube begnügt, nur um ihn immer hören zu können. Ein sehr reicher Engländer, fügte Julie mit Nachdruck hinzu, der Anverwandte eines Lords, den er einmal beerben soll, um selbst Lord zu werden. Jetzt ist er noch ein einfacher Mr. Ellis, hat aber doch schon über 100,000 Franken jährliche Rente.

Entschuldigen Sie, Mademoiselle Julie, sagte ich, Mr. Ellis interessirt mich nicht, solcher Engländer gibt es Viele.

Nein, nein, fiel mir Julie ins Wort, solcher Engländer gibt es nicht Viele. Es ist wahr, er ist häßlich und ungeschickt wie alle andern Engländer, aber ein so großes Vermögen, so große Aussichten wie Mr. Ellis, haben nicht Viele. Sie sollten nur seine Wagen und Pferde sehen, Das ist eine Pracht.

Aber, fragte ich wieder, wer ist Herr Breuning?

Ein Künstler, antwortete Fräulein Julie kurz.

Ein Mann, der nur seiner Kunst lebt und keine andere Beschäftigung hat? fragte ich weiter.

Wie sollte er eine andere Beschäftigung haben, lachte Julie, da er viele Stunden des Tages an seinem Violoncell verbringt

oder Noten schreibt? Was ihm dann an Zeit übrig bleibt, verliert er hier in der Loge. Sie glauben es nicht, daß der Mann, anstatt sein Glück zu machen, ganze Stunden hier in diesem Winkel sitzt und mich so einfältig und sentimental ansieht, wie es, — verzeihen Sie, daß ich es sage, aber es ist wahr, wie es nur ein Deutscher kann.

Diese Reden Juliens hatten für mich viel Auffallendes, viel Dunkles und, wie ich mir einbildete, auch viel Aufklärendes. Auffallend war es, daß sie, da ich sie nach dem Künstler fragte, besonders viel von dem Engländer erzählte, aber dunkel blieb es mir, da ich Paris wie die Verhältnisse und Personen dieses Hauses noch sehr wenig kannte, warum sie mit einer gewissen Mißachtung und mit Aerger von dem Künstler sprach. Daß aber der Künstler dieses schöne Mädchen liebte, daß seine empfängliche Künstlerseele einer solchen Erscheinung nicht hatte widerstehen können, Das schien mir natürlich und dieses um so mehr, als ich mir während seines gefühlvollen Spieles unwillkürlich und oft gesagt hatte, daß der Mann, der so spielt, eine eigenthümliche Liebe im Herzen haben müsse. —

Er ist also in Sie verliebt, Mademoiselle Julie? fragte ich mit Theilnahme für den armen Breuning.

Allerdings, bestätigte sie mit der größten Seelenruhe.

Und Sie sagen Das so gleichgültig?

Wie sollte ich nicht? Ich bin an Dergleichen gewöhnt. Wer ist nicht in mich verliebt von all den Herren, die Jahr aus Jahr ein hier aus- und einziehen? Sehen Sie, Madame Martin, die das ganze Haus möblirte, hat bis an fünfzig Zimmer für einzelne Herren zu vermiethen. Diese fünfzig Zimmer werden in einem Jahre von mehr als hundert Herren bewohnt; von diesen hundert Herren sind wenigstens achtzig in mich verliebt — da gewöhnt man sich daran, und wenn mir Einer in Worten oder in Bildern sagt: ich liebe Sie, Mademoiselle! so macht mir Das gerade so viel Effekt, als wenn er mir sagte: es regnet, oder es ist schönes Wetter.

Es werden es Ihnen aber, sagte ich, Wenige auf so schöne Weise gesagt haben, wie Herr Breuning mit seinem Violoncell?

In der That, lachte Julie, behauptet man hier im Hause, daß all das Spiel nichts Anderes sei, als an mich gerichtete Liebesbriefe, und man sagt, daß er wirklich wunderschön spiele. Aber sehen Sie, ich verstehe nichts von Musik, und wenn ein Leierkasten in den Hof kommt, macht mir Das viel mehr Freude, als das ganze Violoncellspiel des Herrn Breuning.

Während sie Das sagte, ging draußen am Fenster ein junger Mann von drei- oder vierundzwanzig Jahren, eine elegante, schlanke, aber etwas schwächliche Gestalt in bescheidenem Anzuge vorüber.

Das ist er, rief Julie und zwar so laut, daß es der Vorübergehende hören konnte. Er warf nur einen kurzen Seitenblick durchs Fenster und ging rasch weiter und zum Hause hinaus.

Nun, — sagte ich mit etwas absichtlichem Spotte, um sie für die Härte zu strafen, mit der sie von Breuning, und für die Kälte, mit der sie von der Liebe gesprochen, — nun, heute scheint er nicht sehr verliebt zu sein, da er so rasch an Ihnen vorübergeht und Sie kaum eines Blickes würdigt.

O! lachte Julie, Das beweist gar nichts, Das treibt er oft durch Tage so, denn um mir auszuweichen, hängt er nicht einmal seinen Schlüssel in die Loge, sondern läßt ihn an seiner Thüre, auf die Gefahr hin, bestohlen zu werden. Das sind so Momente, da ist er eifersüchtig, oder will er mich vergessen, er kommt dann aber doch immer wieder zurück. Jetzt treibt er es schon mehrere Tage so; ich möchte aber doch nicht wetten, daß er heute Abend nicht wieder da sitzt in diesem Winkel. —

Ich verließ die Loge ziemlich verstimmt. Zwischen der Schönheit und der unwiderstehlichen Anmuth dieses jungen Mädchens auf der einen, der Kälte ihres Herzens auf der andern Seite war eine Disharmonie, die nicht wohlthun konnte. Wie gerne verweilte sie im Gespräche bei dem reichen Engländer, nach dem ich doch gar nicht gefragt hatte, und wie kurz gab sie Auskunft

über den Künstler, von dem sie doch wußte, daß er sie liebte. Wenn sie das Wort Künstler aussprach, that sie es mit jenem Tone der Mißachtung, den man in Paris in bürgerlichen Kreisen noch oft zu hören bekommt, wenn von Künstlern die Rede ist, welche noch kein Vermögen gemacht. Auch in spätern Gesprächen erkannte ich, daß Mademoiselle Julie es dem armen Breuning übel nahm, daß er mit seinem großen Talente in Paris nicht größeres Glück, das ist, nicht mehr Geld mache. Er habe, erzählte sie mir, die ganze Konzertsaison vorübergehen lassen, ohne ein Konzert zu geben, nur um sich in einer Komposition nicht zu unterbrechen, welche ihm später doch nichts einbrachte. Ich fühlte mich, wenn ich das Mädchen nicht vor Augen hatte, von ihr etwas abgestoßen, aber ich muß gestehen, daß jeder Anflug von Antipathie schnell verschwand, sobald ich sie wieder zu Gesichte bekam. Bei näherer Bekanntschaft sagte ich mir, daß ich ihr Unrecht gethan, denn sie hatte neben ihrer unwiderstehlichen Schönheit noch Manches, was interessiren, Anderes, was gefallen mußte.

Vor Allem mußte es Einem auffallen, wie vielseitig, wenn auch nicht tief, diese Portierstochter gebildet war. Von dem Privilegium des Portiers, alle Zeitungen und Revuen, die ins Haus kamen, zuerst zu lesen, machte sie den ausgedehntesten Gebrauch, und da sie das verwöhnte Kind sämmtlicher Miethsleute war, nahm es ihr Niemand übel, wenn sie Tagesblätter und periodische Schriften, selbst Bücher, die ins Haus kamen, in der Loge so lange zurückhielt, als es ihr gefiel. Am Fenster sitzend, las sie den ganzen Tag und spät in die Nacht hinein und war in der französischen modernen Literatur besser bewandert, als mancher Tagesschriftsteller. Der französische Feuilletonroman war damals in seiner Blüthe und brachte, wie bekannt, neben vielem Mittelmäßigen auch manches Meisterwerk hervor. Sie kannte Alles, ihre Phantasie war von den schönsten Gestalten bevölkert und brachte, wie man sich bei näherer Bekanntschaft überzeugen konnte, in ihr selbst mancherlei Träume hervor, die ihr einen hübschen Anstrich von Poesie gaben.

Im politischen Theile der Zeitungen las sie beinahe nur die Berichte aus Afrika. Sie kannte genau den Stand der Dinge daselbst, die Namen sämmtlicher französischer Regimenter und Generäle, die den Krieg gegen Abd-el-Kader führten, und war über die Beschaffenheit des Landes aufs Trefflichste unterrichtet. Ihr Bruder nämlich war Soldat und schlug sich in der afrikanischen Armee. Daher glaubte ich ihre besondere Theilnahme für die afrikanischen Angelegenheiten in schwesterlicher Liebe begründet, erfuhr aber bald, daß sie sich in Verbindung mit den afrikanischen Kriegen in ihrer Phantasie eine ganze Reihe von Luftschlössern aufgebaut hatte. Kindischer, als man es von einer Pariserin voraussetzen sollte, stand in ihr die Ueberzeugung fest, daß ihr Bruder eine glänzende militärische Laufbahn zurücklegen müsse. Sie kannte die Geschichte aller der französischen Soldaten, die es unter der Republik und dem Kaiserreich vom Gemeinen zum Marschall, zum Fürsten und Herzog gebracht hatten, und sie wiederholte gerne den bekannten Satz, daß jeder französische Soldat den Marschallstab im Tornister trage. Sie wußte wohl, daß sich die Verhältnisse in dieser Beziehung vielfach geändert hatten, aber sie baute ihre Hoffnungen auf die Gefangennehmung Abd-el-Kaders, und es war nach und nach ein fester Glaube in ihr geworden, daß kein Anderer als ihr Bruder den Emir zum Gefangenen machen werde. Dann konnte es ihm und seiner Familie nicht fehlen; er mußte wenigstens General und für seine That vom Staate mit Reichthümern beschenkt werden. Mademoiselle Julie Thibaut wollte dann in Paris eine Rolle spielen und der Welt zeigen, wie man zur großen Dame geboren werde. Diese Träume hatten in ihrem Kopfe eine solche Festigkeit erlangt, daß sie ein doppeltes Leben führte und daß sie von dem phantastischen mit eben solcher Sicherheit sprach, als von dem wirklichen; sie waren beinahe zur fixen Idee geworden. Das erschreckte fast, hatte aber neben ihrem sonst so kühlen Wesen das Gute, daß es eine Art von Gleichgewicht herstellte. Es kam noch manches Andere hinzu, was neben dieser Phantasterei und neben

ihrer Schönheit menschlich und mädchenhaft aufs Angenehmste anmuthete. Dahin gehörte z. B. ihre große Liebe zu den Blumen, die sie mit allen Portierstöchtern von Paris theilte. Da die Blumen in den sonnenlosen Räumen der Loge und des Hofes nicht gedeihen mochten, legte sie sich in der breiten Dachrinne zwischen ihrem und dem Nachbarhause einen ganzen Garten von Blumentöpfen an, dem sie regelmäßig jeden Morgen und jeden Abend ihren Besuch abstattete. In der Loge am Fenster standen immer zwei oder drei dieser Töpfe, die sie jeden zweiten oder dritten Tag, wenn sie in den lichtleeren Räumen zu leiden begannen, in ihren hängenden Garten über dem sechsten Stock zurückbrachte, um sie gegen andere auszutauschen. Man konnte Mademoiselle Julie nicht auf angenehmere Weise verbinden, als wenn man ihr irgend eine neue Pflanze vom Blumenmarkte heimbrachte und ihren Garten vergrößerte. Die Romane, die sie eben las, Abd-el-Kader und die Blumen bildeten die liebsten Gegenstände ihres Gespräches.

Da sie der eigentliche Portier war, an der Schnur saß und über Alles Auskunft gab, kümmerte man sich sehr wenig um ihren Vater, der im Grunde für die Einwohner auch nicht existirte. Wenn Monsieur Thibaut seine Pflicht gethan, wenn er den Hof, die Einfahrt und zwei Mal sechs Treppen des Vorder- und Hinterhauses gefegt hatte, eine Arbeit, mit der er gegen Mittag fertig war, verschwand er aus dem öffentlichen Leben. Er lag schlafend oder mit offenen Augen träumend in einer tiefen Nische der Loge, in Dunkelheit gehüllt, auf seinem Bette und erschien erst wieder, wenn es Zeit war, auf den Treppen die Lampen anzuzünden. Dann zog er regelmäßig eine große Kiste aus einem Winkel hervor und aus dieser Kiste eine Anzahl schwerer in Leinwand gebundener und mit Messing beschlagener Bücher, die man sofort als Handelsbücher erkennen mußte.

Herr Thibaut nämlich war nicht immer Portier gewesen, er hatte bessere Tage gesehen. Noch vor wenigen Jahren galt er etwas unter den Marbriers des Boulevard du Temple; sein

Geschäft war eines der glänzendsten; bei ihm konnte man die schönsten Steinmetzarbeiten in Marmor und Sandstein, Cheminées, Grabdenkmäler, Balustraden, architektonische Ornamente jeder Art vorfinden. Der jetzige Portier war ein ehemals geachteter, ruinirter Kaufmann. Man sagte, was er aber nie zugeben wollte, daß ihn sein allzugroßes Vertrauen zu Grunde gerichtet habe. Seine ganze Geschichte ist die, daß er aller Welt Kredit gegeben und daß er von Wenigen bezahlt wurde. Er aber, obwohl nunmehr seit mehreren Jahren Portier, betrachtete sein Geschäft noch nicht für abgeschlossen; er stak noch immer mit seinem ganzen Kopfe in seinen Handelsbüchern, und Das war kein Wunder, da er sie mit unerschütterlicher Regelmäßigkeit jeden Abend studirte und immer neu an Herstellung einer Bilanz arbeitete. Es war nun eigenthümlich, wie ihm den einen Abend diese, den andern Abend jene Schuldner gut schienen und wie sich ihm jeden Tag eine andere Bilanz herausstellte. Den einen Abend ging er als reicher, den andern Abend als hoffnungslos zu Grunde gerichteter Kaufmann zu Bette. Man konnte es ihm an der Art, wie er im Hof und auf den Treppen den Besen führte, ansehen, wie die Bilanz des gestrigen Abends ausgefallen, ob er den Besen mit dem Bewußtsein, 100,000 Franken zu besitzen, oder, 100,000 Franken verloren zu haben, handhabte. Zu seinem Glücke fiel die Bilanz, da er noch immer das Vertrauen zur Menschheit nicht verloren hatte, meistens sehr günstig aus, und wenn Monsieur Thibaut auch ein schweigsamer und träumerischer Mann war, so war sein Gemüth doch meistens voll der heitersten Hoffnungen. Er sprach selten, aber wenn er sprach, geschah es immer, um von der demnächstigen Wiedereröffnung seines Geschäftes zu erzählen. Seine Tochter Julie lächelte dann eben so mitleidig, wie er lächelte, wenn sie vom Marschallsstab ihres Bruders sprach. Wenn er Abends vor seinen Büchern saß und rechnete, sah und hörte er nichts von Allem, was in der Loge vorging, ob nun ein gleichgültiger Besucher oder einer, wie Herr Breuning, mit seiner Tochter verkehrte.

Diesen meinen Landsmann, der mich gleich nach meinem Eintritt in das Haus so mächtig anzog und beschäftigte, lernte ich bedeutend später kennen, als die beiden Phantasten in der Portierloge. Es schien mir, als weiche er mir aus. Vielleicht war er eifersüchtig, da er mich gleich am ersten Tage bei Julie sitzen gesehen. Um ihm jeden Argwohn zu benehmen, trat ich manchmal in die Loge, wenn ich ihn des Abends bei Julie wußte, um mich mit dieser nach meiner Art über Feuilleton-Romane und Abd-el-Kader zu unterhalten und dem Musiker zu zeigen, welcher Art unser Verhältniß sei.

Breuning war auch nicht lange spröde gegen mich, da es überhaupt nicht in seinem Wesen lag, abweisend zu sein. Er kam mir landsmannschaftlich und freundlich entgegen, und wir waren bald gute Nachbarn und so vertraut, daß wir die Thüre zwischen unsern Zimmern öffnen ließen und so gewissermaßen Stubengenossen wurden. Ich machte an Breuning eine sehr liebe Bekanntschaft, eine Bekanntschaft, welche mich vor der Verödung behütete, die man selbst in Paris wie in jeder andern Fremde von Zeit zu Zeit empfindet. Sein Gespräch war mir bald so lieb wie seine Musik, und seine Musik war mir eine liebe Bestätigung der guten Meinung, die ich von seinem ganzen Wesen gefaßt hatte. Der Leser hat von Breuning als von einem Künstler und von einem Verliebten sprechen hören und wird sich deßhalb einen leidenschaftlichen oder einen träumerischen Menschen unter ihm denken, wird sich ihn aufgeregt, vielleicht etwas genialzerfahren, vorstellen. Breuning war nichts von all Dem; der Eindruck, den er vor Allem machte, war der eines soliden jungen Mannes, der nichts Anderes wünscht, als seinem Zwecke folgerecht zu leben, die äußern Verhältnisse so geordnet zu erhalten, daß ihm die Erreichung seiner Lebensziele nicht erschwert wird; mit einem Worte, eines Menschen, der Vertrauen einflößte und den liederliches Virtuosenvolk, das sich selber genial nennt, einen Philister nannte. Er war arm, aber er hatte keine Schulden, und es machte ihn aufrichtig besorgt, und er that alles Mögliche, um

die Gefahr abzuwenden, wenn er die Zeit kommen sah, die ihn mit Verschuldung bedrohte. Paris hatte seine Hoffnungen getäuscht. Er war zu Anfang des verflossenen Winters hierhergekommen, um Konzerte zu geben, aber die Schritte, die da nothwendig waren, schreckten ihn ab, und als er sich an den Gedanken gewöhnt hatte, das Nothwendige zu thun, war ihm der andere Gedanke gekommen, sich auf schönere Weise einen Namen zu machen, zugleich mit den Ideen zu einer größeren Komposition. Beides, der edlere Ehrgeiz und der Schöpfungsdrang entsprangen aus der Liebe, und sonderbarer Weise that er mit Rücksicht auf Julie, was diese an ihm tadelte, und unterließ er, was sie an ihm gelobt haben würde. Er machte mir aus dieser Liebe kein Geheimniß, Bedürfniß, wie es ihm war, sich in seiner Sprache auszusprechen; und nachdem dieses Bekenntniß gemacht war, wurde seine Liebe der gewöhnliche Gegenstand unserer Unterhaltung. Es mochte ihm doch mehr genügen, sich gegen einen Freund als gegen sein Violoncell auszusprechen.

In dieser Zeit sah und erfuhr ich Manches, was mich rührte oder in Erstaunen setzte. Wenn Julie über unsere Treppe zu ihrem Blumengarten hinaufstieg, stand er regelmäßig an der Thüre, um sie vorbeikommen zu sehen. Wenn sie des Abends kam, war er gewiß schon vorher oben auf dem Dache gewesen, um ihr zwei Gießkannen voll Wassers hinzustellen. Kaum hatte sie den Garten verlassen, als er schon hinaufstieg, um einige Zeit in der Atmosphäre zu verweilen, aus der sie eben getreten war. Wenn er sie manches Mal aus verschiedenen Gründen mehrere Tage vermied, brachte er dieselben Stunden, die er sonst bei ihr in der Loge zuzubringen pflegte, oben bei ihren Blumen zu, und manchmal versagte er sich ein Mittagessen, um für das Geld einen Blumenstock, den er an der Madeleine oder am Chateau d'eau bemerkt hatte, zu kaufen und heimlich hinzustellen. Da Julie in der Portierloge Alles sehen mußte, was vorbeigetragen wurde, bat er mich, ihn bei solchen Gelegenheiten zu unterstützen, und ich mußte mich unter irgend einem

Vorwand an das Fenster und vor Julie breit hinstellen, während er hinter mir mit einem Blumenstocke vorbeischlüpfte. Das sind allerdings kleine Züge, die beinahe jeden Liebenden von dreiundzwanzig und mehr Jahren charakterisiren. Ausgezeichnet war Breuning durch das gränzenlose Vertrauen, das er in das Mädchen setzte. Während sie mir gleich nach dem ersten Gespräche Mancherlei zu denken gab, in vielfacher Beziehung kalt, ja hart erschien, vermochte Breuning sie nach langer Bekanntschaft nicht anders als im schönsten und poesievollsten Lichte zu sehen. Ihre Schönheit und Anmuth war ihm nur der äußere Wiederschein einer viel schönern Seele; er war unfähig, sich in dieser Hülle das Geringste zu denken, was mit der äußern Erscheinung irgendwie im Widerspruch sein könnte. Es ist wahr, daß der größte Physiognomiker und erfahrenste Menschenkenner bei dem bloßen Anblick des Mädchens gerade so empfunden hätte, wie der Liebende: in einem so hohen Grade einnehmend waren ihre Form, ihr Ausdruck und der Ton ihrer Stimme. Breuning war überzeugt, daß, wenn sie sich ihm nicht zuwandte, dieß nur darum nicht geschehe, weil sie ihn nicht liebenswürdig fand, weil er ihrer nicht würdig war; und ferner war er überzeugt, daß, wenn sie ihn liebte, sie als ein aufopferungsfähiges Weib das bescheidene Loos, das er ihr bieten konnte, ja selbst alle Entbehrungen gerne auf sich nehmen würde. Heutzutage wäre selbst ein liebender Deutscher einer Französin gegenüber mißtrauischer, damals aber erschienen die Franzosen im Allgemeinen der ganzen Welt in einem schönern Lichte. Man wußte wohl, daß sie den Genuß, das Vergnügen, den Glanz liebten; daß sie aber am Besitze hängen, wie wenige andere Völker der Erde, Das war damals nur denjenigen Fremden bekannt, welche Jahre lang in ihrer Mitte lebten und Gelegenheit hatten, in dieser Beziehung Erfahrungen zu machen.

Man sollte glauben, daß es einem Künstler wie Breuning irgend welches Bedenken verursachte, wenn seine Geliebte offen gestand, daß sie für die Kunst, die seine Seele erfüllte, nicht

den geringsten Sinn hätte; aber er lächelte nur über solche Geständnisse; er hielt Das für eine Selbsttäuschung; es schien ihm unmöglich, daß solche Schönheit nicht für Schönheit empfänglich sein solle.

So standen die Dinge beinahe unbeweglich durch Monate: Julie pflegte die Blumen und sprach von den Aussichten ihres Bruders, der Vater hatte einen Tag das niederdrückende Gefühl der Armuth, den andern das erhebende Bewußtsein des Reichthums; Breuning kämpfte mit Entbehrungen und versagte sich äußerliche Erfolge, um sich von seiner Kunst nicht abziehen zu lassen, sich in ihr immer mehr auszubilden und der Liebe Juliens würdiger zu werden. Es fiel mir nur eine kleine Veränderung in dieser kleinen Welt auf. Mr. Ellis, der in das Haus gezogen war, um als ächter englischer Enthusiast seinem Lieblingskünstler näher zu sein, verließ die kleine Stube des Hinterhauses und bezog eine größere Wohnung des vordern Gebäudes, wo er jetzt der Portierswohnung näher war, als der Künstlerwohnung, und wo er bei dem Geräusche in der rue du Faubourg Montmartre das Cello Breunings unmöglich hören konnte. Mr. Ellis, der künftige Lord, war ein Mann von beinahe vierzig Jahren und sah gerade so aus, wie man sich einen Engländer vorstellt: lang, breitschulterig, bartlos und blondhaarig, ohne Anmuth in den Bewegungen, etwas schwerfällig, mit einem bald gutmüthigen, bald derben und hochmüthigen Ausdrucke im Gesicht. Breuning, den er oft besuchte, lobte seine Herzensgüte und gestand offen, daß er ihm zu wiederholten Malen und auf die zarteste Weise große Geldsummen angeboten habe. Er schilderte ihn als einen Mann, der trotz aller Kälte seiner äußeren Erscheinung sich mit großer Wärme anschließe und in seinem Enthusiasmus jeden Opfers fähig sei. Auf ihn war er auch nicht im Geringsten eifersüchtig, als er bemerkte, daß er, nachdem er die Wohnung gewechselt, nunmehr in der Loge eben so viele Stunden zubrachte, wie Breuning selbst. Diese Abwesenheit jeder Eifersucht war gerechtfertigt einem Manne

gegenüber, der stundenlang dasaß, ohne ein Wort zu sprechen, der Julie nur langweilen konnte und der sie manchmal zum höchsten Zorne reizte, indem er ihre Hoffnungen auf die Gefangennehmung Abd-el-Kaders auf das Unbarmherzigste verspottete. Er wurde beredt nur wenn sie auf dieses Thema kam; er wies ihr das Phantastische und Komische ihrer Hoffnungen nach und lachte immer lauter, je mehr sich Julie bei diesen Auseinandersetzungen erhitzte. Bald wußte es auch Jedermann im Hause, daß ihr der Engländer unter allen Miethsleuten der unangenehmste war, ja daß sie ihn haßte.

Diese kleine und unmerkliche Veränderung ausgenommen, trat, wie gesagt, durch Monate in den Verhältnissen dieser kleinen Welt keine andere von irgend welcher Bedeutung ein, bis sich mit einem Male eine sehr bedeutende zutrug, die beinahe wie eine Katastrophe aussah.

Ich saß ruhig auf meiner Stube und arbeitete, als Breuning — es war ziemlich spät am Abende — zu mir hereinstürzte und sich ganz außer Athem, keines Wortes fähig, auf einen Stuhl fallen ließ. Ich sprang erschrocken auf, ganz entsetzt über das zerfahrene Gesicht meines Freundes, dessen Aussehen erzählte, daß ihm ein großes Unglück begegnet sei. Ich war darauf gefaßt, von einem Todesfalle in seiner Familie oder etwas der Art zu hören, fühlte mein Herz bereits von Mitleid erfüllt und mußte darum, nicht ohne einigen Aerger, geradezu auflachen, als Breuning auf meine dringenden Fragen sich endlich zu einer Antwort aufraffte und mit einer Stimme, in der noch immer der Schrecken zitterte, hervorstotterte: Abd-el-Kader ist gefangen.

Ich war wirklich entrüstet, daß mir mein Freund einen so tiefen und nutzlosen Schrecken eingejagt, und zugleich kam es mir überaus komisch vor, daß ein Verliebter sich so sehr in die Narrheiten seiner Geliebten hineinlebe, daß auf einen deutschen Musiker von den Ufern der Saale die Gefangennehmung eines arabischen Emirs einen solchen entsetzlichen Eindruck mache. Ich verhehlte ihm meinen Aerger eben so wenig, als ich ihm einigen

[illegible] der Situation ersparte. — Ich erkenne [illegible] über dieses das deutsche Vaterland so nahe [illegible] Ereigniß, sagte ich endlich, daß es nicht der Bruder [illegible], der den Emir gefangen genommen, sondern irgend [illegible] Glücklicher.

Er hat sich dem Herzog von Aumale ergeben, sagte Breuning mit einem Seufzer, der aufs Neue mein Gelächter erregte.

Sie haben gut lachen, fuhr er selber ein wenig lächelnd fort, und ich sehe ein, wie komisch, wie lächerlich ich Ihnen erscheinen muß. Aber Sie würden gewiß nicht lachen, wenn Sie Julie gesehen hätten, wie ich sie gesehen habe, als ihr Mr. Ellis die Nachricht brachte; sie war in Verzweiflung, sie gerieth ganz außer sich, sie sprach von einem unglücklichen und verfehlten Leben. Ich habe sie zum ersten Male weinen sehen, und ich werde es nie vergessen. Der Engländer, der zu all Dem lachte, ist mir in innerster Seele verhaßt geworden.

Lieber Freund, erwiderte ich, seien Sie froh, daß Abd-el-Kader gefangen ist. Die Narrheit Juliens war nahe daran, eine fixe Idee, ein Wahnsinn zu werden. Sie lebte mehr in ihren Träumen als in der Wirklichkeit, für die sie keinen Sinn mehr hatte. Jetzt wird sie auf unangenehme Weise geweckt, sie wird ihre Thorheit selbst erkennen, und Sie dürfen sich Glück wünschen, denn es ist nun einige Hoffnung vorhanden, daß das Herz zu sprechen beginnt, wenn die Phantasie durch eine solche Lektion zum Schweigen gebracht ist. Sie dürfen hoffen, daß sie Ihnen jetzt oder wenigstens bald ein geneigtes Ohr leiht.

Breuning konnte nicht umhin, diesen Zuspruch mit einem zufriedenen Lächeln entgegenzunehmen, und offenbar beruhigt sagte er: Es ist aber immer traurig, ein so liebes Geschöpf plötzlich um eine lang gehegte Hoffnung beraubt zu sehen. Wenn es auch eine Kur ist, so ist es doch eine grausame Kur.

So sprechend, erhob er sich wieder, faßte mich an der Hand und zog mich zum Zimmer hinaus. Wir liefen die Treppe hinab, schlichen über den Hof und blieben am Fenster der Portiersloge

stehen. Breuning zeigte mir mit dem Finger, wohin ich blicken sollte, und ich sah im Hintergrunde der kleinen Stube Julie, die, in der That ein rührendes Bild des Schmerzes, die Hände im Schooße übereinandergelegt, dasaß und mit weit offenen Augen vor sich hinstarrte. Der Vater ging, betrübt über den Zustand seines Kindes, in der Stube auf und nieder und hielt nur manchmal vor dem Lehnstuhle, um seine Tochter zu trösten und ihr zu beweisen, wie Unrecht sie hatte, alle ihre Hoffnungen auf den Bruder und nicht auf ihn, ihren Vater, zu bauen. — Du weißt es ja, sagte er lächelnd, daß ich eigentlich ein reicher Mann bin. Nicht früher als gestern Abend habe ich es aufs Genaueste ausgerechnet, daß ich an 86,000 Franken ganz sichere Schulden außenständig habe, dazu an 35,000, die beinahe sicher, und noch an 40,000, die ich allerdings als unsicher anerkennen muß, von denen aber doch die Hälfte einlaufen kann. Im Ganzen darf ich mit Bestimmtheit auf 130,000 Franken rechnen, und mit der neuen Organisation, die ich meinem Geschäft zu geben gedenke, hoffe ich unsere Einkünfte jährlich auf fünfzehn bis zwanzig Tausend Franken zu steigern. Ich weiß sehr wohl, daß wir dann noch nicht so leben können, wie du es wünschest — indessen — man kann nicht wissen, im Geschäfte ist Alles möglich — man bekommt einige große Lieferungen, man kann in kurzer Zeit Millionär werden — dann sollst du haben, was du willst, dann sollst du leben, wie die Schwester eines Marschalls von Frankreich. Schon sehe ich dich in den Champs Elysées in prächtiger Karosse.

Während der Alte so sprach, machte Julie von Zeit zu Zeit Bewegungen der Ungeduld, als ob sie ihm seine Thorheiten verweisen wollte. Diese Szene hatte außer mir und dem Cellisten noch einen dritten Zeugen, denn in dem Lehnstuhle am Fenster, in welchem sonst Julie zu sitzen pflegte, saß jetzt Mr. Ellis mit der Quaste der Schnur in der Hand und verrichtete gewissenhaft die Portiersdienste, indem er die Schnur zog, so oft die Schelle über seinem Kopfe erklang und so oft ein Einwohner, der aus-

gehen wollte, „le cordon“ hineinrief. Diese Beschäftigung hinderte ihn nicht, den Worten des tröstenden Vaters zu folgen, von Zeit zu Zeit zu lächeln und endlich, als der Vater eben von der Karosse sprach, ihm sofort ins Wort zu fallen und auszurufen: Karosse? habe ich nicht eine prächtige Karosse und die schönsten Pferde zu Ihrer Verfügung, Mademoiselle Julie?

Breuning, der am geöffneten Fenster diese Worte ebenso gut hörte wie ich, beachtete sie nicht, indem er zu sehr in den Anblick seiner trauernden Geliebten vertieft war. Er hätte bei seinem Charakter auch sonst nichts darin gefunden, was der Beachtung werth wäre, mich aber durchzuckte bei dem Anerbieten von Pferden und Karosse ein Argwohn, der mich höchlich verstimmte und der es mir als Pflicht erscheinen ließ, Breuning, so bald wir auf unsere Zimmer zurückgekehrt waren, zuzureden, daß er sich von seiner Liebe loszuwinden suche, und ihm vorzustellen, daß Julie bei aller Schönheit und Liebenswürdigkeit zu ihm, dem deutschen Künstler, nicht passe. Er antwortete mir, daß er wohl selber flüchtige Augenblicke gehabt habe, da ihm solche Gedanken durch den Kopf streiften, aber wenn sie jetzt selbst mit größerer Kraft und Ausdauer zurückkämen, so würde er sie mit aller Festigkeit des Willens wieder verscheuchen. Es sei jetzt nicht an der Zeit, Julie zu verlassen, wohl aber bei ihr auszuhalten, bei dem armen Mädchen, das sich plötzlich verarmt fühle. Ist Das der Zeitpunkt, sich von ihr abzuwenden? Selbst wenn er sie nicht so liebte, wie er es in der That thue, er würde sich jetzt aufgefordert fühlen, bei ihr auszuharren, ihr beizustehen und für ihre Zukunft zu sorgen. An ihren Träumen und Hoffnungen, wie leer und kindisch auch diese gewesen, habe sie einen Halt verloren; dieser müsse ihr jetzt durch Treue ersetzt werden. Jetzt wolle er ernstlicher als je an Heirath denken, und selbst wenn er glauben müßte, daß er ihr jetzt gut genug erscheinen werde, nachdem sie ihn in Zeiten der Hoffnung verschmäht, so wolle er auch dieses über sich nehmen. Er habe die größte Zuversicht, daß er sich in Kurzem eine Stellung machen werde.

In diesem Sinne antwortete er mir an jenem Abend und noch oft nachher, wenn ich meine ganze Beredtsamkeit anstrengte, ihn von Julie abzubringen. Diese war die ersten Tage nach der Nachricht von Abd-el-Kaders Gefangennehmung unsichtbar. Sie lag in der dunklen Nische im Hintergrunde der Portierwohnung hinter einem dicht zusammengezogenen Vorhang. Am Fenster saß der Vater oder stundenweise auch der Engländer. Breuning schien sich um das Unwohlsein seiner Geliebten wenig zu bekümmern: er trat nur selten in die Loge, um sich nach ihr zu erkundigen oder ihr Trost einzusprechen. Er that Besseres. Nach wenigen Tagen hatte er die Anzahl seiner Lektionen bedeutend vermehrt, nachdem er zu diesem Zwecke zu allen Bekannten gelaufen und sich an alle Die gewendet, die auf diesem Felde Einfluß haben. In die Wohnung zurückgekehrt, übte er stundenlang auf seinem Instrumente und benutzte mehr als die Hälfte der Nächte, um mehrere Kompositionen zu Ende zu führen. Er war nicht eine halbe Stunde ohne Beschäftigung.

Ich habe es damals und seitdem oft erfahren, daß nur die falsche, eingebildete, sentimentale Liebe Faullenzer und Träumer mache; die wahre und ächte erhöht alle Kräfte, verdoppelt und verhundertfacht die Thätigkeit des Liebenden. Die Liebe, von der man sagt, daß sie die Kräfte aufzehre, stärkt im Gegentheile; von der man sagt, daß sie die Leute verderbe und zum Leben untauglich mache, macht im Gegentheil praktisch und unternehmend. Breuning war für all Das ein lebender Beweis. Nach kurzer Zeit hatte er sich so viele Hülfsquellen eröffnet, daß er in der That einen bescheidenen Haushalt hätte aufrecht erhalten können, und dabei noch mancherlei Aussichten auf eine feste und gesicherte Stellung. Julie hatte sich indessen gefaßt und erschien wieder in ihren gewöhnlichen Funktionen am Fenster, und es war gewiß als ein gutes Symptom ihrer geistigen Genesung zu betrachten, daß sie jetzt weniger Feuilleton-Romane las, dafür aber ihr eigentliches Handwerk als Giletière, das sie gelernt hatte, wieder aufnahm; anstatt mit der Phantasie arbeitete

sie jetzt mit den Händen, indem sie unter Tag und Abends Westen nähte.

Es war mittlerweile noch ein anderes Ereigniß eingetreten, ein Ereigniß, das, obwohl es dießmal eine Erfüllung von Hoffnungen war, in diesem kleinen Kreise bei Weitem nicht das Aufsehen machte wie das erste. Mr. Ellis war indessen Lord Strikland geworden und hatte mit dem Titel auch die ungeheure Erbschaft angetreten. Er scheint das nur Wenigen mitgetheilt zu haben, denn man fuhr fort, ihn Mister Ellis zu nennen, und er selbst lebte wie vorher und verschmähte es auch als Lord und Peer von England nicht, stundenlang in der Portiersloge zu sitzen und selbst „le Cordon“ zu ziehen. Breuning war, so viel wir wußten, der Einzige, mit dem er von seiner Erbschaft sprach. Er erschien eines Tages auf des Künstlers Stube, sagte ihm in einfachen Worten, über welche Summen er jetzt zu gebieten habe, drückte ihm seine Verehrung für dessen Talent und den Wunsch aus, endlich etwas für ihn thun zu dürfen. Breuning lehnte wie früher dankbar ab. Darauf stellte ihm Lord Strikland vor, wie nothwendig und nützlich ihm eine größere Reise durch alle Musik kultivirenden Länder wäre, und knüpfte an diese Vorstellung die dringende Bitte, sich doch wenigstens diese Reise bezahlen zu lassen. Breuning dankte auch dafür und hielt sich für verpflichtet, dem Manne, der es so wohl mit ihm meinte, einige Bekenntnisse zu machen und ihm zu gestehen, welche Gefühle und welche Absichten ihn in Paris zurückhielten. Der Lord wurde darauf hin etwas schweigsam. Erst als er sich erhob, um den Künstler zu verlassen, ergriff er dessen Hand und sagte: Machen Sie es nicht wie Julie, hängen Sie Ihr Herz nicht an leere Hoffnungen. Julie ist nicht geeignet, die bescheidene Hausfrau eines deutschen Künstlers zu werden; sie ist eine Pariserin, und was sie vom Leben verlangt, mißt sie nach ihrer Schönheit ab. Daß die Schönheit bei der Kunst am Meisten heimisch ist, davon hat sie keine Ahnung; ihr gilt als Heimat der Schönheit der Boulevard des Italiens, ein Wagen mit vier Pferden, die Champs Elysées.

Und weil Dem so ist, lieber Herr Breuning, fügte der Engländer im letzten Momente mit einem Fuße auf der Schwelle hinzu, weil Dem so ist, haben Sie einen mächtigen Nebenbuhler.

Breuning kam nach diesem Gespräche ganz außer Fassung auf meine Stube.

Wäre es nicht ein schreckliches und höhnisches Schicksal, rief er aus, wenn ich mir mit meiner Kunst selber den Nebenbuhler, der mich zu Grunde richten soll, herbeigezogen hätte!?

Ich ergriff diese Gelegenheit, um ihn in seinem Verdachte zu bestärken und in meinen Ermahnungen und Abmahnungen fortzufahren. Ich bewirkte aber das Gegentheil. Der Verdacht, der in Breuning auf einen Augenblick aufgestiegen war, erschien ihm jetzt wie eine grausame Beleidigung Juliens, die er nun gut zu machen hatte. Er müßigte sich jetzt so viel Zeit als möglich ab, um sie bei Julie zuzubringen, und er erzählte mir mit Glück, wie sanft sie geworden, wie freundlich sie ihm entgegenkomme, wie selten sie jetzt von einer glänzenden Zukunft spreche. Wie sollte er nicht glücklich sein, da er jetzt auch sehr nahe Aussicht hatte, eine bedeutende und einträgliche Stellung als Musiklehrer an einem großen Institute zu erhalten? Er war fest entschlossen, am Tage der Ernennung um Juliens Hand anzuhalten.

Bevor dieser Tag erschien, waren wir beide außer dem Hause Nr. 73 der Rue du Faubourg Montmartre. Mit einem Male kündigte uns Madame Martin an, daß sie mit Vortheil ihre sämmtlichen möblirten Zimmer an einen einzigen Mann vermiethet habe und daß wir uns nach einer andern Wohnung umzusehen hätten. Breuning war über dieses Vorkommniß weniger betrübt, als man hätte denken sollen, da er die gegründete Hoffnung hatte, daß die Trennung von Julie nicht lange währen könne. Wir wünschten zusammenzubleiben und suchten in der Nähe der Rue Montmartre eine neue gemeinschaftliche Wohnung. Da diese nicht zu finden war, waren wir gezwungen, uns in der Rue de Trevise niederzulassen. Breuning war es wohl sehr schwer, aus dem Hause auszuwandern, das seine

Geliebte beherbergte, in dem er sie bei jedem Aus- und Eingang sehen konnte; Julie aber erleichterte ihm den Moment des Abschiedes durch die Herzlichkeit, mit der sie ihm die Hand drückte und ihr „auf Wiedersehen“ aussprach. Diese Herzlichkeit reichte hin, Breuning mehrere Tage zu nähren und seine Thätigkeit zu erhöhen. Er arbeitete an seiner Anstellung, und da diese bereits vor der Thüre stand, schien er nicht früher, als bis er ihrer ganz sicher war, zu Julie zurückkehren zu wollen. Nicht volle fünf Tage nach unserem Auszuge war diese Hoffnung erfüllt. Glückselig stürzte er in meine Stube, ein Papier hoch in der Hand haltend. Es war das Anstellungsdekret.

Nachdem er es nun gelesen und wieder gelesen, eilte er von dannen. Ich wußte wohl, wohin, und hätte ihn gerne zurückgehalten, wenn ich nicht jede Einrede gegen seine Absichten längst für nutzlos erkannt hätte. Nach kaum einer Stunde kehrte er wieder, aber ganz das Gegenbild jenes Glücklichen und Hoffnungsvollen, der mich vorhin verlassen hatte. Er war blaß, niedergeschlagen und kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten. Ich glaubte, es sei eingetroffen, was ich vorausgesehen, er sei mit seinen Anträgen von Julie verschmäht worden; aber Das war es nicht. Breunings Hoffnungen waren noch nicht alle todt, es hatte sich nur neben ihnen ein schrecklicher Verdacht festgesetzt. Julie und ihr Vater und Lord Strikland waren aus dem Hause Nr. 73 Rue Montmartre verschwunden, und kein Mensch im Hause kannte ihren jetzigen Aufenthalt.

Es waren schwere Wochen, die ich jetzt mit dem armen Breuning zu verleben hatte. Er war schweigsam, er klagte nicht, er ließ sich gänzlich fallen und verfallen. Wir wollen diesen traurigen Zustand nicht beschreiben, nur sagen, daß die außerordentliche Thätigkeit der letzten Wochen dahin war. Sein Anstellungsdekret hatte er schon an jenem Abend nicht mit nach Hause gebracht, er hatte es vielleicht verloren, vielleicht wie eine Verhöhnung seines Schicksals in der Verzweiflung fortgeworfen. Auch kümmerte er sich um seine Anstellung nicht weiter und ließ

die Briefe, die ihn zur Antretung seiner Stelle einluden, unbeantwortet. Ebenso vernachlässigte er seine Lektionen. Mit einem Worte, er war krank und unempfindlich gegen die ganze äußere Welt. Ich behandelte ihn auch als Kranken, störte ihn nicht in seinem stillen Wesen mit Ermahnungen und Vorstellungen, die fruchtlos gewesen wären, und hoffte Alles von der Zeit, obwohl ich wußte, daß die Zeit nicht heilt, sondern nur gewöhnt. Ich war schon glücklich, als ich ihn nach Wochen zu nächtlichen Spaziergängen auf die Boulevards und endlich zu weiteren in die Champs Elysées und in das Bois de Boulogne bewog.

In diesem Gehölze gingen wir eines Nachmittags spazieren, er schweigend, ich so thuend, als ob ich nicht merkte, wie wenig er auf meine Worte hörte, und immer sprechend, bald von der Kunst, bald von meiner oder seiner Zukunft, nur um ihn bei beiderseitigem Stillschweigen nicht tiefer in Trübsinn versinken zu lassen. Da brauste ein vierspänniger Phaëthon an uns vorüber. Es war wie ein Blitz; dennoch hatte ich Lord Strikland und Julie erkannt. Obwohl der Wagen schon vorüber war, stellte ich mich doch, als ob ich Breuning noch immer den Anblick ersparen könnte, rasch vor ihn hin. Aber er hatte sie so gut erkannt wie ich, und zu meinem Erstaunen sagte er ruhig lächelnd: Sie ist Lady Strikland.

Ja wohl, bestätigte ich schnell, sie ist Lady Strikland.

Glauben Sie Das wirklich? fragte Breuning, indem er sich aufrichtete und mir prüfend und streng in die Augen sah.

Ich war verlegen und stotterte: Was sonst?

Was sonst! rief Breuning zurück, schlug sich mit der Faust vor die Stirn und ging raschen Schrittes vorwärts.

Er sprach kein Wort mehr über diese Begegnung; auch den folgenden, auch den dritten Tag nicht, aber an diesem Tage eröffnete er mir, daß er an Paris genug habe und daß er in seine Heimat zurückzukehren gedenke. Er packte seine Habseligkeiten mit solcher Eile und Nachlässigkeit zusammen, daß ich mehrmals gezwungen war, selbst seinen Koffer wieder zu öffnen und Manches,

das er vergessen hatte, hineinzulegen. Merkwürdigerweise vergaß er im letzten Momente selbst sein Violoncell. Ich begleitete ihn mit wahrhafter Freude an die Messagerie, denn ich war überzeugt, daß ihm die Veränderung, vorzugsweise aber die Rückkehr in die heimische Atmosphäre nothwendig sei.

Er hatte mir zu schreiben versprochen, aber die Tage und die Wochen vergingen, und ich erhielt keine Zeile. Und so vergingen auch Monate, und als ich mich endlich in seiner Heimat erkundigte, hieß es dort, er müsse in Paris sein und daß man seit Monaten nichts von ihm gehört. So waren auch alle späteren Erkundigungen bei Künstlern, bei Freunden und Bekannten in den verschiedensten Gegenden fruchtlos. Er war und blieb verschwunden.

Die letzte Montanini.

Das Haus, in welchem zu Siena die heilige Katharina das Licht der Welt erblickte, wird noch heute von zahlreichen Gläubigen und Neugierigen aus allen Ländern besucht. Die Stube, die sie in Niedrigkeit bewohnte, ist in eine Kapelle verwandelt, in welcher alltäglich Messe gelesen wird. So ist es heute, so wars schon vor zweihundert Jahren. Damals wohnte in einem gegenüberliegenden, noch weit dürftiger aussehenden Hause Borso Montanini, der letzte Sprößling jener Familie dei Montanini, welche in alten Zeiten die Republik Siena mit Hülfe der patrizischen Partei beherrschte. Von diesem ehemaligen Glanze war im siebzehnten Jahrhundert keine Spur mehr vorhanden, und Borso Montanini lebte in jenem alten, ärmlichen, ganz verfallenen Hause mit seiner Schwester, wie so viele alte Nobili der ehemaligen Republik Siena, man wußte nicht wie und wovon. Um die Zeit, da unsere Geschichte beginnt, war die Noth im Hause geringer, als sie schon früher zu wiederholten Malen gewesen. Borso Montanini hatte den Erzbischof von Pisa als Edelmann seines Gefolges begleitet, als dieser nach Rom ging, um dem Papste für den Kardinalshut zu danken. Nach der Reise beschenkte der Erzbischof sämmtliche junge Edelleute seines Gefolges, als er sie entließ, mit goldenen Ketten. Die Kette Borso Montanini's hatte zweiunddreißig Ringe oder Glieder. Allmonatlich brach Borso ein solches Glied von der Kette, und seine Schwester

Pia trug es zum Goldschmied, um dafür eine kleine Summe in Empfang zu nehmen. Von diesem Erlös nährten sich nun die Geschwister, so gut es ging, mit Brod, Artischoken, Orangen, Zwiebeln und Dergleichen. Schon hing am Fenster des Goldschmieds stattlich breit beinahe die ganze Kette, die er wieder aus ihren Theilen zusammengesetzt hatte, während im Kasten Borso's nur noch wenige Glieder lagen. Es waren also seit seiner Rückkehr aus Rom und seiner Entlassung aus dem Gefolge des Kardinals schon viele Monate, ja mehr als zwei Jahre vergangen; daher waren auch die Kleider, mit denen Borso damals ausgestattet worden, schon so gealtert, daß er sich in diesem seinem einzigen Anzuge auf der Straße zu zeigen schämte. Mit seiner Schwester verbrachte er die ganzen Tage in seiner Wohnung, und da er nichts Anderes zu thun hatte, betrachtete er durch eine noch klare Stelle seines erblindeten Fensters die fremden Neugierigen, welche das Haus der heiligen Katharina von Siena besuchten, und die Gläubigen, die in ihrer Stube die Messe zu hören kamen.

Eines Tages, da Borso Montanini wieder am Fenster saß und die Gläubigen, die in das Haus der heiligen Katharina zur Messe gingen, beobachtete, fielen ihm unter diesen zwei Fremde auf: ein alter Herr mit einem Federhut auf dem Kopfe, einem schwarzen Sammtmantel auf der Schulter und einem Degen an der Seite, und neben diesem ein junges Fräulein von siebzehn oder höchstens achtzehn Jahren. Nach den Erfahrungen, die er in Rom gemacht, wo er Männer und Frauen vieler Nationen gesehen, glaubte er schließen zu dürfen, daß die beiden Fremden der französischen Nation angehörten. Er blieb auf seinem Platze, bis die Beiden nach der Messe wieder aus dem Hause traten und er ihnen ins Gesicht sehen konnte. Gegen seine Gewohnheit, da er sonst viele Stunden lang ganz schweigsam dazusitzen pflegte, sprang er auf und rief: „Ein so schönes Mädchen habe ich weder in Siena, noch in Pisa, noch in Rom gesehen!“ — Am andern Morgen sah er sie an der Seite des alten Mannes wieder in das

Haus treten, und am dritten Morgen, nachdem die kunstverständige Hand der Schwester Pia seinen Anzug in Ordnung gebracht und manche schadhafte Stelle glücklich verhüllt hatte, machte er sich auf, um ebenfalls im Hause der heiligen Katharina eine Messe zu hören. So that er nunmehr durch mehrere Tage. Die Fremden kehrten regelmäßig wieder, und es war ausgemacht, daß sie nicht als Reisende durch Siena gekommen, sondern daß sie sich in dieser Stadt wohnhaft niedergelassen. Borso schickte vor der Zeit seine Schwester zum Goldschmied, und zwar mit drei Gliedern der goldenen Kette auf einmal. Für den Erlös kaufte er sich einen neuen Hut und einen neuen Mantel, schnallte seinen Degen um und ging aus dem Hause, um mehrere Tage nach einander erst spät am Abende wieder heimzukehren.

Endlich eines Morgens ließ er Mantel, Hut und Degen am Nagel hängen, ging selbst nicht hinüber zur Messe, obwohl er die Fremden eintreten gesehen, und sprach zu seiner Schwester:

„Pia, mein Herz, höre, was ich dir sage. Ich habe so viel in Erfahrung gebracht, als mir zu wissen nöthig. Der Fremde, der da alltäglich mit dem wunderschönen Mädchen, seiner Tochter, zur Messe geht, ist ein Edelmann aus dem mittleren Frankreich. Er hat sich in eine Verschwörung gegen den Kardinal Richelieu eingelassen, welcher jetzt zum Aerger aller ächten Edelleute Frankreichs das Königreich allmächtig beherrscht. Die Verschwörung wurde verrathen, und mehrere der Verschwörer sind hingerichtet; Herr von Saligny, jener Fremde, hat sich mit seiner Tochter aus dem Lande geflüchtet und sich hier in Siena niedergelassen, weil er in dieser stillen Stadt ruhig, vielleicht unentdeckt glaubt leben zu können. Seine Tochter Anna ist ein Engel an Schönheit. Ich liebte sie, als ich sie zum ersten Male sah, und da ich sie nun öfter gesehen, liebe ich sie bis zur Raserei, und wenn ich sie nicht öfter sehen, ja sprechen, wenn ich sie nicht endlich in meinen Besitz bringen kann, so will ich lieber aufhören zu leben."

„Und was willst du weiter sagen?" fragte die Schwester, als Borso nach diesen Worten in Schweigen versank.

Er fuhr fort: „Ich habe ferner in Erfahrung gebracht, daß Fräulein Anna von Saligny eine Dienerin sucht, und ich denke, du, meine Schwester Pia, aus dem alten Hause der Montanini, sollst dich so weit erniedrigen und hingehen und dich unter einem gemeinen Namen zu diesem Dienste anbieten. Du wirst dann im Hause sein, mir von ihr Nachricht geben und mir in meiner Liebe helfen können. Ja, ich werde dich besuchen und das Fräulein sprechen und mich mit deiner Hülfe auf die eine oder die andere Weise ihrer bemächtigen. Nur so kann ich glücklich werden, wenn du dich aus Liebe zu mir erniedrigen willst."

Darauf antwortete Pia: „Die Liebe der Schwestern zu ihren Brüdern ist in der Familie der Montanini erblich. Eine alte Chronik von Siena erzählt, wie ein Carlo Montanini, von Anselmo Salimbeni, der sich der Regierung bemächtigt hatte, besiegt, im Kerker lag und dem sichern Tode entgegen ging. Der Schmerz seiner Schwester Angelika war so groß, daß Salimbeni, von dessen Anblick gerührt, seinem Todfeinde das Leben und die Freiheit schenkte. Und die Chronik erzählt weiter, wie Salimbeni für diese Großmuth von Angelika belohnt wurde.[1] Die Schwester Borso Montanini's wird an Liebe und Hingebung hinter der Schwester Carlo Montanini's nicht zurückbleiben." —

Pia ging aus dem Hause, und als sie nach einer Stunde wieder heimkehrte, sagte sie zu ihrem Bruder: „Ich bin die Dienerin des Fräuleins von Saligny und werde mich noch diesen Abend in ihren Dienst begeben. Ich habe mehr gethan, als du von mir verlangtest. Nicht unter gemeinem Namen stellte ich mich ihr vor; ich sagte ihr sogleich, daß ich aus dem edelsten Hause Siena's stamme, und das Mitleid, ein so edles Fräulein wie ich in so tiefes Elend herabgesunken zu sehen, daß ich einen so niedrigen Dienst aufsuchen mußte, bewog sie, sogleich auf mein Begehren einzugehen, oder benahm ihr den Muth, mir eine abschlägige Antwort zu geben, denn ich habe wohl bemerkt,

[1] S. Note S. 304.

wie sie zu Anfang mit Scheu meine schlechten Kleider betrachtete und wie ihr meine edle Haltung Angst einflößte. Zu einem Edelfräulein wird sie auch größeres Vertrauen haben, und meinem Bruder, den sie nun als ihres Gleichen kennt, wird der Zutritt zu ihr und wird Alles, was er beabsichtigt, erleichtert."

Dieses hatte Pia wohl ausgedacht. In der That besaß sie nach sehr kurzer Zeit das Vertrauen des französischen Fräuleins, ihr Bruder kam ins Haus, so oft es sich ziemte, und die Dreie saßen manchmal ganze Abende in vertraulichem Gespräche beisammen. Auch in der Straße konnte Borso das Fräulein bisweilen anreden, da sie jetzt nicht mehr von ihrem Vater, sondern von Pia in die Messe begleitet wurde. Der alte Herr von Saligny ließ seine Tochter gewähren und wußte wenig von Dem, was in dem weitläufigen Palaste, den er gemiethet hatte, vorging. Er blieb fast immer in seiner Stube eingeschlossen, wo er sich, wie man erzählte, mit Alchymie beschäftigte. Borso wünschte ihn auch nicht näher kennen zu lernen, da ihn Herr von Saligny, als er ihm einmal in der Galerie des Palastes begegnete, mit Hochmuth betrachtete und er außerdem wußte, was man sich in ganz Siena erzählte und weßhalb der Fremde bereits in der Stadt verhaßt war: daß er sich über die müßiggängerischen, bettelarmen Nobili mit Verachtung geäußert und daß er nicht mit ihnen umgehen wollte, weil er sie nicht als seines Gleichen anerkannte. Das alles hatte nur zur Folge, daß der Verkehr Borso's mit Anna weniger gestört war, und da diese keinen andern Umgang hatte und Borso einer der schönsten Jünglinge Siena's war und er ihr außerdem in seiner traurigen Lage unglücklich und melancholisch erschien, fühlte sie, jung wie sie war, bald eine innige Neigung zu ihm in ihrem Herzen keimen, die sie ihm auch nicht ganz verhehlen konnte und die ihn mit den schönsten Hoffnungen erfüllte. Doch flößten ihm ihre Tugend und Unschuld eine solche Ehrfurcht ein, und vor dem alten Herrn von Saligny hatte er eine solche Scheu, daß Monate vergingen, ohne daß er etwas Entscheidendes zu unternehmen, sich Anna's

zu bemächtigen oder beim Vater um sie zu werben wagte. Letzteres zu thun, hatte ihm Pia als höchst thöricht dargestellt, in der Ueberzeugung, daß der Franzose seine Tochter niemals einem sienesischen Edelmanne freiwillig geben werde. Um Anna zu gewinnen, meinte sie, müßten andere und gewaltsame Mittel angewendet werden.

Mittlerweile aber hatten sich die Dinge bedeutend geändert. Den alten Herrn von Saligny konnten seine Forschungen nach dem Steine der Weisen nicht sein Vaterland vergessen machen, und je mehr er sich in seine Einsamkeit verschloß und von aller menschlichen Gesellschaft absonderte, desto heftiger wurde in seinem Herzen die Sehnsucht nach Frankreich und der Schmerz, daß er auf fremder Erde sterben solle. Das Heimweh artete bei dem alten Manne nach und nach in eine wahrhafte Krankheit aus, und er nahm zusehends ab. Da entdeckte ein junger französischer Edelmann, der Vicomte von Chinon, mit Hülfe seiner Späher, die er in alle Welt ausgeschickt hatte, dessen Aufenthalt in Siena. Es war die Liebe, die den Vicomte forschen ließ und ihn auf die Spur der Flüchtlinge brachte. Er liebte Anna und wünschte sich mit ihr zu vermählen, und da er zu den Edelleuten Richelieu's gehörte und einer der Günstlinge des allmächtigen Ministers war, so konnte Herr von Saligny, wenn seine Tochter den Vicomte heirathete, unbehelligt und mit voller Sicherheit nach Frankreich zurückkehren. Anna hatte für den jungen und liebenswürdigen Vicomte von Chinon immer viel Freundschaft empfunden, und jetzt, da sie ihren Vater so verfallen sah und sich sagte, daß sie ihn durch die Heirath retten könne, überzeugte sie sich leicht, daß sie dieses Opfer bringen müsse, und daß sie, trotz ihrer Neigung für Borso, mit Chinon, der sie immer mit den ritterlichsten Werbungen und Aufmerksamkeiten umgeben, glücklich sein werde. Ja, in der Erinnerung an Chinon wurde sie, ohne es zu wollen, zu Vergleichen zwischen dem jungen französischen Ritter vom Hofe Ludwigs XIII. und dem armen unwissenden Nobile von Siena aufgefordert, und sie gestand sich, daß sie Borso nicht so

sehr liebte, als sie es in ihrer Einsamkeit sich manchmal eingebildet hatte.

Aber Pia erfuhr bald, was in des Fräuleins Gemüthe vorging und welche Entschlüsse sie faßte, und als sie ihrem Bruder mittheilte, was sie wußte, gerieth dieser in Verzweiflung und schwur, lieber seine Geliebte mit eigener Hand umbringen zu wollen, als sie im Besitze eines Andern zu wissen. Dann wieder faßte er die kühnsten Entschlüsse, wie er nach Frankreich eilen und den Vicomte von Chinon entweder im Zweikampf oder aus dem Hinterhalte mit dem Dolche tödten wolle. Pia beruhigte ihn: es sei weder die Ermordung des Fräuleins, noch die unmögliche Reise nach Frankreich nothwendig, um ans Ziel zu gelangen. Das einzige Hinderniß seines Glückes sei der Alte; nur ihm zu Gefallen wolle Anna den Vicomte heirathen. Stürbe der Alte, dann fiele dieser Beweggrund zur Heirath weg, und das Fräulein wäre dann noch dazu ganz in ihrer, der Geschwister, Gewalt.

Spät Abends zog Pia eine Kapuze über Kopf und Gesicht und begab sich in die Nähe ihrer alten Wohnung, dem Hause der heiligen Katharina gegenüber. Sie pochte an eine Thür des Nachbarhauses und verlangte mit verstellter Stimme, Lorenzo Cattena zu sprechen. Als dieser herunter kam, fragte sie ihn, ob er den Muth habe, sie vor die Kirche San Domenico zu begleiten. Lorenzo ging sogleich mit ihr, und dort auf dem einsamen Platze, beim Lichte, das vor einer Madonna brannte, nahm sie die Kapuze ab und ließ ihn ihr Gesicht sehen. In demselben Augenblicke lag ihr Lorenzo zu Füßen und umklammerte ihre Kniee. Lorenzo Cattena war der Sohn des reichsten Bürgers von Siena, eines Metzgers, der große Länderstrecken, Ackerfeld und Weiden besaß, von Volterra an bis in die Staaten des Papstes. Lorenzo war im Lande als der stärkste und schönste, aber auch der gewaltthätigste junge Mann bekannt. Sein Vater gab ihm des Geldes so viel, als er wollte, und dieses benützte er, um allein oder in Gesellschaft von seines Gleichen die verschiedenen Länder Italiens zu durchstreifen, und in Siena erzählte er selbst und erzählte man

in den Schenken von manchen Gewaltthätigkeiten und blutigen Abenteuern seiner Streifzüge. Reich und gewohnt, Alles durchzusetzen, glaubte er, daß Pia Montanini, seine Nachbarin, für ihn nicht zu hoch geboren war. Er verliebte sich auf das Heftigste in dieses eben so schöne als stolze Mädchen, und als er hochmüthig und beleidigend von ihr zurückgewiesen wurde, gestaltete sich seine Liebe zu ihr nur noch inniger und leidenschaftlicher. Niemand hätte geglaubt, daß Lorenzo Cattena ungestraft beleidigt werden könne und daß sich die zärtlichste Liebe nach einer solchen Beleidigung in seinem Herzen nicht in Haß verwandle; Niemand wußte Das auch jetzt noch, da die ganze Geschichte seiner Liebe, Werbung und Zurückweisung geheim zwischen ihm und Pia vorgegangen. Jetzt, da er sie in der Einsamkeit der Nacht plötzlich vor sich stehen sah, nachdem er sie seit längerer Zeit nicht mehr gesehen, war er von ihrem Anblick überwältigt und erlag den Hoffnungen, die plötzlich in seinem Herzen aufstiegen. Er war keines Wortes fähig, als Pia zu sprechen begann: „Du hast es selbst erkannt, Lorenzo, daß ich meine hohe Geburt nicht so weit vergessen konnte, um mich mit dir zu vermählen, selbst wenn du noch hundertmal reicher, schöner und tapferer wärest, als du schon bist. Edel und vernünftig hast du mir die Zurückweisung vergeben; du hast dich weder an mir noch an meinem Bruder gerächt, ja, wie ich es längst weiß und wie ich es dir auch jetzt ansehe, du liebst mich so heiß wie vorher. Kann ich nun den Namen Montanini nicht so beflecken, indem ich mich mit dem Sohne eines Metzgers vermähle, so kann ich doch über mich selber verfügen und dir, wenn du es verdienst und dich mir willig zeigst, jede höchste Gunst erweisen."

Lorenzo zitterte bei diesen Worten und antwortete nur, indem er ihre Hände mit den glühendsten Küssen bedeckte.

Pia fuhr fort: „Der alte französische Edelmann, in dessen Hause ich jetzt lebe, steht meinem Glücke im Wege, und wenn er nur noch wenige Wochen am Leben bleibt, können mir daraus die größten Kümmernisse entstehen. Er verdient den Tod, denn

er hat mit Verachtung vom ganzen Adel Siena's gesprochen, und wenn er plötzlich stirbt, wird sein Tod der Rache des Adels zugeschrieben.“ —

Fünf Tage nach dieser nächtlichen Zusammenkunft brachte man die Leiche des alten Herrn von Saligny nach Hause; man hatte ihn in dem Wäldchen vor der Stadt, in welchem er Nachmittags zu spazieren pflegte, mit einer Wunde im Herzen todt gefunden. Anna empfand die aufrichtigste Trauer einer guten Tochter; sie fühlte sich vereinsamt und wäre beinahe verzweifelt, wenn ihr nicht die Geschwister, besonders Pia, mit den zärtlichsten Tröstungen und mit den vernünftigsten Reden zur Seite gestanden hätten. Die Waise war für diese Hülfe so dankbar, daß sie sich dem Rathe und der Leitung der Beiden gänzlich überließ. Sie folgte nun Pia, der sie schon früher zu gehorchen sich gewöhnt hatte, wie einer Herrin, und die Zügel des Hauses, welche Pia während der Trauerzeit übernommen hatte, blieben auch nach dieser in ihren Händen. Pia war durch ihren Verstand wie durch ihr Auftreten ein Mädchen, das zum Herrschen geboren war. Auch Borso zeigte seiner Geliebten, mit der er nun ganz ungestört umgehen konnte, während dieser traurigen Zeit so viel Theilnahme und Zärtlichkeit, daß die Liebe zu ihm, von Dankbarkeit genährt, im Herzen Anna's rasch aufwuchs, und so war es für Pia leicht, sie von dem Plane, nach Frankreich zurückzukehren, wieder abzubringen, da auch die früheren Beweggründe, die Rücksicht auf die Sehnsucht des Vaters, weggefallen waren. In Frankreich hatte die arme Waise jetzt nichts mehr zu suchen, während sie in Siena eine Freundin hatte, die mütterlich für sie sorgte, und einen Mann, den sie liebte und dessen Liebe ihr sicher war. Wenige Wochen nach dem Tode ihres Vaters schrieb sie unter Pia's Anleitung an den Vicomte de Chinon, daß er sich ihretwegen nicht mehr bemühen solle und daß sie sich in Kurzem mit einem der edelsten Jünglinge von Siena vermählen werde. In der That wurden alle Vorbereitungen zur Vermählung getroffen. Der alte Herr von Saligny

hatte aus Frankreich sein ganzes Vermögen gerettet; dieses bestand aus baarem Gelde, aus Edelsteinen und andern Kostbarkeiten. In Frankreich galt er für einen unbemittelten Edelmann; dem armen sienesischen Nobile aber und seiner Schwester erschien die Erbschaft als eine sehr reiche und glänzende, was sie in Siena, in Anbetracht der allgemeinen Armuth der Stadt und besonders der Adeligen, auch wirklich war. Borso kaufte den Palast, den Saligny gemiethet hatte, für fünfhundert Scudi und nannte ihn Palazzo Montanini, dann, nachdem eine geziemende Zeit seit dem Tode des Vaters verflossen war, ging man an die letzte Einrichtung und an die letzten Vorbereitungen zur Vermählung.

Allen Dreien schien es angemessen, daß die Vermählung in der Stille gefeiert werde, und man begab sich zu diesem Zwecke in die Kapelle des heiligen Luca, welche wohl drei Miglien weit von Siena in einer Thalschlucht versteckt liegt und in welcher ein einsam lebender Franziskaner das heilige Amt verwaltete. Die Verlobten waren sehr überrascht, als sie an den Altar der leeren Kapelle traten und ihnen der Pater Gaetano erklärte, daß er ihnen den ehelichen Segen nicht geben wolle. Borso warf einen Beutel voll Gold auf den Altar; aber der Pater schob ihn mit dem Rücken seiner Hand vom heiligen Tische, daß er auf den Boden fiel, und beharrte auf seiner Weigerung, ohne auf das Dringen Borso's irgend eine Erklärung abgeben zu wollen. Als dieser mit seiner Braut am Arme zornig die Kapelle verließ, zupfte der Mönch Pia am Kleide und flüsterte ihr ins Ohr: Ich bin der Beichtvater Lorenzo's, deines Geliebten. Pia war über dieses Wort, daß Lorenzo ihr Geliebter sein solle, so entrüstet, daß sie, die bisher nur betroffen gewesen, die Kapelle eben so zornig verließ, wie ihr Bruder.

Borso wandte sich nun an eine andere Kirche, aber es erging ihm da, wie in der Kapelle des heiligen Luca, und so erging es ihm in einer zweiten und dritten Kirche und endlich in allen Kirchen und Kapellen der Stadt und Gegend von Siena

— überall wurde seiner Ehe der Segen der Kirche versagt, und dem Fräulein von Saligny wurde es furchtsam zu Muthe, ja es war ihr, als sollte sie mit dieser Heirath ein Verbrechen begehen, da die Kirche so hartnäckig ihren Segen versagte. Aber sie wagte keine Frage mehr, so sehr war sie schon von Pia, die trotz aller dieser Mißhelligkeiten immer ruhig blieb, beherrscht und eingeschüchtert.

Es war der armen Anna, als wäre sie verflucht, da man sich endlich aufmachte, um in einem weiten Umkreise um Siena einen Priester aufzusuchen, der den ehelichen Segen ertheile, da man selbst in größern Entfernungen von der Stadt auf dieselbe Weise zurückgewiesen wurde. Endlich brachte Pia die Suchenden bis in die Mitte des giftigen Sumpflandes, der Maremmen, wo selbst in den heißen Monaten, da Alles, was leben will, aus der Gegend flieht, ein einziger büßender Pater Kapuziner aushält, um in der Einsamkeit für die Seelen Derjenigen, die hier am Fieber zu Grunde gegangen, täglich eine Messe zu lesen. Von diesem Priester in diesem Lande wurde endlich Anna dem Borso Montanini als sein eheliches Weib angetraut.

Trotz dieser traurigen Einleitung, die nichts weniger als Glück versprach, trat das junge Ehepaar doch in glückliche Flitterwochen. Die Hindernisse, die sich ihm noch an der Schwelle seines Glückes entgegengestellt, steigerten Borso's Leidenschaft, und Anna fühlte sich in seiner Liebe über Vieles getröstet, was sie in der letzten Zeit beunruhigte. Pia war es, als hätte sie für jetzt ihre Sendung erfüllt, da sie den Bruder im Besitze seiner Geliebten sah, und um das junge Ehepaar in seinem Glücke nicht zu stören, wollte sie sich in einem entfernten und stillen Winkel des Palastes einrichten. So kam sie in die Stube, in welcher Herr von Saligny seine Forschungen betrieben und den Stein der Weisen gesucht hatte. Der Dunst dieses Gemaches, die vielen großen und alten Bücher, die sonderbar geformten Gefäße, die Tiegel und Oefen, die Zahlen und Zeichen auf verschiedenen schwarzen Tafeln, die unbekannten Stoffe, Mineralien und Flüssigkeiten jeder

Farbe — Alles, was sie da vorfand, erschreckte sie Anfangs, zog sie aber bald auf unwiderstehliche Weise an, und sie lachte vor Freude auf, als sie in eines der Bücher, das noch aufgeschlagen dalag, wie es Herr von Saligny gelassen hatte, hineinblickte und sich überzeugte, daß es italienisch geschrieben und ihr verständlich war.

Viele der hier aufgehäuften Bücher waren in italienischer Sprache geschrieben, aber auch die französischen erschreckten sie nicht, da sie im Laufe der letzten Monate diese Sprache im Umgange mit Anna ziemlich gut erlernt hatte. Und als sie auch lateinische Bücher und Handschriften entdeckte, war ihr Eifer, in die Geheimnisse dieser sie umgebenden Welt zu dringen, schon so entflammt, daß sie beschloß, sich auch die lateinische Sprache anzueignen. Ihr beständiger Aufenthalt, ihre Heimat war jetzt das Laboratorium des Herrn von Saligny; selbst in der Nacht sah das Ehepaar, dem sie beinahe verschwunden war, dort Lichter brennen und aus dem Schornstein über dem Laboratorium Rauch aufsteigen. Bruder und Schwägerin ließen sie gewähren und wußten kaum, was sie trieb. Sie erriethen es nach einiger Zeit aus einzelnen ihrer Aeußerungen, wenn sie mit hoher Achtung von den Arbeiten des verstorbenen Herrn von Saligny sprach und seine Leistungen in den geheimen Wissenschaften, die sie aus hinterlassenen Papieren kennen gelernt hatte, mit begeisterten Worten rühmte. Hätte er, so meinte sie, nur noch wenige Monate gelebt, er würde sein großes Ziel erreicht haben. Nun sei es ihr vorbehalten und sei es ihre Pflicht, das große Werk zu Ende zu führen. Ein anderes Mal, nachdem sie schon Monate lang im Laboratorium gearbeitet, rühmte sie ihre Wissenschaft als eine solche, die nebenbei, gewissermaßen als Abfälle von ihrem Reichthum, ihrem Jünger Kenntnisse gewähre und Geheimnisse offenbare, welche über Tod und Leben des Nebenmenschen Macht geben.

Nur Ein Mensch wagte es, sie in ihrer Einsamkeit zu stören und mehrere Male in das Laboratorium einzudringen, obwohl

Dienerschaft und Nachbarn und Alle, die ihr Treiben kannten, das Laboratorium als eine Teufelsküche und Pia selbst als eine Zauberin, als eine Person, die sich mit unheimlichen und verbotenen Künsten abgebe, mit Scheu zu betrachten anfingen — Dieser Eine Mensch, der zu wiederholten Malen trotz allem Verbote, und trotzdem dem Pförtner des Palastes Befehl gegeben war, auf ihn ein wachsames Auge zu haben, zu Pia vordrang, war Lorenzo Cattena. Seine Liebe zu Pia ließ ihn nicht ruhen, und er fand die verschiedensten Wege über Dächer und durch Fenster, um immer wieder vor ihr zu erscheinen. Er sagte ihr, daß es unmöglich sei, sich dabei zu beruhigen, einmal eine Gunst von ihr erfahren zu haben; im Gegentheil habe diese Gunst einen unauslöschlichen Durst nach ihrer Liebe in ihm geweckt, und er müsse sie in seinen Besitz bringen, wenn er nicht in Raserei verfallen solle. Er drang jedes Mal mit wildentflammten Augen in das Laboratorium, ging aber niedergeschlagen, demüthig und in sein Schicksal ergeben von dannen. Denn Pia hatte eine solche Gewalt über ihn, daß sie ihn nur anzublicken brauchte, um seine schlimmste Wuth beinahe in Furcht zu verwandeln und ihn sanft zu machen wie ein Lamm, obwohl sie ihm die härtesten Dinge, die schlimmsten Worte sagte, für deren kleinstes er jedem Andern den Dolch ins Herz gestoßen hätte. Sie mahnte ihn fortwährend an seine Niedrigkeit, gab ihm die beleidigendsten Namen und schalt ihn, daß er seine Blicke zu ihr empor zu heben wagte, der Knecht, der Sohn des Metzgers, der er sei. Indessen gewöhnte sich Lorenzo, wie es scheint, nach und nach an ihre Blicke und an ihre harten Worte, und eines Tages trat er mit dem Entschlusse ein, sich dießmal durch nichts einschüchtern zu lassen und sie auf alle Fälle mit seiner überaus großen Kraft zu seinem Willen zu zwingen. Pia erkannte gleich bei seinem Eintritte, mit welchem Entschlusse er gekommen war, und stellte sich hinter einen mit Instrumenten, Flaschen und Phiolen bedeckten Tisch. Lorenzo sprang auf sie zu und schlang seinen Arm um ihren Leib. „Jetzt,“ rief er, „wirst du mir nicht entgehen; heute magst

du thun und sagen, was du willst, es hilft dir nichts, ich trage dich fort von hier, und du mußt mein Weib werden oder meine Geliebte!" Er glaubte sein Spiel schon gewonnen, da Pia ruhig blieb und weder zu zanken begann noch auch Miene machte, einen Hülferuf auszustoßen. Mit größter Gelassenheit sagte sie: „Lorenzo, wenn du jetzt nicht sogleich den Arm zurückziehst und mich frei lässest, wenn du nicht sogleich aus der Stube gehst, so kann es dein Leben kosten." Lorenzo lachte auf; er hätte es wohl, trotz Pia's Stärke, mit Hundert ihres Gleichen aufgenommen, und die Gelassenheit, mit der sie sprach, schien ihm nichts weniger als eine ernstgemeinte Drohung, ja sie machte in ihm den freudigen Eindruck, als ob sie ihn nur aufmuntern wolle. Er lachte noch einmal in Lauten, die von glücklicher Aufregung zitterten, und hob sie dabei mit beiden Armen in die Luft: aber in demselben Augenblick ergriff Pia eine der Phiolen, die auf dem Tische standen, zog den gläsernen Stöpsel heraus, wandte ihren Kopf ab, hielt die Phiole unter Lorenzo's Gesicht, und er sank wie vom Blitze getroffen zu ihren Füßen nieder. Pia schloß die Phiole sogleich wieder mit ihrem Daumen, dann mit dem Stöpsel, der auf den Boden gefallen war, dann schürzte sie die Aermel auf, faßte den ausgestreckten Lorenzo unter den Armen und schleppte den gewaltigen Leib zur Thüre hinaus und wohl zwanzig Schritte weit durch den Korridor, bis sie ihn unfern der Treppe fallen ließ, um in ihr Laboratorium zurückzukehren.

An der Treppe fanden ihn, wir wissen nicht nach wie langer Zeit, die Diener des Hauses, die ein großes Geschrei erhoben, da sie ihn für todt hielten. Auf den Lärm kam Anna herbei und ließ Lorenzo in ihre Gemächer bringen, um zu versuchen, ob nicht noch Leben in ihm sei. Die gute Seele bemühte sich aufrichtig und wandte alle möglichen Mittel an, um wieder Lebenszeichen hervorzurufen. In der That kam auch Lorenzo bald zum Bewußtsein, aber alle seine Glieder waren so sehr gelähmt und starr, daß er nicht der geringsten Bewegung fähig

war. Er hörte schon längst die Stimme seiner Pflegerin, und er konnte bereits beobachten, mit welcher Barmherzigkeit sie sich um ihn bemühte, während sie ihn noch lange Zeit für todt hielt. Endlich schlug er die Augen auf und erkannte, was er schon in seinem Starrkrampf geahnt hatte, daß die Barmherzige keine Andere war, als Anna Signora Montanini. Bei diesem Anblick schien das ganze Leben und die ganze Kraft in seine Glieder zurückzukehren; er sprang mit einem Satze vom Lager auf und sah sie mit Blicken an, aus denen bei Weitem mehr Angst und Entsetzen als Dankbarkeit leuchteten. „Ihr, Signora Anna," rief er zitternd aus, „Ihr seid es, die mir wieder das Leben gibt? Wahrlich, ich habe das Gegentheil um Euch verdient!" Nach diesen Worten warf er sich ihr zu Füßen und bedeckte den Saum ihres Kleides mit Küssen und Thränen. Endlich sprang er auf, und ohne Anna nur noch anzusehen und als ob er von unsichtbaren Geistern fortgetrieben würde, eilte er aus dem Gemache und aus dem Palaste hinaus, immer mit Armen und Händen hinter sich schlagend, wie ein Mensch, der einen oder mehrere Verfolger von sich abwehrt. Anna wußte nicht, wie sie sich dieses Benehmen Lorenzo's deuten solle, und wußte ferner nicht, warum sie dieses Benehmen ohne irgend eine Ursache daran erinnerte, daß die Kirche so lange ihrer Ehe mit Borso den Segen versagt hatte. Dann dachte sie wieder an die Liebe dieses Lorenzo zu Pia, welche in Folge seiner Versuche, zu ihr zu dringen, schon dem letzten Diener im Hause bekannt war — und alles Das zusammen machte sie noch nachdenklicher, als sie es seit den Flitterwochen schon gewesen.

Dieß war der letzte Besuch Lorenzo's im Palazzo Montanini. Er kam nicht wieder, und Pia konnte sich nun ganz ungestört ihren Studien hingeben, in die sie sich mehr und mehr vertiefte, ja so sehr vertiefte, daß sie kaum mehr wußte, was im Hause vorging. Viele Tage verstrichen oft, ohne daß sie einer der Bewohner des Palastes zu Gesicht bekam, so ausdauernd hielt sie sich in ihrem Laboratorium eingeschlossen. Sie wußte nicht, ob

die von ihr gestiftete Ehe glücklich war oder unglücklich; sie wußte nichts von den etwaigen Freuden oder Sorgen des Hauses. Sie bemerkte nicht, daß die Gattin ihres Bruders immer trauriger wurde und mit gebeugtem Haupte umherging, als ob sie nach der Lösung eines Räthsels suchte, und daß diese Trauer und Nachdenklichkeit seit dem Abenteuer mit Lorenzo noch zugenommen. Die Scheu, welche Anna vor ihr empfand, beachtete sie eben so wenig, als sie für die umdüsterte Stirn ihres Bruders ein Auge hatte. Daß das Haus, welches nach der Hochzeit mit einem des alten Adels würdigen Glanze ausgestattet wurde, dem Mangel und dem abermaligen Verfalle entgegenging, erfuhr sie erst, als sie eines Tages wie schon oft von Borso Gold verlangte, um Stoff für ihre Forschungen zu haben, und als sie dieser mit Vorwürfen überhäufte, daß sie sein Letztes in Rauch aufgehen lasse. Das Vermögen, das sich nach dem Tode des Herrn Saligny vorgefunden, hatte dem armen sienesischen Nobile ungeheuer geschienen, er hatte nie so vielen Schmuck, so viele Dublonen zusammen gesehen. Er rechnete nicht, als er den Palast fürstlich einrichten ließ und eine große Dienerschaft in seinen Sold nahm, und er dachte nicht daran, daß dieses angeerbte Vermögen Anna's zu Ende gehen mußte. Solcher Ketten, wie er eine vom Kardinal von Pisa erhalten, hatten sich in der Verlassenschaft mehrere gefunden, und Borso erinnerte sich, wie lange er von der Einen gelebt hatte. Nunmehr erkannte er, wie schlecht er gerechnet, und es fiel ihm vorzugsweise auf, wie viel Gold er seiner Schwester schon geliefert hatte; er verlor das Vertrauen in ihr Treiben; wie sehr er ihr auch sonst alles Mögliche zugetraut hatte. Er überhäufte sie mit Vorwürfen und schalt ihre Forschungen thöricht und verderblich. Da gerieth Pia in großen Zorn, nannte ihn undankbar und drohte, ihn seinem Schicksale zu überlassen, was er tief beklagen werde, wenn er einst und zwar bald vernehme, daß sie das Geheimniß gefunden, welches seit Tausenden von Jahren der Gegenstand der Forschungen aller weisesten Männer aller Zeiten und Länder

gewesen. Borso, wie sehr er auch nach diesen Worten wieder in den Geist seiner Schwester Vertrauen setzte, erschrak doch mehr vor der Drohung, daß sie ihn verlassen wolle, als vor dem Gedanken, an ihren Entdeckungen keinen Theil zu haben; denn er war an Rath und Beistand seiner Schwester so sehr gewöhnt, daß er sich ohne sie ganz hülflos vorgekommen wäre. Sie beruhigte ihn, als sie seinen Schrecken sah, versprach ihm, ihn nie zu verlassen, und theilte ihm mit, welche Hoffnungen sie habe, bald Gold machen zu können, und welche wunderbare und mächtige Künste sie sich bereits zu eigen gemacht.

So waren seit der Verheirathung Borso's beinahe drei Jahre vergangen, als eines Tages in Siena ein Edelmann, Namens Giorgio Sanvitale, erschien, der mit seinen prächtigen Kleidern, seiner zahlreichen Dienerschaft, überhaupt mit seinem glänzenden Auftreten um so größeres Aufsehen erregte, als man sich noch genau erinnerte, wie er vor Jahren die Stadt als ein ganz armer Jüngling verlassen hatte, der kaum den Mantel auf den Schultern bezahlen konnte. Er war im Gefolge der Prinzessin Maria Medici weggegangen, welche nach Frankreich zog, um Königin zu werden, und welche nach dem Tode ihres Gemahls, König Heinrichs IV., zu Zeiten Frankreich unumschränkt regierte, obwohl sie das französische Volk beschuldigte, der Ermordung des guten Königs nicht ganz fremd gewesen zu sein. Aus ihrem Kammerdiener hatte sie, kraft ihres Einflusses, einen mächtigen und reichen Marschall von Frankreich gemacht, und konnte sie auch nicht aus allen Italienern, die sie mitgebracht, französische Marschälle und Herzoge machen, so wußte sie doch alle oder die meisten zu bereichern, denn Frankreich ist ein reiches Land, ihr Gatte Heinrich war schwach gegen sie, um sich von ihr manche eigene Schwäche vergeben zu lassen, und während der Minderjährigkeit seines Sohnes Ludwig hatte sie als Vormünderin, wenn auch nicht immer, doch zu wiederholten Malen freie Hand, um über die Würden und Reichthümer des Hofes wie des Landes nach Gutdünken zu verfügen. So war auch Giorgio Sanvitale, der

[illegible] jetzt auf
[illegible] seine Vater-
[illegible] aber die
[illegible] zu zeigen, wo
[illegible] alle
[illegible] er entfernt
[illegible] gewesen.
[illegible] Zweck.
[illegible] nach
[illegible] von Ca-
[illegible] zu berichten,
[illegible] er ihr
[illegible] über ihr Ge-
[illegible] des Kur-
[illegible] zwi-
[illegible] beschwankte
[illegible] des Kur-
[illegible] Montanini
[illegible] Gasereien
[illegible] als ein Mann
[illegible] und ihr über
[illegible] geben konnte. Selbst
[illegible] an den Gastmählern,
[illegible] werden, theilzunehmen.
[illegible] der Stadt von Pia's Studien
[illegible] Hexe hatte sprechen hören,
[illegible] die Bestätigung erhielt, daß
[illegible] bereits die merkwürdigsten,
[illegible] Elixire und Gifte ge-
[illegible] Erlaubniß, sie in ihrem Labora-
[illegible] Dem Jugendfreunde und Gaste des
[illegible] bereitwillig. Nachdem sie ihm Vieles er-
[illegible] beobachtet hatte und darauf nach-
[illegible] er endlich: „Pia Montanini, du

bist in der Lage, mein und dein Glück, ja das Glück deiner Familie zu machen, wenn du nur den guten Willen dazu hast. Meine Königin Maria liebt die Leute, die solche Künste verstehen, wie du, und überhäuft sie mit Würden und Reichthümern. Sieh nur, was sie aus der Leonora Galigai, dieser Zimmermannstochter, gemacht hat, die mit ihr Frankreich beherrscht und ihr doch nicht halb so viele Dienste leisten kann, als du ihr mit deiner Wissenschaft leisten könntest. Ich weiß es am Besten, wie sich die Königin zu Zeiten nach wissenden, in solche Geheimnisse eingeweihten Menschen sehnt, denn ich habe sie oft im Geheimen und in Verkleidungen zu Astrologen, Alchymisten und Giftmischern in die entferntesten und verstecktesten Winkel von Paris begleiten müssen, und mit meinen eigenen Augen habe ich es zu wiederholten Malen mit angesehen, wie vor ihr an Hähnen oder Hunden die Kraft verschiedener Gifte versucht wurde. Ich bin überzeugt, daß von diesen Pariser Schwarzkünstlern dich keiner an Wissen und Muth erreicht; außerdem hätte Maria eine so geschickte Person gern in ihrer Nähe, kann aber, ohne Verdacht zu erregen, einen solchen Mann nicht an ihrem Hofe halten. Du, schön und jung und ein Edelfräulein wie du bist, wirst Niemand auf den Gedanken bringen, daß du Künste treibst, wie sie sonst nur alte Doktoren oder bucklige Frauenzimmer zu treiben pflegen, und du wirst der Königin um so willkommener sein. Die Galigai, schwarz, verwachsen und gemein, wie sie aussieht, hat sich schon durch ihr Aeußeres verrathen und der Königin, weil sie allen Franzosen verhaßt ist, manche Verlegenheiten bereitet. Auch ist sie unwissend. Und doch! Sieh nur, wie weit sie es gebracht hat; um wie viel weiter, o Pia, wirst du es mit deinem Geiste, deinem Wissen und deiner einnehmenden Schönheit bringen — und ich mit dir, denn die Königin wird mir überaus dankbar sein für ein solches Geschenk!"

In diesem Sinne und indem er ihr die Herrlichkeiten ausmalte, die sie am französischen Hofe erwarteten, redete er ihr noch lange zu. Sie bat ihn um einige Tage Bedenkzeit und ant-

wortete endlich, daß sie bereit sei, ihm zu folgen, aber nur unter der Bedingung, ihren Bruder Borso nebst seiner Frau mit sich führen zu dürfen. Sanvitale willigte gerne in diese Bedingung. Borso, der seiner Zukunft mit Besorgniß entgegensah und wußte, daß die Noth bereits vor seiner Thüre lauerte, und der sich nach dem reichlichen Leben der letzten drei Jahre vor den Augen seiner Landsleute wieder in Armuth zurückzufallen schämte, war froh, unter einem guten Vorwande seine große Dienerschaft entlassen und rechtzeitig aus Siena abziehen zu können, und war auf den Vorschlag seiner Schwester mit Eifer eingegangen. Anna beglückte der Gedanke, ihr Vaterland wieder zu sehen — und so waren Alle nach wenigen Tagen zur Reise bereit. In Siena war jetzt von nichts Anderem die Rede, als von den Montanini, die sich mit Sanvitale an den Hof der König Maria begeben wollten, und viele arme Schlucker drängten sich an Sanvitale heran, um ebenfalls mitgenommen zu werden, wurden aber von ihm unbarmherzig zurückgewiesen.

Endlich machte man sich auf den Weg. Die Diener Sanvitales und mit ihnen drei Diener, die Borso nicht verabschiedet hatte, bildeten, sämmtlich beritten, den Vor- und Nachtrab, während die Herren und die Damen auf Pferden und Mauleseln in der Mitte ritten. Man schlug den geraden Weg nach Livorno ein, wo man zu Schiffe gehen wollte. Ohne Abenteuer kam man nach San Geminiano und weiter, und man hoffte so ruhig und ohne Schwierigkeiten bis an die See gelangen zu können, da das Land sicher war und man schon seit lange nichts von Räubern gehört hatte. Aber in der öden und kahlen Gegend zwischen San Geminiano und Volterra angekommen, sahen sich die Reisenden plötzlich von einer großen Schaar Bewaffneter umgeben, während ein anderer kleinerer Trupp die Dienerschaft entwaffnete und auseinander sprengte. Trotzdem wollten sich Borso und Sanvitale zur Wehre setzen, als sie sich überzeugten, daß sie es nicht mit eigentlichen Räubern zu thun hatten. Plötzlich stand Lorenzo Cattena ihnen gegenüber. Sein ganzes Gesicht bebte vor Grimm und

Wuth, und ohne sich um irgend Jemand Andern zu kümmern, wandte er sich an Pia, die er mit Vorwürfen überhäufte, daß sie ihm entwischen wollte, um sich irgend einen französischen Edelmann auszusuchen. Seit er sie als Hexe kenne, so sagte er, habe er sich von ihr abgewandt, aber seine Liebe und Eifersucht seien wieder erwacht, als er hörte, daß sie Siena verlassen und ihm entwischen wolle. Dank dem Muthe und der Hülfe seiner Freunde werde er Das zu verhindern wissen, und sollte er sie sammt ihrem Gefolge hier auf diesem Platze ermorden müssen. Ihm habe sie sich ergeben, und ihr habe er, wie dem Teufel, seine Seele verschrieben, indem er für sie gemordet habe. Er sprach alles Dieses in höchster Aufregung, offenbar ohne selbst zu wissen, daß er es sagte, und ohne zu bemerken, daß Signora Anna Montanini ihm zu Anfang mit starren Augen auf die Lippen sah und daß sie am Ende seiner Rede leblos aus dem Sattel glitt.

Sanvitale war von Allem, was um ihn vorging, so verblüfft, daß er es kaum bemerkte, wie er schon von seinen bisherigen Reisegefährten getrennt war und, von Bewaffneten umgeben, sammt seinem Gefolge auf dem Wege nach Volterra weiter geführt wurde. Von einer Höhe aus, wo ihn die Bewaffneten verließen und ihm glückliche Reise wünschten, sah er, wie die Andern, ebenfalls von Bewaffneten umgeben, auf dem Wege nach Siena zurückgeführt wurden.

So kamen die Montanini, nachdem sich Lorenzo mit seinen Begleitern vor den Thoren Siena's von ihnen getrennt, am Abend desselben Tages, an dem sie ausgezogen waren, wieder in ihrem Palaste an. In der Stadt erregte diese unverhoffte Rückkehr großes Aufsehen, und da Lorenzo zu seinem Ueberfalle vieler Vertrauten bedurfte und diese den Vorgang auf der Landstraße mit erlebt und die Worte Lorenzo's mit angehört hatten, so war die Ursache dieser Rückkehr bald kein Geheimniß mehr. Man wußte, indem man sich an Mancherlei erinnerte und die einzelnen Thatsachen zusammenstellte, eben so bald, was zwischen Pia und Lorenzo vorgegangen und was diese Beiden an einander

knüpfte. Der junge Adel von Siena, auf dem bis jetzt der Vorwurf, den alten Herrn von Salligny ermordet zu haben, gelastet hatte, nahm die neue Entdeckung mit Eifer auf, veranlaßte sofort die Gerichte zur Untersuchung und verband sich untereinander zur Verfolgung und Aufbringung Lorenzo's. Da auf diesem nunmehr noch das andere Verbrechen lag, auf offener Landstraße mit bewaffneter Hand Reisende überfallen zu haben, war Lorenzo Cattena gezwungen, außerhalb der Stadt zu bleiben und sich endlich in Begleitung einiger Freunde, die ihn nicht verlassen wollten, in die Gebirge zurückzuziehen.

Im Palazzo Montanini ging indessen auch Mancherlei vor. Kaum zurückgekehrt, entließ Borso noch die letzten zwei Diener, und das weitläufige Gebäude war nur noch von den drei Personen der Familie bewohnt, und diese Drei hausten getrennt von einander. Pia begab sich sofort in ihr Laboratorium; Anna schloß sich in ein Gemach am entgegengesetzten Ende des Palastes ein, und Borso trat einsam in die Stube, die er früher mit seiner Gemahlin bewohnt hatte. Mit einem Blicke hatte diese es ihm gesagt, daß sie von nun an keine Gemeinschaft mehr mit einander hätten, und er wagte es nicht, ihre Schwelle zu überschreiten, wie oft er sich ihr auch näherte. Tage um Tage vergingen, und Anna kam aus ihrer Einsamkeit nicht hervor, und man hörte auch keinen Laut aus ihrem Munde. Borso ging wie ein irrer Geist durch den Palast. Bald war die Noth im Hause so groß, wie sie es nur jemals in dem Hause der heiligen Katharina gegenüber gewesen war. Pia hatte auch nicht mehr den Pfennig, um Kohlen für ihre Tiegel und Retorten zu kaufen. Doch war sie es, die jetzt die Nahrung, man wußte nicht auf welche Weise, herbeischaffte und den beiden Einsamen, jedem einzeln, die täglichen Speisen brachte. Wenn es Abend wurde, band sie eine Maske um, hüllte ihren Kopf in eine Kapuze und bot auf dem großen Platze am alten Brunnen des Jacopo della Quercia, wo sie sich aufstellte, den Vorübergehenden allerlei Heilmittel und Elixire an. Als sie eines Abends heim kam, fand sie

in ihrem Laboratorium den Bruder ausgestreckt daliegen, und als sie das Fläschchen erkannte, das er noch in Händen hielt, wußte sie, daß er nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden könne. Die ganze Nacht saß Pia an seiner Leiche und weinte. Am Morgen trat sie in die Stube ihrer Schwägerin und theilte ihr mit, wie sich ihr Gatte das Leben genommen. Komm, sagte sie, wir wollen ihn bestatten; du darfst ihm die letzte Ehre erweisen, denn er war unschuldig. Anna folgte ihr, und die Beiden gruben im Hofe in dem Winkel rechts, wo die Treppe in das kleine Thürmchen führt, ein Grab, in das sie Borso's Leichnam legten und über welchem Anna an der Wand mit Kohle ein Kreuz zeichnete. Dieß alles that sie, ohne eine Thräne zu vergießen und ohne das Schweigen zu brechen, das sie seit der Rückkehr in den Palast beobachtete. Als ihr am nächsten Morgen Pia ihr Essen brachte, wies sie es durch Zeichen zurück; ebenso that sie am folgenden und am dritten Morgen. Pia merkte nun, daß sie Hungers sterben wollte, was auch in der That geschah.

An demselben Tag, an dem Anna ihren Geist aufgab, erhielt Pia durch einen Sbirren eine Vorladung, in Sachen Lorenzo's und ihrer selbst vor Gericht zu erscheinen, um über den Tod des Herrn von Saligny Auskunft zu ertheilen. Sie hielt es für unwürdig, sich dem Gerichte zu stellen, um Rede zu stehen wie eine Dirne aus dem Volke — und da sie für Anna nicht mehr zu sorgen hatte und der edle Name der Montanini mit ihrem Bruder erloschen war, sah sie kein Hinderniß mehr für eine Verbindung mit Lorenzo Cattena, mit diesem Manne, der sie so sehr liebte und so muthig war und großer Entschlüsse fähig, wie wenige Männer.

So machte sie sich denn auf und ging zu ihm ins Gebirge. Und so verschwand die letzte Montanini aus Siena.

Note.

Ein Ereigniß aus der Geschichte der Montanini, das sich im Jahr 1395 zugetragen und das in den Annali Sanesi d'un anonimo vivente dal 1385 al 1422, also von einem Zeitgenossen, erzählt wird:

„Die alte Familie der Montanini lag durch mehrere Geschlechter mit jener der Salimbeni im Kriege. Die Feindschaft der beiden Häuser entsprang aus einer Eberjagd, bei welcher ein Salimbeni getödtet wurde. Der wüthende Krieg vernichtete endlich beinahe die ganze Familie der Montanini; alle ihre Besitzungen wurden eingenommen und konfiszirt; von dem ganzen ruhmvollen Geschlechte waren nur ein Bruder und eine Schwester übrig: Carlo und Angelika, die Kinder des Tomaso Montanini. Sie bewohnten im Val di Strove eine kleine Besitzung, deren Werth kaum auf 1000 Gulden anzuschlagen war, und lebten von dem Einkommen dieses Eigenthums, des letzten Restes der großen Güter ihrer Vorfahren. Ein Nachbar wünschte, dieses kleine Gut zu erwerben, welches das seinige bequem ergänzt hätte. Es war dieß ein Plebejer von großem Einfluß bei der Regierung von Siena; er gehörte zu jener bürgerlichen, argwöhnischen, eifersüchtigen Oligarchie, welche sich unter Anführung des Salimbeni im Jahr 1390 der Staatsgeschäfte bemächtigt hatte und die man ohne die größte Gefahr nicht verletzen durfte. Trotzdem weigerte sich Carlo Montanini zu wiederholten Malen, sein Gut dem Nachbar, der es an sich bringen wollte, zu verkaufen; er war fest entschlossen, es für seine Schwester Angelika zu erhalten, um ihr mehr als ihre fünfzehn Jahre und ihre seltene Schönheit als Heirathsgut geben zu können.

Der Nachbar wollte für diese Weigerung an Carlo Rache nehmen, und um ihm die Erhaltung seines Erbes unmöglich zu machen, klagte er ihn bei der Regierung an, sich mit den Guelfen und den Adeligen in eine Verschwörung gegen die Salimbeni und

die volksthümliche Regierung eingelassen zu haben. Der erbliche Haß der beiden Häuser machte die Anklage wahrscheinlich, und das Ansehen des Anklägers gab ihr ein besonderes Gewicht. Doch schenkte man Carlo Montanini das Leben, aber man verurtheilte ihn zu einer Buße von 1000 fl. und man befahl ihm, diese, „bei Todesstrafe“, binnen fünfzehn Tagen zu bezahlen. Nichts desto weniger wurde die Gier des Angebers getäuscht, denn Montanini wollte, um seine Schwester nicht ins äußerste Elend zu stürzen, lieber den Tod im Gefängniß erwarten, als daß er, um diesem zu entgehen, das Erbe seiner Väter verkauft hätte. Er hatte noch Anverwandte von mütterlicher Seite, aber Keiner wagte es, ihm zu Hülfe zu kommen, denn Jeder fürchtete, sich der Regierung verdächtig zu machen und dasselbe Verderben auf sich herabzuziehen: nur die Weiber begaben sich täglich zu Angelika Montanini, um sie zu trösten und mit ihr zu weinen.

Am Morgen des fünfzehnten Tages ritt Anselmo Salimbeni am Hause der Montanini vorüber, sah jene weinenden Frauen und erfuhr von ihnen, von welchem Schicksale der letzte Sprößling des Geschlechtes, das mit dem seinigen so lange um den Vorrang gekämpft, bedroht sei. Er hatte schon früher die Schönheit Angelika's bemerkt, hatte aber eben so wenig mit ihr als mit ihrem Bruder jemals ein Wort gewechselt: die Ströme Blutes, welche in den Fehden ihrer Ahnen vergossen worden, waren sowohl den Salimbeni wie den Montanini gegenwärtig. Aber diese letzte Katastrophe erfüllte Anselmo's Herz mit Barmherzigkeit. Er begab sich sofort zum Schatzmeister der Stadt, zahlte die 1000 fl. Buße und übersandte dem Gefängnißwärter den Befehl, Carlo Montanini in Freiheit zu setzen. Dieser, erstaunt, in dem Momente, da er nichts Anderes als den Tod erwartete, sich befreit zu sehen, eilte zu seiner Schwester, die er noch in der grausamsten Sorge und Angst um sein Leben findet. Weder sie noch die Freundinnen, die sie umgaben, konnten sich es erklären oder es begreifen, auf welche Weise Carlo die Freiheit erlangt habe. Bald füllte sich das Haus mit Anverwandten und Nachbarn,

die ihm Glück wünschen wollten. Carlo, der unter ihnen seinen Befreier vermuthete, drückte einem nach dem andern seine Dankbarkeit aus; aber Alle wiesen seine Danksagungen mit Erröthen zurück, indem sie ihre Gründe oder Ausflüchte auseinandersetzten, derohalben sie ihm nicht hätten zu Hülfe kommen können. Nächsten Morgen begab sich Carlo zum Schatzmeister der Stadt, um sich bei ihm Aufklärung zu holen, und von diesem erfuhr er, daß er sein Leben dem Sohne seiner Feinde schulde.

Carlo, betroffen über diesen Edelsinn des Feindes, wollte Salimbeni noch an Großmuth übertreffen. Es bedurfte vieler Bitten und endlich gemessener Befehle, um seine Schwester zu bewegen, daß sie ihm seinen Willen thue; und als Angelika versprochen hatte, aus Dankbarkeit für ihren Bruder sich des höchsten Schatzes, den sie auf Erden besaß, zu entäußern, kündigte sie ihm zugleich an, daß sie dann an ihre eigene Ehre denken und daß sie nicht befleckt und in Ehrlosigkeit weiter leben werde.

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang begaben sich Bruder und Schwester in das Haus Anselmo Salimbeni's. Carlo verlangte, mit diesem Edelmann sprechen zu dürfen, und nachdem er mit der Schwester eingelassen worden, sagte er: „Euch, Herr, danke ich den Rest meines unglücklichen Lebens; Euch dankt meine Schwester ihren Bruder und ihre Ehre. Wenn das Geschick unser Haus nicht mit solchem Ingrimm verfolgt hätte, besäßen wir irgend ein Mittel, Euch, wenigstens theilweise, unsere Erkenntlichkeit zu beweisen. Aber es bleibt uns nichts mehr als unsere Leiber und unsere Seelen; Ihr habt sie gerettet, Euch mögen sie denn angehören; wir legen sie in die Hand Eurer Großmuth und Eures Mitleides; schaltet damit wie mit Dingen, die Euer Eigenthum sind.“

Nach diesen Worten ging er rasch aus dem Gemach und ließ seine Schwester allein mit Salimbeni. Dieser wollte sie ansprechen, aber erschrocken über ihre Todesblässe und über die Verzweiflung, die sich in ihrem ganzen Gesichte aussprach, ging auch er augenblicklich aus dem Zimmer; er ließ die Frauen aus der

Nachbarschaft herbeirufen und bat sie, hineinzugehen und dem edlen Fräulein, das sie bei ihm finden würden, Gesellschaft zu leisten. Als sie eintraten und in diesen Gemächern Angelika Montanini gewahrten, war ihr Erstaunen groß; die Bescheidenheit und Züchtigkeit dieses jungen Mädchens verscheuchten jeden Verdacht, der sich sonst gegen sie erhoben haben würde: aber bei der Feindschaft der beiden Geschlechter war ihr Erscheinen in diesem Hause unerklärlich. Alle Damen schwiegen und suchten nach der Lösung dieses Räthsels. Unterdessen hatte Anselmo seine Verwandten zusammenrufen lassen, und als ihrer eine große Anzahl erschienen war, ließ er Angelika sammt den Frauen, die sie umgaben, bitten, zu ihm hinein zu kommen. Mit Thränen in den Augen bat er nun alle seine Freunde, ihn gütig begleiten zu wollen, und ohne sich weiter zu erklären, begab er sich mit diesem ganzen Gefolge, geführt von einer ganzen Schaar von Fackelträgern, nach dem Hause der Montanini.

„Ihr habt mich — sagte er zu Carlo — ohne Zeugen sprechen wollen; ich bitte Euch, meine Antwort in Gegenwart dieser ehrenwerthen Versammlung entgegen zu nehmen. Die Schönheit, die Sittigkeit und alle Tugenden Eurer Schwester Angelika haben mein Herz längst eingenommen; seit lange weiß ich, daß es keinen würdigern Gegenstand einer edlen Liebe gebe, als sie. Doch habe ich mein Gefühl für sie immer verborgen gehalten, und Niemand hat es vor Euch entdeckt. Euer Unglück und der Dienst, den ich Euch geleistet, gaben Euch Gelegenheit, meine Gefühle zu errathen. Ihr konntet den Gedanken, einen Ritterdienst ohne Gegendienst zu lassen, nicht ertragen, und Ihr habt Euch und Eure Schwester mir überliefert; Ihr habt Euer Leben, Eure Ehre, Euer Alles zu meiner freien Verfügung gestellt. Ich nehme dieses kostbare Geschenk an, aber es wäre meiner unwürdig, es auf unedle Weise zu besitzen. Wenn Ihr also einwilliget, so nehme ich in Gegenwart dieser ehrenwerthen Gesellschaft Angelika Montanini zu meinem geliebten Eheweibe — und sei ihr Bruder Carlo Montanini mein lieber Schwager und Bruder, und wünsche

ich, daß von dieser Stunde an all mein Gut mein und ihr gemeinschaftliches Gut sei." —

Die Vermählung wurde alsbald und auf die pomphafteste und feierlichste Weise vollzogen; der Prozeß Carlo's wurde aufs Neue geprüft; man erkannte die Ungerechtigkeit, deren Opfer er gewesen, und indem man ihm die bezahlte Geldbuße zurückerstattete, setzte man ihn auch wieder in alle bürgerlichen Rechte ein.

Der goldene Schlüssel.

1.

Der Weg von Genf nach Chamouny ist zur Anknüpfung von Reisebekanntschaften nicht geeignet; die Naturschönheiten rechts und links nehmen die Aufmerksamkeit des Reisenden zu sehr in Anspruch, als daß er auf die gleichgültigen und fremden Personen, die in der Diligence neben, vor oder hinter ihm sitzen, viel achten könnte. Es kann Einem auf diesem Wege leicht begegnen, was sonst in Diligencen so schwer ist, daß man nach Stunden gemeinschaftlicher Reise vor einem Hotel aussteigt und an der Table d'Hôte einem Gesichte gegenüber sitzt, ohne zu wissen, daß man diesem selben Gesichte während einer Fahrt von drei Meilen schon gegenüber gesessen. Es mußte darum eine sehr auffallende Persönlichkeit sein, die, als sie ungefähr eine Stunde vor Bonneville auf die Imperiale stieg, Aller Augen auf sich zog. Es war ein Mann, der ehemals groß und schlank gewesen, jetzt aber in seiner gebückten und bescheidenen Haltung beinahe klein erschien. Er trug einen olivengrünen langen Rock, der weder der heißen Jahreszeit, noch der Mode des Jahres, ja nicht einmal der Mode des ganzen Zeitalters entsprach. Es war ein Rock mit langem, schmalem Kragen, der rückwärts über den Nacken bis an die Hälfte des Hinterkopfes hinan und vorn mit seinen beiden Enden bis unter die oberen Knöpfe des Gilets hinunterstieg. Der Besitzer war gar nicht so alt, um ein Zeit-

genosse dieses vor mehr als zwei Menschenaltern verfertigten Rockes sein zu können; dieser mußte ein Erbtheil, das Geschenk eines Wohlthäters oder des Zufalles sein. Eben so auffallend wie dieses Kleidungsstück waren die hohen und spitzen Vatermörder, die über die Hälfte der Wangen emporragten und selbst einen Theil der Ohren bedeckten. Sie waren blendend weiß, und man sah ihnen an, daß sie eben erst in die große Kravatte gesteckt worden. Kopf und Gesicht, die hinter dem hohen Rockkragen, aus den Vatermördern und hinter einem schmalkrämpigen, aber hohen Hute hervorblickten, waren klein, als ob sie, ebenso wie der ganze Körper, zusammengeschrumpft wären und ehemals größere Dimensionen gehabt hätten. Nur die Nase ragte unverhältnißmäßig groß hervor, und nur sie schien größer geworden, während sich der ganze Rest der Gestalt im Laufe der Zeit verminderte. Die Augen dieser höchst sonderbaren Erscheinung blickten trotz aller Melancholie, trotz dem ganzen gedrückten Wesen, überaus lebhaft, manchmal leidenschaftlich, selbst wenn sie um Mitleid zu flehen schienen. Dieß thaten sie in dem Augenblick, da der Fremde fragte, ob noch ein Platz frei sei, und dann, als er sich niedersetzte und die Mitreisenden stumm um Entschuldigung bat, sie nur einen Augenblick aufgehalten, sich in ihre Gesellschaft gedrängt zu haben. An seinem Accent erkannte man sofort den Italiener, und ich bildete mir ein, daß ich ihn auch als Musiklehrer erkannt haben würde, selbst wenn er nicht eine Rolle Notenpapier in der Hand gehabt hätte, denn er sah gerade so aus, wie die absonderlichen, halbkomischen Gesang- und Musiknarren oder Lehrer des Italiens des vorigen Jahrhunderts, wie sie von Reisebeschreibern, Novellisten und unter Andern auch von E. T. A. Hoffmann geschildert wurden. Ich saß neben ihm auf der Imperiale, und ich hatte um so mehr Aufmerksamkeit für ihn, als mir seine ganze Haltung, jede seiner Bewegungen den Eindruck machte, daß sie um Entschuldigung seines Daseins bitten. Es war, als fühlte er sich im höchsten Grade überflüssig in dieser Welt, als wäre er davon durchdrungen, daß er Jeder-

ierung eingelassen zu haben. Der erbliche machte die Anklage wahrscheinlich, und klägers gab ihr ein besonderes Gewicht. Carlo Montanini das Leben, aber man ver- Buße von 1000 fl. und man befahl ihm, se", binnen fünfzehn Tagen zu bezahlen. wurde die Gier des Angebers getäuscht, lte, um seine Schwester nicht ins äußerste ber den Tod im Gefängniß erwarten, als entgehen, das Erbe seiner Väter verkauft Anverwandte von mütterlicher Seite, aber zu Hülfe zu kommen, denn Jeder fürchtete, verdächtig zu machen und dasselbe Verderben : nur die Weiber begaben sich täglich zu um sie zu trösten und mit ihr zu weinen.

fünfzehnten Tages ritt Anselmo Salimbeni tanini vorüber, sah jene weinenden Frauen en, von welchem Schicksale der letzte Sprößling, das mit dem seinigen so lange um den bedroht sei. Er hatte schon früher die Schön- merkt, hatte aber eben so wenig mit ihr als jemals ein Wort gewechselt: die Ströme Blutes, en ihrer Ahnen vergossen worden, waren so- ni wie den Montanini gegenwärtig. Aber diese erfüllte Anselmo's Herz mit Barmherzigkeit. sofort zum Schatzmeister der Stadt, zahlte die und übersandte dem Gefängnißwärter den Befehl, ni in Freiheit zu setzen. Dieser, erstaunt, in dem er nichts Anderes als den Tod erwartete, sich beeilte zu seiner Schwester, die er noch in der grau- und Angst um sein Leben findet. Weder sie noch en, die sie umgaben, konnten sich es erklären oder auf welche Weise Carlo die Freiheit erlangt habe. sich das Haus mit Anverwandten und Nachbarn,

wenden, und wehrte verneinend den Kellner ab, der ihn fragte, ob er nichts zu nehmen gedenke. Doch sah er wie ein Mensch aus, der einiger Erfrischungen bedürfte. Wir fuhren auf die Brücke — der Mann war mir aus den Augen und bald beim Anblick von Salanche und von Chamouny aus dem Gedächtniß verschwunden.

Fünf Tage später fuhr ich mit einem Freunde in einem Miethwagen desselbigen Weges zurück, und ungefähr an derselben Stelle wie das erste Mal, zwischen Bonneville und Genf, sah ich denselben Mann, der gebückt und langsam, immer mit der Musikrolle in der Hand, gegen Genf wanderte. Er sah wo möglich noch mehr verwelkt und elender als das erste Mal aus; das Komische, das ihm der hohe Hut mit der schmalen Krämpe und die steifen spitzigen Vatermörder gegeben, war verschwunden, da er den Hut in der Hand trug und anstatt dessen graue Haare sichtbar wurden, und da die Vatermörder, die ihn bei seiner Einführung in Bonneville mit Eleganz hatten unterstützen sollen, zerknittert über die Kravatte herabfielen. Ich lud ihn ein, zu uns einzusteigen, und er nahm es dankbar an.

„Nun," sagte ich, als er uns gegenüber saß, „es scheint, daß Sie in Bonneville und Umgegend schon Alles besetzt fanden?"

Er seufzte, zuckte die Achseln und erwiderte: „Das eigentlich nicht; gerade in dieser Gegend hätte ich nach langem Suchen endlich Beschäftigung gefunden; es sind Beamte, Bürger und Adelige genug in der Stadt und Umgegend, welche ihren Kindern und Frauen Gesangsunterricht geben lassen. Es ist zwar schon ein Lehrer da, aber das Publikum wäre für Zweie ausreichend, ohne daß Einer dem Andern zu schaden brauchte."

Er unterbrach sich, und ich hielt mich nicht für berufen, weiter zu fragen, obwohl er nach diesem Anfang eine Fortsetzung schuldig war. Er fühlte Das selbst und fügte, nachdem er sich gewaltsam aus dem Nachdenken, in das er eben versunken war, herausgerissen, hinzu: „Der Ort ist für jeden andern Musiklehrer gut, nur nicht für mich."

„Haben Sie vielleicht einen Unterricht, eine Manier, eine Schule, die mit den Kunstansichten, welche Sie in diesen Gegenden vorgefunden, nicht übereinstimmen?"

„Ach nein," sagte der Italiener, „wenn Dem auch so wäre, ich dürfte es so genau nicht nehmen. Nicht eine Manier oder Schule habe ich, aber ein Schicksal."

Das Lächeln war bei diesem Worte, das er mit einem schmerzlichen Pathos aussprach, wieder verschwunden; die tiefste Betrübniß lagerte sich auf sein Gesicht, und sein Kopf sank auf die Brust hinab. Ich glaubte, ihn nicht stören oder mit weitern Fragen quälen zu dürfen, und knüpfte mit meinem Freunde ein Gespräch in deutscher Sprache an. Erst als wir in Chêne, dem besonders am Abend belebten Städtchen in unmittelbarer Nähe Genfs, einfuhren, weckte ihn das Geräusch und der Lärm der Bevölkerung und der Wagen auf dem Straßenpflaster, daß er den Kopf erhob. „Mein Gott," rief er, „sind wir schon in Genf?"

„Noch nicht, aber bald," sagte ich dießmal in italienischer Sprache, in dem Gefühl, daß es ihm angenehm sein müsse, seine Muttersprache zu hören, und in dem unbestimmten Bedürfniß, diesem Manne, der auf seinem ganzen Wesen den Stempel des Unglücks trug, auf eine Weise, die ihn anheimelte oder Vertrauen einflößte, entgegenzukommen. Und so fuhr ich in derselben Sprache fort: „Möchten Sie nicht in Genf Ihr Glück versuchen? Genf ist heute eine große Stadt, beherbergt immer viele Fremde, und es wäre nicht unmöglich, daß Sie daselbst Unterrichtsstunden fänden."

„Nein, nein," erwiderte er kopfschüttelnd und mit einem gewissen Humor, „ich muß es Ihnen nur gestehen, ich bin ein Gesanglehrer für Städte unter dreitausend Einwohnern oder für ländliche Bevölkerungen, die es mit der Methode nicht genau nehmen. Ich kann nichts, ich verstehe wenig vom Unterricht und von der Kunst selbst. Ich hatte einmal eine schöne Stimme, und so kam ich darein und habe eine Reihe von Opernarien singen

gelernt. Später habe ich mich allerdings vervollkommnet — aber so ein rechter Gesanglehrer, wie er sein soll, bin ich nicht, und in einer Stadt wie Genf kann ich als solcher nicht auftreten. Wäre ich ein Charlatan, dann müßte ich fürchten, noch größere Leiden auf mich herabzurufen, oder müßte ich noch mehr fürchten, die bereits erlittenen verdient zu haben. Ich habe meinen Entschluß gefaßt — ich habe einen Plan, bei dem ich zu keinem Betruge gezwungen bin, und nach den Erfahrungen, die ich in Bonneville gemacht, will ich von diesem Plane nicht mehr lassen."

„Und der ist?" fragte ich, mit dem besten Willen, ihn, wenn es mir möglich, bei Ausführung seines Planes in Genf zu unterstützen. Aber er that, als ob er meine Frage nicht gehört hätte, und rief: „Da ist schon die Stadt!" schwang sich mit größerer Behendigkeit, als ich ihm zugetraut hätte, vom Wagen, dankte für die Güte und eilte abseits von der Straße in die dunkle Allee zwischen zwei Gartenmauern.

Unser Mitleid mit Unbekannten, deren Unglück uns ebenfalls unbekannt ist, hat niemals eine nachhaltige Wirkung; kein Wunder, daß ich des italienischen Gesanglehrers bald wieder vergaß. Aber er sollte darum nicht immer von meinem Lebenswege verschwunden sein, und daß er, um in dem Bilde zu bleiben, mir zum dritten Male am Rande dieses Lebensweges als Bettler sitzend erschien, und zwar in einem Momente, da ich in der Blüthe meines Glückes an ihm vorüberfuhr, schien mir wie eine Aufforderung des Schicksals, ihn nicht wieder aus den Augen zu verlieren. Ist es doch nicht wahr, daß der Glückliche grausam ist; im Gegentheile macht das Glück empfindlicher für das Unglück Anderer.

Im Herbste desselben Jahres, an einem der verspäteten Sommertage, die sich am Genfersee manchmal in den Oktober verirren, fuhr ich, diesen Irrthum der Natur benutzend, in der Gesellschaft geliebter Personen, nach der Bellotte, jenem schönen Aussichtspunkte am See, wo man im Anblick der Stadt, der schönsten Landhäuser des westlichen Ufers, bei Wein und Fisch

immer einige angenehme Stunden verbringen kann. Wir saßen bei unserm ländlichen Mahle in der Stube, als durch das offene Fenster Gesang zu einer Guitarre hereindrang, und zwar war es die Arie „Ecco ridente il cielo,“ die schon durch ihren ersten Vers und durch ihre Melodie wie wenige andere Lieder mit einem Streiche die ganze Schönheit Italiens herbeizaubert und die holdesten Erinnerungen an das hesperische Land auf ein Mal weckt. Es war eine alte und gebrochene Stimme, die sang, und zwar zu einem höchst unvollständigen Guitarrengeklimper, doch hörte man es einzelnen Tönen noch an, daß sie Ruinen einer einstigen schönen Tonleiter waren, und der blaue Himmel mit dem blauen See stimmten mit dem Ecco ridente so zusammen, daß die Wirkung des Gesanges auf unsere glücklichen Gemüther eine solche war, wie sie sonst selbst die herrlichsten Konzerte in gleichgültiger Umgebung nicht hervorbringen. Ich saß so, daß ich den Sänger, der draußen unter den Bäumen stand und nur für uns sang, da keine anderen Gäste da waren, in einem mir schräge gegenüberhängenden Spiegel sehen konnte. Es war ein alter Mann in einer langen blauen Blouse, dessen Gesicht oben von einem breitkrämpigen Hute, unten von einem kurzen grauen Barte bedeckt war. Ich glaubte in ihm einen Bettler zu erkennen, der gewöhnlich nicht fern von unserm Hause in der Nähe der Délices seinen Stand hatte, und war erstaunt, daß dieser Mann sich plötzlich in einen fahrenden Sänger umgewandelt haben sollte. Da ich deßhalb näher zusah, überzeugte ich mich, daß ich mich geirrt, aber mein Erstaunen wurde darum nicht minder, denn in dem Sänger erkannte ich endlich jenen alten Italiener, dem ich auf dem Wege nach Bonneville zweimal begegnet war. Ich fühlte, daß ich eine Art von Freundschaft für ihn empfand, als mit einem Male, nachdem er kaum zehn Minuten gesungen, seine Stimme zusammenbrach und dieselben Töne, die Anfangs angenehm geklungen, jetzt wie eine Parodie ihrer selbst, schrill, ja krächzend zum Vorschein kamen. Einige Mitglieder unserer Gesellschaft fingen an zu lachen, was mir im

Namen meines alten Bekannten ziemlich wehe that. Ich bat sie, sich ein wenig zu mäßigen, daß der arme Mann ihr Gelächter und ihre Bemerkungen nicht höre, gab der schönsten Frau unserer Gesellschaft eine etwas größere Münze, als man sonst solchen Sängern zu zahlen pflegt, und ersuchte sie, sie dem alten Manne zu bringen und mit sehr freundlichem Gesichte zu übergeben. Sie vollführte ihren Auftrag, mit der ihr angeborenen Anmuth, und der Sänger hielt sich für verpflichtet, für das verhältnißmäßig große Honorar noch einige italienische Arien zu singen, die allerdings von Minute zu Minute trauriger und mehr und mehr musikalisch falsch ausfielen. Man konnte es ihm ansehen, daß er das Bewußtsein jedes falschen Tones hatte; er schüttelte manchmal den Kopf, machte hie und da eine Bewegung der Ungeduld, brach plötzlich ab und setzte sich traurig auf eine der Bänke unter die Bäume. Ich ließ einige Zeit vergehen, dann näherte ich mich ihm und begrüßte ihn wie einen alten Bekannten. Er war etwas betroffen, daß ich ihn in diesem Zustande wiedersah, ergab sich aber bald in dieses unangenehme Gefühl und sagte schmerzlich lächelnd: „Sie haben sich jetzt überzeugen können, daß ich Sie nicht getäuscht habe, als ich Ihnen von der Mangelhaftigkeit meiner Kunst sprach.“

„O,“ erwiderte ich, „Ihrem Gesange hört man es noch an, daß er einst überaus schön gewesen sein muß.“

„Einst, ja einst!“ seufzte der Italiener.

„Und,“ fuhr ich fort „man hört auch, daß Sie kein Natursänger sind, sondern Ihre Kunst gehörig gebildet haben; demnach glaube ich, daß Sie allerdings es hätten wagen können, als Gesanglehrer aufzutreten.“

„Nein, nein,“ antwortete er kopfschüttelnd, „meine Bestimmung war es, als Bettler zu enden; da nützte kein Sträuben, und ich zog es vor, mich halb und halb freiwillig in dieses Schicksal zu fügen. Auch fühle ich mich, seit ich diesen Stand erwählte, viel glücklicher, als seit langen, langen Jahren.“

Trotz dieser Versicherung ließ er den Kopf hängen, und ich

sagte, vielleicht nur um etwas zu sagen: „Besuchen Sie mich doch einmal in Genf.“

„Ach nein, Sie sind zu gütig,“ sagte er niedergeschlagen, — „sehen Sie mich an — ich bin nicht mehr gemacht,“ fügte er mit einem Seitenblick auf die Damen, die aus dem Hause getreten waren, hinzu, „ich bin nicht gemacht, in solcher Gesellschaft zu erscheinen.“

„Irren Sie sich nicht,“ sagte ich darauf, indem ich mich zu ihm auf die Bank setzte, „ich gehöre mit zu Ihrer Familie; ich bin ein armer Mann wie Sie, ein armer Schriftsteller, dem es heute leidlich ergeht und dem es einst noch schlimmer ergehen kann, als Ihnen im jetzigen Augenblicke, da ich für äußerste Fälle nicht einmal solche Hülfsquellen habe, wie Sie sie in Ihrer Kunst besitzen. Sie haben mich auf der Diligence neben sich gesehen; der Privatwagen, in dem Sie mir später begegneten, gehörte einem Freunde, und wenn Sie mich jetzt in lustiger Gesellschaft, bei einem guten Mahle und gutem Weine wiederfinden, so ist Das einer der guten Tage, die sich unser Einer in guten Zeiten manchmal erlaubt, mit dem Bewußtsein, es nicht immer so haben zu können.“

„Aber,“ erwiderte der alte Sänger, „Sie leben doch in einer Gesellschaft, in welcher eine Erscheinung wie die meinige eine arge Dissonanz bilden würde.“

„Nicht im Geringsten,“ versicherte ich. „Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?“

„Ich nenne mich,“ erwiderte er etwas zögernd, „seit mehreren Jahren Bassini.“

„Also, Signor Bassini,“ sagte ich, „ich müßte mich sehr täuschen, oder Sie haben eine künstlerische Laufbahn hinter sich; nun ist mir die Gesellschaft von Künstlern von jeher lieber und angenehmer gewesen, als die Gesellschaft von Millionären. Ich bin überzeugt, daß Sie in Ihre jetzige Lage nicht gekommen, ohne viel erlebt zu haben, und wenn ich etwas für Sie thun kann, werden Sie mich reichlich dafür belohnen, wenn Sie mir

etwas von Ihren Erfahrungen und Erlebnissen mittheilen und mich so belehren."

„Eine traurige Belehrung!" rief Signor Bassini.

Ich gab ihm meine Adresse; auf mein dringendes Bitten gab er mir auch die seinige, mit dem Versprechen, mich in der That demnächst besuchen zu wollen, und wir trennten uns — ich, um auf dem Rückwege nach Genf von den Freunden mancherlei Scherze und Sticheleien in Bezug auf meine Neigung für vagirendes Künstlervolk anzuhören.

Die schönen Oktobertage waren bald dahin: die Bise wehte die fliegenden Blätter fort, und ihr folgte Schneegestöber und endlich kaltes, eindringendes Regenwetter. Wir waren schon spät im November, und Signor Bassini hatte nicht Wort gehalten. Es war ein schlimmer Winter, man sprach viel vom Elend der armen Leute, und ich dachte seiner oft, überzeugt, daß er schweren Mangel dulden müsse. Indessen hätte es mir eine Zudringlichkeit geschienen, wenn ich ihn, nachdem er meiner Einladung nicht gefolgt war, hätte aufsuchen wollen. Vielleicht wünschte der Unglückliche, der offenbar bessere Tage gesehen hatte, in seinem Unglück allein und ohne Zeugen zu bleiben. Ist doch die Einsamkeit oft der beste Trost des Unglücklichen; sie läßt ihn seine Qualen leichter vergessen als die Gesellschaft, die uns immer an Das erinnert, was uns fehlt. Doch achtete ich, so oft ich durch die Straßen der Stadt ging, auf jede Musik, auf jeden Gesang, die mir aus Schenke oder Kaffeehaus entgegentönten, und ich folgte meistens diesen Tönen, hoffend, daß sie mich mit meinem alten Bekannten wieder zusammenführen. Diese Hoffnung war vergebens; Signor Bassini blieb verschwunden.

So schob ich denn alle Skrupel bei Seite und wanderte eines Tages in die Rue de la Trinité und stieg die sechs Treppen der Nummer 9 hinan. Es war ein elendes, altes, schmutziges Haus, wie man sie in dieser Gegend der alten Stadt zwischen der Rue de la fontaine und dem Perron so häufig findet. Es schien sich nur aufrecht zu erhalten, weil es da in solchem Häusergedränge

stand, das seinen Umsturz verhinderte. Die steinernen Treppen waren so ausgetreten, daß man an manchen Stellen einen steilen Bergpfad hinanzuklimmen glaubte. Vom dritten bis zum fünften Stockwerke führte eine hölzerne Stiege, der aber viele einzelne Treppen fehlten und über deren Lücken man wie über Abgründe springen mußte. Vom fünften in den sechsten Stock führte eine einfache Leiter. Man konnte da oben nur ermüdet ankommen, und es schien Einem, am Ziele angelangt, als hätte man Gefahren und Abenteuer hinter sich. In einem langen aber schmalen Korridor, der sein Licht durch einige Brüche im Dache erhielt, saßen Weiber und Kinder, trotz der Feuchtigkeit des Bodens, ja der kleinen Bächlein, die daselbst in Folge des hereinfallenden Regens über die Bretter des Bodens flossen. Das sagte mir, daß es in diesem unwirthlichen Korridor noch besser sein müsse, als in den Stuben, in welche die Thüren rechts und links hineinführten. Vielleicht kamen die Weiber und Kinder hier auch nur zusammen, um sich und den umgebenden Raum durch die Menge zu erwärmen. Ich fragte nach Monsieur Bassini; Niemand kannte diesen Namen. Erst auf meine nähere Schilderung der Persönlichkeit, und nachdem ich ihn als einen Mann mit einer Guitarre bezeichnete, zeigte man mir die letzte Thüre im Korridor. Ich trat ein und fand meinen Freund auf einem Strohsacke liegend und mit jenem olivengrünen langen Rocke, in dem ich ihn zuerst gesehen hatte, kümmerlich bedeckt. Eine ganze Ecke des Strohsackes war durchfeuchtet von dem Regen, der durch das zerbrochene Fenster hereindrang. In der ganzen Stube keine Spur von Möbeln. In einem Winkel an der Thür lag ein kleines Häuflein von Kleidungsstücken, und auf diesem, an die Wand gelehnt, stand die Guitarre. Signor Bassini, der mich sogleich erkannte, entschuldigte sich mit Krankheit, daß er mich noch nicht besucht habe. Wahrlich, es bedurfte keiner Entschuldigung und keines Zeugnisses; der Mann sah krank genug aus. Ich will mich auf weitere Schilderung des Elendes nicht einlassen. Nur soviel, daß Signor Bassini zu Grunde gegangen wäre, wenn ihn nicht

etwas von Ihren Erfahrungen und Erlebnissen mittheilen und mich so belehren."

„Eine traurige Belehrung!" rief Signor Bassini.

Ich gab ihm meine Adresse; auf mein dringendes Bitten gab er mir auch die seinige, mit dem Versprechen, mich in der That demnächst besuchen zu wollen, und wir trennten uns — ich, um auf dem Rückwege nach Genf von den Freunden mancherlei Scherze und Sticheleien in Bezug auf meine Neigung für vagirendes Künstlervolk anzuhören.

Die schönen Oktobertage waren bald dahin: die Bise wehte die fliegenden Blätter fort, und ihr folgte Schneegestöber und endlich kaltes, eindringendes Regenwetter. Wir waren schon spät im November, und Signor Bassini hatte nicht Wort gehalten. Es war ein schlimmer Winter, man sprach viel vom Elend der armen Leute, und ich dachte seiner oft, überzeugt, daß er schweren Mangel dulden müsse. Indessen hätte es mir eine Zudringlichkeit geschienen, wenn ich ihn, nachdem er meiner Einladung nicht gefolgt war, hätte aufsuchen wollen. Vielleicht wünschte der Unglückliche, der offenbar bessere Tage gesehen hatte, in seinem Unglück allein und ohne Zeugen zu bleiben. Ist doch die Einsamkeit oft der beste Trost des Unglücklichen; sie läßt ihn seine Qualen leichter vergessen als die Gesellschaft, die uns immer an Das e-
innert, was uns fehlt. Doch achtete ich, so oft
Straßen der Stadt ging, auf jede Musik, auf jed
mir aus Schenke oder Kaffeehaus entgegentönte
meistens diesen Tönen, hoffend, daß sie mich
Bekannten wieder zusammenführen. Diese
gebens; Signor Bassini blieb verschwunden.

So schob ich denn alle Skrupel bei Sei
Tages in die Rue de la Trinité und stie
Nummer 9 hinan. Es war ein elendes,
wie man sie in dieser Gegend der alten
de la fontaine und dem Perron so hä
nur aufrecht zu erhalten, weil es da i

stand, das seinen Umsturz verhinderte. Die steinernen Treppen waren so ausgetreten, daß man an manchen Stellen einen steilen Bergpfad hinanzuklimmen glaubte. Vom dritten bis zum fünften Stockwerke führte eine hölzerne Stiege, der aber viele einzelne Treppen fehlten und über deren Lücken man wie über Abgründe springen mußte. Vom fünften in den sechsten Stock führte eine einfache Leiter. Man konnte da oben nur ermüdet ankommen, und es schien Einem, am Ziele angelangt, als hätte man Gefahren und Abenteuer hinter sich. In einem langen aber schmalen Korridor, der sein Licht durch einige Brüche im Dache erhielt, saßen Weiber und Kinder, trotz der Feuchtigkeit des Bodens, ja der kleinen Bächlein, die daselbst in Folge des hereinfallenden Regens über die Bretter des Bodens flossen. Das sagte mir, daß es in diesem unwirthlichen Korridor noch besser sein müsse, als in den Stuben, in welche die Thüren rechts und links hin-
[illegible]rten. Vielleicht kamen die Weiber und Kinder hier auch
[illegible]mmen, um sich und den umgebenden Raum durch die
[illegible] erwärmen. Ich fragte nach Monsieur Bassini; Nie-
[illegible]te diesen Namen [illegible] auf meine nähere Schilderung
[illegible]chkeit, und n[illegible] ihn als einen Mann mit einer
[illegible]eichnete, zei[illegible] die letzte Thüre im Korridor.
[illegible] und fand [illegible]nd auf einem Strohsacke lie-
[illegible] jenem ol[illegible]angen Rocke, in dem ich ihn
[illegible] hatte, [illegible]edeckt. Eine ganze Ecke des
[illegible]ar durch[illegible] dem Regen, der durch das
[illegible]nster h[illegible] In der ganzen Stube keine
[illegible]beln. [illegible] an der Thür lag ein kleines
[illegible] Kleid[illegible] auf diesen, an die Wand
[illegible] die [illegible] Bassini, der mich freilich
[illegible]huldi[illegible], daß er mich noch nicht
[illegible] Wa[illegible] Entschuldigung [illegible]
[illegible] genug aus. Ich will [illegible]
[illegible] nicht einlassen. Nur [illegible]
[illegible]

eine protestantische Gesellschaft, wie das fromme Genf ihrer so viele besitzt, in der Hoffnung, ihn zu bekehren, unterstützt hätte. Ich kam gerade zur rechten Zeit, denn die fromme Gesellschaft hatte die Hand von ihm abgezogen, als er, ihre Absichten erkennend, und um sie nicht länger in ihrer Täuschung zu erhalten, erklärte, daß er an einen Religionswechsel nicht denke. Seit mehreren Tagen war er in Folge dessen ohne alle Hülfe und Unterstützung.

Ich sprach mit unserm Onkel, dem guten Dr. Pelissier, der daran gewöhnt war, die Kranken unter dem Dache aufzusuchen; er nahm sich des alten Italieners auf jede Weise an, und — um kurz zu sein — zu Anfang des neuen Jahres war Signor Bassini so weit wieder hergestellt, daß er — NB. in seinem olivengrünen Rocke — uns einen Besuch machen konnte. Ich brachte ihn zu dem Versprechen, einer Frau unserer Familie bei ihren Gesangstudien behülflich zu sein, ihr mit seinem Rathe beizustehen, und so gezwungen, öfter zu kommen, legte er seine anfängliche Scheu ab und fühlte sich bald heimisch in unserm kleinen Kreise. Besonders gerne brachte er die Abende bei uns zu, froh, wieder manchmal auf einem Klavier spielen zu können, und mit augenscheinlichem Vergnügen hie und da kleine Erlebnisse aus früherer Zeit erzählend, mit denen er vielleicht nur beweisen wollte, daß er in guter Gesellschaft nicht fremd war.

Mit all Dem wußten wir doch nichts Wesentliches aus seiner Vergangenheit, obwohl wir in dieser Beziehung nicht ohne Neugierde waren. Diese war bei Menschen, die nunmehr mit ih... in ziemlich gemüthlichem Umgange lebten, um so mehr gerechtfertigt, als wir wußten, daß Bassini nicht sein eigentlicher Name war, und wir allerlei Ursache zu haben glaubten, diesen Namen als eine bloße Maske eines berühmtern betrachten zu dürfen. Natürlich enthielten wir uns trotzdem aller Fragen, und dieses Zartgefühl wurde uns sehr erleichtert, da Signor Bassini zu wiederholten Malen Ansätze zu Bekenntnissen machte und vorauszusehen war, daß er uns demnächst etwas Näheres über seine

Schicksale mittheilen werde. Es bedurfte vielleicht nur eines kleinen äußern Anstoßes, irgend einer unbedeutenden Veranlassung.

Diese fand sich bald und zufällig. Auf meinem Tische lagen eines Abends verschiedene Werke über alte Kostüme, die ich behufs einer Arbeit aus Bibliotheken und von Freunden zusammengetragen hatte. Unter diesen auch mehrere französische Theateralbums, die mir ein Freund wegen der in verschiedenen Stücken gebrauchten Kostüme beigelegt hatte. Signor Bassini blätterte, während ich im Zimmer auf und ab ging, in diesen Büchern. Plötzlich bemerkte ich, wie er vor einem Blatte erschrocken Halt machte, es einen Augenblick mit einer Art von Furcht betrachtete und dann rasch weiter blätterte. Ich glaubte, er sei auf etwas ganz Besonderes gestoßen, und bückte mich über den Tisch und fragte: „Welches Bild machte Sie so betroffen?" Er überlegte einen Augenblick und blätterte dann entschlossen zurück und zeigte mir ein Kostümbild, welches, wie die Schrift darunter besagte, einen gewissen ehemals berühmten Tenoristen in einem gewissen Rollenkostüme zeigte.

„Nun," fragte ich, „was fällt Ihnen hier so besonders auf?"

Signor Bassini ließ seinen Kopf auf das Blatt fallen und antwortete nicht. In mir stieg eine Ahnung auf, ich machte der Frau, die gegenwärtig war, ein Zeichen, und sie verließ das Zimmer. Als Signor Bassini den Kopf wieder erhob, blickte er um sich, und da er sich mit mir allein sah, sagte er schmerzlich lächelnd und auf das Blatt deutend: „Ich glaube, daß ich Das selber bin."

„Wie!" rief ich aus, „Sie wären der berühmte Sänger, von dem man vor zwanzig Jahren so viel gesprochen?"

„Ich glaube, ich bin's," sagte Signor Bassini immer lächelnd, „ich glaube es, aber wahrlich ganz sicher bin ich meiner Sache nicht, denn es ist mir sehr schwer, den Elenden, den ich nun seit so langen Jahren mit mir einherschleppe, und den Glücklichen, den ich einst in Paris gekannt hatte, für eine und dieselbe Person zu halten. Ist es möglich, daß derselbe Mensch zwei Lebensläufe

durchmache, die von einander so verschieden sind, wie Himmel und Hölle, dann ist es auch möglich, daß ich jener glückliche Künstler war, dessen Bild Sie hier in seiner Glanzrolle sehen und das ehemals in allen Albums prangte und von den bedeutendsten Künstlern für die Schaaren seiner Verehrer vervielfältigt wurde."

Das Eis war gebrochen, Signor Bassini fragte, ob wir diesen Abend allein bleiben, und auf die bejahende Antwort begann er nach einigen einleitenden Worten, wie folgt:

„Ich bin in Bologna geboren und stamme aus einer jener vielen alten Familien, an denen diese Stadt noch heute so reich ist, und die, obwohl in die bitterste Armuth versunken, in Erinnerung an ihre ehemalige Größe jede Arbeit, jeden Erwerb als unverträglich mit ihrer Ehre betrachten. Meine Jugend verstrich, wie die Jugend aller jener berühmten Müssiggänger, welchen Bologna einen so schlechten Ruf verdankt. Ich hatte nichts gelernt und verbrachte meinen Vormittag in der Barbierstube, meinen Nachmittag im Kaffeehause und unter den Arkaden. Der heutigen Jugend Italiens war es vergönnt, im Kampfe fürs Vaterland die Schmach, die auf ihrem nutzlosen Leben lag, abzuwälzen; meine Zeit fiel in eine Epoche, welche dieser Leere nicht nur nichts bot, sondern sie wie einen Lebenszweck ermuthigte. Es fiel mir nie ein, daß meine Existenz jemals eine andere Wendung nehmen sollte, denn ich war mir Dessen sehr wohl bewußt, daß ich nichts besaß, was mich zu einem andern Leben hätte ermuthigen können. Ich hatte, wie gesagt, nichts gelernt; ich weiß nicht, ob ich damals meinen eigenen Namen ordentlich schreiben konnte; meine äußere Erscheinung hatte nichts Empfehlendes, sie war im Gegentheil derart, daß ich nicht einmal auf jenen Schein vergänglichen und frivolen Glückes rechnen durfte, welcher bei dem galanten Leben Bologna's vielen meiner Mitgenossen im Müssiggange einen halb und halb schimmernden Inhalt gab. In dieser Beziehung hatte ich mich, wenn auch mit Widerstreben, schon mit zwanzig Jahren ganz und gar in mein

Schicksal gefügt; ich wußte, daß mich weder Einfluß, Ehre, Reichthum, noch das Glück der Liebe in dieser Welt erwarteten, und ich richtete mich ganz darnach ein, mit einigen hundert Lire jährlich wie viele Andere meine Jugend, mein Mannes- und Greisenalter durch Kaffeehaus und Arkaden bis zum Grabe hinaus zu verschlendern. Da entdeckte man plötzlich eine ungewöhnlich schöne Tenorstimme in mir, und in jener Zeit, da man in Italien kein anderes Interesse kannte, als das Interesse für die Oper, wurde ich mit Einem Male bis zu einem gewissen Grade der Held des Tages. Der Impresario, um kurz zu sein, bemächtigte sich meiner und nahm mich mit sich für die Karnevalsaison nach Florenz, wo er die Pergola übernommen hatte. Mein kleines Vermögen gab ich gerne für Musik- und Gesangunterricht aus, da es mir mit reichen Zinsen zurückkommen sollte; mein Herz war voll der schönsten Hoffnungen, und die Prophezeiungen, die jeden Anfänger bis vor die Lampen begleiten, bewährten sich bei mir bis zur gesättigtsten Verwirklichung. Meine erste Arie wurde mit Enthusiasmus aufgenommen, und bei meiner letzten war ich ein großer Sänger. Sie waren damals jung und erinnern sich nicht, wie rasch mein Name, als eines Phänomens, durch alle Zeitungen Europa's lief, und mein Impresario, der auch an der italienischen Oper in Paris Antheil hatte, erwägend, daß meine schöne Stimme in dieser Hauptstadt mit größerm Vortheile in Gold verwandelt werden könne, verursachte den Florentinern den großen Kummer, mich, allerdings unter den glänzendsten Bedingungen, in die Ferne zu schicken. Ich bestand meine Probe vor dem Pariser Publikum mit demselben Erfolge wie in Florenz; nach wenigen Tagen war ich der erste Sänger, der gefeierteste Held der Kunstwelt und der glücklichste Mensch der Welt überhaupt. In jener Zeit, da die Politik schlummerte und die Regierungen sich überall Mühe gaben, die Aufmerksamkeit des Publikums auf andere Gegenstände, besonders auf Vergnügen zu lenken — was ihnen auch stets so gelang, daß das Theater der gebildeten Welt des Kontinentes überall als das

wichtigste Institut erschien — in jener Zeit war es noch mehr zu entschuldigen, wenn ein Schauspieler oder Sänger bei solchem Erfolge und bei der mit diesem Stande verbundenen Eitelkeit sich für den Mittelpunkt der Welt hielt. Die französischen Zeitungen hatten das Zartgefühl, mein Glück und meinen Erfolg nicht zu verringern, indem sie meiner Häßlichkeit vergaßen. Ich gestehe es, daß ich mich ihrer mitten in meinem Glücke auf das Schmerzlichste erinnerte. Wie beneidenswerth wäre dein Loos, sagte ich mir oft, welch ein unbeschränkter Beherrscher aller Freuden dieser Hauptstadt wärst du, wenn du mit deiner Stimme ein Gesicht, eine Gestalt vereintest, die mit ihr in irgend welcher Harmonie wären. Zu meiner Freude glaubte ich mich bald zu überzeugen, daß jene Vergeßlichkeit der französischen Journalisten nicht aus ihrem Zartgefühl entsprang; über meiner Stimme vergaß man wirklich und wahrhaftig, wie meine mangelhafte musikalische Bildung, so auch meine äußere Erscheinung. Meine Stimme schien Alles an mir zu vergolden und zu verklären, oder wenigstens das Auge Derjenigen zu blenden, deren Ohr und Herz ich entzückte. Ich bemerkte, daß mich Frauen so zu behandeln anfingen, wie sie sonst nur schöne Männer behandeln, und ich dachte, daß ich jener Frau unendlich dankbar wäre, die mich wirklich das Glück der Liebe, auf das ich so früh verzichtet hatte, kosten ließe. Indessen wußte ich wohl, was die Täuschung jenseits der Lampen vermag und wie wenig dauerhaft die Täuschung sein könne; ich war immer darauf gefaßt, von der Höhe dieses Glückes auf halbem Wege wieder herabzustürzen, aufs Neue entsagen zu müssen, und in dieser Stimmung war es natürlich, daß mich die Zaghaftigkeit, die mit dem Bewußtsein meines wenig einnehmenden Wesens verbunden war, niemals verließ. Ich wollte zufrieden sein, wenn mich eine schöne Frau aus der Ferne hinter dem täuschenden Lampenlichte im trügerischen Kostüme eines Helden liebte. Dieses Glück wollte ich mir nicht versagen, und von der Bühne aus wählte ich Diejenige, die ich lieben und von der ich aus der Ferne geliebt sein wollte. Es war zu ent-

schuldigen, daß ich nach dem Schatten jener Seligkeiten strebte, die ich sonst immer als die unausbleibliche Beigabe meiner Laufbahn rühmen gehört.

„Rechts von mir, ungefähr in der fünften Seitenloge ersten Ranges, bemerkte ich bald eine Dame, die, so oft sie auch in der italienischen Oper erschien, immer und jedes Mal die schönste der ganzen Versammlung blieb. Da ich die freie Wahl hatte, warum sollte ich nicht die schönste meiner Zuhörerinnen wählen? Der Stolz, die Härte, die auf ihrem Gesichte lagen, aber den Reiz und die Schönheit, indem sie sie unnahbar machten, nur erhöhten, konnten mich nicht abschrecken, da ich mich nicht nähern wollte, eben so wenig, als mir ihr Marquistitel abweisend erscheinen konnte. Ihr sang ich meine zärtlichsten Arien zu, zu ihr wandte ich mich, wenn ich Liebesworte zu sprechen hatte, und bald dachte ich auf meiner Stube nur an sie, wenn ich eine Arie einstudirte und den liebevollsten Ausdruck hineinzulegen suchte. Solche Phantasiespiele sind überaus gefährlich, wo sie sich mit einer schönen Frau beschäftigen. Es braucht nur kurze Zeit zu dauern, ein solches Spiel, und man weiß nicht mehr, wo die Phantasie aufhört und das Gefühl beginnt. Das Eine wiederholte ich mir mit Ausdauer, daß es nur Phantasie sein könne, wenn ich mir einbildete, daß die Marquise mir mit noch größerer Theilnahme horche, als das übrige Publikum; daß sie mich mit innigerem Blick betrachte und daß es an Wahnsinn gränze, wenn ich manchmal zu sehen glaubte, wie sie voll Einverständniß, voll Mitleid, wie sie mit Liebe zuhöre, den Kopf bewege, sich verneige, als ob sie mir antworten wollte, wenn ich ihr meine Liebesworte entgegensang.

„Wir hatten eine elende alte Sängerin am Theater, die man nur äußerst selten und in den untergeordnetsten Rollen verwendete, die aber immer hinter den Kulissen stand. Die Beschäftigung dieser Person, die alle Laster in sich vereinigte, für welche die Bühne ein fruchtbar treibender Boden ist, bestand darin, die Beziehungen der Sänger und Sängerinnen zu einander und zum

Publikum zu beobachten, sich darein zu mengen und sie nach ihrer Art zu benutzen. Signora Rita hatte es bald bemerkt, nach welcher Seite, nach welcher Loge ich mich mit Vorliebe wendete, und nach einiger Zeit machte sie mir die Bemerkung, daß die Marquise Basvallé meine aufmerksamste Zuhörerin sei. An diese Bemerkung knüpfte sie während der nachfolgenden Vorstellungen andere derartige, immer weiter gehende, bis sie mir ihre Ueberzeugung aussprach, daß die schöne Marquise bis über den Kopf in mich verliebt sei. Ich kannte die Person und ihren Beruf und wies sie mit ihren Bemerkungen ziemlich derb von mir. Wenn ich die Marquise liebte, — noch mehr, wenn sie für mich einige Neigung hatte, dann sollte die Einmischung einer Person, wie Signora Rita, dieß Verhältniß nicht verunreinigen. Lieber niemals die Hand meiner Geliebten berühren, als zu diesem Glücke durch diese Vermittelung gelangen. Die Marquise war im Laufe der Wochen in meinem Herzen zu einem solchen Ideale erwachsen, mit solchen Tugenden ausgestattet worden, daß ich es ihr schuldig war, jeden unreinen Hauch von ihr fern zu halten.

„Indessen konnte dieses selbe Herz, voll von Idealen, für die zu schmeichlerischen, zu hoffnungsvollen Einflüsterungen der Signora Rita nicht taub bleiben. Die unreine Person konnte ja möglicher Weise doch eine Wahrheit entdeckt haben! Ich sträubte mich mit aller Kraft gegen meinen eigenen Wahn, als ich mit Einem Male eine Einladung erhielt, in einer Soirée der Marquise Basvallé zu singen. Neue Hoffnung und neue Zaghaftigkeit theilten mein Herz. War die Einladung nicht vielleicht ein Beweis, daß sie wirklich etwas für mich fühlte? Aber bisher hatte sie mich nur im Kostüme hinter den Lampen gesehen; wird nicht alle Täuschung und mit ihr jeder Anflug von Neigung, wenn eine solche vorhanden ist, schwinden, sobald sie mich in der Nähe betrachtet? Die drei Tage, die vor mir lagen, vergingen mir in Qual und Hoffnung unendlich langsam, und in der letzten Stunde schienen sie mir wie ein Augenblick dahingeschwunden.

Ich hätte gewünscht, noch mehrere Tage vor mir zu haben, um länger hoffen zu können, und doch wieder freute ich mich, daß mit der Gewißheit auch die Qual vorüber sein werde. Noch im letzten Augenblicke, da ich schon in den Wagen steigen sollte, überfiel mich eine furchtbare Angst; ich kam mir in Frack und weißer Kravatte so erbärmlich vor: mein Spiegel hatte mir nie eine häßlichere Erscheinung gezeigt, und dazu überfiel mich das niederschmetternde Bewußtsein, wie sehr es mir an Wissen, Bildung und Formen fehlte, um in der Gesellschaft einer großen Dame von Paris aufzutreten. So gehörig vorbereitet, von einer lieb gewordenen Täuschung für immer zu scheiden, aus einem schönen Traume auf das Grausamste geweckt zu werden, stieg ich in den Wagen, wie ein Verurtheilter in den Karren, und fuhr ins Faubourg St. Germain, als wäre es meine Richtstätte.

„Die französischen Aristokraten sind menschlicher, als die englischen; sie behandeln den Künstler, den sie in ihre Gesellschaft ziehen, wenigstens für den Augenblick wie ihres Gleichen, nicht wie Livreebediente; sie trennen ihn auch nicht durch einen Kordon von den andern Gästen und lassen die Gleichheit gelten, die sie auf politischem Felde bekämpfen. Ich wurde in die Masse der Gäste hineingeführt, dem Herrn und der Dame des Hauses vorgestellt, wie jeder Andere, und mein Nachbar im Gedränge redete mich eben so freundlich und höflich an wie den andern Nachbarn, der ein Duc et Pair war. Ich hatte für diese Dinge Aug und Gefühl offen, weil ich vor meiner Geliebten nicht gedemüthigt sein wollte. Ich bemerkte auch mit Vergnügen, daß mich alle Welt mit Interesse ansah, ohne irgend welchen Schreck über meine Häßlichkeit zu äußern. Man sah nur den berühmten Künstler, der ganz Paris entzückte, man horchte auf jedes seiner Worte, ob nicht ein Theil des Zaubers auch aus seiner gewöhnlichen Rede herausklinge. Ich hatte die Gemüthsruhe, diese Bemerkungen bei den Andern zu machen, nachdem ich sie zu meiner höchsten Befriedigung schon bei der Marquise gemacht hatte: Es ist wahr, sie empfing mich bei aller Freundlichkeit mit der

ruhigen Form einer großen Dame; ob sie mich liebte oder nicht — konnte sie mich anders empfangen? Aber von der Enttäuschung, von dem Entsetzen, das ich gefürchtet hatte, war auch nichts zu bemerken, und der schmeichelnde Gedanke, daß meine Stimme wirklich und wahrhaftig ganz und gar meine Häßlichkeit vergessen mache, ja gewissermaßen verkläre, tauchte aufs Neue in mir auf und erfüllte mich mit Muth und Hoffnung. In dieser Stimmung wagte ich es, die Marquise prüfend zu betrachten. Wie ich in der Nähe häßlicher sein mußte, so war sie, in der Nähe betrachtet, um ein Unsägliches schöner. Erlauben Sie mir, sie Ihnen nicht zu beschreiben, ich sage nur, daß, wie sie sonst mein Herz mit Sehnsucht erfüllte, mich an diesem Abende ihr Anblick berauschte. In ihrem weißen Spitzenkleide mit den offenen, bis auf den Boden herabfallenden Aermeln, welche beide Arme sehen ließen, mit den wenigen blitzenden Diamanten in dem schwarzen Haare war sie schöner, als irgend ein Bild des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, das ich in den Gallerien meines Vaterlandes gesehen hatte; doch war sie manchem dieser Bilder anverwandt, denn sie hatte etwas von der tiefen, aber zugleich unheimlichen Schönheit der berühmten Frauen jener Zeit. Ihr Mann, um wenigstens dreißig Jahre älter als sie, ein alter, unbeholfener Bretone von kleiner Gestalt, verlor sich gänzlich in der Gesellschaft; das Haus, die ganze Pracht, sämmtliche Gäste, schienen nur der Marquise, nicht seinetwegen da zu sein, obwohl er der Träger des alten Namens und der Besitzer des Vermögens, sie ein armes Fräulein aus dem Institute von St. Denis und von weit geringerer Abkunft war.

„Ich wurde endlich zum Singen eingeladen, und ich glaube, daß ich nie so schön gesungen, wie an jenem Abend. Ich spielte mit dem Tone nach Herzenslust, er war ganz in meiner Gewalt, und was ich immer sang, ich drückte nur das Gefühl meines Glückes und meiner Leidenschaft aus. Ich wurde mit Beifall überschüttet, man bedauerte, mich meist nur auf der Bühne zu hören, da ich à la camera ein noch weit größerer Künstler sei

als auf dem Theater; die Damen waren wie berauscht und ließen ihrem Enthusiasmus freien Lauf. Es fielen Worte, die mich stutzen machten, die ich aber mit Entzücken hörte, nicht aus Eitelkeit, sondern nur, weil sie mir sagten, daß man mich lieben könne. Ich mußte immer wieder und wieder singen; mein Triumph wuchs mit jedem Gesange. Ich war der Mittelpunkt und der Heros der Gesellschaft geworden. Das Bewußtsein der Häßlichkeit sank von mir, wie ein Alp; nur Eines war, von dem ich nicht wußte, ob es mich freuen oder schmerzen sollte: die Marquise hatte sich am Meisten zurückhaltend gezeigt; von ihr erhielt ich nur wenige freundliche und höchst maßvolle Worte. Nach Mitternacht verschwand sie auf einige Zeit aus dem Salon. Mir war, als ob ich jetzt auch gehen müßte, bald aber erschien sie wieder, näherte sich mir und sagte mir, sie wünsche, daß ich unter den letzten Gästen sei, damit sie mich noch ein Mal, weniger gestört, nur in kleinerem Kreise hören könne. So blieb ich denn, als die Gäste sich zu zerstreuen anfingen, sang noch vor vier oder fünf ausgewählten Freunden, bis mir die Marquise auf die liebenswürdigste Art gute Nacht sagte und den Wunsch aussprach, mich bald wieder zu sehen.

„Ich ging. Das Vorzimmer war bereits leer. Ich sah mich nach meinem Ueberrocke um und war erstaunt, ihn nicht zu finden, als mir ein Stubenmädchen sagte, daß er unten im Korridor hänge und daß ich durch den Korridor, anstatt durch die Rue de Lille, auf den Quai und so schneller über die Seine nach Hause gelangen könne. Ich folgte ihr, und eine Minute später wußte ich nicht mehr, ob ich träumte oder wachte, denn dasselbe Stubenmädchen hielt mich am Arm, zog mich durch die ganze Länge des Korridors, dann eine Treppe hinab durch einen langen gedeckten Gang, durch dessen Fenster ich in einen Garten sah, und aus dem Gange in ein zweites Haus, einen Gartenpavillon, und da wieder durch mehrere Stuben, bis mit einem Male eine Thüre hinter mir zufiel und ich allein war. Es mußte sich erst mein Geist an das Sonderbare meiner Lage, dann mein

Auge an die Dunkelheit des Zimmers gewöhnen. Dieses wurde zum Theile von dem Lichte einer Laterne des Quais erhellt, und mit einiger Anstrengung erkannte ich, daß ich mich in einer kleinen schön möblirten Eckstube befand. Ich befühlte mich selber, ob ich es denn auch wirklich war, ob ich noch lebte und das Bewußtsein meiner selbst hatte, oder ob meine schönsten Träume nicht zu Wahnsinn, zu einer fixen Idee in mir geworden. Ich suchte mich von Allem der letzten Minuten, die wie eine Betäubung über mich hingeflogen waren, bis ins Einzelnste zu erinnern, und wie sehr ich mich zu überzeugen strebte, daß Das alles bloße Einbildung sei, so sprach das Zimmer, sprach jedes Stück Möbel, die fremden Bilder und Alles, was da war und meinem suchenden Auge immer deutlicher aus der Dämmerung hervortrat, zu laut, zu handgreiflich von einer nicht wegzuleugnenden Wirklichkeit. Sonderbarer Weise wagte ich es lange nicht, mich vom Flecke zu rühren, nicht aus Angst, gehört zu werden, sondern aus Furcht, daß jede Bewegung die Phantasmagorie verscheuchen könnte. Endlich warf ich mich in einen Lehnstuhl und empfand zum ersten Male jenes glückliche und bange Gefühl des Wartens."

2.

Signor Bassini schwieg. Er war nicht von Gefühlen überwältigt, es war, als ob er sich scheute, von seinem Glücke weiter zu erzählen. Plötzlich griff er an die Brust und holte einen gelben Schlüssel hervor, der an einem schwarzen Bande um seinen Nacken hing. „Sehen Sie," sagte er, „das ist ein goldener Schlüssel. Ich habe, seit ich ihn besitze, Tage und Wochen lang gehungert, ich war oft dem Hungertode nahe; dieser Schlüssel hätte mich retten können, ich habe nie einen Augenblick daran gedacht, ihn zu verkaufen und so mein Leben zu retten, und ich werde es nicht, wenn noch durch Jahre das Elend an mir nagt; diesen Schlüssel habe ich mir damals selber machen lassen, nach dem eisernen, den sie mir gab und der zu jenem Pavillon auf dem Quai der

Seine führt. Er erinnert mich an eine glückliche Zeit, an die glücklichste meines Lebens. Doch war der Pavillon nicht lange der Sitz meines Glückes. Die Marquise bedauerte es, mich während der schönen Stunden nicht singen hören zu können, da der Gesang meine Anwesenheit im Hause verrathen haben würde. Wie sehr mich Das demüthigte, da es mich erinnerte, daß es doch nur mein Gesang war, dem ich mein Glück verdankte, so fürchtete ich doch, dieses Glück ohne die Hülfe meines Gesanges bald zu verlieren, und ich miethete in der Rue de Courcelles, die damals noch in der Einsamkeit lag und meist aus Gärten bestand, ein in einem dieser Gärten gelegenes Haus, welches nunmehr der Wohnsitz unserer Liebe wurde. Gestatten Sie mir, über diese Spanne Glückes in meinem Leben, über diese Idylle mitten in Paris, rasch hinweg zu gehen. Nur so viel aus jener Zeit, daß trotz aller Vorsicht, trotzdem kein Mensch ahnte, daß jenes Haus mir gehörte und daß unsere Zusammenkünfte dort stattfanden, sich doch und zwar mehr in der guten Gesellschaft, als in der Künstlerwelt, das Gerücht verbreitete, daß die Marquise Basvallé meine Geliebte sei. Ich habe damals die Wahrheit des Satzes erfahren, daß man nur Einer Frau zu gefallen braucht, um allen zu gefallen. Sie werden, wie Sie mich hier sehen, und nach Allem, was ich Ihnen gesagt, mich nicht für der Eitelkeit verdächtig halten, doch muß ich Sie mir zu glauben bitten, wenn ich Ihnen sage, daß ich damals viele Beweise unerwarteter Neigungen empfangen, daß mir von unzähligen Seiten auf erstaunliche Weise entgegengekommen wurde. Mein Leben mit der Marquise war zu schön, meine Dankbarkeit, daß sie, die Erste, meine Häßlichkeit vergessen, zu groß und meine Liebe überhaupt zu ernst und zu tief, als daß ich nur einen Augenblick daran hätte denken können, auch nur einen Funken meines Gefühls Andern zuzuwenden, auch nur mit einem Gedanken nur für Momente einer Anderen anzugehören. Was mein Glück noch erhöhte, war das Gefühl der Treue und das Bewußtsein von der Dauer dieses Gefühls. Ich hatte damals keinen andern Wunsch

als den, daß in Folge irgend eines Ereignisses die Marquise ganz mir angehören, daß ich nur für sie leben, daß ich ihr irgend welche schwere Opfer bringen könnte. Der Marquis war alt; er konnte sterben. Die Marquise war arm und hatte keine Kinder. Das ganze Vermögen konnte an die Familie Basvallé zurückfallen und die Marquise hülflos und verlassen dastehen. Ich schwelgte in diesem Gedanken. Ich gewann große Summen, ich wollte noch mehr gewinnen, ich wollte arbeiten, und ich arbeitete schon in der That, um mich künstlerisch mehr und mehr auszubilden, mit meiner Stimme mehr Kunst zu verbinden und so auf eine weitere Zukunft hinaus zu sorgen; Dieß alles, um für die Geliebte leben und sterben zu können. Wie viel trug diese Möglichkeit zur Verklärung und gewissermaßen zur Berechtigung meines Glückes bei?

„Es war mir nicht gegönnt, solche beglückende Opfer zu bringen: mein ganzes Leben sollte grausamer für diese Liebe geopfert werden.

„Es war gegen den Frühling; die Marquise blieb plötzlich aus; vergebens wartete ich im Gartenhause der Rue de Courcelles Abende, Nächte, Tage lang. Die schwärzesten Sorgen nagten an meinem Herzen, die Tage vergingen mir in Angst und Pein. Es war nicht länger zu ertragen, ich machte von meinem goldenen Schlüssel Gebrauch und drang in die mir wohlbekannte Stube des Pavillons am Quai der Seine. Der Pavillon, die Wiege meines Glückes, hatte sich in meine Falle verwandelt; kaum eingetreten, war ich umringt, und ehe ich mich faßte, sank ich verwundet und bewußtlos zu Boden. Ich fand mich auf meiner Stube in meinem Bette wieder, aber nur, um mich aufs Neue in Delirien eines heftigen Fiebers zu verlieren. Erst nach Wochen erfuhr ich, daß ich nicht nur eines heftigen Fiebers wegen, sondern auch wegen einer schweren Wunde am Halse behandelt wurde, und nach langer Anstrengung erinnerte ich mich, daß ich im Dunkel des Pavillons auch den Marquis vor mir gesehen und daß ich ihn rufen gehört: „In die Kehle!

Stoßt in die Kehle!“ Der Marquis wollte die Stimme vernichten, die ihm seine Frau entführt hatte.

„Im Publikum verlautete von alle Dem nur sehr wenig. Mein Verschwinden fiel nicht auf, da die Saison der italienischen Oper eben jetzt zu Ende war, und der Marquis scheint von seiner Rachethat nicht gesprochen zu haben. Mir vergingen, als mir das Bewußtsein, aber noch nicht die Gesundheit zurückgekehrt war, die Wochen in peinigender Ungewißheit. Ueber meine Stimme hatte mich der Arzt zwar beruhigt und versichert, daß mit vollkommener Heilung der Wunde auch die Stimme in ihrer alten Kraft wiederkehren werde; die Kehle war gegen die Absicht des Barons glücklicherweise nicht erheblich verletzt worden, aber welches war das Schicksal der Marquise? Welche Rache hatte sie getroffen? Ich konnte mich Niemand anvertrauen, ich hatte keinen Freund, und unter meinen Kunstgenossen fand ich keinen, dem ich hätte Bekenntnisse machen mögen. Auf Umwegen erfuhr ich, daß das Hotel in der Rue de Lille geschlossen war und die ganze Familie Basvallé, wie immer im Frühling, aufs Land nach der Bretagne gezogen war. Als ich Das erfuhr, standen wir schon in der Mitte des Sommers. Meine Genesung war noch nicht so weit vorangeschritten, daß ich das Haus hätte verlassen können, und ich mußte mich in Geduld fassen, um noch den Rest des Sommers so an mir vorübergehen zu lassen. Dann, wenn ich wieder auftrat, wenn ich mich wieder in die Gesellschaft mischen konnte, sollte es mir leicht werden, das Schicksal der Marquise zu erspähen und mich wieder mit ihr in Verbindung zu setzen. Das klingt Alles sehr gefaßt; wie qualvoll aber mir jene Zeit der Ungewißheit dahinging, davon gibt Ihnen dieses Haar Zeugniß, welches damals in meinem dreiundzwanzigsten Jahre zu grauen begann. Der Winter kam endlich; nie ist ein Frühling mit solcher Sehnsucht herbeigewünscht, mit solcher Freude empfangen worden, wie dieser Winter. Die Besorgnisse wegen meiner Stimme, ob sie in Folge der Wunde, der langdauernden Krankheit und der Aufregungen nicht gelitten, waren auch ver-

schwunden; ich sang wie ehemals, und wenn ich auch meine Kehle etwas schonen mußte, so versicherte man doch allgemein, daß ich künftig noch größere Wirkung machen werde, da sämmtliche Töne, über die ich gebot, sanfter, weicher, runder geworden. Als erster Sänger, der die Hauptstütze der ganzen Gesellschaft bildete, sollte ich nach der Politik des Impresario nicht gleich zu Anfang der Saison, sondern erst später, wenn sich die ganze große Welt in Paris versammelt, auftreten, und so gewann ich Zeit zu Uebungen und Studien, die Publikum und Kritik überzeugen sollten, daß ich unterdessen Fortschritte gemacht. Davon schien man übrigens schon unterrichtet, und man erwartete mein Auftreten mit großer Spannung. Freilich dankte ich das Interesse, das mir das Publikum entgegenbrachte, noch einem andern Umstande, der mir minder angenehm war, der mich sogar bekümmerte. Ich war unterdessen ein Romanheld geworden. Meine Verwundung war kein Geheimniß geblieben, und da es immer in einer Stadt wie Paris Theaternarren gibt, denen Alles derart, was sich auf Schauspieler bezieht, höchst wichtig erscheint, so folgten Leute den Spuren, auf die sie meine Verwundung geführt, und bald war leider mein Abenteuer kein Geheimniß mehr, und erzählte sogar eine Zeitung mit mehr oder weniger Genauigkeit meine Geschichte in Form einer Novelle. Auf diesem Wege erfuhr ich selbst Manches auf unbestimmte Weise über das Schicksal der Marquise. Es hieß, daß sie der Marquis, eine Art Othello, oder vielmehr ein anderer Tolomei, dessen Sie sich aus Dante erinnern, in tiefe Einsamkeit irgendwo auf einem seiner Schlösser begraben, und die Novelle ließ es errathen, daß, wie jener italienische Große die Pia langsam in der Luft der Maremmen hinsterben ließ, auch der Marquis, ein langsamer, hartnäckiger Bretone, seine Frau auf irgend welche Weise werde hinwelken lassen. Auf andern Wegen, durch Bekanntschaften im Faubourg St. Germain erfuhr ich, daß der Marquis im Gegentheile zu seiner Ehrenrettung die ganze ausgesprengte Geschichte Lügen strafen und mit der schönen Marquise wieder in Paris und wie sonst

in der Oper erscheinen werde. Ich sah darum meinem ersten Auftreten mit der bangsten Erwartung entgegen, ja ich konnte es natürlicherweise nicht erwarten, auch früher einige Gewißheit zu erlangen. Wie oft schlich ich damals in dunkler Nacht um das Hotel des Marquis. Es war und blieb geschlossen. Stumm lag es da mit seinem Garten und Pavillon, wie ein trauriges Geheimniß. Ich versuchte es mehrere Male, mit meinem goldenen Schlüssel die bekannte Thüre zu öffnen, hoffend, daß ich selbst in dem verlassenen Hause irgend etwas vorfinde, was mir über das Schicksal der Geliebten Auskunft gebe. Aber die Thüre war von Innen verriegelt, und ich war vom ehemaligen Schauplatz meines Glückes ebenso wie von meinem Glücke selbst ausgeschlossen; der einzige Bewohner des Hauses, den ich mit großen Summen bestach, daß er mich auf die Fährte der Marquise setze oder mir sofort, wenn er etwas erführe, Nachricht zukommen lasse, war so wenig unterrichtet wie ich selbst, und so mußte ich mich auf den entscheidenden Abend vertrösten, ob sie dann im Theater erscheinen werde. Dieser Abend kam endlich. Das Haus war in allen Räumen überfüllt. Die Billets wurden an diesem Tage um das Vier- und Fünffache ihres gewöhnlichen Preises verkauft; die Spekulanten machten glänzende Geschäfte. Jedermann wollte den beliebten Sänger bei seinem ersten Auftreten gehört, noch mehr aber den durch eine blutige Katastrophe und durch die Liebe einer großen Dame berühmt gewordenen Romanhelden gesehen haben; besonders zahlreich war das weibliche Publikum. Meine Kollegen drängten sich hinter den Kulissen mit Glückwünschen an mich heran und gaben zu, daß das große Interesse des Publikums nur mir zu danken sei; der Impresario rieb sich die Hände vor Freude, erkennend, daß er sich nicht verrechnet, als er mir bei Erneuerung des Kontraktes die glänzendsten Zugeständnisse gemacht. Nur Signora Rita, jene alte Sängerin, von der ich Ihnen gesprochen, machte mir Vorwürfe, daß ich mich nicht ihr anvertraute, mit der Versicherung, daß dann Alles besser ausgefallen und ich gewiß nicht verwundet worden

wäre. Eine Wunde am Halse, fügte sie hinzu, sei immer bedenklich bei einem Sänger, und man könne nicht wissen, welche Folge dergleichen noch in Zukunft haben könne. Der Impresario wollte sogar, daß ich die steife Krause, die zum Kostüme meiner Rolle gehörte, ablege, damit das Publikum die interessante Narbe sehen und an die Wahrheit der Geschichte glauben könne; dieß werde die Theilnahme sehr erhöhen und den Empfang sehr lärmend machen. Ich wies diesen Antrag mit Verachtung von mir, wie ich die Wünsche und Bemerkungen der Andern mit Gleichgültigkeit angehört hatte. Mein Sinn war auf etwas ganz Anderes als auf den vorbereiteten rauschenden Empfang gerichtet. Wird sie, oder wird sie nicht erscheinen? Soll ich sie wiedersehen? Nur diese Fragen hämmerten in meinem Herzen, das wilder und ängstlicher schlug als damals, da ich die Bretter zum ersten Male betrat. Zugleich nahm ich mir vor, mich zu beherrschen und nicht sogleich bei meinem Auftreten nach der bekannten Loge zu sehen oder überhaupt nach der Marquise zu suchen. Ich wußte nicht, ob ich mich selbst so weit würde beherrschen können, und dieser Zweifel trug noch mehr zu meiner Aufregung bei. Endlich kam der Moment — das Glöckchen läutete, das Orchester eilte dem Takte entgegen, auf den ich aus der Kulisse zu treten hatte — ich lehnte mich an eine Leinwand, unfähig eines Schrittes. Man mußte mich hinausstoßen, da stand ich, meiner unbewußt und nach dem Einen gewissen Punkte hinstarrend. Ungeheurer Applaus empfing mich; ein Sturm, der das Orchester übertönte und es sogar zum Schweigen brachte. Aber der Mensch ist ein eigenthümliches Geschöpf. Stand, Gewohnheit, Eitelkeit wirken auf ihn in den Momenten der höchsten Aufregung, übertäuben selbst Unglück und Leidenschaft. Vollkommen bewußtlos im ersten Momente, war ich doch schon Komödiant genug, daß mich der rasende Applaus wieder zu mir selber brachte, und gewohnheitsmäßig fiel ich ein, als das Orchester wieder begann und meinen Takt angab. Ich sang. Ich sang drei und vier Takte — Todtenstille herrschte jenseits des Orchesters — da fiel mein Blick auf

die bekannte Loge — ein fremdes gleichgültiges Gesicht sah mir kalt entgegen, mein Herz fing aufs Neue zu pochen an, und mit einem Male brach mein Ton in der Mitte ab; es war mir, als ob in meinem Halse etwas geplatzt oder gerissen wäre. Ich faßte mich rasch und wollte fortfahren, aber ein gräulich schriller, falscher, ächzender Ton kam aus meiner Kehle hervor. Ein Summen und Murmeln ging durch den Saal, ich stand wie versteinert da. Wieder faßte ich mich und brachte dem Orchester ein Zeichen, aufs Neue meine Arie zu beginnen. Ich setzte an, es war derselbe schreckliche, häßliche Mißton, das Orchester verstummte wieder, das Publikum war stille, mir sanken die Arme herab, ich war vernichtet. Es blieb mir nichts übrig, als mich aufzuraffen und die Bühne zu verlassen. Todtenstille folgte mir; mein Abgang war wie ein Begräbniß, und ich sagte mir auch, daß in diesem Augenblicke der große Sänger begraben wurde.

„Wozu Ihnen mein Unglück weiter und breiter auseinandersetzen? Eine Zeitlang hielten mich die Aerzte mit der Hoffnung hin, meine Stimme wieder herstellen zu wollen, aber ich war der Ansicht des Publikums, daß sie für immer verloren war. Was war ich nun ohne Stimme? Viel weniger als jener Müssiggänger in Bologna, der nie etwas gewesen war und von dem man auch nichts erwartet hatte. Ich war so hoch gestiegen, nur um noch tiefer zu fallen. Die glänzendsten Aussichten waren dahin. Im ersten Jahre meiner Laufbahn, im Rausche meines Glückes, hatte ich wenig gespart, und das wenige Ersparte war während meiner Krankheit dahingegangen. Es blieb mir nichts übrig, als die schönen Reste meines Ruhmes, wie sie sich bei einem Sänger immer in Gestalt von Ringen, Busennadeln und Dergleichen anhäufen, zu benutzen, um noch leben zu können, vor Allem aber, um die Entdeckungsreise nach der Marquise anzutreten. Ich gestehe es, daß mich das Unglück, eine glänzende Laufbahn so unterbrochen zu sehen, weniger erschütterte, im Angesichte des größern Unglücks, daß die Marquise nicht wieder auf dem Schauplatze erschien, und des Gedankens, daß sie vielleicht wirklich

irgend wo in der Einsamkeit geheimen unbelauschten Qualen ausgesetzt sei. Das ganze Bewußtsein, nunmehr allen Werth, allen Inhalt verloren zu haben, nichts, gar nichts mehr zu sein, trat vor diesem Einen Gedanken zurück, und diesem ganz verfallen, beachtete ich es wenig, daß es nach und nach auch rings um mich einsam wurde, und brütete ich die abenteuerlichsten Pläne zur Befreiung der Marquise aus.

„Nachdem ich die Aerzte eine Zeitlang an mir hatte herumexperimentiren lassen, machte ich mich mit einer kleinen Summe in der Tasche auf, um alle die Orte aufzusuchen, an denen ich nach der Angabe des Portiers und nach Dem, was ich aus Anderen ausgehorcht hatte, möglicherweise die Marquise finden konnte. Ich verließ Paris, das ich durch so viele Monate mit meinem Namen angefüllt hatte, ohne Sang und Klang. Niemand bemerkte meine Abwesenheit, und die Zeitungen, die sonst jede Kleinigkeit von mir berichteten, als wäre ich irgend ein Potentat, wußten nichts von meiner Abreise. Wen konnte sie auch interessiren? Was lag jetzt daran, wo ich mich aufhielt? Wer war ich noch? Ich fühlte es zu wohl, ich war todt für diese Welt, in der ich ein Jahr lang geherrscht hatte. Ein obskurer Mann wanderte von Schloß zu Schloß, durch die schwarzen Berge, über die Heiden der Bretagne. Verkleidet und mit entstelltem Gesichte schlich ich in die Höfe und Gärten aller dem Marquis Basvallé gehörigen Schlösser und Landhäuser, und wie jener Blondel, den ich aus der Oper kannte und der mit Gesang seinen König Löwenherz suchte, sang ich gleich einem Bettler vor den Thüren und Fenstern. Ach, ich wußte wohl, daß sie meine Stimme nicht wieder erkennen werde, aber die Arien, die ich ihr in glücklichen Stunden im einsamen Hause der Rue des Courcelles gesungen, diese wird sie vielleicht erkennen und dankbar für die Erinnerung ans Fenster kommen, um dem armen Bettler ein Stück Geldes zuzuwerfen. Glauben Sie mir, mein Freund, es kostete nicht geringe Ueberwindung, mich mit dieser gebrochenen verzerrten Stimme möglicherweise vor ihr hören zu lassen, ihr selber zuerst

eine glückliche Zeit, an die
...ar der Pavillon nicht lange
...ise bedauerte es, mich wäh-
...en hören zu können, da der
...use verrathen haben würde.
...a es mich erinnerte, daß es
...ich mein Glück verdankte, so
...e die Hülfe meines Gesanges
...in der Rue de Courcelles,
...t lag und meist aus Gärten
...ten gelegenes Haus, welches
...e wurde. Gestatten Sie mir,
...nem Leben, über diese Idylle
...gehen. Nur so viel aus jener
...otzdem kein Mensch ahnte, daß
...ß unsere Zusammenkünfte dort
...mehr in der guten Gesellschaft,
...rücht verbreitete, daß die Mar-
...i. Ich habe damals die Wahr-
...an nur Einer Frau zu gefallen
...Sie werden, wie Sie mich hier
...h Ihnen gesagt, mich nicht für
...och muß ich Sie mir zu glauben
...aß ich damals viele Beweise un-
..., daß mir von unzähligen Seiten
...gekommen wurde. Mein Leben
..., meine Dankbarkeit, daß sie, die
...essen, zu groß und meine Liebe
..., als daß ich nur einen Augenblick
...uch nur einen Funken meines Ge-
...uch nur mit einem Gedanken nur
...nzugehören. Was mein Glück noch
...Treue und das Bewußtsein von der
...atte damals keinen andern Wur...

von Noth getrieben, zu einer unehrlichen Spekulation her, und so sank ich immer tiefer, bis ich mir sagte, daß ich nicht mehr würdig war, die Marquise an ihre ehemalige Liebe auch nur zu erinnern; bis ich selbst nicht mehr glaubte, daß ich mit jenem Glücklichen eine und dieselbe Person und daß jener Winter in Paris mehr als ein leerer Traum war. Und wie ein Träumer, wie ein Nachtwandler ging ich durch die Jahre, durch das Elend, ja wie ein Todter, denn mein Leben lag ja hinter mir. Von den Jahren, die vor mir lagen, hatte ich nichts zu erwarten, und was mich zu etwas gemacht hatte, war in der That und seit lange todt.

„Jener Theaterdirektor führte mich wie eine Reliquie mit sich, und so kam ich nach langen Kreuz- und Querzügen in die Nähe von Paris. Da erwachte ich wieder aus meinem Träumen und Brüten; ich wünschte wieder auf der Oberwelt zu erscheinen, den Schauplatz wieder zu sehen, auf dem ich gelebt hatte, und nachdem mein Name für einen Abend auf dem Theaterzettel gedient hatte, machte ich mich auf, um einige Stunden darauf in Paris einzuziehen. Es war im Winter, und kaum war die Dämmerung eingebrochen, als ich schon, wie Sie sich denken können, um Haus und Pavillon der Rue de Lille und des Seine-Quai's umherstreifte. Es war ein feuchter, häßlicher Abend; Regen und Schnee fielen trübe und in schmutziger Mischung vom Himmel; in den Straßen floß es, die Wagenräder spritzten die häßliche Jauche auf Häuser und Fußgänger. Ich kümmerte mich wenig um alles Das. Stundenlang ging ich vor dem Pavillon auf und nieder, bis ich den Muth hatte, auf der Schwelle jener Thüre, die mich so oft ein- und ausgelassen, auszuruhen. Ich vertiefte mich in alte Erinnerungen. Sie wurden, wie durch den langen Schlummer neu gestärkt, so lebendig, als wäre jene Zeit des Glückes erst gestern von mir geschieden, ja, als lebte ich noch mitten drin. Jedermann kennt die Qual, die man nach der Trennung von geliebten Personen empfindet, wenn sich einzelne Züge des Gesichtes zu verwischen anfangen. Bald ist es dieser, bald jener

Zug, bald der Blick, bald ein gewisses Lächeln, die zum Ganzen des Bildes fehlen und die trotz aller Anstrengung des Gedächtnisses nicht herbeigeschafft werden können, um das Gesicht der geliebten Person zu ergänzen. Mit diesem peinvollen Zustande hatte ich in den letzten Jahren viel zu kämpfen; jetzt, da ich auf der Schwelle saß, stand die Marquise in ihrer ganzen Schönheit so lebhaft vor meinen Augen wie in vollständigster Leibhaftigkeit, und wie ich sie so vor mir sah, daß ich glaubte, sie umarmen zu können, und in der That meine Arme voll Sehnsucht nach ihr ausbreitete, hörte ich hinter mir im Hause einige Bewegung. Ich erhob den Kopf, und aus dem Fenster jener Eckstube, in die mich einst das Stubenmädchen geführt hatte, fiel Licht auf die Straße. Ich sprang auf, trat einige Schritte zurück und sah an den weißen Vorhängen einen Schatten vorüberstreifen, einen Schatten, den ich sogleich erkannte. Ohne nur zu wissen, was ich that, zog ich den goldenen Schlüssel aus dem Busen — er öffnete, und ich stürzte auf dem wohlbekannten Wege in die Stube, und mit dem Rufe: ‚Mathilde!‘ lag ich zu den Füßen der Geliebten.

„Sie fuhr zurück, als sie den durchnäßten schmutzigen Bettler zu ihren Füßen sah; sie glaubte wohl an einen räuberischen Ueberfall oder etwas derart. Aber ihr Schrecken steigerte sich zu wahrhaftem Entsetzen, als sie mir ins Gesicht sah und mich erkannte. Die Szene war kurz: ‚Quelle horreur!‘ rief sie, riß ihr Kleid, das ich gefaßt hatte, aus meinen Händen und stürzte mit aufgehobenen Armen, wie vor einem grauenvollen Anblick fliehend, aus der Stube. Auf diesen Schrei stürzten einige Diener herein und faßten mich in dem Augenblicke, da ich zu Boden sank. Ich fand mich auf dem Trottoir wieder. Ein kleines Geldstück, das neben mir lag, sagte mir, daß mich die Diener für einen Bettler gehalten und daß ein Barmherziger unter ihnen, da er mich in die regnerische Nacht hinausstoßen mußte, Mitleiden mit mir hatte.

„Quelle horreur!‘ dieser Ausruf des Entsetzens, den ihr mein Anblick einflößte, ist das letzte Wort, der letzte Laut, den

ich in diesem Leben aus dem Munde der Marquise, meiner Geliebten, gehört habe; Sie werden sich nicht wundern, daß dieser Schrei in meinem Ohre lange nachklang und noch nachklingt. Es war eine Brandmarkung, die mir meine Geliebte für den Rest meines Lebens mitgab. Ich hatte mich selbst um den einzigen Besitz meines Herzens, um den einzigen Trost in allem Elende gebracht, um die Erinnerung an eine schöne Zeit, um den Glauben, einmal geliebt worden zu sein. Hätte ich die Marquise nicht wiedergesehen, ich hätte das Bild jener glücklichen Monate und ihr eigenes Bild in unversehrter Schönheit in meinem Herzen wie bis dahin aufbewahrt. Jetzt war auch das dahin, und anstatt jenes Bildes trage ich jetzt das Echo ihrer letzten Worte: ‚Quelle horreur!‘ mit mir fort.“

3.

Signor Bassini unterbrach sich hier wieder, und ich hatte nicht die geringste Lust, ihn zur Fortsetzung aufzufordern. Wozu, warum den armen Mann mit Wiederbelebung todter Leiden quälen? Ich war überrascht, als er mit Lächeln den Kopf erhob und mich fragte: „Welches Alter geben Sie mir wohl?“ Ich betrachtete ihn lange und prüfend und antwortete endlich: „Etwas über Sechzig.“

Er schüttelte den Kopf, lächelte wieder und sagte: „Ich bin noch nicht volle Siebenundvierzig. Möge Ihnen Das Vieles sagen, was ich verschweige. Es ist auch nicht viel zu erzählen von einem alten Sänger, dessen Namen man bald auch nicht als Aushängeschild und als Lockvogel fürs Publikum brauchen konnte. Seit fünfzehn Jahren bin ich bald Gesanglehrer, bald Souffleur, bald Bettler mit einer Guitarre in der Hand auf den Straßen. Wie ich es ertragen, wie ich über eine so unendliche Zeit hinweggekommen — fragen Sie mich nicht. Ich weiß es nicht. Es scheint, daß das Unglück das Leben zäher macht, als das Glück. Doch ich bin Ihnen eine Fortsetzung meiner Geschichte schuldig, die hoffentlich der Schluß ist. Ich bin sie Ihnen schuldig, weil Sie gewissermaßen Zeuge des letzten Kapitels meiner Geschichte sind,

denn dieses Kapitel spielte in Bonneville drei Tage, nachdem ich das Glück hatte, Sie kennen zu lernen, und nur einen Tag, bevor ich Sie auf dem Wege von Bonneville nach Genf zum zweiten Male traf.

„Ich kam mit jener elenden Operngesellschaft, welche letzten Frühling in Genf spielte, als Souffleur hieher. Ich wurde entlassen, als sich diese Gesellschaft, wie Sie vielleicht wissen, in Folge schlechter Geschäfte auflöste. Nachdem ich mir durch mehrere Wochen vergebliche Mühe gegeben, mich in Genf, das ich wegen Mangel an Reisekosten nicht verlassen konnte, zu ernähren, beschloß ich, in Bonneville mein Glück zu versuchen. Savoyen wurde eben französisch; in alle diese, selbst in die kleinen Städte wurden reichere Beamte geschickt, und die Savoyarden, die in Paris Glück gemacht, kehrten in ihre Heimat zurück, um sich der französischen Regierung bei der allgemeinen Abstimmung und bei den Wahlen gefällig zu erweisen. Ich wollte sehen, ob ich bei der Rückkehr dieser reichern Bevölkerung Savoyens nicht irgend wie Beschäftigung finden könnte. Indessen wollte man mir in Bonneville, als ich mich erkundigte, nur wenig Hoffnung geben. Es sei nur eine einzige junge Frau da, die Musik liebe und die vielleicht einen erfahrenen Meister engagiren würde, der sie auf dem Klavier begleiten oder ihr auch Unterricht geben könnte. Diese Frau, Madame de Chantilly, war meine einzige Hoffnung, daher für mich die interessanteste Persönlichkeit der ganzen Umgegend, und es war natürlich, daß ich mich, bevor ich mich ihr vorstellte, so viel als möglich nach ihr erkundigte. Zuerst erfuhr ich, daß der Baron von Chantilly ein französischer Edelmann sei, der immer in Paris gelebt und der jetzt auf eines seiner Güter bei Bonneville zurückgekehrt, weil ihn die französische Regierung darum ersuchte, da er auf die öffentliche Meinung einwirken konnte, und weil er mit alle Dem Senator zu werden hoffte. Das und Aehnliches konnte man in Bonneville von Jedermann erfahren. Einzelnes über die Persönlichkeiten, besonders die Baronin, erfuhr ich im Kaffeehaus von einem jener Menschen,

[illegible] Stadt besitzt, die Alles wissen und stolz darauf [illegible] über höher stehende Persönlichkeiten Auskunft [illegible] nnen. Es war dieß ein Advokat, der eine Zeitlang [illegible] gelebt hatte, deßhalb in Bonneville eine Rolle spielte und in diesen Wochen der politischen Aufregung, welche die [illegible] hervorbrachte, noch mehr Zeit als sonst in den Kaffee[illegible] verbrachte. Man machte leicht seine Bekanntschaft, und er erzählte mir mitten im Kaffeehause und nach seiner Art mit einer lauten Stimme, die einen Kreis von Zuhörern um ihn versammeln mußte, eine Geschichte der Baronin von Chantilly, von der Niemand unter den Anwesenden ahnte, wie nahe sie mich anging und wie tief sie mich aufregte. ‚Die Baronin von Chantilly,‘ sagte er laut, ‚ist die Tochter des Marquis Basvallé,‘ und mit leiserer Stimme fügte er hinzu: ‚was aber kein Mensch glaubt. Es gab einen großen Skandal, der Marquis wollte seine Tochter nicht anerkennen. Vor mehr als zwanzig Jahren hatte die Marquise eine Intrigue mit einem italienischen Sänger. Der Marquis kam dahinter und entführte seine Frau ins Ausland. Kein Mensch wußte, daß sie eine Tochter hatte, bis diese Tochter nach dem Tode des Marquis auftrat und Ansprüche auf die Erbschaft machte, welche Erbschaft bereits von den Anverwandten des Marquis in Besitz genommen war. Es gab einen großen Prozeß. Ich war gerade damals in Paris, und in meiner Welt, in der juristischen Welt, wurde viel von dem Prozesse gesprochen. Die Anverwandten behaupteten, daß der Marquis diese Tochter nie anerkannt habe, aber die Marquise erkannte sie als ihre Tochter an, und Das war genug, denn sie war in der Ehe geboren. Die Anverwandten behaupteten ferner, der Marquis habe sich mit seiner Frau, um dem Skandal, den die Intrigue mit dem Sänger hervorgebracht, und dem Gerede der Leute ein Ende zu machen, nur unter der Bedingung versöhnt, daß sie diese Tochter fern von Paris in der Schweiz aufwachsen und sie niemals als ihr Kind vor der Welt gelten lassen werde. Aber was konnte Das den Anverwandten helfen, wenn die Marquise nach dem Tode ihres

Mannes ihr Wort nicht halten wollte? In der That that sie es nicht und führte sie ihre Tochter als junge Marquise und in Trauerkleidern nach dem Tode des Marquis in Paris ein. O, wie amüsirte diese Geschichte die Pariser, besonders des Faubourg St. Germain! Sie amüsirte, einmal, weil die Anverwandten mit langer Nase abzogen, und dann, weil diese junge Marquise, wie alle Welt behauptete, jenem italienischen Sänger auf das Erstaunlichste ähnlich war, obwohl dieser Sänger ein Ausbund von Häßlichkeit gewesen sein soll und die junge Marquise doch eine hübsche Person ist.'

„Ich weiß nicht, was der Advokat weiter erzählte. Ich hörte nichts mehr, ich sah nichts mehr, was um mich herum vorging, ich fing wieder zu leben und zu fühlen an, wie ich seit vielen Jahren nicht gelebt und gefühlt hatte. Es floß wieder warm durch meine Adern, mein Herz klopfte wieder. Ich schlich aus dem Kaffeehause, um wieder einmal eine Gesellschaft aufzusuchen, die mir so lange nichts gewesen war, meine eigene Gesellschaft. Ich wollte wieder einmal mit mir allein sein, mich in mich selbst versenken. Dieses Bedürfniß war ein Glück, wie ich mich dessen nicht mehr für fähig hielt. Ich war allein, draußen vor dem Städtchen, auf einem Raine zwischen zwei Saatfeldern liegend; ich wollte denken, ich wollte überlegen, allerlei wirre Eindrücke ordnen, aber ich war unfähig, etwas Anderes zu denken, als: ‚Ich habe ein Kind!' Von meinem Ruheplatze aus konnte ich das reizende Landhaus oder Schlößchen sehen, das sich weiß und heiter von dem dunklen Hintergrunde des Môle abhob und in das Thal niederlachte. ‚Dort,' sagte ich mir, ‚wohnt mein Kind. Mein Kind, mein Kind,' wiederholte ich fortwährend und redete mir ein, daß die Fenster des Schlosses dabei wie freundliche Augen auf mich niedersähen.

„Am nächsten Tage stieg ich den etwas steilen Weg zum Schlößchen hinan, und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es nicht die Steilheit des Weges und nicht die Hitze war, die mein Herz klopfen machte. Vor Allem wollte ich die Tochter der

Marquise und mein Kind sehen, dann wollte ich es um jeden Preis durchsetzen, von ihr beschäftigt zu werden, und wenn ich sie auf den Knieen darum anflehen sollte.

„In das Vorzimmer tretend, war meine Aufregung so groß, daß ich den falschen Namen Bassini, unter dem ich mich einführen wollte, nicht aussprechen konnte und daß ich in Gefahr war, meinen wahren Namen zu nennen. Der Bediente sah mich mit mißtrauischem Auge an und wurde noch mißtrauischer, als ich ihm, nachdem ich ihm den Namen Bassini genannt, aus dem Vorzimmer in den ersten Salon folgte. Ich konnte nicht anders, es zog mich unwiderstehlich in die Richtung nach meinem Kinde. Der Bediente ließ deßhalb die Thüre, die aus dem ersten in den zweiten Salon führte, offen und richtete meinen Auftrag aus, indem er immer rückwärts blickte. Ich konnte die Baronin Chantilly in einem Spiegel sehen, und bei ihrem Anblicke ergriff es mich wie ein Fieber. Es war die Marquise, und doch waren es ganz und gar meine Züge, nur von Schönheit bedeckt. Ich weiß es nicht, wie ich mich bei diesem Anblick länger zurückhielt; ich weiß nur, daß ich mich mit der Hand auf einen Sessel stützte und vorgebeugt in jenen Spiegel starrte, um das Spiegelbild mit gierigen Augen einzusaugen.

„‚Signor Bassini?‘ hörte ich sagen, ‚ich kenne ihn nicht, ich kann ihn nicht empfangen — sagen Sie ihm, daß ich keinen Gesanglehrer brauche.‘

„Ich sollte also abgewiesen werden, sie nur im Spiegel gesehen haben, ohne einmal ein Wort an sie gerichtet zu haben. Ich fühlte, daß ich außer mir gerieth, und als sich mir der Bediente wieder näherte, um mir die Antwort seiner Herrin zu bringen, rief ich ihm mit lauter Stimme zu: ‚So melden Sie Signor ...‘ — ich nannte meinen Namen. Der Bediente, vom Tone meiner Stimme, meinem ganzen Aussehen und der plötzlichen Veränderung des Namens überrascht, ging wieder in den Salon zurück, aber noch bevor er die Schwelle überschritten hatte, war ich ihm schon zuvorgekommen. Die Baronin, die den Namen gehört hatte,

stand zitternd und blaß an die Wand gelehnt, aber sie fuhr zusammen, als sie mich plötzlich vor sich sah. Sie starrte mein Gesicht an, erhob plötzlich beide Arme, und mit dem Ausrufe: ‚Quelle horreur!‘ stürzte sie durch den Salon in eine anstoßende Stube.

„Lieber Freund,“ sagte Signor Bassini nach einer kurzen Unterbrechung — „was wollen Sie — was glauben Sie, daß ich in diesem Momente gethan habe? Was konnte ich anders thun als lachen? Ich lachte, als meine Tochter mit derselben Bewegung der Arme denselben Entsetzensruf ausstieß wie ihre Mutter. Der Tochter mochte ich mit der Karikatur ihres Gesichtes noch gespenstischer erschienen sein als der Mutter. Ich ging und sagte mir mit vollkommener Ruhe des Verstandes, daß Madame de Chantilly Recht hatte, einen Vater nicht anzuerkennen, nachdem ihre Anerkennung als Marquise von Basvallé so viele Mühe gekostet. Die Blässe, die bei Nennung meines wahren Namens ihr Gesicht überzog, sagte mir, daß sie ihre Geschichte vollkommen kannte. Eine Stunde vorher hätte ich geglaubt, daß die Kenntniß dieser Geschichte mir ihre Arme öffnen werde; jetzt sah ich ein, daß sie nothwendiger Weise das Gegentheil hervorbringen mußte. Mir blieb nichts weiter zu thun übrig, als aus Bonneville und Umgegend ein häßliches Gesicht zu entfernen, dessen Aehnlichkeit mit einem schönen ein Zeugniß gegen mein Kind abgelegt hätte, — und der Mann, den Sie am nächsten Tage auf der Landstraße wieder fanden, hatte sich eben, wie schon so oft im Leben, wieder in sein Schicksal gefügt. Gute Nacht.“

Diese Geschichte erzählte mir der sogenannte Herr Bassini vor einigen Jahren; ich zeichne sie so getreu als möglich wieder auf und wünsche, daß sie der Leser als den Nekrolog eines Unglücklichen betrachte, denn dieser selbe Signor Bassini ist am 12. Juni des Jahrs 1862 auf dem katholischen Kirchhofe zwischen Genf und Châtelaine begraben worden. Der Leser würde dort seinen falschen, unberühmten Namen ebenso vergebens suchen wie seinen wahren, berühmten, denn er hat kein eigenes Grab und keinen Grabstein.

Das Schloß im Gebirge.

Von Genf kommend, sollte ich in St. Jean de Maurienne, am Fuße des Mont-Cenis, mit Herrn B... aus Paris zusammentreffen, um mit ihm über den Berg und nach Turin weiter zu reisen. Bei meiner Ankunft an diesem letzten Ende der Eisenbahn erkundigte ich mich sogleich beim Chef de gare nach meinem Reisegefährten. Er war nicht da. Ein Telegramm hatte gemeldet, daß er erst in zwei oder drei Tagen kommen könne, und mich gebeten, entweder die Reise allein fortzusetzen oder Herrn B... in St. Jean zu erwarten, und endlich den Chef de gare ersucht, mich freundlich aufzunehmen und mir alle möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Herr B... ist einer der großen Unternehmer und Eisenbahnkönige Frankreichs; auf dieser Eisenbahn hatte er als einer der ersten Verwaltungsräthe noch besondern Einfluß, und so reichte das Telegramm hin, um mir die gesammte Beamtenwelt dieses Bahnhofes zur Verfügung zu stellen. Meine Anwesenheit in Turin war, wenn ich ohne B... dahin kam, nutzlos; ich verspürte wenig Lust, die Reise über den öden Mont-Cenis allein zu machen, und so beschloß ich, die durch das Ausbleiben meines Reisegefährten gewährte Frist zu benutzen, um diesen wilden und in seinen Seitenthälern wenig bekannten Theil Savoyens kennen zu lernen.

Das Elend, das hier überall aus den erblindeten oder ganz und gar scheibenberaubten Fenstern der Hütten blickt, hat aller-

dings wenig Verlockendes, aber die Wildheit der Gegend, die gewaltigen Felsmassen, die Wildbäche, die aus geheimnißvollen Seitenthälern hervorbrechen, Höhen und Schluchten, die unnahbar scheinen, und der ganze Apparat großartiger Alpennatur versprechen, wenn sie auch bei der Armuth und Gedrücktheit der Menschen dem Herzen mit manchem schmerzlichen Eindruck drohen, doch vielfache Nahrung für Aug und Phantasie. Wer außerdem seinen Livius gelesen, wird sich leicht überreden, daß er sich hier auf dem Wege befindet, auf dem Hannibal die gewaltigsten Hindernisse zu bekämpfen hatte, und zu den andern Verlockungen tritt noch der allgewaltige historische Reiz. Ich gestattete dem behaglich eingerichteten Zimmer, das mir der Verwalter einräumte, nicht, mein Capua zu werden, und schon eine Stunde nach meiner Ankunft befand ich mich an der Seite eines an der Eisenbahn angestellten Eingeborenen auf der Wanderung.

Ungefähr eine halbe Stunde lang südwärts dem Bache entgegenwandernd, bogen wir dann rechts in ein Seitenthal ab, das mich mit seinen kahlen, abschüssigen, himmelhohen Felswänden anlockte. Der Bach brauste tief unter uns, während wir auf einem feuchten, nur einige Stunden im Jahre von der Sonne beschienenen Wege dahingingen. Die wenigen Pflanzen, die mit kümmerlichen Wurzeln an den Felsen hingen, sahen aus wie Kellerpflanzen. Der Weg selbst, zum großen Theil künstlich angelegt, war feucht und schlüpferig; über den sumpfigen Rissen, die ihn unterbrachen, lagen Balken, die, faul und verwittert, unter uns zusammen zu brechen drohten. Ein solcher Weg konnte nicht in einen glücklichen Winkel führen, und in der That mündete er auf ein Dorf, in dem sich Elend und Kretinismus brüderlich nebeneinander niedergelassen hatten. Ich will dieses Dorf nicht weiter beschreiben, ich hätte nur Häßliches, Abstoßendes, ja Schlimmeres zu sagen. Mein Führer sagte mir, daß wir uns hier in einem der Thäler befinden, die alljährlich die größte Zahl von Knaben und Mädchen in die Welt schicken, damit sie in der Ferne, auf welche Art immer, ihr Brod suchen. Sie sehen ein,

fügte er hinzu, daß diese Gegend nicht gemacht ist, auch nur eine dünne Bevölkerung zu ernähren, selbst die Ziegen sterben hier Hungers. — Das sehe ich wohl ein, erwiderte ich, was ich aber nicht begreife, ist, daß sie überhaupt noch bevölkert ist, daß hier nicht längst alle Einwohner ausgewandert sind. — Ja, lachte der Mann, das ist eben unsere Narrheit, wir können ohne dieses Land nicht leben. Dieselben Kinder, welche die Eltern des Elendes wegen in die Fremde schicken, kehren in einem gewissen Alter wieder in die Heimat zurück, die Einen arm, wie sie gegangen, die Andern reich wie irgend ein Pariser — aber arm oder reich, sie kehren eben wieder; sie können ohne Savoyen nicht leben. Sie können sich selbst davon überzeugen. Sprechen Sie im nächsten Dorfe den ersten besten armen Mann an, und er wird Ihnen sagen, daß er zwanzig und dreißig Jahre in der Fremde, in Paris, Marseille, Brüssel zugebracht, und kaum eine Stunde von hier können Sie ein prächtiges Schloß sehen, das einem Manne gehört, der vor sechzig Jahren mit einem Murmelthiere als seiner ganzen Habe von hier fortgezogen. Es ist Monsieur Laurens, einer der reichsten Leute des Landes, er soll Millionen besitzen. —

Gut! Führen Sie mich nach diesem Schlosse.

Die Schlucht erweiterte sich nach und nach, und wir kamen, immer steigend, in ein längliches Kesselthal, auf dem die Sonne lag und von dessen Sohle aus sich hübsche Matten ziemlich hoch die Abhänge hinan erstreckten. Ueberall sonst würde auch dieses Thal, in das von der Höhe kahle Felsen und kalte Schneeberge blicken, einen traurigen Eindruck gemacht haben, nach der Schlucht aber, die wir seit zwei Stunden durchwanderten, erschien es wie eine der glücklichen Inseln. Die angenehme Täuschung, die der Anblick dieses Thales hervorbrachte, und der Kontrast, den es mit der Schlucht bildete, dauerten freilich nicht lange, denn in dem Dorfe, das am Eingange lag, hauste nicht mindere Noth als in der Schlucht, und das wenige Vieh, das auf den Wiesen weidete, war klein und verkrüppelt, als gehörte es der Thierwelt des Polarkreises zu. Ueberraschend aber und das Thal fürstlich

beherrschend, blickte von einer Höhe hinter dem Dorfe ein prächtiges Schloß mit vier Thürmen, unzähligen glänzenden Fenstern, einem hohen, steilen Dach, wie es dem Schloßstil aus der Zeit Heinrichs II. eigen ist, mit vielen und reichen Verzierungen auf diesem Dache, mit Balkonen, mit einer großen Hufeisentreppe, die sich von der dreifachen Thüre des ersten Stockwerkes breit und groß in den Hof hinabzog, und endlich mit einem uralten Parke, der sich weit hinter dem Schlosse mit riesigen Bäumen sanft den Berg hinaufstreckte und für dasselbe einen schönen, abhebenden Hintergrund bildete. In ungleichen Entfernungen vom Hauptgebäude, aus dem dunkeln Schooße des Parks hervor blickten mehrere Pavillons mit hohen Dächern, Thürmen oder Kuppeln.

Dieß ist das Schloß des Herrn Laurens! sagte mein Führer, als ich erstaunt stehen blieb und die unverhoffte Pracht mit weit offenen Augen betrachtete.

Es hatte etwas Zauberhaftes, dieser Pracht nach solcher Wanderung, in solcher Einsamkeit zu begegnen. So mag Montsalvatsch plötzlich vor den irrenden Rittern aufgetaucht sein. Ich beschleunigte meine Schritte, um dem herrlichen Bau rasch näher zu kommen, als ich bei einer Biegung nicht fern von einer Hütte stand, vor welcher auf einer Bank zwei alte Männer saßen, die ebenfalls auffallen mußten, denn sie sahen anders aus als die übrigen verkommenen Bewohner des Dorfes, anders in ihrer Kleidung wie in ihrem Wesen. Sie saßen sorgenlos da wie zwei Menschen, die der Arbeit nicht bedürfen, und waren auch so gekleidet, wie die andern gewiß nicht an höchsten Feiertagen sich kleiden konnten. Der Eine, eine derbe, breitschultrige Greisengestalt, trug lange graue Locken, die in dichter Fülle auf eine reinliche, weiße, leinwandne Blouse herabfielen, und auf diesen Locken einen Panamahut, wie er damals in Paris Mode war. In der Hand hielt er eine Zeitung und plauderte so vor sich hin, während der Andere immer bejahend mit dem Kopf nickte und lächelnd zuhörte. Dieser Andere nahm sich neben der derben Blousengestalt doppelt schmächtig aus, und während bei dem

Blousenmann eigentlich nur die grauen Haare sein Alter verriethen, sprach bei diesem Alles und Jedes vom Verfall eines hohen Greisenthums. Er hielt einen alten Cylinderhut in der zitternden Hand und zeigte einen kahlen Schädel, der nur von wenigen ganz weißen Löckchen eingefaßt war. Sein Gesicht war zu einer erstaunlichen Kleinheit zusammengeschrumpft, was neben dem breiten, derben Antlitz des Blousenmannes noch mehr auffallen mußte. Ueberaus klein waren auch Hände und Füße, und mit diesen stimmte die schmächtige Gestalt überein, welche von einem zwar alten, aber sorgsam gebürsteten blauen Frack mit gelben Knöpfen wie zur Noth zusammen und aufrecht gehalten wurde. — Und so wie die Beiden sich von den übrigen Bewohnern unterschieden, so war auch die Hütte, vor der sie saßen, eine Ausnahme unter den Hütten des Dorfes. Sie war so klein und an sich so unbedeutend wie die andern, aber sie war mit hübscher grauer Oelfarbe überstrichen, mit Ziegeln gedeckt, und ihre Fenster hatten klare Scheiben, hinter denen weiße Gardinen hervorschimmerten. Auch hatte sie, was den andern fehlte, einen Flur, aus dem man rechts und links in die zwei Zimmer, die sie enthielt, durch niedrige, aber hübsch gezimmerte und bläulich angestrichene Thüren gelangte.

— Der Herr dort in der Blouse, sagte mein Führer, ist Herr Laurens.

— Der Besitzer des Schlosses? Unmöglich! Sie meinen wohl den Andern im blauen Frack.

— Der Andere ist der Marquis von Villarson, das Schloß aber gehört Herrn Laurens.

Ich ging auf Herrn Laurens zu und fragte, ob es erlaubt sei, das schöne Schloß zu besichtigen.

Herr Laurens erhob sich sogleich, grüßte überaus freundlich und rief: Warum denn nicht! Es wird mir eine Ehre sein!

— Warum denn nicht! Es wird mir eine Ehre sein! wiederholte der Marquis, der sich ebenfalls erhob und verneigte, mit einer schwachen und zitternden Stimme, die wie ein meckerndes

Echo der gesunden und kräftigen des Herrn Laurens klang. Es war, wie ich später merkte, seine Gewohnheit, kurze Sätze des Herrn Laurens zu wiederholen; längere schienen ihm zu viel Mühe zu machen, und er begleitete sie nur mit einem: Ja, ja! oder einem bestätigenden Kopfnicken.

Ich will selbst Ihren Führer machen, sagte Herr Laurens, und schon auf dem Wege zum Schloß wurde er sehr beredt, wie Einer, der froh ist, nach langem einsamen Leben sich ein wenig aussprechen zu können.

— Woher kommen Sie, fragte er unter Anderm.

— Aus Genf!

— Aus Genf! das kenne ich auch, aber es muß sich, seit ich es gesehen, sehr verändert haben. Ich war acht Jahre alt, als ich dahin kam, nur mit meiner Vielle und meinem Murmelthier. Man hatte damals Angst, nach Paris zu gehen, denn es war die Zeit, da die Guillotine so gewaltig arbeitete. So ging ich denn nach Genf, als mein Vater starb. Aber dort war auch nicht viel zu holen; ich hungerte in Genf und wohnte in einem hohlen Baum auf dem Wege nach Sacconex. Möcht' wissen, ob er noch steht. Eines Morgens, als ich erwachte, war mein Murmelthier fort; Das verbitterte mir den Aufenthalt, und ich zog trotz der Guillotine weiter nach Lyon und dann nach Paris.

— Ja, ja, Paris! lächelte der Marquis, der sich Mühe gab, mit uns gleichen Schritt zu halten — ja, ja, die Guillotine!

— Ich kenne eine alte hohle Platane auf dem Wege nach Sacconex, versicherte ich, vielleicht ist es dieselbe —

— Richtig, eine Platane war es, rief Laurens — wie schade, daß man so einem Baume keine Pension aussetzen kann.

— Es ist doch ein großer Unterschied zwischen der Platane und diesem Schloß! sagte ich.

— Ei was, erwiderte Laurens achselzuckend, das ist nicht so arg.

— Aber eigenthümlich ist es doch, so aus der hohlen Platane in ein solches Schloß zu gelangen.

— Das ist es, weiß Gott, bestätigte der Alte, und ich kann es mir kaum selbst erklären, obwohl ich die Geschichte dieses Wunders am Besten kennen muß.

— Es muß eine sehr interessante Geschichte sein, sagte ich aushotend.

— Nun, ist auch wieder nicht so arg, als man meint, lächelte Herr Laurens — etwas Glück, ein klein wenig Verstand, Gottes Segen — und, fügte er leiser hinzu — ein gutes, kluges Weib. Aber am Ende, auf's Schloß kommt es nicht an, man kann auch ohne Schloß leben. Es kann sehr langweilig sein in einem solchen Schloß.

Im Schloßhof angekommen, machte mir das Gebäude mit einem Male einen unheimlichen Eindruck, und zwar gerade seiner Pracht und Schönheit wegen, denn gerade mit diesen Eigenschaften und mit der außerordentlichen Reinlichkeit, die hier überall herrschte, vertrug sich die Verlassenheit und Oede des Ganzen am Wenigsten. Ueberall sah man die ordnende, sorgende und erhaltende Hand, aber nirgends war ein Mensch zu sehen. Fenster, Treppen, Erker, Balkone, Alles leer und unbelebt; im Hof und in den Nebengebäuden, geschaffen, um von zahlreicher Dienerschaft bevölkert zu werden, keine Seele. Wir stiegen die Treppe hinauf, und die Flügelthüren, die von da in einen gewaltig hohen und großen Saal führten, waren unverschlossen und wichen einem einfachen Drucke. Die Schritte wiederhallten in diesem Saale und in den zahlreichen Zimmern, die wir durchwanderten — es war unendlich öde und einsam — aber Staub, Moder, Spinneweben, die zu dieser Einsamkeit gepaßt hätten, fehlten überall. Alles war so gut und sorglich gehalten, als sollte die Herrschaft eben einziehen — und wie ordentlich und reinlich, so prächtig waren auch Schmuck- und Hausrath: kostbare Möbel jeder Art, Seiden- und Ledertapeten, Holzgetäfel und Schnitzereien, Oelgemälde und Kupferstiche, selbst schön bemalte, im Stil des 17. Jahrhunderts gehaltene Plafonds. Auf meine Verwunderung über die Einsamkeit antwortete Herr

Laurens mit einem Achselzucken und einem verhaltenen Seufzer; meine Bewunderung der Pracht nahm er mit Gleichgültigkeit hin und ging durch die Gemächer ruhig wie ein Führer, während der Marquis jedes meiner lobenden Worte mit beifälligem Lächeln aufnahm, freudig dazu den Kopf schüttelte und stolz neben mir einherschritt.

— Wer hält Ihnen Das alles so in Ordnung? fragte ich Herrn Laurens.

— Das ganze Dorf! antwortete er; die armen Leute haben nichts zu thun und sind froh, wenn ich sie beschäftige.

— Sie haben also keine Dienerschaft?

— Ebenfalls das ganze Dorf, sagte er und fügte hinzu: Ich habe wohl bemerkt, daß Sie sich über die Stille im Schlosse verwunderten. Machen Sie mir das Vergnügen, seien Sie mein Gast und bleiben Sie über Nacht hier — so will ich Ihnen das Schauspiel geben, wie sich Alles hier belebt und wie es in einer halben Stunde hier von Bedienten wimmelt.

Ich überlegte eine Zeit lang, Herr Laurens drang in mich, und ich sagte zu. Darauf ging er auf die Platform vor der Treppe und pfiff, dann zog er eine Glocke über der Treppe, daß es im ganzen Thale wiederhallte. Nicht eine Minute verging, und Männer und Weiber eilten aus dem Dorfe herbei. Herr Laurens wartete, bis sie nahe genug waren, dann rief er ihnen zu: Ich habe heute Abend einen Gast; daß Alles bereit sei! —

Darauf lud er mich ein, die Wanderung fortzusetzen. Wir durchstrichen den Park, besahen die Pavillons und bestiegen mehrere schöne Aussichtspunkte. Als wir nach ungefähr einer Stunde ins Schloß zurückkehrten, hatte sich hier Alles wie durch Zauber verändert. Eine Reihe von Zimmern erwartete mit hellerleuchteten Fenstern den nahen Abend, der hier rasch hereinbricht; auch an allen Eingängen und im Hofe brannten alte, große Laternen; aus dem Souterrain stiegen Speisedüfte auf, und wohin man sah, überall erblickte man wartendes oder hin und her eilendes, theils in Livree, theils in bäuerlichen Sonntagsstaat

gekleidetes Volk. Es war wie eine kleine Hofhaltung. Der ewig lächelnde und schweigende Marquis reckte und streckte sich und fühlte sich offenbar sehr wohl. Am Anspruchlosesten und Einfachsten in der plötzlich geschaffenen luxuriösen Welt sah der Besitzer selber aus. — Noch schöner und prächtiger wurde es, als die Sonne gänzlich hinter den hohen Bergen verschwand, dichte Dunkelheit eintrat und zu den vielen Laternen noch andere und dazu noch eine Reihe von kienholzgefüllten Eisenkörben vor dem Schlosse angesteckt wurden und in hohen Flammen aufwallten.

— Das ist ein wahres Fest für die Leute, sagte mein Wirth, als ich mit ihm betrachtend auf der Platform stand, wenn sie solch ein Spektakel bereiten können. Sie sind auf meinen Reichthum stolz, als wäre es der ihre, weil ich zu ihnen gehöre. Sie sehen ihn gern auch deßhalb, weil Mancher von ihnen denkt, so wie dieser Laurens kehrt vielleicht mein Kind einmal als Millionär aus Paris zurück. Ich bin ja nicht der Erste, der als Betteljunge fortgezogen, um als Millionär heimzukehren.

Der Marquis seufzte. Laurens sah sich um und sagte: Nicht traurig sein, Herr Marquis!

— Nicht traurig sein, Herr Marquis! wiederholte dieser und lächelte wie früher und nickte mit dem Kopfe.

Ich sah ein, daß es mir nicht schwer sein würde, die Geschichte der beiden eigenthümlichen Alten zu erfahren, und vertröstete mich auf das Nachtessen, das für uns bereitet wurde und das wir gemeinschaftlich einnehmen sollten. Ein schwarzgekleideter Mann mit weißer Kravatte erschien bald und kündigte an, daß das Essen bereit sei. Wir gingen durch eine Reihe schöner Gemächer, in ein kleines, rundes, mit Stukkaturarbeiten geschmücktes Eckzimmer, wo uns ein elegant servirter Tisch erwartete.

— Das sind wohl Ihre Zimmer? fragte ich Herrn Laurens.

— Meine Zimmer? — Nein! ich wohne unten im Dorfe, in der Hütte, vor der Sie mich gesehen, zur Miethe beim Herrn Marquis.

Der Marquis lächelte und bestätigte: Ja, ja, zur Miethe bei mir, dem Herrn Marquis.

Als wir uns zu Tische setzten, bemerkte ich, wie Herr Laurens dem Bedienten, der uns eingeführt, mit strenger Miene ein Zeichen machte, das ein Verweis sein sollte. Sogleich eilte dieser aus dem Zimmer und kam mit einem andern Diener in prächtiger Livree zurück, der sich hinter dem Stuhle des Marquis aufstellte. — Vom Essen sage ich nur — um nicht einen Speisezettel aufführen zu müssen — daß es vortrefflich war und daß es von Leuten servirt wurde, denen man eine mehrjährige Dienstzeit zu Paris als Kellner und Aufwärter ansah. Den Speisen und der Bedienung entsprechend waren die edlen Weine, die in zweckmäßiger Abwechslung auf einander folgten. Den besten Appetit bewährte der alte Marquis, der sich durch unsere Gespräche nicht stören ließ, nur von Zeit zu Zeit bejahend mit dem Kopfe nickte und sich manchmal benahm, als wäre er unser Wirth, eine Illusion, in der ihn dann Herr Laurens immer zu bestärken suchte. Ich begriff die Ursache dieser Handlungsweise und zum Theil das ganze Benehmen Laurens' gegen den Marquis, als ich fragte, ob das Schloß nicht einen besondern Namen habe, und dieser rasch antwortete: Chateau Villarson. Der Marquis war also offenbar der frühere Besitzer, glaubte es manchmal noch zu sein, und Herr Laurens wollte in solchen Momenten die süße Täuschung nicht stören.

Nachdem verschiedene Weinsorten an uns vorübergegangen, neigte der arme Marquis den Kopf auf die Schulter und schloß die glänzenden Augen, die eigentlich noch das einzige Lebende an ihm waren und ohne deren Glanz man es nicht geglaubt hätte, daß noch ein Fünkchen menschlicher Vernunft in diesem kahlen und alten Schädel brannte. Er dämmerte von nun an so hin zwischen Träumen und Wachen, und seine Erscheinung wurde noch traumhafter als zuvor. Mein Wirth hingegen, der viel mäßiger im Genusse der Speisen wie der Getränke gewesen, wurde desto lebhafter und mittheilsamer, und da ich in demselben

Grade zudringlicher wurde, bekam ich, während draußen die Flammen in den Körben immer tiefer brannten, seine Geschichte zu hören, in deren Erzählung er sich selbst durch die Diener nicht stören ließ, die ab- und zugingen.

Als die Franzosen, so begann Herr Laurens, aus diesem Lande eine Republik machten, welche sie die allobrogische nannten, wurde hier trotz aller guten Absichten die Noth größer als je. Wir hatten Einquartierungen und sollten fremde Soldaten ernähren, während wir selbst kaum das Brod hatten. Viele Savoyarden flüchteten sich aus Paris zurück in die Berge, und die Zahl der Verzehrenden wurde größer, während die Zahl der Arbeitenden und Erwerbenden immer kleiner wurde, da die rüstige Jugend in den Krieg zog. Dazu kam, daß der reiche Adel, von dessen Tisch früher manche Brosamen für die Armen abfielen, jeden Nichtadligen als Feind zu betrachten anfing und dem Volke, das er aushungern und, wie er dachte, zur Unterwerfung zwingen wollte, jeden Abfall von seinem Ueberfluß entzog. Die Herren, die in Chambery in der Kirche als Vertreter der allobrogischen Republik saßen, beriethen vielerlei, aber dem Elende der Zeit konnten sie nicht abhelfen — und wie zu Anfang der Revolution die Savoyarden aus Paris zurück eilten, so begann jetzt die Auswanderung in weit größerem Maßstabe. Ich war kaum zehn Jahre alt, als ich ausgerüstet mit einem Murmelthier und dem Segen der Mutter auf die Wanderschaft ging; neben mir ging ein Mädchen, ein Waisenkind, Louison hieß sie, die meinem, des zehnjährigen Knaben Schutze vertraut war. Ihre Ausrüstung war eine Vielle, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Meine Mutter begleitete uns bis St. Jean de Maurienne, und wir weinten alle Drei. Auf dem Wege dahin begegneten wir dem zwölfjährigen Sohn unserer Herrschaft, dem jungen Marquis von Villarson, hoch zu Roß. Die Mutter befahl uns, dem jungen Seigneur pflichtgemäß Lebewohl zu sagen. Wir thaten es mit Zagen, denn der junge Marquis war als ein wilder, unbarmherziger Knabe verrufen, und ich

sowohl wie Louison hatten schon manche Püffe von ihm empfangen.

— Ja, ja, unterbrach hier der alte Marquis den Erzähler, der junge Villarson war ein wilder, unbarmherziger Knabe.

— Er war es, lächelte Herr Laurens, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, aber er wurde ein guter Mann.

— Er wurde ein guter Mann, bestätigte der Marquis, ohne die Augen zu öffnen.

— Sprechen Sie vom Marquis? fragte ich.

— Von diesem, der hier sitzt, erwiderte Herr Laurens — man darf von ihm sprechen wie von einem Abgeschiedenen.

— Wie von einem Abgeschiedenen! wiederholte der Marquis wie früher.

Der junge Marquis, fuhr mein Wirth fort, ließ uns nicht zu Worte kommen. Ah, Canailles, rief er uns entgegen, geht ihr nach Paris zu Robespierre, um Jakobiner zu werden und mit den Franzosen zurückzukommen und uns unsere Schlösser zu nehmen?

— Verzeihen Eure Gnaden — fiel ihm meine Mutter in die Rede, aber Louison ließ sie nicht weiter sprechen, und böse über seine Bosheit rief sie darein: Ja, Herr Marquis, wir gehen hin, um in Ihr Schloß zurückzukehren und Sie daraus zu vertreiben.

— Canaille! Canaille! wiederholte der junge Marquis.

— Anstatt die armen Kinder zu schimpfen, sagte meine Mutter, sollten Sie als unsere Herrschaft ihnen einen Zehrpfennig auf den Weg geben.

— Zehrpfennig? den sollen sie haben! rief der wilde Knabe, sprengte auf uns los und schlug mich und mehr noch Louison mit der Reitpeitsche auf Rücken und Gesicht. Ich wollte mich auf ihn stürzen, aber der Bediente, der mit ihm war, warf mich mit seinem Pferde um. Darauf ritten Beide im Galopp weiter. Ich war beschämt und ergrimmt, Louison, die ich so sehr lieb hatte und die meinem Schutze empfohlen war, vor mir

mißhandelt zu sehen, ohne helfen und sie rächen zu können. Thränen der Wuth stürzten aus meinen Augen, während auch meine Mutter weinte; aber Louison tröstete uns. Wir gehen jetzt in die Welt, sagte sie, und ich schwöre es, wir wollen es noch dahin bringen, daß wir den bösen Marquis aus seinem Schlosse drängen; dann wollen wir ihn an die Schläge erinnern. — Ach, es war eine starke Seele, meine Louison, und mein Lebenlang hat sie mehr mich beschützt, als ich sie.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß wir aus Furcht vor der Guillotine, die übrigens damals gar nicht mehr arbeitete, nicht nach Paris, sondern nach Genf gingen. In der bewußten Platane schlief ich nicht allein, sondern mit Louison. Als die Noth groß wurde, sagte Louison: Ach, wer wird sich auch vor der Guillotine fürchten; die schlägt nur Aristokraten den Kopf ab. Wir sind keine Aristokraten, gehen wir nach Paris. Und so gingen wir nach Paris.

Die damalige Welt hatte wenig für Savoyarden übrig, und es ging uns herzlich schlecht. Ich wäre wohl zehnmal verhungert, wenn mir nicht Louison immer ein Stück Brod zu verschaffen gewußt hätte; ihren schönen, braunen Augen konnte Niemand widerstehen, und sie tanzte so schön, daß sie immer einige Sous zusammenbrachte, genug, um sie und mich zu ernähren. Indessen — Sie kennen ja das Leben der Pariser Savoyardenkinder — wozu soll ich Sie mit einer langen Beschreibung langweilen? Wir schliefen à la belle étoile, wir aßen oder wir aßen auch nicht ein Stück trocknen Brodes, und so verging eine schöne Zeit, und wir wuchsen trotz allem Elend rüstig darauf los. Eines Tages, während eines heftigen Schneegestöbers, suchte ich unter der Einfahrt eines großen Hauses Schutz, und da das schlechte Wetter nicht aufhören wollte, legte ich mich in einen Winkel und entschlief. Es war schon später und dunkler Abend, als ich mich sanft geweckt fühlte und eine Frau mit freundlichem, lächelndem Gesichte vor mir stehen sah. Sie lud mich ein, ihr zu folgen, was ich gerne that, da ich auf ein gutes

Nachtessen hoffte. Sie ging voran, ich folgte, bis sie nach einer ziemlich langen Wanderung in der Rue Pepinière eine Hausglocke zog. Der Portier öffnete und empfing die Dame mit vieler Unterthänigkeit. „Die Frau Gräfin, sagte er lächelnd, haben eine gute Jagd gehabt.“ Sie antwortete nicht und führte mich drei Treppen hinauf in ein großes Zimmer, wo unter dem Vorsitz eines ältern Herrn an zehn Knaben um einen Tisch saßen und mit Appetit ein einfaches Nachtessen verzehrten. Mit Erstaunen erkannte ich unter den Knaben mehrere als Landsleute und Kollegen, die noch vor Kurzem wie ich die Straßen durchzogen oder als Schornsteinfeger fungirt hatten. Ich überzeugte mich bald, daß sämmtliche diese Knaben Savoyarden waren. Ich will Ihnen das Räthsel in wenigen Worten lösen.

Gräfin Montarcy wurde unter der Schreckensherrschaft verdächtig, mit der Armee der Emigranten korrespondirt zu haben. Sie sollte verhaftet werden — und eine Verhaftung unter solchem Verdachte war damals so viel werth wie ein Todesurtheil. Ein Savoyarde, der bei ihr als Portier diente, rettete sie, indem er einen Mann des Gesetzes niederschlug, den andern Gerichtsbeamten im Hofe einsperrte, sich mit seiner Herrschaft in den Straßen verlor und ihr dann, nachdem er sie in die Kleider seiner Schwester gesteckt, aus Paris verhalf. Mad. de Montarcy entkam glücklich nach London. Unter dem Direktorium kehrte sie nach Frankreich zurück und setzte jetzt die Bemühungen fort, die sie schon von England aus eingeleitet hatte, ihren Retter aufzusuchen und etwas über sein Schicksal zu erfahren. Er war in Frankreich zurückgeblieben, da seine Gesellschaft den Verfolgern der Gräfin deren Entdeckung erleichtert hätte, denn er war ein riesiger und in seiner Gestalt auffallender Mann. Die Gräfin erfuhr nur zu bald, wie ihr Retter geendet hatte. Er ersetzte sie auf dem Schaffotte. Da er keine Anverwandten hatte, denen sie hätte Wohlthaten erzeigen können, beschloß sie, ihre Dankbarkeit an den Savoyardenkindern zu beweisen, die, wie Jener, nach Paris gekommen, unwissend und hülflos allem Elend preis-

gegeben sind — und sie miethete eine Wohnung, groß genug, um zehn oder zwölf Knaben zu beherbergen, die sie in den Straßen auflas, und denen sie einen würdigen Mann vorsetzte, der für ihr leibliches wie geistiges Wohl sorgen sollte. Die Kinder waren da gut aufgehoben, und sobald durch den Abgang des Einen ein Platz frei wurde, ging, wie es der Portier dieses Hauses nannte, die gute Gräfin auf die Jagd aus, um ein neues aufzutreiben. Diese Freude, die Kinder selbst herbeizuschaffen, ließ sie sich nicht nehmen. Bei all Dem aber war sie nichts weniger als reich, ihre Güter waren konfiszirt und verkauft worden, und sie besaß nur die kleinen Reste eines großen Vermögens. Von diesen gönnte sie sich selbst nur den kleinern Theil, den größeren wendete sie ihrer Anstalt zu. Daher kam es auch, daß sie den Aufenthalt in der Anstalt keinem Knaben länger als zwei oder drei Jahre gestattete, gerade die Zeit, die er bedurfte, um ordentlich schreiben, lesen, rechnen und dergleichen zu erlernen, was zum Fortkommen in der Welt unumgänglich nothwendig ist; dann mußte er Andern Platz machen, damit sie derselben Wohlthat theilhaft werden. Dabei war auch noch ein Restchen Aristokratie im Spiele, denn Mad. de Montarcy war der Meinung, daß bei Kindern unserer Klasse der Unterricht nicht über das Nothwendigste hinausgehen dürfe, daß etwas mehr Wissen aus unseres Gleichen nur Revolutionäre mache. Nun, die gute Frau hat durch die Revolution zu viel gelitten, und sie hatte ein Recht, sie zu fürchten. Nicht ich, der ich ihr so viel zu danken hatte, werde mit ihr rechten.

Mit dem Nachtessen, das mich empfing, war ich sehr wohl zufrieden, noch mehr mit dem guten Bette, darin ich köstlich schlief, während es draußen schneite und stürmte. Mein erster Gedanke, als ich des Morgens erwachte, galt meiner Louison und dem Bedauern, daß sie die so böse Nacht, der Himmel weiß wo? und wie? zugebracht; dann fühlte ich mich wie ein Gefangener und sehr unglücklich darüber, daß ich von Louison getrennt sein sollte. Der Lehrer stellte mir in eindringlichen

Worten vor, welches Glück, von Gott gesandt, es sei, daß ich in die Anstalt gekommen, und welchen Nutzen es mir bringen werde, wenn ich da etwas lernte. Vergebens! ich schämte mich wohl, einzugestehen, daß ich vorzugsweise eines Mädchens wegen wieder ins Elend hinaus und alle die Wohlthaten von mir weisen wollte; aber ich blieb dabei, daß ich fort müsse. Solche Widersetzlichkeit war dem Lehrer nicht neu, da sie bei den meisten neuen Zöglingen vorkam, die, an das herumstreifende Leben gewöhnt, sich Anfangs immer unbehaglich fühlten. Man übte in der ersten Zeit einen leisen Zwang, vertröstete von einem Tage zum andern, bis endlich der Junge freiwillig in der Anstalt blieb. So ging es auch mir, ohne daß sich meine Sehnsucht nach Louison vermindert hätte, und durch Wochen war ich wohl der traurigste Geselle der ganzen Anstalt und ging es auch mit dem Lernen schlecht vorwärts, bis mir mit einem Male die Erlösung kam und zwar von Louison selbst. Eines Tages scholl plötzlich vom Hofe herauf ein liebes Lied aus der Heimat, das mir eben so bekannt war als die Stimme, die es sang. Mit drei Sätzen war ich im Hofe, und ehe sie mich gesehen, lag ich weinend am Halse Louisons. — Habe ich dich endlich, rief sie, ebenfalls weinend; seit Wochen ziehe ich so von einem Hause zum andern — an keinem einzigen bin ich vorübergegangen — und überall singe ich nur dieses Eine Lied. Ich wußte wohl, du kommst aus deinem Verstecke hervor, sobald du das Lied zu hören bekommst. —

Ich erzählte ihr, was mit mir geschehen, und kündigte ihr den Entschluß an, sofort aus der Anstalt zu entwischen und mit ihr weiter zu ziehen, wie ehemals. — Sie freute sich darüber, aber nur einen Augenblick. Bald legte sie ihr Gesicht in ernste Falten, sprach mir von der herrlichen Wohlthat, die mir da geschehe, und setzte mir sehr klug auseinander, wie ich in der Anstalt aushalten und so viel als möglich lernen müsse. „Siehst du,“ sagte sie nach einer längeren und weisen Rede, „das ist nur der Anfang, und du wirst gewiß ein großer und reicher Mann. Wenn man was gelernt hat, geht Alles leichter und schneller.

So wird man ein Monsieur. Und ich sage dir, es ist ganz gewiß, daß wir als sehr reiche Leute in unser Dorf zurückkommen, und daß wir uns dort ein sehr schönes Schloß bauen — es ist sogar möglich, daß wir das Schloß des Marquis kaufen und dann leben wie geborene Marquis.

— Ja, ja, das Schloß des Marquis kaufen, — murmelte hier der Marquis, die Erzählung des Herrn Laurens unterbrechend.

Herr Laurens ließ sich nicht stören und fuhr fort: Sie müssen wissen, daß es von dem Augenblicke an, da uns der junge Marquis in der Stunde unseres Abschiedes von der Heimat gepeitscht hatte, bei Louison ausgemachte Sache war, daß wir als reiche Leute in unser Thal zurückkehren, und daselbst ein Schloß bauen müssen, so schön wie das des Marquis, oder noch besser, daß wir den Marquis aus seinem eigenen Schlosse verdrängen müssen. Mit diesem Gedanken tröstete sie sich in allem Elend, auf diesen Gedanken kam sie bei jeder Gelegenheit zurück — und wie kindisch er auch war, er wurde stärker und mächtiger in ihr, je größer sie wurde. Sie war ein herzensgutes Geschöpf, aber die Hoffnung, den Marquis mit einem gleich schönen Schlosse in demselben Thale zu ärgern oder gar in sein eigenes Schloß einzuziehen, hätte sie nicht so leicht für ein anderes Glück ausgetauscht. Mit diesen Träumen ging der meine, daß wir uns einst heirathen und jenes Glück gemeinschaftlich genießen werden, Hand in Hand. Es wurde Louison um so weniger schwer, mich von meinen Fluchtgedanken abzubringen und zu treuem Ausharren in der Anstalt wie zu fleißiger Arbeit zu ermuntern, als sie versprach, so oft als möglich wieder zu kommen.

Sie hielt Wort. Jede Woche an einem gewissen Tage, zu einer bestimmten Stunde erscholl ihr Lied und ertönte ihr Instrument im Hof, und manchmal bereitete sie mir eine Ueberraschung, indem sie auch plötzlich an einem andern als dem gewohnten Tage erschien. Es wurde mir dann auch erlaubt, zu

ihr, als dem Kinde desselben Dorfes, hinabzusteigen und in der Wohnung des Portiers ein angenehmes Stündchen zu verplaudern. Es war eine glückliche Zeit, und ich fing damals an, zu fühlen, daß ich ohne Louison nicht leben könnte, und zugleich bemerkte ich, daß sie von Woche zu Woche schöner wurde. Ich wußte es nachher, daß ich sie damals mit Liebe zu lieben begann; aimer d'amour, wie wir zu sagen pflegen. Wir standen eben an der Thüre des Jünglings- und Jungfrauenalters. Klug und brav, wie Louison war, fühlte sie ebenfalls, daß sich die Zeiten ändern, und eines Tages kündigte sie mir plötzlich an, daß sie nicht mehr auf dieselbe Weise als herumziehende Sängerin in den Hof kommen und daß sie dem Instrument, dem Liede und auf einige Zeit auch mir Lebewohl sagen wolle. — Schau, sagte sie, ich werde groß und auch hübsch, da schickt es sich nicht mehr, daß ich so durch die Straßen von Paris ziehe. Ich habe schon Manches erfahren, was mich belehrt, daß ich auf andere und anständigere Weise mein Brod verdienen muß. Ich werde einen Dienst suchen.

Was sich Louison vornahm, das führte sie auch aus. Sie fand einen Platz bei einer reichen Dame, und da sie sich sehr anstellig zeigte, ernannte sie diese bald zu ihrer Kammerjungfer. Ich durfte sie jeden Sonntag besuchen, und sie, wie sie Alles benützte, wollte auch, daß diese Besuche nicht nutzlos für sie seien, und ich mußte sie lehren, was ich in der Anstalt selbst gelernt hatte. „Denn," sagte sie, „ich muß ja schreiben und lesen können, um, wie es sich schickt, in unserm Schlosse Briefe zu schreiben und Bücher zu lesen." Das Schloß! immer das Schloß! — Sie lernte rasch, und je älter wir wurden, desto mehr Zeit blieb uns während der Unterrichtsstunden für unsere Liebe. —

Ich blieb länger als drei Jahre in der Anstalt, da ich nach Verlauf dieser Frist zu einer Art von Unterlehrer ernannt wurde, und der Himmel weiß, wie lange es noch so gleichförmig fortgegangen wäre, wenn uns nicht plötzlich die Umstände an „unser Schloß" erinnert und wenn ich nicht eingesehen hätte, daß ich

Louison, die von Haus aus meinem Schutze empfohlen war, in eine gesicherte Lage bringen mußte.

Wir waren im Kaiserreich, Paris hatte wieder einen Hof, und was von altem Adel war, wurde an diesem Hofe der Emporkömmlinge mit Freuden aufgenommen. Der Marquis von Villarson, derselbe, der uns geschlagen hatte, war einer der schönsten und glänzendsten Kavaliere dieses Hofes; man schmeichelte ihm, man hätschelte ihn, und er durfte sich Vieles erlauben. Der savoyische Adel gehört ja zum ältesten und anerkanntesten Europa's, und Napoleon —

— Ja, ja, Napoleon! rief hier wieder der alte Marquis dazwischen, öffnete die Augen und leerte ein Glas Marsala.

So unterbrochen, nahm Herr Laurens den Satz nicht wieder auf, sondern blickte den träumenden Greis lange an, seufzte und sagte dann: Was ist ein Menschenleben! und Glanz und Jugend und Schönheit! Sehen Sie den Herrn Marquis an! Wir dürfen in seiner Gegenwart von ihm sprechen, denn er ist ein großer Philosoph geworden und betrachtet sich seit Jahren, als wäre er nicht er selber, sondern irgend ein Dritter, dessen Geschichte er nur sehr gut kennt. Dieser Herr Marquis hatte Glanz, Jugend, Schönheit, und er war es, der mir Louison entreißen wollte und gerade in einer Zeit, da meine Liebe in vollster Blüthe stand. Sie war schön —

— Sie war schön! wiederholte der Marquis, aber dießmal weniger als Echo, sondern mit einem selbständigen Ausdruck tiefster Ueberzeugung und mit einem Lächeln, das wie ein Glanz von Jugend über sein verwittertes Antlitz flog.

— Sie war schön, sie war anmuthig, fuhr Laurens fort, nachdem er eine Zeitlang vergebens gewartet hatte, ob nicht der Marquis seinem Lobe etwas hinzufüge, sie war neunzehn Jahre alt, und jeder Zug ihres Gesichtes sprach von Verstand und Güte zugleich.

— Verstand und Güte zugleich! wiederholte der Marquis.

Herr Laurens streckte ihm über den Tisch die Hand entgegen,

er aber hatte die Augen geschlossen und sah es nicht. Laurens zog die Hand wieder zurück und sagte: Wir waren jung und sind alt geworden; wir waren Feinde, weil wir Dieselbe liebten, jetzt sind wir Freunde, eben weil wir Dieselbe liebten. Er kam ins Haus der Vicomtesse C..., bei der Louison diente, er verliebte sich in Louison, er verfolgte sie, ich blieb ruhig. Er bot ihr seine Hand an, ja, ja, er wollte sie heirathen, obwohl sie nur Kammerjungfer war, ich war immer noch ruhig. Aber einmal, da ihre Dame sich in seiner Gegenwart von Louison einige unserer Volkslieder vorsingen ließ, fand der Marquis, daß sie zu einer großen Sängerin geboren sei, daß sie eine wunderschöne Stimme und viel Talent habe und daß sie als Sängerin eine große Carriere machen könnte. Da fing sie Feuer. Die Geschichte der „Fanchon", die ebenfalls eine Savoyardin gewesen sein soll, die damals auf dem Theater aufgeführt wurde und in Aller Munde war, trug noch dazu bei, ihren Kopf zu erhitzen, und sie bildete sich ein, eine zweite Fanchon zu sein. Der Weg zur Million, der allerkürzeste, und in das „Schloß" war gefunden. Das waren böse Zeiten. Umsonst stellte ich ihr vor, daß ich nie und nimmer eine Theaterprinzessin heirathen würde, selbst wenn sie mir eine Million mitbrächte, und daß mir die arme Kammerjungfer viel lieber sei; sie meinte, daß ich sie gewiß und um so lieber heirathen werde, wenn ich mich nur erst überzeuge, daß sie als Millionärin und gefeierte Sängerin eben so tugendhaft und treu bleibe, wie sie es als Kammerjungfer gewesen. Da ich aber auf meiner Ansicht beharrte, nichts von der Sängerin, von ihren Millionen und ihrem Schloß wissen wollte, wandte sie sich mit ihrem Vertrauen der Vicomtesse zu, die mit dem Marquis einverstanden war, und vergaß nach und nach den Groll, den sie seit Jahren gegen diesen hegte. Der Marquis glaubte nun sein Spiel gewonnen und traf demgemäß seine Anstalten. Ich aber war auch nicht unthätig und beobachtete den jungen Herrn um so eifriger auf Schritt und Tritt, je schweigsamer und zurückhaltender Louison gegen mich geworden. Um Das ohne Störung thun zu

können, verließ ich die Anstalt für immer, ohne übrigens zu wissen, wie ich mich künftig durchschlagen würde. Aber was lag mir daran, mein Hauptziel war jetzt, der verblendeten Geliebten die Augen zu öffnen und ihren Verführer bei nächster Gelegenheit zu züchtigen, auf das Furchtbarste zu züchtigen. Ich schrak vor keinem Gedanken zurück und sagte mir, daß ich ihn im gegebenen Falle auch todtschlagen könnte. Und nachdem ich so durch einige Wochen dem Marquis wie ein Spion gefolgt war, holte ich eines Tages Louison ab und bat sie, mit mir einen Spaziergang zu machen. Sie meinte, ich sei nun mit dem Gedanken an ihre glänzende Laufbahn versöhnt, und sprach mir auf dem Wege von nichts Anderem, als von dem Glücke, das uns Beide erwarte, und wie wir uns früher, als wir je hätten träumen dürfen, in unser „Schloß" zurückziehen würden. Ich schwieg und ging immer weiter, bis wir auf die Höhen jenseits der Rue St. Lazare ankamen, wo damals noch viele einzelne Pavillons in großen Gärten standen. Ich trat in einen dieser Pavillons, und man ließ mich ungehindert eintreten, da ich die letzten Tage mehrere Mal in Gesellschaft der Arbeiter, die daselbst beschäftigt, gekommen war. Louison fragte mich, was ich da wollte. Ich schwieg und führte sie von Zimmer zu Zimmer. Sie war von der schönen Einrichtung entzückt. Dann rief ich den Portier herauf und fragte ihn in Louisons Gegenwart: wer diesen Pavillon so schön einrichten lasse? und wer ihn dann bewohnen solle? — „Der Marquis Villarson," antwortete der Portier, „ein Savoyarde, will hier seine Geliebte, ebenfalls eine Savoyardin, unterbringen." — Louison erbleichte und wollte zum Hause hinausfliehen, ich aber hielt sie zurück und zwang sie, sich mit mir auf eines der seidenen Sopha's niederzulassen. Ich wußte, daß der Marquis kommen sollte, um das Appartement zu besichtigen. Er ließ auch nicht lange auf sich warten. Ein Phaëthon fuhr vor, und bald darauf hörten wir die Stimme des Marquis in den vordern Zimmern, der Zweien seiner Freunde Erklärungen gab, welche Louison über seine Absichten allerlei Aufschlüsse

gaben. Sie wollte aufspringen und ihm entgegeneilen; ihre Augen funkelten vor Wuth, ihre Arme zitterten, ihre Finger zuckten. Ich hielt sie zurück.

Als der Marquis in Begleitung seiner Freunde bei uns eintrat und uns erblickte, stutzte er einen Augenblick, faßte sich aber bald und herrschte mir entgegen: Was ich da zu thun hätte; ich solle mich sofort packen!

— Das werde ich auch thun, antwortete ich, so bald ich Sie hier zu diesem Fenster hinausgeworfen habe. — So sprechend, hatte ich ihn auch schon um den Leib gefaßt, in die Luft gehoben und befand mich mit ihm auf dem Wege zum Fenster. Seine beiden Freunde warfen sich mir in den Weg und suchten mir meine Beute zu entreißen; vergebens. Ich hatte in diesem Momente eine Riesenkraft; den Marquis hielt ich so fest, daß er sich kaum winden konnte, und trotz aller Anstrengungen der beiden Herrn rückte ich Schritt vor Schritt dem Fenster entgegen. Der Marquis schrie, die Freunde schrieen, es war ein Höllenlärm. Mit Einem Male aber mischte sich ein eigenthümliches Geräusch in diesen Lärm und verwandelte sich das Geschrei der Herren in ein lautes Gelächter, das so herzlich, beinahe krampfhaft wurde, daß sie von der Vertheidigung ihres Freundes ablassen mußten; ja, selbst der Marquis lachte trotz der kritischen Lage, in der er sich befand. Ich stutzte, ließ mit dem Vordringen gegen das Fenster in dem Maße nach, als der Widerstand sich minderte, und sah mich um; da stand Louison neben mir und ohrfeigte den Marquis mit solcher Schnelligkeit, solchem Ernst, solchem Eifer, daß es in der That unendlich komisch anzusehen war, daß ich selbst von dem allgemeinen Lachkrampf angegriffen wurde und den Marquis fallen ließ. Seine beiden Wangen waren schon dunkelroth und angeschwollen; trotzdem wälzte er sich lachend auf dem Boden. Louison stand neben ihm, sah zornig auf ihn hinab, die einzige ernste Person der Gesellschaft, immer bereit, wieder über ihn herzufallen, was das Komische der Lage nur noch erhöhte.

— Sie hatte ein Händchen wie eine Herzogin, schaltete hier der alte Marquis ein — o, ich erinnere mich ganz deutlich.

Indessen hatte der Lärm unten im Garten und auf der Straße seinen Widerhall gefunden, die Polizei kam, und da sie drei vornehme Herren und einen Savoyarden fand, überlegte sie sichs nicht lange, nach Art der Napoleonischen Polizei, fragte Jene nur nach ihren Namen und führte mich als Gefangenen fort. Ich ging ganz ruhig, nie war mein Vertrauen in Louison größer als in dieser Stunde. Die Freunde riethen dem Marquis, mir wegen Mordversuchs einen Prozeß machen zu lassen, oder wenigstens dafür zu sorgen, daß ich in die Armee gesteckt und nach Oesterreich oder Spanien geschickt werde — er werde dann freien Spielraum haben, sich an mir rächen und mit Louison am Ende doch fertig werden. Aber ich war schon am nächsten Tage frei und wurde auch nicht in die Armee gesteckt — und Beides dankte ich den Bemühungen des Marquis. Ja, er hatte sogar alle mögliche Mühe, um mich vom Soldatenthum zu befreien, denn damals war es üblich, daß die Polizei, wo sie ihre Hand auf einen jungen Mann legte, die Gelegenheit benutzte, um die Armee Sr. Majestät zu vergrößern. Der Marquis mußte von Pontius zu Pilatus laufen, um Louison ihren Geliebten zu retten. Sehen Sie, er war eigentlich immer ein guter Mann!

— Er war eigentlich immer ein guter Mann! wiederholte der Marquis trauernd, als spräche er von einem Todten.

Ich hatte auch wenig Lust, mich mit Oesterreichern und Spaniern zu schlagen, die mir kein Leides gethan hatten; wohl aber verließ der Marquis bald nach jener Geschichte das Hofleben und trat in die Armee, wo er sich auch tapfer schlug, als ein ächter Savoyarde, der er ist. Ich empfand das dringendste Bedürfniß, der Gefahr, ein solches Mädchen wie Louison zu verlieren, ein für alle Mal ein Ende zu machen — und wir verheiratheten uns kurzweg, ich mit wenigen Sous, sie mit etwas mehr Franken in der Tasche.

Nun, mein Herr, beginnt ein arbeitsvolles Leben, von dem

ich Ihnen so wenig als möglich erzählen will. Ich war Aufseher der Arbeiter bei einem großen Unternehmer; nach einiger Zeit hatte ich den Muth zu kleinen Unternehmungen auf eigene Faust. Ich wußte, wie man mit Hülfe der berufenen Leute Straßen, Dämme u. dergl. baute, Kanäle grub, Steinbrüche ausbeutete, und ich begann mit kleinen Ersparnissen und mit dem Kredit meines Landsmannes, des Bankiers P... Nach einigen Jahren legte ich schon Kapitale in sein Geschäft, und ehe ich mich Dessen versah, war ich Bankier und Unternehmer zugleich. Unter Napoleon hatten die Seehäfen sämmtlicher französischer Küsten, immer von den Engländern blokirt, brach und öde gelegen und waren während der Zeit verfallen, versandet, zum Theil zerstört. Jetzt mußten Deiche, Dämme, Werften und was dazu gehört, gebaut, ganze Strecken entsandet und zu all Dem Schiffe konstruirt werden. Ich hatte beinahe überall mein Theil, denn ich gebot über eine kleine Armee von Arbeitern, die mich als den Ihrigen betrachteten und lieber bei mir als bei Andern arbeiteten. Ich gewann große Summen als Unternehmer, und diese Summen machten Junge in unserm Bankhause. Wir wohnten in der Chaussee d'Antin in einem prächtigen Appartement, in dem wir manchmal noch viel reichere Leute, als wir selbst waren, empfingen — aber wenn die Leute fort waren, zogen wir uns in ein kleines Hinterstübchen mit einfachen Möbeln zurück, in dem wir uns heimisch fühlten. Dort sprach ich auch den Dialekt unserer Berge, den Louison auch in dem prächtigen Appartement gebrauchte. Dort sprachen wir viel von unserer Heimat, dahin wir uns endlich zurückziehen wollten, und Louison vergaß dabei niemals das „Schloß". Der Marquis war wie von der Erde verschwunden; wir hörten erst spät, daß er jetzt am Hofe von Turin lebe, da Turin nach dem Falle Napoleons wieder die Hauptstadt Savoyens geworden. Und wieder nach Jahren liefen durch unsere Komptoirs zu wiederholten Malen große Wechsel und Schuldverschreibungen, die mich an ihn erinnerten, da sie seine Unterschrift trugen. Wenn ich Louison davon erzählte, sagte sie

ruhig: Wir bekommen noch sein Schloß, wie ich es ihm versprochen habe. Das ist gut, dann brauchen wir nicht erst ein neues zu bauen.

Und so ist der Mensch: die Gelder flossen zu, die Jahre flossen ab. Ich stak immer so tief in Geschäften, daß an ein Abbrechen und Abrechnen nicht zu denken war — und mein Associé, der brave P..., dessen Namen Sie wohl kennen, meinte immer, es gehe zu gut, um aufzuhören, und es werde schon eine Zeit kommen, die sich von selbst als geeigneten Schlußpunkt ankündigen werde. Geldmachen ermüdet nicht, und an das Alter denkt man nicht, als bis es da ist. Es geht mit der Jugend wie mit der Gesundheit; man denkt an diese erst, wenn man krank, und an jene, wenn man alt ist. Mit Einem Male ist man alt. Aber zwei Menschen, die von Kindesbeinen an neben einander einherliefen und deren Liebe nicht altert und die einander immer so sehen, wie damals, als sie einander zu lieben anfingen, die merken es am Spätesten. Erst die große Revolution vom Jahre 1848 konnte P... überzeugen, daß der Schlußpunkt gekommen sei, und erinnerte uns, Louison und mich, daß wir alt geworden. Sind wir doch aus Savoyen ausgezogen, als man noch vor Robespierre und der Guillotine Angst hatte. Aber hélas! Louison lag auf dem Krankenbette, auf dem Sterbebette. Sprechen wir nicht davon. Eine Stunde vor ihrem Tode mußte ich ihr versprechen, in unser Thal zurückzukehren und das Schloß zu kaufen, denn der Marquis war gänzlich ruinirt, die Revolution hatte ihm den letzten Stoß gegeben, und sein Gut wurde von den Gläubigern an den Meistbietenden losgeschlagen. Sie beschwor mich, gleich nach ihrem Tode abzureisen, damit mir das Schloß ja nicht entgehe. Ich versprach Alles, und ruhig lächelnd schloß sie die Augen. Ich begrub sie neben dem Monument, das ich der guten Frau v. Montarcy hatte errichten lassen, und eilte in das Thal zurück, das ich an ihrer Seite und unter den Schlägen des Marquis vor beinahe sechzig Jahren verlassen hatte.

Herr Laurens stützte die Ellenbogen auf den Tisch und legte das Gesicht in beide Hände. Der Marquis schlief und lächelte

im Schlafe. Der ruinirte, abgelebte, in die Kindheit schwächlichsten Greisenthums versunkene Kavalier schien mir glücklicher, als der kräftige alte Mann, der sein Leben in frischer Arbeit und Thätigkeit und liebend und geliebt verbracht hatte; der sein Ideal erreichte, aber allein und zu spät.

Nach einer im Verhältniß zu seiner Erregung kurzen Pause fuhr Herr Laurens mit fester Stimme fort: Mich tröstet Eines: nämlich, daß Louison sich in dem Schlosse so wenig heimisch gefühlt hätte wie ich. Ich kaufte eben das Schloß zu einem außerordentlich geringen Preis, es kostete mich nicht den vierten Theil meiner Jahresrente. Der Marquis verließ es lächelnd, während ich trauernd einzog. Er nahm die Hütte, die meiner Mutter gehört und die seit ihrem Tode leer gestanden hatte; ich nahm das Schloß seiner Ahnen. Aber hieher zurückgekehrt, fühlte ich mich ganz als Das, als was ich die Berge verlassen hatte, als den Sohn jener Hütten, und mit Sehnsucht sah ich hinab auf die elenden Dächer — mit Neid ging ich an dem Häuschen vorbei, in dem der Marquis wohnte. Ich besaß das Schloß, der Traum Louisons war verwirklicht, ihr letzter Wille befolgt; wenn an ihrem Wunsche, das Schloß zu besitzen, einiges gegen den Marquis gerichtete Rachegefühl Theil hatte, so würde sie, Das war ich überzeugt, dieses Gefühl gänzlich zum Schweigen gebracht haben, wenn sie den ehemals wilden und übermüthigen, aber eigentlich nie bösen Gesellen in seinem jetzigen Zustand gesehen hätte. Was that ich, nachdem ich Das alles erwogen? Das Häuschen des Marquis hatte zwei Stuben, ich miethete ihm die eine ab und bin nun sein Miethsmann. Ich bot ihm das Schloß zur Wohnung an, er lehnte es lächelnd ab. Verkauft ist verkauft, sagte er. Im Grunde wollte er sich keine Wohlthaten erweisen lassen, er gestattete aber, daß ich das Häuschen wohnlich einrichten ließ. Und so hausen wir zusammen, und sein Umgang ist mir der liebste, denn er hat Louison in ihrer Blüthe gekannt und — wie immer — sie doch geliebt. Jetzt wollen wir ihn in sein ehemaliges Bett bringen lassen und dann: gute Nacht!

Eine Entführung in Böhmen.

Es kostete mich keinen schweren Entschluß, so bald sich das Elend des Exiles geltend zu machen begann, wie viele Andere die Laufbahn eines Stundengebers zu betreten und in Paris die Rolle eines Apostels deutscher Sprache, Literatur und Geschichte zu übernehmen. Von vielen und angesehenen Freunden unterstützt, fand ich bald, was ich suchte, und unter andern wurde ich der Vicomtesse St. Hilaire empfohlen, mit deren fünfzehnjährigem Töchterlein ich deutsche Dichter lesen sollte. Die Empfehlung war sehr warm und kam von einem Freunde des Hauses, und einige Zeit nach meiner Einführung fand mich die Vicomtesse mit ihrer alten Mutter, der Gräfin Drumont, im intimen Zirkel einer ihrer Freundinnen, wo sie erfuhren, daß ich daselbst zu den Vertrautesten gehörte — so wurde mein Verhältniß zu den beiden Damen ein viel besseres, als solche Verhältnisse sonst zu sein pflegen. Dazu kamen noch andere Umstände und unter diesen vorzugsweise zwei, welche eine innigere Annäherung sehr begünstigten. Die Familie gehörte seit lange, trotz ihrem Alter und ihrer hohen Titel, zur liberalen Partei, und ein politischer Flüchtling hatte für sie nichts Erschreckendes. Sie wußten auch, was von den Verleumdungen zu halten ist, die den Verbannten oft bis auf die harten Wege der Fremde verfolgen, und als ihnen eine aristokratische Freundin aus Dresden, der sie von ihrer Verbindung mit mir geschrieben, berichtete, daß ich in Deutsch-

land eine Frau mit mehreren Kindern habe sitzen lassen, lächelten sie darüber, da sie von mir wußten, daß ich unverheirathet war. In den Augen der alten Gräfin Drumont, der Großmutter meiner Schülerin, war es noch eine besondere Empfehlung, daß ich aus Böhmen stammte. Dieses Land, das konnte ich gleich bei meiner ersten Unterhaltung mit der alten Dame bemerken, war ihr ganz besonders interessant. Sie kam, als ich ihr meine Heimat nannte, in wahrhafte Aufregung und erkundigte sich seitdem zu wiederholten Malen, und so oft sie nur die Gelegenheit herbeiführen konnte, nach der Beschaffenheit des Landes, nach seinen Städten und Schlössern, nach seinen Sitten und Gebräuchen. Sie liebte offenbar meine Unterhaltung, und bald war ich im Ganzen der Freund des Hauses und im Besondern der Bevorzugte und Günstling der ehrwürdigen Matrone. Aber erst nach Monaten erfuhr ich von ihr, warum sie an meiner Heimat so großes Interesse nahm. „Ach," rief sie eines Tages mit Thränen in den Augen aus, „ach, in Böhmen ist mir ja das Liebste, was ich auf Erden hatte, spurlos verschwunden. Mein Glück, mein Stolz und der Name, den ich trage, sind dort irgendwo in einem unbekannten Winkel begraben. Dort hat das Ende eines Trauerspieles gespielt, das mir das Herz durchbohrte, obwohl es mir bis auf den heutigen Tag ein Räthsel geblieben ist und wohl immer bleiben wird. Sie, mein Herr, waren damals zu jung, als daß ich irgend von Ihnen eine Auskunft hoffen könnte, auch stand Ihre Welt, als die eines Dorfkindes, den Regionen, in denen dieses Trauerspiel spielte, zu ferne, als daß Sie oder Jemand der Ihrigen dessen Zuschauer sein oder davon hätten hören können. Doch will ich Ihnen die Geschichte meines Unglücks erzählen — so weit ich sie selber kenne — um Ihnen zu erklären, was meine Gedanken und Gefühle so sehr an Ihre Heimat fesselt, und um mich bei Ihnen zu entschuldigen, daß ich Sie oft und immer wieder mit demselben Gegenstande des Gespräches behellige.

„Mein verstorbener Gatte, Graf Amy Drumont, gehörte

schon unter der Restauration zur liberalen Partei und stand auf der Seite von Männern wie Manuel, General Foy, Benjamin Constant, welche erkannten, daß es zum Verderben Frankreichs wäre, wenn man über die Grundsätze von 1789 zurückgehen würde, und wenn man den zurückgekehrten Emigrirten, die von den stattgefundenen Veränderungen im öffentlichen Geiste keine Ahnung hatten oder haben wollten, Gehör gäbe. Doch war er ein treuer Royalist, und seines Namens wegen zählten ihn selbst die entschiedensten Aristokraten zu den Ihrigen, obwohl er so Manches verschuldete, was sie aufs Strengste verurtheilen mußten. Dazu gehörte unter Anderem das Verbrechen, unsern Sohn René in seinem achtzehnten Jahre der verrufenen, von der Republik gegründeten polytechnischen Schule anvertraut zu haben, in der man nichts lernte, was an den Hof der Ludwige erinnerte, wohl aber Manches, was die Jugend mehr mit der Nation und mit dem Leben, als mit dem Hofe und mit den von Karl X. begünstigten Kongregationen, verband. Mein Mann starb vor Erfüllung seiner Prophezeiungen, das ist vor der Julirevolution und der Vertreibung des Königs und seines Hofes. René, als Polytechniker und als fortgeschrittener Sohn seines Vaters, kommandirte das Volk und war einer der Helden der drei Tage. Der Ehre, des Ruhmes wurde ihm genug, auch der Freude, da er seine Sache triumphiren sah. Aber sein Sieg sollte der Tod seines Glückes werden.

„Von früher Jugend an hing er mit der ganzen Treue und Leidenschaft seiner Seele an Viktorine de la Pérouse, der Tochter unseres Nachbars im Faubourg St. Germain und Kapitains der Garden Karls X., eines der eifrigsten Royalisten und Anhängers des alten Regime. Trotz diesem letztern Umstande hatte es nicht im Entferntesten den Anschein, als ob die Liebe der beiden Kinder ein Schicksal wie das von Romeo und Julie heraufbeschwören sollte. Die beiden Familien waren seit Jahrhunderten durch Freundschaft, verwandtschaftliche Bande und eine theilweise gemeinsame Geschichte zu sehr an einander geknüpft, als daß die

Verschiedenheit der Meinungen während einer oder zweier Generationen trennend hätte wirken können, und von Seiten des alten La Pérouse hielt man zu sehr auf Traditionen, um nicht, trotz jener Verschiedenheit, die man für unnatürlich und darum für vergänglich erklärte, bei uns auszuhalten. Aber Alles änderte sich schnell, als aus meinem Sohne, wie sich der alte Kapitän der Garden ausdrückte, ein Barrikadenheld wurde und zwischen diesem und den Anhängern des Königs ein ewig trennender Blutstrom dahinfloß. Zu dieser moralischen Trennung kam noch die materielle, indem sich Herr von La Pérouse mit seiner ganzen Familie freiwillig verbannte und seinem Könige nach Böhmen folgte.

„Mein armer René ertrug sein Schicksal Anfangs mit vielem Muthe, auch dachte er in den ersten auf die Julirevolution folgenden Zeiten zu sehr an das Vaterland und war mit diesem zu leidenschaftlich beschäftigt, als daß er für sein eigenes Schicksal genug Aufmerksamkeit hätte übrig haben können, und er fühlte sich mit Viktorine zu innig verbunden und verwachsen, um der Furcht, gänzlich von ihr getrennt zu werden, fähig zu sein. Auch war sein heiteres Wesen nicht darauf angelegt, irgend welche Besorgniß in sich aufkommen zu lassen; er kannte keine Hindernisse, er glaubte alle besiegbar, und die Welt, die seiner Liebenswürdigkeit überall entgegenkam und ihm alle Wege ebnete, bestärkte ihn in dieser heitern Zuversicht. Wie er während der Julitage an der Spitze einer kleinen Schaar auf große Heeresmassen losging, so bot er lächelnd und singend allen Möglichkeiten menschlicher Schicksale die Stirne. Erst als auf mehrere Briefe von mir ein kurzes und entschiedenes Absageschreiben des alten La Pérouse ankam, in welchem er jene Ausdrücke gebrauchte, begann das Gemüth meines armen Sohnes sich zu verdüstern. Es waren indessen mehrere Monate seit der Revolution und seit der Trennung von Viktorinen vergangen; von den öffentlichen Angelegenheiten wandten sich jetzt seine Gedanken wieder mehr den eigenen zu, und die Sehnsucht nach dem Mädchen,

das ihm Schwester und Geliebte zugleich war, wuchs mit der wachsenden Zeit. Er war nahe daran, in Schwermuth zu versinken, als ihn die Kämpfe in Polen aufs Neue weckten und er mit einigen jungen Männern, die an dem verlassenen Lande gut machen wollten, was die französische Regierung versäumte, aufbrach, um den heldenmüthig Kämpfenden mit seinem und seiner Genossen Muth und Kenntnissen beizustehen. Ich will Ihnen nicht von den Sorgen und Qualen sprechen, mit denen mein Herz dem einzigen Sohne auf die fernen Schlachtfelder folgte. Genug, er kam mir unversehrt zurück, mit neuer Ehre bedeckt und, wenn auch über den unglücklichen Ausgang des Kampfes betrübt, doch so jugendlich glücklich, als man es nach Erprobung seiner Kraft in großen Fährlichkeiten immer ist.

„In diesem Gefühle war er auch wieder der Hoffnung fähig. Auf die Liebe seiner Viktorine, auf ihre gänzliche Hingebung durfte er bauen und überzeugt sein, daß sie ihm im äußersten Falle trotz aller Hindernisse folgen würde. So sah ich ihn bald wieder mit der ganzen früheren Freudigkeit ausgestattet und Pläne machen, die er mit Zuversicht als Grundlage dauernden Glückes betrachtete. Unter diesen Plänen obenan stand die Absicht, einen ritterlichen Zug in das unbekannte Böhmen zu unternehmen und seine Geliebte zu entführen. In dieser Absicht wurde er durch einen Freund, einen Polen, den er sich auf dem Schlachtfelde erworben hatte, noch bestärkt. Graf Bobrowsky lebte in Böhmen, das ihm die Regierung Metternichs als Gefängniß angewiesen hatte. René bat ihn, sich in die Nähe Viktorinens zu begeben und ihm von Zeit zu Zeit von ihrem Leben, ihrem Aussehen, ihrer Umgebung zu berichten. Bobrowsky vollzog die Aufträge seines Freundes mit der größten Gewissenhaftigkeit und wußte, obwohl Herr von La Pérouse revolutionäre Gesellschaft von seiner Tochter fern hielt, obwohl er sie auf diese Weise nur von fern beobachten konnte, doch so viel des Schönen von ihr zu berichten, daß René's Sehnsucht, sie wiederzusehen und sich des theuern Besitzes zu bemächtigen, durch des Freundes Briefe

mächtig entflammt wurde. Und so verließ er mich aufs Neue und dießmal, ach, um nie wiederzukehren. Kurz nach seiner Ankunft in Böhmen erhielt ich die frohesten und hoffnungsvollsten Nachrichten von ihm. Er schrieb, daß sein polnischer Freund Alles aufs Trefflichste vorbereitet habe, daß er Viktorine gesprochen und sie entschlossen gefunden, ihm zu folgen. Sie lebte in Gesellschaft ihres Vaters und einiger anderer Emigranten, älterer und jüngerer Offiziere, die in Versailles unter Herr von La Pérouse gestanden hatten, in einem einsam gelegenen Schlosse, Namens Bukowan, das ihnen ein böhmischer Legitimist gastlich einräumte und in dessen Umgebung sie sich unbewacht bewegte und lange Spaziergänge machte. René's Plan war es, sie von einem solchen Spaziergange zu entführen und sich sofort in irgend einem Kloster oder bei einem Pfarrer, den man gewinnen wollte, trauen zu lassen. Das waren die letzten Nachrichten, die mir zukamen. Seitdem blieb mir mein Sohn verschwunden, trotz aller angestellten Nachforschungen bei den Behörden und bei einzelnen böhmischen Großen, an die ich mich empfehlen ließ. Es wußte mir Niemand irgend welche Auskunft zu geben. Als ich mich endlich, auf unsere alte Freundschaft gestützt, an Herrn von La Pérouse selbst wandte, blieb ich ohne Antwort, und meine noch später an Viktorine gerichteten Briefe kamen uneröffnet zurück, mit dem Bemerken, daß Fräulein von La Pérouse ins Kloster gegangen und daß es ihr verboten sei, Briefe aus Frankreich zu empfangen. Wenige Jahre nach dem Verschwinden meines Sohnes erhielt ich, durch Mittheilungen an die Anverwandten im Faubourg, kurz nach einander Nachricht von dem Tode des Herrn von La Pérouse und seiner unglücklichen Tochter.

„Sie begreifen jetzt, mein lieber Freund, warum ich mich für Ihr Land so sehr interessire. Ist es nicht das Grab meines Sohnes? Ist es nicht der Schauplatz, auf welchem er, vielleicht mit seinem Freunde, der mir so verschwunden geblieben, wie er selbst, in einem, allem Anscheine nach blutigen Trauerspiele zu Grunde gegangen?“

Die alte Gräfin versank nach diesen Mittheilungen in das trübsinnige Schweigen, das ich schon oft an ihr beobachtet hatte und dessen Ursache ich nun kannte. Als sie sich endlich erhob, um mir gute Nacht zu sagen, bemerkte sie in meinem Gesichte eine große Aufregung. Sie schrieb Das meiner Theilnahme an ihrem Kummer zu und drückte mir dankbar und herzlich die Hand. Doch galt meine Aufregung ihrem Kummer nur zu einem verhältnißmäßig kleinen Theile: in mir ging etwas ganz Anderes vor, etwas, das, wenn es die alte Dame geahnt hätte, sie gewiß bewogen haben würde, mich noch länger zurückzuhalten. Alte Erinnerungen aus frühester Kinderzeit, schattenhaft wie ein Traum, und die ich in der That längst für einen Traum, für Ausgeburten meiner eigenen Phantasie zu halten gewohnt war, erhoben sich nach und nach in mir, wurden immer lebendiger — und endlich, als ich mich auf dem Heimwege zu sammeln suchte, wurden sie so leibhaftig, daß mir das ganze Erlebniß greifbar, faßbar in allen Theilen vor Augen und Seele stand, als ob es von vorgestern wäre. Soll ich morgen zu der alten Dame zurückkehren und ihr erzählen, was ich im zehnten Jahre meines Lebens gesehen und wovon ich jetzt überzeugt war, daß es mit ihren Mittheilungen im innigsten Zusammenhange stand? oder täuschte ich mich? habe ich das Phantastische, daran sie mich erinnerte, vielleicht wirklich nur geträumt? Und wenn ich es wirklich erlebte, war es denn nothwendig die Schlußszene im Trauerspiele ihres Sohnes?

* * *

Unser Dorf liegt in einer der unscheinbarsten, ödesten, in einer von der Welt vergessenen Gegend Böhmens, hinter unbedeutenden Hügeln und traurigen Föhren- und Kieferwäldern versteckt, einen großen Theil des Jahres von Walddünsten und Nebeln bedeckt. Keine Landstraße führt daran vorüber, und selbst mit den nächsten Dörfern ist es durch so schlechte, ausgeschwemmte, steinige Wege verbunden, daß sogar mit diesen kaum

der gewöhnlichste Verkehr stattfindet. In dieser an Naturschönheiten und Naturprodukten gleich armen Gegend hat weder der Vergnügungsreisende noch der Kaufmann etwas zu suchen, und ein fremdes Gesicht, eine fremde Erscheinung, welcher Art immer, ist hier eben so selten, als es selten vorkommt, daß ein Einheimischer über die Gränzen dieser einsamen Gegend hinausgelangt. Ein fremder Einspänner reicht schon hin, um sämmtliche Einwohner an die Fenster zu locken, denn selbst die Pferde gehören hier zu den seltenen und kostbaren Phänomenen. Nur zwei Bauern des ganzen Dorfes sind so reich, daß sie ihre Pflüge von einzelnen Pferden ziehen lassen, die andern müssen sich mit Ochsen und Kühen begnügen, wenn nicht der Spaten den Pflug ersetzt. Das Dorf hat nichts als seine Einsamkeit und sein Elend für sich, nichts Anderes gibt ihm einen individuellen, besondern Charakter, nicht einmal sein Name, den es mit fünfundzwanzig andern Dörfern in nicht weitem Umkreise theilen muß. Das Einzige, das die Einwohner von ihrem Dorfe zu erzählen wissen, ist, daß im Schlosse ein Erzbischof geboren worden und daß von diesem Erzbischofe — vielleicht — die kleine Kirche im Schloßgarten erbaut worden. Das Gebäude, dem man den stolzen Titel „Schloß" ertheilt, verdient diesen in so ferne, als es aus Stein erbaut ist und als einstockiges Gebäude über die hölzernen Häuser hervorragt. Auch hat das Schloß in der Mitte ein Thürmchen, mit einer Uhr, welche aber seit Menschengedenken nicht mehr im Gange ist und nur manchmal, man weiß nicht aus welchen Ursachen, plötzlich, ohne Rücksicht auf die Tageszeit, irgend eine beliebige Stunde anschlägt. Nach heftigen Stürmen bemerkt man auch, daß sich der eine noch übrige Zeiger etwas vor- oder rückwärts bewegte. Wozu das Kirchlein im Schloßgarten erbaut worden, das ist eigentlich nicht zu ergründen, denn es gibt weder einen Pfarrer noch einen Kaplan im Dorfe, und die Einwohner müssen wenigstens anderthalb Stunden weit zu den Kapuzinern im Walde pilgern, um die Messe zu hören. Die Kapuziner haben auch die Seelsorge im Dorfe, wofür sie sich

dadurch bezahlt machen, daß sie so oft als möglich einen Pater herabschicken, der Mehl, Eier, Früchte, Geflügel und andere Lebensmittel einsammelt. Die Kirche wird darum zweckmäßig benützt, indem der Pächter des Schloßgartens, der einzige Bewohner des Schlosses, seine Produkte: Kartoffeln, Kohl, Gurken, Baumfrüchte ꝛc. daselbst aufstapelt. Das ist beinahe zu bedauern, denn dieses Kirchlein ist das einzige Gebäude des Dorfes, das einen gewissen künstlerischen Styl hat, im Innern selbst mit Bildern geschmückt ist, recht malerisch auf einer kleinen grünen Erhöhung, von hohen alten Bäumen eingefaßt, dasteht, sich melancholisch in einem großen Teiche spiegelt und außerdem in seinem geschwungenen Thürmchen zwei Glocken besitzt, die einen überaus schönen Ton von sich geben. Einige nicht üble Fernblicke abgerechnet, aus denen ein phantasievoller Landschaftsmaler etwas machen könnte, wüßte ich keine andere Schönheit, die unserm armen Dorfe nachzurühmen wäre.

Am Morgen eines sanft umnebelten, aber im Ganzen warmen und schönen Herbsttages erschien in diesem unserm Dorfe der Kapuzinerpater Adam zum Staunen und Schrecken sämmtlicher Bauern, da er erst vor wenigen Tagen da gewesen war, um zu sammeln, und er sonst, nicht allzu habgierig, nur in größern Zwischenräumen zu erscheinen pflegte. Man beruhigte sich bald, als man merkte, daß er dießmal nicht des Bettelns wegen kam, obwohl er den weißen Bettelsack über die Schultern geworfen hatte. Aber dieser Bettelsack war bereits ganz voll und viel weiter aufgebauscht als sonst. Mit diesem trat er in das erste Bauernhaus, um wenige Minuten darauf wieder hervorzukommen, und jetzt wußte man, was der Bettelsack enthalten hatte, denn Pater Adam war wie verwandelt. Anstatt der schmutzigen und zerrissenen Kutte trug er jetzt eine ganz neue, noch im Tuche glänzende; um den Leib hatte er eine ganz weiche, frisch gewaschene Kordel gebunden, die vorn in vielfachen Knoten bis hinab fiel zu den Sandalen, welche er gegen seine Gewohnheit an die nackten Füße gesteckt hatte. Stolzer als sonst und mit

mehr Würde durchschritt er das ganze Dorf, bis er auf einer kleinen Anhöhe vor demselben stehen blieb, seine Tabaksdose aus der Kapuze nahm und mit dieser in der Hand, wie ein Steingebilde, aufmerksam und unverwandt dem Süden und dem steinigen, von dorther führenden Wege entgegensah. Von dorther mußte etwas Neues, etwas Außerordentliches kommen. Pater Adam wies alle Bitten und Fragen mit erbarmungsloser Strenge und mit einer verächtlichen Handbewegung von sich, und so blieb uns, den Männern, Weibern, Greisen und Kindern des ganzen Dorfes, nichts Anderes übrig, als uns, da er den vordersten Platz auf der Höhe einnahm, hinter ihm im Halbkreise aufzustellen und ebenso aufmerksam und erwartungsvoll in die Ferne zu sehen.

Wir warteten nicht lange, und wir überzeugten uns, daß in der That Außerordentliches ankommen und geschehen sollte. Vom Süden her kam eine offene Kalesche oder etwas derart herangefahren, und zwar von fünf Pferden zugleich gezogen, welche, wie der Dorfjude erklärte, auf „polnische Art“ vorgespannt waren, d. i. so, daß drei Pferde unmittelbar vor dem Wagen, und zwei vor diesen liefen. Das war das Eine Außerordentliche. Das Andere war, daß dieser Wagen über den steinigen und holperigen Weg mit einer Schnelligkeit dahin brauste, wie man es für unmöglich gehalten hätte und wie man in dieser Gegend überhaupt noch nicht hatte fahren sehen. Rechts und links vom Wagen liefen, mit den Pferden um die Wette, zwei Männer, die sich am Schlage hielten und das Umfallen des Fuhrwerks verhinderten. Der Eine derselben hielt zugleich die Zügel und munterte die Pferde mit allerlei Rufen auf. Im Wagen selbst saß eine einzelne Dame. Das alles konnte man schon von ferne sehen. Als der Wagen in die Ebene und in die Nähe des Dorfes kam, war unser Staunen noch größer. Alles an den Fremden war sonderbar und fremdartig: die kleinen, aber feurigen Pferde, das vielfach ausgezackte und geschmückte Geschirr, der Wagen, der beinahe ganz aus Leder bestand, und nun erst die Fremden selbst! Die Dame im Wagen war verschleiert, was in dieser

Gegend, die von der Existenz eines Schleiers gar nichts wußte, doppelt geheimnißvoll erschien; die beiden Männer hatten Gesichter, wie man sie hier wohl auch noch nie gesehen. Beide waren jung und liefen neben dem Wagen und über die Steine des Baches, den sie passiren mußten, mit außerordentlicher Behendigkeit. Der Eine hatte ein schönes braunes Gesicht mit dunklen Augen und einem feinen schwarzen Schnurrbärtchen und trug einen leichten kurzen Rock, der beinahe wie der Kittel eines Bergmannes oder Arbeiters aussah, obwohl er von feinem schwarzen Damentuche war. Der Andere hatte über einen Schnürrock noch einen Mantel geworfen, der vorn von einer breiten Agraffe zusammengehalten war und, über die Schulter zurückgeschlagen, hinter dem Laufenden einherflog. Auf dem Kopfe trug dieser eine niedrige runde Pelzmütze. Sein Gesicht, obwohl von blonden Haaren eingefaßt, sah etwas wilder aus als das des Andern, und Das kam vorzugsweise von dem röthlichen, dicken, unendlich langen Schnurrbart, der mit seinen Spitzen beinahe die Schultern berührte und auch von hinten sichtbar war. Dieser Mann war trotz seiner schönen und freundlichen blauen Augen bei Weitem nicht so schön wie der andere, der Braune, und daran war wohl die kleine stumpfe Nase, die über dem dicken Schnurrbart noch kleiner erschien, besonders schuld. Doch konnte man die meisten dieser Bemerkungen erst später machen, da der ganze Aufzug unendlich rasch an uns vorüberflog und hinter uns und hinter den ersten Häusern des Dorfes verschwand. Wir hatten an diesem flüchtigen Anblick nicht genug, und kaum waren die Fremden an uns vorbei, als sich der ganze Haufe wandte, um sie so weit als möglich, wenigstens mit den Augen, zu verfolgen.

Wir hatten nicht lange zu laufen. Zu unserer höchsten und angenehmsten Ueberraschung fanden wir die Fremden im Dorfe selbst, wo sie auf dem großen Platze Halt machten. Der eine Fremde, der Braune, half der Dame aus dem Wagen, oder vielmehr reichte ihr nur die Hand hin, als sie leicht wie ein Reh auf das Gras niedersprang, worauf der Andere Wagen und

Pferde unter den großen Kastanienbaum führte, welcher die Statue des heiligen Johann von Nepomuk beschattete. Die ganze Einwohnerschaft des Dorfes schloß einen Kreis um die Fremden und betrachtete sie, als wäre es eine Kunstreitergesellschaft. Das Interesse wuchs plötzlich um ein sehr Bedeutendes, als die Dame den Schleier zurückschlug und ein wunderschönes, kaum zwanzigjähriges Gesicht zum Vorschein kam, das der versammelten Menge auf das Wohlwollendste entgegenlächelte. Sie nahm den Arm des jungen Mannes und ging mit ihm auf dem Platze auf und nieder. Beide sahen einander mit großer Zärtlichkeit an, und auffallend war es, wie die schöne junge Dame, während sie so auf und abging, bald vor Freude auflachte und überaus glücklich schien, bald wieder das Tuch vor die Augen drückte und herzlich weinte. Wir hätten uns wohl Manches erklären können, was uns an diesen Fremden auffiel, wenn sie nur irgend eine verständliche Sprache gesprochen hätten! So aber sprachen sie unter einander eine Sprache, die nur darum, weil man sie nicht verstand, und weil man wußte, daß Herrschaften französisch sprechen, der Dorfjude für französisch erklärte. Derselbe Dorfjude machte die Bemerkung, daß die Stoffe sämmtlicher Kleider der Fremden außerordentlich fein und theuer seien. Die Dame allein, die in ein seidenes Kleid und in einen sammtenen Ueberwurf gekleidet war, mußte, den Hut mit der Feder mit eingerechnet, nach seiner Schätzung wenigstens dreihundert Gulden auf dem Leibe haben, und daraus folgerte er, was übrigens das ganze Dorf vermuthete, daß die Fremden hohe Herrschaften sein müßten. Doch war es unerklärlich, warum diese hohen Herrschaften ohne Dienerschaft, selbst ohne Kutscher reisten, und noch unerklärlicher war es, was solche Herrschaften in unserem elenden Dorfe zu thun hatten.

Der einzige Eingeweihte war offenbar der Pater Adam, der augenscheinlich nur sie erwartend in das Dorf gekommen war und sich nur ihretwegen vor demselben aufgestellt hatte. Seit ihrer Ankunft stand er zwar bescheiden in der Ferne, aber er ließ

den jungen Mann, der sich jetzt noch mit den Pferden beschäftigte, nicht aus den Augen, und es hatte den Anschein, als erwartete er, von diesem angesprochen zu werden. Dieser aber wandte sich zuerst an einen Einwohner des Dorfes, der in seiner Nähe stand, und redete ihn zur allgemeinen Ueberraschung in einer Sprache an, die mit der czechischen einige Aehnlichkeit hatte und in der er nach einiger Anstrengung auch begreiflich zu machen wußte, daß er nach Futter für seine Pferde verlange und es gut bezahlen wolle. Sogleich liefen mehrere Bauern, um das Verlangte herbeizubringen, während der Jude nach rechts und links flüsterte: Er spricht polnisch, es ist ein Pole, irgend ein polnischer Graf oder Fürst oder Gott weiß was.

Jetzt erst, da für die Pferde gesorgt war, sah sich der Pole, wie wir ihn von nun an nennen wollen, suchend im Dorfe um und ging, sobald er den Kapuziner bemerkte, auf diesen zu. Nachdem Beide eine Zeitlang leise mit einander gesprochen, eilte der Kapuziner in den Schloßgarten, und der Pole kehrte zu dem jungen Paare zurück. Er lächelte, indem er auf das Kirchlein zeigte; die junge Dame drückte dabei den Arm des jungen Mannes, den wir den Franzosen nennen wollen, an ihr Herz, und dieser hob ihr den Kopf in die Höhe, den sie gesenkt hatte, und redete ihr freundlich zu. Während der Zeit suchte sich der Pole einigen jungen Leuten aus dem Dorfe verständlich zu machen, gab ihnen große Silbermünzen in die Hand und forderte sie mit Worten und Geberden auf, sich auf der Höhe vor dem Dorfe aufzustellen, den Weg, auf dem sie, die Fremden, gekommen, zu beobachten und ihn sogleich zu benachrichtigen, wenn sie etwas Fremdes von dorther bemerken sollten. Die Bauernjünglinge verstanden lange nicht, was er von ihnen wollte, bis der Jude, dem sich der Pole in deutscher Sprache erklärte, den Dolmetscher machte. Darauf ging dieser wieder durch das versammelte Volk und lispelte Jedermann zu, daß die Fremden offenbar vor irgend Jemand Furcht hätten.

Nach wenigen Minuten kam Pater Adam aus dem Schloß-

garten zurück, sprach wieder einige Worte mit dem Polen, worauf ihm dieser und das junge Paar in den Garten folgten. Der Kapuziner und die Fremden schritten, obwohl etwas eilig, doch mit Feierlichkeit dahin. Sie schwiegen sämmtlich. Nicht so war es in der Menge, die sich neugierig, murmelnd und drängend dem kleinen Zuge so rasch nachstürzte, daß es dem Gärtner, der die Fremden an der Gartenthüre erwartete, nicht gelang, das Volk auszuschließen. Es wäre daselbst beinahe zu einem Kampfe gekommen, wenn ihm der Pole nicht zu verstehen gegeben hätte, daß er keine Zeit verlieren und das Volk gewähren lassen solle. An der Thüre des Kirchleins, in das jetzt die Fremden traten, war es leichter, das Volk zurückzuhalten, da sich hier der Kapuziner auf die Schwelle stellte, die Andringenden zurückwies und die Thüren selber schloß, nachdem er hinter den Fremden nur noch den Gärtner eingelassen hatte. Wir konnten, während die Thüren offen standen, nur bemerken, daß die kleine Kirche sich ganz und gar in ihrem gewöhnlichsten Zustande befand, daß sie wie immer von den Produkten des Schloßgartens angefüllt war. Doch führte zwischen Rüben, Kürbissen, Kartoffeln u. s. w. ein schmaler freier Strich geraden Weges von der Thüre zum Altar, und auf diesem lag ein weißes Tischtuch und stand das Allerheiligste. Nachdem die Thüren geschlossen waren, blieb uns nichts übrig, als zu horchen, oder an den Bäumen hinaufzuklettern, um durch die Fenster ins Innere blicken zu können. Die Fenster aber waren so erblindet, daß man selbst von den besten Plätzen auf den Bäumen die fünf Personen in der Kirche nur undeutlich wie Schatten sah und unmöglich mit Genauigkeit angeben konnte, was da drinnen vorgehe. Doch ließ die Versicherung des Dorfjuden keinen Zweifel übrig, daß da drinnen eine heimliche und unerlaubte Ehe geschlossen werde.

Wir warteten so vor der Kirche kaum zehn Minuten, als die Bursche, die der Pole vors Dorf geschickt hatte, athemlos zurückkamen und mit großem Geschrei nach den Fremden fragten. Dann stürzten sie sich auf die Thüre der Kirche und verführten mit

Pochen und Klopfen einen so großen Lärm, als sie im Einklange mit der guten Bezahlung für nothwendig hielten. Doch öffnete man nicht sogleich, da man im Innern glaubte, daß es das neugierige Volk sei, das sich den Eingang erzwingen wolle. Es verstrich eine geraume Zeit, bis die Thüre vom Gärtner geöffnet wurde. Da sahen wir, wie die junge Dame sehr herzlich weinte und wie ihr der Franzose auf das Zärtlichste zuredete. Auf die Nachricht aber, die die Bursche dem Polen brachten, faßte dieser das junge Paar an den Händen und stürzte in großer Aufregung mit Beiden aus der Kirche, durch den Schloßgarten auf den Dorfplatz, unter den Kastanienbaum. Mit einer Geberde der Ungeduld und der unangenehmsten Ueberraschung sah er, daß die Bauern, zu dienstfertig, behufs der Fütterung die Pferde ausgespannt und entzäumt hatten. Er rief ihnen zu, ihm beim Anspannen zu helfen. Sie aber, ungewohnt des Pferdeanspannens überhaupt und gänzlich unbekannt mit der polnischen Weise, fünf Pferde vor den Wagen zu spannen, zeigten sich sehr ungeschickt und wurden, indem er ihnen Geld hinwarf, von ihm endlich weggejagt. Der Franzose eilte zwischen dem Wagen und der jungen Dame hin und her. Bald suchte er da zu helfen, bald dort zu trösten und zu ermuthigen, denn die Dame war blaß wie der Tod, zitterte am ganzen Körper und sah mit unsäglicher Angst dem Wege, auf dem sie gekommen war, entgegen. Bald hörte man von dorther starkes Pferdegetrappel und Wagengerassel, und einen Moment lang sah man zwischen den Häusern, schon ganz nahe dem Dorfe, einen ganzen Zug, der sich aus einem Wagen und mehreren Reitern zusammensetzte. Bei diesem Anblick sprang der Pole, der indessen mit Anspannen fertig geworden war, in den Wagen und holte aus einer Vertiefung vier Pistolen hervor. Zwei steckte er sich vorn in die Kleider, die andern zwei drückte er dem Franzosen in die Hand, hob dann die Dame in den Wagen und sprang, während der Franzose sich dieser nachschwang, selber auf den Bock, und fort ging es wie im Sturm. In demselben Augenblicke erschien der Zug der Verfolger

auf dem Platze, erblickte die Fliehenden noch und flog wie ein Blitz durch das Dorf. Wir alle hinter drein. Vor dem Zuge befand sich ein junger Mann zu Pferde, der beim Anblick der Fliehenden seinem Schimmel die Sporen gab und, während ein alter Mann im Wagen sich erhob und ihm aufmunternde Worte zurief, mit unendlicher Geschwindigkeit vorwärts sprengte. Obwohl der polnische Wagen ohne Rücksicht auf das Gestein des Weges dahinflog, war es dem Reiter, der den besseren Fußpfad am Wege wählen konnte, doch leicht, ihn zu erreichen, und wir sahen, wie er ihm nach wenigen Minuten zuvorkam. In demselben Augenblicke blitzte ein Schuß, und der polnische Wagen, nachdem er eine heftige Wendung nach der Seite gemacht und noch einige Schritte weit vorwärts geschossen war, blieb stehen. Der Reiter hatte ein Pferd niedergeschossen. Gleich darauf aber stürzte er selbst aus dem Sattel, denn der Pole hatte seinen Schuß erwidert und besser getroffen als er. Bei diesem Anblick sprengte ein anderer Reiter, gefolgt von zwei Büchsenspannern, wüthend und mit Geschrei auf den Polen los, und er hatte ihn kaum erreicht, als dieser unter seinem Degen und unter den Hirschfängern seiner beiden Büchsenspanner erlag. Mittlerweile war auch der Wagen mit den andern Begleitern auf dem Schauplatze angekommen, der bereits vom Blute zweier Todten getränkt war. Im Wagen erhob sich ein alter Mann und richtete eine Büchse, die er bis dahin auf seinen Knieen gehalten hatte, gegen den Franzosen. Dieser hatte sich erhoben und spannte beide Pistolen gegen den alten Mann und sein Gefolge. Die junge Dame aber, indem sie mit herzzerreißender Stimme einige Worte ausrief, zog ihm beide Arme nieder, sank aber selbst in demselben Momente zusammen, denn der alte Mann hatte losgedrückt, und der Franzose stürzte aus ihren Armen rücklings über den niedern Rand des Wagens. Auf einen Befehl des alten Mannes, das wie ein Kommandowort ertönte, faßten mehrere Männer die Ohnmächtige und trugen sie zu ihm hinüber, um sie an seine Seite in den Wagen zu setzen oder vielmehr zu legen. Auf ein zweites

Kommandowort wurde auch jener Reiter — es war ein blutjunger Mensch — den der Pole vom Pferde geschossen hatte, in seinen Wagen gebracht und ihm zu Füßen, mit dem Kopf an den Vordersitz gelehnt, hingelegt; und auf ein drittes Kommandowort wandte sich der ganze Zug, Wagen und Reiter, und flog mit dem Todten und mit der Ohnmächtigen denselben Weg zurück, auf dem er vor weniger als einer Viertelstunde gekommen war, unbekümmert darum, daß zwei Todte auf dem Platze zurückblieben. Nicht ein einziger Mann dieses Zuges sah nach, ob einer der unglücklichen jungen Männer vielleicht nur verwundet und noch zu retten wäre.

Plötzlich war es ganz stille auf dem Platze, auf dem eben mehrere Schüsse gefallen und drei Menschen getödtet worden. Das Volk stand sprachlos im weiten Kreise herum, so entsetzt oder gelähmt von dem Unerhörten, daß sich auch nicht ein Einziger von seinem Platze rührte, um nach den Todten zu sehen. Die Pferde standen still, da sie von der Last ihres todten Gefährten zurückgehalten und mit ihren Köpfen und der Deichsel gegen die Seitenwand des etwas hohlen Weges gerichtet waren. Erst als Pater Adam, der in sein Kloster zurückkehrte, herankam, belebte sich die todte Volksmasse, um ihm zu erzählen, was vorgegangen, und man wagte sich in seiner Gesellschaft in die Nähe der Leichen. Jetzt drängte sich Alles heran, aber Pater Adam schob sie zurück, befahl einigen Bauern, das todte Pferd abzuschneiden und bei Seite zu ziehen, und nachdem er sich überzeugt, daß in den beiden jungen Männern kein Leben mehr war, und nachdem er über sie das Zeichen des Kreuzes gemacht, legte er mit Hülfe Anderer die beiden Leichen in den Wagen und gebot uns, in das Dorf zurückzukehren. Wir thaten, wie er befahl, aber ungesehen von ihm, hinter den Zäunen der ersten Häuser, blieben wir stehen und blickten ihm nach, wie er eines der Vorderpferde am Zügel nahm und langsamen Schrittes mit dem Wagen und der todten Last darauf sich dem Walde entgegenbewegte, in welchem sein Kloster stand und in welchem er nach langsamer, mehr als halbstündiger Fahrt verschwand.

Im Dorfe war es wieder so still und öde wie immer. Das ganze traurige und phantastische Schauspiel hatte kaum eine Stunde gedauert, und am Abend desselben Tages hätte man versucht sein können, es für bloße Einbildung zu halten. Natürlich bildete das Ereigniß lange Zeit das Gespräch des ganzen Dorfes; ob auch außerhalb viel darüber gesprochen wurde, das hat man bei uns nie erfahren — ich glaube es aber nicht, denn die Geschichte wurde höchst wahrscheinlich ebenso erstickt, wie andere Blutthaten, wenn sie in aristokratischen Kreisen spielten.

Diese Erinnerungen tauchten aufs Lebhafteste in mir auf, als mir die Gräfin Drumont in Paris ihre Mittheilungen gemacht hatte. Habe ich nicht allen Grund, zu glauben, daß die drei ersten Personen, die in unserem Dorfe erschienen, Bobrowsky, René und Viktorine gewesen? Dann war der alte Mann im zweiten Wagen wohl kein Anderer als Herr von La Pérouse, und sein Gefolge bestand wohl aus legitimistischen Emigranten, die sich freuten, ihre Waffen gegen einen Mann zu gebrauchen, der trotz seinem alten Namen auf den Julibarrikaden gestanden.

Eine Mutter.

In dem gewissen Jahre, das gewisse Leute so ungerne nennen, nämlich in dem Jahre 1848, war ich Student an der Universität Wien. Wie alle andern Studenten nahm ich Theil an den Bewegungen und zuletzt auch an der Vertheidigung der Stadt gegen die k. k. Truppen, die Fürst Windischgrätz kommandirte. Nach dem Falle der Stadt fiel es mir nicht ein, die Flucht zu ergreifen. Ich hatte mich durch nichts besonders ausgezeichnet, ich hatte gethan, was Tausende von Bürgern und Studenten gethan; ich war eine unbekannte Größe, die sich in der Menge verlor. Es hätte mir eine arge Anmaßung geschienen, für mich irgend eine Gefahr zu befürchten, die nur hervorragenden Persönlichkeiten aufbewahrt blieb, und ich räsonnirte, wie viele Andere, daß man doch nicht Tausende und Tausende mit kaltem Blute auf dem Richtplatze hängen und erschießen oder in die Kerker schicken könne. Dennoch hielt ich mich ruhig und beinahe wie versteckt auf meiner Stube in der Alservorstadt, weniger aus Furcht vor der Polizei und ihren Spähern, als aus Angst, die Schauergeschichten von Verfolgungen und Hinrichtungen zu hören, die damals die Atmosphäre Wiens so unheimlich machten, und die Bevölkerung zu sehen, die sich aus niedergeschlagenen und hochmüthigen Gesichtern zusammensetzte.

So waren wohl drei Wochen des unglückseligen blutigen Novembers vergangen, als eines Vormittags der Sohn meines

Nachbars auf meine Stube stürzte und mir athemlos ankündigte, daß man Polizei und „Spitzel“ in unserm Gäßchen bemerke, daß offenbar eine Verhaftung vorbereitet werde und daß diese, da sonst kein Verdächtiger in der Nähe und ich der einzige Student in der Straße, höchst wahrscheinlich auf mich abgesehen sei. Ich fuhr in meinen Rock, ließ mir von meinem vorsichtigen Nachbarssohn anstatt meines Kalabresers, den ich ergriffen, seine Kappe aufsetzen und stürzte die Treppe hinab, entschlossen, mich, wenn sich mir Hindernisse entgegenstellten, durchzuschlagen und durch die Flucht zu retten. Im untersten, glücklicherweise dunkeln, aber engen Raume des Hauses standen zwei Männer. Ich nahm von der Treppe aus einen starken Anlauf und brach mit solcher Heftigkeit mitten durch, daß ich den einen niederwarf, den andern einige Schritte weit hart an der Wand neben mir herschob. Ich war in der Straße. Aber auf das Geschrei der beiden Männer wurde es augenblicklich lebendig um mich her. Es war mir, als wimmelte es rings um mich und als griffen hundert Hände nach mir. Je mehr beängstigend dieses Gefühl war, desto rascher lief ich, aber wie rasch ich auch lief und wie sehr ich auch von der Angst befangen und dem Wunsch, der Gefahr zu entgehen, eingenommen war, ich bemerkte doch, wie sich einzelne gute Leute meinen Verfolgern in den Weg stellten und sie hie und da mit unbefangenen Fragen aufhielten, um mir einen Vorsprung zu verschaffen. In der That verminderte sich die Zahl meiner Verfolger schon nach wenigen Minuten und hörte ich schon in der dritten oder vierten Straße nur noch den eilenden Schritt von Dreien oder Vieren hinter mir, während ich Anfangs eine Legion zu hören geglaubt hatte. Diese Bemerkung erneuerte meine Hoffnung und verdoppelte meine Kraft. Je länger ich lief, desto rascher lief ich. Ein dicker Nebel begünstigte mich, und endlich, fühlend, daß ich den Wettlauf nicht mehr lange fortsetzen könne, sprang ich am Ende einer kurzen Straße, noch bevor sie meine Verfolger erreicht hatten, und von diesen ungesehen, links ab in ein Haus und ohne Aufenthalt drei Treppen hinauf. Während

ich mit großen, aber leisen Schritten hinunterstieg, hörte ich die Häscher unten vorbei und aus der Straße hinausstürmen. Sie sagten voraus, daß sie, um die Ecke biegend, mich wieder erblicken würden.

Es war mir, als müßte ich, um ganz sicher zu sein, zwischen mir und meinen Verfolgern eine geschlossene Thüre haben, und ich riß die auf, die sich am Ende der dunklen Treppe gerade vor meinen Augen befand.

Ich stand in einer Art von Küchenvorzimmer, oder vielmehr ich flog nur durch, da es mich, wie einen geschleuderten Ball, immer noch weiter trieb, riß eine zweite Thür auf und stand athemlos in einem warm und gemüthlich durchheizten Zimmer und vor einer Frau in schwarzer Kleidung, die vor einem Buche am Tische saß. Sie erhob sich und sah mich erstaunt an. Athemlos, wie ich war, bemühte ich mich vergebens, ihr Erklärungen zu geben und sie treuherzig um ihren Schutz zu bitten. Ich brachte kein Wort hervor. Sie sah mich noch einmal prüfend an, seufzte und gab mir dann mit einer beruhigenden Handbewegung zu verstehen, daß ich mich nicht weiter anstrengen und mich beruhigen solle.

Ich begreife, sagte sie mit zitternder Stimme, und mich an der Hand fassend, fügte sie hinzu: Komm, mein Kind!

Damit führte sie mich in eine zweite, nach rückwärts gelegene Stube mit der Aussicht auf Hof und Garten.

Schnell, sagte sie, indem sie mir die Kappe abnahm und den Rock abzog, schnell die Kleider gewechselt!

Ehe ich mich dessen versah, stak ich in einem Studentenschlafrock. Die Frau stellte sich vor mich hin, betrachtete mich lächelnd und sagte mit einem merkwürdigen Gemisch von Glück und Traurigkeit: Er steht dir, als wäre er für dich gemacht. — Dann, indem sie eine sichtliche Anstrengung machte, sich von gewissen Gedanken loszureißen, fügte sie eilig hinzu: Ich verstecke deine Kleider; du setze dich hierher an den Schreibtisch, lege ein Buch vor dich hin, und wenn sie kommen, so bist du mein Sohn, mein Sohn Wilhelm.

Sie seufzte wieder und ging, um Rock und Kappe zu entfernen, aber in der Thüre wandte sie sich wieder um und fragte: Du studirst Medizin?

Ja, bestätigte ich.

Siehst du wohl, wie ich es errathen habe! lächelte sie wieder mit einem unbeschreiblichen, fast möchte ich sagen, mystischen Ausdrucke, versicherte mich, daß sie mich jetzt erst recht werde zu verbergen und zu vertheidigen wissen, und verließ die Stube.

Nun sah ich mich in meiner Zufluchtsstätte um, und es wurde mir ganz märchenhaft zu Muthe, denn es war, als wäre sie eigens für mich eingerichtet worden, und wie ich im Schlafrock dastand, als ob ich hier seit lange heimisch wäre. Auf einigen Bücherbrettern über dem Pulte standen mehrere medizinische Bücher, die ich selber besaß und die mir vertraut waren; an den Wänden hingen dieselben Porträts beliebter Volksmänner damaliger Zeit und der beliebtesten Professoren der Universität, die auch daheim die Wände meiner Stube schmückten. Wie um definitiven Besitz zu ergreifen, nahm ich eine der Pfeifen, die mit Dreikönigstabak gestopft in einem Winkel standen, steckte sie an und setzte mich rauchend und behaglich in den Strohlehnstuhl vor dem Arbeitstisch. Aus mehreren auf dem Tische liegenden Briefcouverts erkannte ich, daß ich mich in der Stube des mir unbekannten stud. med. Wilhelm Kürenberger und unter dem Schutze der Wittwe Frau Aloisia Kürenberger befand.

Nach dieser Entdeckung fühlte ich mich nicht nur, wie schon vorher, äußerst sicher, sondern noch doppelt behaglich. Die Studentenmütter haben immer einen gewissen esprit de corps und eine ausgesprochene Vorliebe für die Kollegen ihrer Söhne. Dazu kam, daß ich trotz der kurzen Bekanntschaft und der wenigen gewechselten Worte von dieser Frau Kürenberger überzeugt war, daß sie mich im Nothfalle wie eine Löwin ihr Junges vertheidigen, daß sie allen weiblichen Muth und List anwenden würde, um eine drohende Gefahr abzuwenden. Diese Ueberzeugung hatte ich trotz dem räthselhaften Wesen der Frau, das äußerlich eher

unsicher als sicher machen konnte, und sie blieb mir, obwohl dieses Wesen immer räthselhafter wurde. So z. B. war es sonderbar, wie sie wenige Minuten, nachdem ich meine Pfeife angesteckt hatte, auf den Zehen herbeischlich, die Thüre leise öffnete, den Kopf hereinsteckte und mit dem glücklichsten Gesichte lispelte: Du rauchst! Ja, rauche! Rauche viel! — Darauf schloß sie die Augen und athmete mit Lust den Duft des Tabaks ein, und es lagerte sich ein Ausdruck des Glückes über ihr ganzes Gesicht, wie bei einer Person, der altbekannte Düfte alte, liebe Erinnerungen erwecken. So stand sie lange Zeit, aber je länger sie stand, desto mehr wich der Ausdruck des Glückes einer Geberde des Schmerzes, bis ihre Züge ganz von einem Schatten tiefer Schwermuth bedeckt waren. Leise zog sie endlich den Kopf zurück, immer mit geschlossenen Augen, lehnte die Thüre an und verschwand. Darauf wurde es ganz stille.

Erst nach mehr als einer Stunde regte es sich wieder in der Wohnstube neben mir; ich hörte das Klirren und Geklapper von Teller, Messer und Gabel, und wieder nach einigen Minuten den Ruf: Wilhelm, die Suppe steht auf dem Tisch! — Da ich nicht Wilhelm heiße, blieb ich, trotz meines großen Appetites, ruhig auf meinem Platze. Aber der Ruf wiederholte sich und zwar mit einiger Ungeduld im Tone, und da er meinem Zimmer zugekehrt war, sagte ich mir, daß doch ich gemeint sein müsse, warf rasch den Schlafrock ab, fuhr in einen an der Wand hängenden Gehrock und trat in die Wohnstube vor den Tisch. Frau Kürenberger saß bereits davor und deutete auf den Platz ihr gegenüber. Als sie aber sachte die Augen aufschlug und den schwarzen Rock bemerkte, sagte sie etwas verdrießlich: Du kommst doch sonst im Schlafrock zu Tische; warum heute nicht? Geh, hole den Schlafrock! — Ich wußte nicht, was aus all Dem zu machen, aber ich gehorchte unwillkürlich, ging zurück, wechselte mein Kostüm und kehrte im Schlafrock wieder. Meine Wirthin lächelte und gab mir die Suppe und lächelte noch mehr, als sie meinen gewaltigen, durch jenen Wettlauf nur noch gesteigerten Appetit

bemerkte. Als der Teller leer war, machte sie Miene, ihn aufs Neue zu füllen; aber plötzlich hielt sie inne und sagte: Nein, du mußt deinen Hunger sparen; wir haben Dampfnudeln, die du so gerne issest. — Und als die angekündigten Dampfnudeln wirklich kamen, häufte sie mir die Fülle auf meinen Teller, eine solche Fülle, daß ich danken mußte, als sie mir eine zweite Ladung zudachte. — Aber Wilhelm, sagte sie erstaunt, du hast sie ja sonst so gerne gegessen!

Erlauben Sie, Frau Kürenberger, erwiderte ich, ich heiße Paul, nicht Wilhelm, wie Sie mich schon mehrere Male genannt haben.

Sie legte ihre Stirne in Falten und zog die Augenbrauen zusammen. Ein tiefer Schatten von Schmerz und Zorn bedeckte ihr ganzes Gesicht, und mehr zornig als schmerzlich rief sie: Wilhelm heißest du, Wilhelm! Stille! Schweig!

Ich schwieg erschrocken und betrachtete mit einem Gefühl der Unheimlichkeit das Gesicht der armen Frau, das nach und nach milder wurde und mit dem sie, als es endlich den Ausdruck tiefster Trauer angenommen, flehend sagte: Störe mich nicht! Lasse mich dich Wilhelm nennen, so lange du bei mir bist!

Von dem Augenblicke an sprachen wir Beide kein Wort mehr, so lange wir bei Tische waren. Nach vollendeter Mahlzeit sagte sie: Jetzt rauche! — Ich holte meine Pfeife, und sie zeigte auf einen Platz am Fenster, wohin ich mich setzen sollte. Ich gehorchte ihr in Allem und nahm mir vor, so lange ich bei ihr bliebe, sie aus ihrer Täuschung nicht zu wecken, aus einer Täuschung, in die sie sich offenbar hineinreden wollte und die ihr augenscheinlich sehr lieb war. Ich ahnte, daß hinter all Dem ein großer Kummer stecke, der durch einen glücklichen Traum verhüllt werden sollte. In der That wirthschaftete sie, während ich so da saß und rauchte, mit einem ganz heiteren Gesichte in der Stube herum und setzte sich, als der Tisch abgeräumt war, eben so heiter mit ihrer Arbeit mir gegenüber in die Fensternische. Doch sprach sie kein Wort und sah unverwandt auf ihre Arbeit nieder, als ob sie

Angst hätte, durch einen Blick auf mich aus ihren Träumen geweckt zu werden. Ich saß da wie eine Statue, vermied jede Bewegung und hütete mich wohl, sie zu stören, denn, offenherzig gesagt, ich fühlte neben dem Mitleid mit ihrem geheimen Unglück, seit sie mich bei Tische so angefahren, auch einige Angst vor ihr und legte mir im Stillen die Frage vor: ob die gute Frau nicht ein wenig wahnsinnig sei oder etwas der Art. Schien doch die Ausdauer, mit der sie mich Wilhelm nannte und mir vorschrieb, was ich thun und lassen sollte, aus einer fixen Idee zu entspringen. Desto mehr überraschte es mich, als sie nach einiger Zeit, freilich nach sichtbarer Anstrengung und Selbstüberwindung, mit ruhiger Stimme und aufs Wohlwollendste sagte: „Nun erzähle mir! Wer bist du? wie heißt du? Woher kommst du? Wer sind deine Eltern?"

Ganz glücklich, wieder festen Boden unter meinen Füßen zu fühlen, fing ich zu erzählen an und erzählte mit breiter Ausführlichkeit, so viel ich von mir und meiner Familie wußte. Sie hörte mir mit großer Ruhe und Aufmerksamkeit zu, erkundigte sich mit Theilnahme besonders nach meiner Mutter und warf hie und da verständige und einsichtsvolle Bemerkungen, manchmal selbst eine mütterliche Zurechtweisung ein. So verging beinahe der ganze Nachmittag ohne Sonderbarkeit und Unheimlichkeit. Es war mir, als säße ich in Ferien zu Hause bei meiner Mutter, die es auch liebte, wenn ich so bei ihr saß und ihr vorplauderte, und ich fühlte mich ganz behaglich bei Frau Kürenberger und gewann sie in diesen wenigen Stunden, abgesehen von der Dankbarkeit, die ich ihr schuldete, herzlich lieb. Gegen Abend rieth sie mir, eines erwarteten Besuches wegen, mich wieder auf meine Stube zurückzuziehen. Das that ich auch, bis sie mich gegen acht Uhr wieder als „Wilhelm" zum Nachtessen rief. — Schon der Name sagte mir, daß ich jetzt wieder zu einer Figur ihres Traumes geworden, und deutlicher noch sagte es mir, als ich in die Wohnstube eintrat, ihr Gesicht, das alle die ruhige Klarheit des Nachmittags verloren hatte und auf dem es wieder, wie heute

Morgen und wie während des Mittagstisches, gleich einem Schleier lag. In diesem Zustande hielt sie auch die Augen meist niedergeschlagen, sah immer nur auf irgend einen einzigen todten Gegenstand und trat so behutsamen Schrittes auf, als ob sie Jemand zu wecken fürchtete. Dieser Jemand war offenbar sie selber. Während des Nachtessens mußte ich mehrere Male, wenn ich ungeschickterweise nicht schnell genug auf ihre Absichten einging oder etwas Anderes that, als der abwesende, unbekannte Wilhelm, der ich sein sollte, denselben ungeduldigen oder zornigen Blick, wie beim Mittagessen, oder auch manchen schroffen Verweis ertragen.

So — um kurz zu sein — ging es mit beständiger Abwechslung durch die sechs Tage, die ich verborgen unter ihrem Schutze in ihrer Wohnung zubrachte. Bald war sie die ruhige, klare, gute, theilnehmende Frau, die mir mit klugem und mütterlichem Rathe zur Seite stand, bald war sie die räthselhafte Person, deren Grillen ich mit Aengstlichkeit beobachtete, um ihnen genug zu thun und um schmerzhafte Stellen dieser kranken Seele nicht unsanft zu berühren. Nur Das hatte sich in unserem Zusammenleben geändert, daß ich Grund und Art ihres sonderbaren Wesens zu erkennen glaubte, mich demgemäß benahm und so ihrem Zorn, ihrer Ungeduld, die mich erschreckten, ausweichen konnte.

Am sechsten Tage ließ sie mich durch mehrere Stunden allein im Hause. Als sie wieder kam, setzte sie sich zu mir, legte ihre Hand auf die meinige und sagte: Mein Neffe, ein junger Oekonom aus der Gegend von Wieselburg in Ungarn, ist hier. Er kam mit seinem Bauernwagen und brachte Getreide auf den Markt. Morgen geht der Wagen zurück. In der halbbäuerlichen Tracht meines Neffen und mit diesem seinem Passierschein ausgerüstet, wirst du in seinem Wagen morgen früh über die Gränze fahren. Wie die Sachen jetzt stehen, bist du dort in Sicherheit. Die Verhältnisse können sich so ändern, daß du in wenigen Tagen nicht mehr über die Gränze kannst. Also mußt du jetzt schon fort.

Ich werde dich begleiten, um selbst zu sehen, ob du wohlbehalten über die Gränze kommst.

Nach einer Pause fuhr sie fort: Diese wenigen Tage hatte ich glückliche Stunden — ich konnte mir einreden —

Sie unterbrach sich wieder, sah mich mit einem unendlich wehmüthigen Lächeln an und sagte dann: Ich werde es dir nie vergessen!

Ich will hier gleich einschalten, daß mich die gute Frau, die mir so sprechend die Thränen in die Augen trieb, in der That bis an ihr Lebensende nicht vergessen hat. Ich habe nichts von der Noth, von den Entbehrungen so vieler Flüchtlinge gelitten; ich konnte in Zürich meine medizinischen Studien mit Muße fortsetzen und vollenden. Das alles danke ich ihr. Und daß ich jetzt in behaglichen Verhältnissen lebe — auch Das danke ich ihrem Testamente.

Am Morgen des siebenten Tages in aller Frühe trat sie in mein Zimmer und brachte mir die Kleidung, die mich unkenntlich machen sollte. Dann geschah Alles, wie sie es angeordnet hatte. An ihrer Seite fuhr ich in dem Leiterwagen über die Gränze. Im ersten Dorfe angelangt, nahm sie Abschied von mir. Ich konnte sie nicht überreden, wenigstens bis Wieselburg mit mir zu fahren. — Nein, sagte sie, ich kehre jetzt gleich nach Wien zurück, fahre nur durch die Stadt und ruhe nicht eher, als bis ich in Oberösterreich bei deiner Mutter bin, um ihr Alles zu erzählen und ihr zu sagen, daß du in Sicherheit bist. Ich weiß es, wie es thut. Ach, sie haben mir ja meinen Wilhelm erschossen!

Die Brüder Mathieu.

Erstes Kapitel.

Die drei glücklichen Häuser.

Dieselbe Gegend bei Waterloo, welche im Jahre 1815 der Schauplatz des letzten Aktes des großen Drama's gewesen, war zu Anfang der Vierziger Jahre die Szene eines Verbrechens, das, obwohl einfach in seiner Natur, nicht aus gemeinen Beweggründen hervorgegangen und ursprünglich nur einen Mord zum Gegenstand hatte, wie die Gerichtszeitungen aller Länder, man kann sagen leider wöchentlich, von einem solchen zu berichten haben; doch durch die Folgen, die es hatte, durch die zahlreichen Opfer, die es nach und nach in den Abgrund zog, durch die höchst merkwürdigen psychologischen Vorgänge, die in der Folge zum Vorschein kamen, mit zu den bedeutendsten und mehr für den Psychologen als für den Juristen interessanten Ereignissen gehört. Das Drama wird in seinem Verlaufe so traurig, ja mörderisch, daß der Erzähler es für nothwendig hält, die Versicherung von der Wahrhaftigkeit dieser Geschichte vornehin zu stellen; sie ist ihm, kurz nachdem der Vorhang über das letzte Opfer des Trauerspiels gefallen, im Jahre 1847 von Herrn van den Hoven, dem öffentlichen Ankläger von Brüssel, der in dieser Affaire sein Amt verrichtete, mitgetheilt worden. Uebrigens kann sich der Leser leicht selbst überzeugen, wenn er in den

Eine Mutter.

In dem gewissen Jahre, … wisse Leute …
nämlich in dem Jahre 1848, … Studen…
Wien. Wie alle andern … nahm …
wegungen und zuletzt auch …
die k. k. Truppen, die …
dem Falle der Stadt fiel …
Ich hatte mich durch nich…
than, was Tausende von …
war eine unbekannte Gr…
hätte mir eine arge An…
Gefahr zu befürchten, …
aufbewahrt blieb, und i…
doch nicht Tausende u…
Richtplatze hängen und …
Dennoch hielt ich mich …
Stube in der Alservorst…
und ihren Spähern, a…
Verfolgungen und Hin…
sphäre Wiens so unhe…
sehen, die sich aus ni…
tern zusammensetzte.

So waren wohl …
Novembers vergangen, …

Das Eine derselben ist mehr ein Schloß als ein gewöhnliches Haus zu nennen. Es lag am Abhange eines kleinen Hügels und hob sich mit seiner Façade und seinen zwei kleinen Thürmchen, die mehr den adeligen Neigungen des Besitzers als der Nothwendigkeit und der Zweckmäßigkeit ihre Entstehung verdankten, glänzend von dem dunklen Hintergrunde ab, den ein rückwärts über den Hügel hinlaufender Park mit seinen Waldbäumen jeder Art bildete. Vor dem Schlosse lief ein frischer Rasenplatz den sanften Abhang hinab, bis wo er sich mehr und mehr ländlich verlaufend und unmerklich an den Rändern der Fruchtfelder verlor, so daß die Feldraine eine Fortsetzung der Sandwege bildeten, die sich vom Schlosse in die Ebene hinabzogen. Graf Eugene Belport liebte es, hier seine Sommer zu verleben, denn hier war er geboren, und hier erinnerte ihn der Löwe und die ganze Gegend an den merkwürdigsten Tag seines Lebens, an den Tag, an welchem er seine Jugend als Freiwilliger im Heere der Verbündeten mit Ruhm bedeckte.

Graf Belport lebte in den angenehmsten Verhältnissen. Reich und im ganzen Lande wegen einer fleckenlosen, ehrenhaften Vergangenheit geachtet, war er auch einer der würdigen Vertreter seines Volkes, welche die durch die Revolution des Jahres 1830 errungenen Institutionen im Senate ausbauen halfen. Er besaß nicht nur das Vertrauen der höhern besitzenden Klasse, die ihn in den Senat abgeordnet hatte, er war auch der Liebling des Volkes, für das er bei jeder Gelegenheit eintrat, und seiner Nachbarn, die er gerne mit Rath und That unterstützte. Wie mit seiner öffentlichen Stellung, hatte er Ursache, mit seinem häuslichen Glücke zufrieden zu sein. Fünf gesunde und kräftige Kinder umgaben ihn, in denen er mit Glück schon frühzeitig die Keime zu trefflichen Menschen entdeckte, und vorzugsweise war es sein Sohn Alfred, auf den er seine Hoffnung baute. Mit einem kräftigen Charakter verband sich in diesem Knaben ein weiches Gemüth, das sich gerne liebend anschloß, ein instinktmäßiges Erkennen von Gut und Bös, und endlich ein heftiger

ich mit großen, aber leisen Schritten hinaufflog, hörte ich die Häscher unten vorbei und aus der Straße hinauslaufen. Sie setzten voraus, daß sie, um die Ecke biegend, mich wieder erblicken würden.

Es war mir, als müßte ich, um ganz sicher zu sein, zwischen mir und meinen Verfolgern eine geschlossene Thüre haben, und ich riß die auf, die sich am Ende der dritten Treppe gerade vor meinen Augen befand.

Ich stand in einer Art von Küchenvorzimmer, oder vielmehr ich flog nur durch, da es mich, wie einen geschleuderten Ball, immer noch weiter trieb, riß eine zweite Thür auf und stand athemlos in einem warm und gemüthlich durchheizten Zimmer und vor einer Frau in schwarzer Kleidung, die vor einem Buche am Tische saß. Sie erhob sich und sah mich erstaunt an. Athemlos, wie ich war, bemühte ich mich vergebens, ihr Erklärungen zu geben und sie offenherzig um ihren Schutz zu bitten. Ich brachte kein Wort hervor. Sie sah mich noch einmal prüfend an, seufzte und gab mir dann mit einer beruhigenden Handbewegung zu verstehen, daß ich mich nicht weiter anstrengen und mich beruhigen solle.

Ich begreife, sagte sie mit zitternder Stimme, und mich an der Hand fassend, fügte sie hinzu: Komm, mein Kind!

Damit führte sie mich in eine zweite, nach rückwärts gelegene Stube mit der Aussicht auf Hof und Garten.

Schnell, sagte sie, indem sie mir die Kappe abnahm und den Rock abzog, schnell die Kleider gewechselt!

Ehe ich mich dessen versah, stak ich in einem Studentenschlafrock. Die Frau stellte sich vor mich hin, betrachtete mich lächelnd und sagte mit einem merkwürdigen Gemisch von Glück und Traurigkeit: Er steht dir, als wäre er für dich gemacht. — Dann, indem sie eine sichtliche Anstrengung machte, sich von gewissen Gedanken loszureißen, fügte sie eilig hinzu: Ich verstecke deine Kleider; du setze dich hierher an den Schreibtisch, lege ein Buch vor dich hin, und wenn sie kommen, so bist du mein Sohn, mein Sohn Wilhelm.

Sie seufzte wieder und ging, um Rock und Kappe zu entfernen, aber in der Thüre wandte sie sich wieder um und fragte: Du studirst Medizin?

Ja, bestätigte ich.

Siehst du wohl, wie ich es errathen habe! lächelte sie wieder mit einem unbeschreiblichen, fast möchte ich sagen, mystischen Ausdrucke, versicherte mich, daß sie mich jetzt erst recht werde zu verbergen und zu vertheidigen wissen, und verließ die Stube.

Nun sah ich mich in meiner Zufluchtsstätte um, und es wurde mir ganz märchenhaft zu Muthe, denn es war, als wäre sie eigens für mich eingerichtet worden, und wie ich im Schlafrock dastand, als ob ich hier seit lange heimisch wäre. Auf einigen Bücherbrettern über dem Pulte standen mehrere medizinische Bücher, die ich selber besaß und die mir vertraut waren; an den Wänden hingen dieselben Porträts beliebter Volksmänner damaliger Zeit und der beliebtesten Professoren der Universität, die auch daheim die Wände meiner Stube schmückten. Wie um definitiven Besitz zu ergreifen, nahm ich eine der Pfeifen, die mit Dreikönigstabak gestopft in einem Winkel standen, steckte sie an und setzte mich rauchend und behaglich in den Strohlehnstuhl vor dem Arbeitstisch. Aus mehreren auf dem Tische liegenden Briefcouverts erkannte ich, daß ich mich in der Stube des mir unbekannten stud. med. Wilhelm Kürenberger und unter dem Schutze der Wittwe Frau Aloisia Kürenberger befand.

Nach dieser Entdeckung fühlte ich mich nicht nur, wie schon vorher, äußerst sicher, sondern noch doppelt behaglich. Die Studentenmütter haben immer einen gewissen esprit de corps und eine ausgesprochene Vorliebe für die Kollegen ihrer Söhne. Dazu kam, daß ich trotz der kurzen Bekanntschaft und der wenigen gewechselten Worte von dieser Frau Kürenberger überzeugt war, daß sie mich im Nothfalle wie eine Löwin ihr Junges vertheidigen, daß sie allen weiblichen Muth und List anwenden würde, um eine drohende Gefahr abzuwenden. Diese Ueberzeugung hatte ich trotz dem räthselhaften Wesen der Frau, das äußerlich eher

mit Zinsen zurückgab. Jeder, der ihn kannte, mußte zugeben, daß er ein Glück wie diese Liebe verdiente. Schon sein Aeußeres nahm für ihn ein. Eine schlanke, etwas schmächtige Gestalt mit einem edlen, blassen Gesichte, dem man es ansah, daß sein Träger sich sein Leben lang vorzugsweise geistig beschäftigt und daß er vor Allem zu solchen höheren Beschäftigungen berufen sei, flößten sogleich eine mit Achtung gemischte Sympathie ein; das blasse, von schwatzen Haaren eingerahmte Gesicht schien durch ein mildes und bescheidenes Lächeln den geistigen Ausdruck verbergen zu wollen, so wie überhaupt sein stilles Auftreten, seine etwas gebückte Haltung glauben machen konnte, daß er sich all der trefflichen Eigenschaften, die schon sein Aeußeres verrieth, gewissermaßen schämte. Doch hatte er, wie man nach dem eben Gesagten glauben könnte, nichts Gedrücktes; man brauchte bloß wenige Worte mit ihm auszutauschen, um sich zu überzeugen, daß er den Muth seiner Meinung hatte, und er durfte über welche Streitfrage immer nur zu sprechen anfangen, um keinen Zweifel übrig zu lassen, daß er für seine Ueberzeugungen, sei es gegen wen immer, einzutreten verstehe. Die mit ihm lebten, wußten, daß dieser noch so sehr junge Mann bereits unverrückbare Grundsätze hatte, und daß diese Grundsätze nicht bloß in der Theorie bestanden, sondern wirklich und wahrhaftig im Leben bethätigt wurden. Doch gab ihm dieses so weit fertige und in sich abgerundete Wesen nicht im Geringsten einen dogmatisch starren Charakter; bei all diesem Wesen war die Bezeichnung eines bon enfant, wie man ihn in und außer dem Hause nannte, eine treffende.

Aber wir wollen uns nicht lange bei der Schilderung eines Charakters aufhalten, der frühzeitig von der Bühne zu verschwinden bestimmt ist.

Edouard war in der Gegend von Waterloo schon so bekannt, wie irgend ein anderes Glied der Familie Belport. Wenn er seinen Abendspaziergang durch die Felder machte, grüßten ihn die Arbeiter, die heimkehrten, wie einen alten Bekannten, und

wurde er ebenso in den Häusern empfangen, in die er manchmal einkehrte. Er machte diese Spaziergänge meist, während sein Schüler auf einem Pony neben seinem Vater ins Land hineinritt. Edouard pflegte wohl diese Spazierritte mitzumachen, aber während des zweiten Sommers, den er bei Waterloo verbrachte, zog er jene einsamen Fußwanderungen vor, und vielleicht hätte ein Späher, wenn es einen solchen gegeben, herausgefunden, warum er, dem sonst Alfred immer wie ein treues Hündchen folgte, jetzt die Gegend lieber allein durchstreifte und sich freute, wenn er die sonst so geliebte Gesellschaft seines Zöglings entbehrte.

Dem Schlosse des Grafen Belport gegenüber, von diesem durch eine ungefähr eine halbe Stunde lange Entfernung getrennt, lag die Ferme Mathieu. Auf halbem Wege, zwischen dem Schloß und der Ferme, erhebt sich mitten aus Getreidefeldern der Löwe von Waterloo. Dort am Fuße des Monumentes pflegte Edouard mit einem Buche in der Hand auszuruhen. Das war ihm so zur Gewohnheit geworden, daß man fast sicher war, ihn um diese Stunde dort sinnend oder lesend zu finden. Erst wenn die Sonne sich schon den Hügeln zuneigte, machte er sich auf, um weiter nach der Ferme Mathieu zu wandern.

Die Meierei, wenn das Hauptgebäude derselben nicht in einer Menge von Wirthschaftsgebäuden verschwunden wäre, und wenn sie sich mit Thürmchen herausgeputzt hätte wie das Landhaus des Grafen Belport, hätte sich ebenso wie dieses den stolzen Titel eines Schlosses beilegen können; so aber, wie sie war, obwohl massig und aus großen Quadersteinen gebaut und auf einen ziemlich alten Ursprung deutend, verrieth sie doch zu sehr die unmittelbare Beschäftigung mit dem Landbau und den Betrieb desselben durch die Besitzer. Es war nach der Ansicht der ganzen Gegend eine schöne Ferme, eine prachtvolle Ferme, größer als manches Schloß und jedenfalls mehr werth; aber sie ein Schloß zu nennen, wäre keinem noch so liberalen oder aristokratischen Einwohner von Waterloo eingefallen. Daran mag

allerdings der sehr bürgerliche Name ihres Besitzers mit Schuld gewesen sein; denn im Jahre 1840 waren noch nicht so viele belgische Schlösser und ehemals adelige Landhäuser im Besitze von Bürgerlichen, wie heute, und war man noch nicht so sehr an den Gedanken gewöhnt, ehemalige Edelsitze von Bürgerlichen bewohnt zu sehen.

Die Brüder Mathieu gehörten zu den Notabeln der Gegend, und dazu machte sie ihre große Wohlhabenheit, der gute Name ihrer Familie, die seit undenklichen Zeiten hier seßhaft war, und endlich der gute Ruf, dessen sich die jetzigen Besitzer, mit die größten Grundbesitzer der Gegend, erfreuten. Was man an ihnen vorzugsweise rühmte, war die Eintracht, in der die beiden Brüder zusammen auf demselben Besitze lebten. Als Jacques und Denis Mathieu das Gut zugleich mit einem baaren Vermögen von ihrem Vater überkamen, fiel es ihnen nicht einen Augenblick ein, an eine Theilung zu gehen; sie verwalteten Bewegliches und Unbewegliches nach wie vor gemeinschaftlich, und an diesem Verhältnisse wurde nichts geändert, als Jacques sich verheirathete und Kinder bekam. Der jüngere Denis lebte mit ihm weiter, und dieses innige Familienleben schien ihm so sehr zu genügen, daß er an seine eigene Verheirathung gar nicht dachte. So viel war wenigstens gewiß, daß er jetzt schon tief in den Dreißigen stand, ohne sich, so viel man wußte, um die Hand irgend eines Mädchens beworben zu haben. Als sich Jacques verheirathete, prophezeiten die guten Nachbarn, daß es mit dem liebevollen Einverständnisse der Brüder jetzt wohl bald ein Ende nehmen werde: eine Frau bringe ja gewöhnlich solche Veränderungen ins Haus. Zwei Junggesellen könnten leicht ruhig neben einander leben; ein Junggeselle und ein Ehemann, Das sei etwas ganz Anderes. Und warum sollte Denis die Herrschaft im Hause mit Zweien theilen und sich mit einem Drittheile des Einflusses begnügen, da er ein Recht auf die Hälfte habe? Aber es war nichts mit diesen Prophezeiungen der besorgten Nachbarn. Die Frau, die Jacques heimführte, war eine gute Frau und eher geeignet,

die Eintracht zwischen den Brüdern, wenn diese nicht bestanden hätte, herzustellen, als irgendwie zu stören. Die guten Nachbarn schoben die Prophezeiungen hinaus auf die Zeit, da Kinder kommen würden; denn warum sollte der gute Denis mit seiner Arbeit und mit seinem Vermögen eine Familie ernähren, die nicht die seinige war? Aber es war auch mit dieser Prophezeiung nichts. Auch als Kinder da waren, hörte man nichts von Mißverständnissen oder Zwietracht, und Denis erwies sich als eben so vortrefflicher Oheim, als er sich als Bruder und Schwager erwiesen hatte. Die Kinder Jacques' wuchsen heran, Denis wurde älter, man hatte nie von Mißhelligkeiten in der Ferme Mathieu gehört, wohl aber war im Laufe der Zeit die brüderliche Liebe, welche die Beiden verband, nahezu sprüchwörtlich geworden. Seit dem Tode der Madame Mathieu, welcher nach ungefähr zwölfjähriger glücklicher Ehe erfolgte, nannte der Volkswitz die beiden Brüder Mann und Frau, und abgesehen von dem Unglück, eine gute Frau und Mutter verloren zu haben, lebten sämmtliche Einwohner der Ferme Mathieu, die beiden Brüder und die drei Kinder des Aeltern, nachdem die Wunde vernarbt war, ruhig weiter: Denis, der die Rolle, die ihm der Volkswitz auferlegt hatte, bereitwillig annahm, vorzugsweise mit den mutterlosen Kindern seines Bruders, während dieser, der in seiner Jugend studirt hatte, sich mehr der Geschäfte annahm, wenn diese nicht den Landbau, sondern die Verbindung mit Fremden, mit der Stadt oder mit Geschäftsfreunden betraf.

Die Ferme Mathieu ist das zweite glückliche Haus von den dreien, die wir genannt haben.

Edouard richtete, wie gesagt, seine Schritte meistens dahin. Kurz nach seinem Eintritt in das Haus des Grafen hatte er von den Brüdern Mathieu sprechen hören und sie, da die beiden Häuser in Verbindung waren, bald kennen gelernt. Er wurde in der Ferme mit großer Freundlichkeit aufgenommen und kehrte gerne dahin zurück, denn dort trieb sich ein kleines, zartes, kaum fünfzehnjähriges Geschöpf herum, das von dem plumpen großen

Haufen ebensowohl, wie von den derben, vom Sonnenbrand gebräunten Gestalten der Herren und der Knechte auffallend abstach und die Aufmerksamkeit jedes Fremden sogleich auf sich lenken mußte. Es war Marion, die älteste Tochter Jacques Mathieu's, eines jener interessanten schwächlichen Geschöpfe, von denen man sich sagt, daß eine Ueberfülle des Gemüthes oder eine zu frühe Reife des Geistes die körperliche Entwickelung nicht aufkommen lasse. In der That drängte sich bei ihr auf den ersten Blick alles Dasjenige hervor, was das Urtheil nur auf Geist und Charakter lenkt: ein großes blaues Auge, das im ersten Momente schwarz, und sozusagen die Hälfte des Gesichtes, das es ganz beherrschte, einzunehmen schien; eine Stirne, die trotz der Jugend schon von einigen feinen, feststehenden Fältchen durchfurcht war und ihr den Ausdruck ununterbrochenen Nachsinnens gab; zwei feine Lippen, die geschlossen fest auf einander lagen, bei der Rede aber, oder wenn Marion einer sie interessirenden Mittheilung horchte, plötzlich wie zwei Rosenknospen anschwollen. Erst wenn man diese Beobachtungen gemacht und auf gleich regsames Gemüth wie Geist geschlossen, bemerkte man, daß Marion auch äußerlich schön war, eine feine, überaus zarte Gestalt, die schon als solche auch ohne jenen Ausdruck würde gefallen haben. Ein Pädagog und ein Mensch wie Edouard Conscience, der überall das Beste voraussetzte und sich gerne nützlich machte, mußte sich beim Anblick eines solchen Geschöpfes sagen, daß daraus etwas zu machen wäre. Mit Vergnügen bemerkte er, wie sie seinen Reden horchte, die allerdings in Form und Inhalt sehr verschieden waren von den Reden, die sie von ihrer ländlichen Umgebung zu hören gewohnt war. Sie las und lernte Mancherlei, und er hatte Gelegenheit, ihr Rath und Lehre zu geben. Und es machte sich im Laufe weniger Wochen wie von selbst, daß seine freie Abendstunde eine Lehrstunde für Marion und er ihr Lehrer wurde. Doch dauerte dieses Verhältniß nicht lange. Herr Jacques Mathieu erklärte ihm, daß er so viel Gefälligkeit nicht annehmen könne, und daß außerdem eine Bildung, wie Herr

Conscience sie seiner Tochter geben könnte, für seinen und ihren Stand zu viel wäre. Edouard war aufrichtig betrübt; die Stunden waren ihm lieb geworden, und er hatte außerdem bemerkt, daß das Mädchen wegen des plötzlichen Verbotes ihres Vaters nicht minder, ja vielleicht noch mehr betrübt war, als er selbst, obwohl sie in Gegenwart des Vaters, als er jene Abschiedsworte aussprach, das gleichgültigste Gesicht machte. Erst als er im Hofe sich noch einmal umsah, bemerkte er, wie Marion, die am Fenster stand, zwei große Thränen die Wangen herabrollten, und es war ihm, als ob sie ihm ihren Schmerz gar nicht verhehlen wollte. Des Abends theilte er das Vorkommniß der Gräfin Belport mit, welche Marion liebte und ihn aufgemuntert hatte, ihr zu einer Bildung des Geistes zu helfen, die mit ihrem, wie sich die Gräfin ausdrückte, aristokratisch feinen Wesen übereinstimmte. Die Gräfin lächelte zu dieser Mittheilung: „Sie sind zu bescheiden, lieber Edouard," sagte sie, „daß Sie die Worte Herrn Mathieu's, die pure Ausflucht sind, für baare Münze nehmen. Die eigentliche Ursache Ihres Abschiedes ist, daß der besorgte Vater für die Herzensruhe seines Töchterleins fürchtet. So junge Lehrer, wie Sie, lehren so junge Geschöpfe, wie Marion, und noch viel jüngere beim besten Willen noch etwas mehr als Geschichte und Literatur."

Edouard wollte diese Erklärung nicht gelten lassen; er behauptete, Herr Jacques Mathieu betrachte seine Tochter noch zu sehr als Kind, als daß er an Dergleichen denken könnte: „Nein," sagte er, „ich bin überzeugt, daß die Ursache meines Abschiedes von seinem Bruder Denis kommt. Ich bemerkte seit einiger Zeit, daß er mich und meine Besuche mit scheelem Auge betrachtete, überhaupt, daß er mich nicht leiden mag."

„Das ist Einbildung," lachte die Gräfin, „was sollte Denis gegen Sie haben? Man läßt sich," fügte sie lächelnd hinzu, „immer lieber von einem bösen Onkel als vom Vater der Theuern die Thüre weisen, und darum ziehen Sie es vor, sich die Sache so zu erklären."

„Nein! nein!“ erwiderte Edouard kopfschüttelnd, „ich wüßte keine Gründe anzugeben, aber ich bin vom Hasse Denis Mathieu's überzeugt; noch mehr, so oft ich mit ihm in einer Stube bin, überkommt mich ein unheimliches Gefühl, es fröstelt mich, ich habe Ahnungen, mit einem Worte, es ist mir in seiner Nähe nicht wohl.“

Die Gräfin wollte wieder lachen, als Alfred, der während der letzten Worte seines Lehrers eingetreten war, ausrief: „Da haben Sie ganz recht, Edouard, hüten Sie sich vor diesem Menschen! Es ist mir bei dem letzten Besuche, den ich mit Ihnen bei Mathieu machte, aufgefallen, daß Sie Denis nicht so ansieht, wie man Sie ansehen soll.“ — Und seine Stirne in ernste Falten legend, fügte er altklug hinzu: „Ich traue diesem Menschen nicht.“

Indessen schreckte diese Warnung Alfreds und die eigene Ahnung Edouard von ferneren Besuchen der Ferme nicht ab. Nur der Unterricht, nicht die freundschaftlichen Beziehungen waren ihm abgesagt worden. Er hatte ein Recht, wiederzukommen, und so folgte er gerne dem Bedürfniß, es so oft zu thun, als es der Anstand gestattete. Freilich ging er jetzt öfter als sonst an der Ferme vorüber und begnügte er sich, Marion von Ferne zu grüßen. Er bog dann in einem großen Halbkreise um das Ackerland der Brüder Mathieu, das sich breit und üppig vor ihrem Hause ausdehnte, um auf der Landstraße nach dem Schlosse zurückzukehren. Auf diesem Wege kam er dann an dem dritten der Häuser vorbei, von denen wir sagten, daß sie im Jahre 1840 zu Anfange unserer Geschichte von der Zufriedenheit, vom Glücke bewohnt waren.

Dieses Haus im Norden des Schlachtfeldes und in ungefähr gleicher Entfernung vom Schlosse, vom Waterloolöwen und von der Ferme Mathieu gelegen, dieses Haus oder vielmehr dieses Häuschen trug das Aushängeschild des Glückes in Gestalt eines jungen, ewig lachenden Mädchens, das man zu jeder Stunde des Tages am Fenster sehen konnte. Das Haus war die bescheidene,

aber überaus liebliche Wohnung des Steuereinnehmers der Gegend, Monsieur Foulquet, und das ewig lachende Mädchen war seine Tochter, Mademoiselle Cölestine Foulquet. Der alte Steuereinnehmer war, wie Graf Belport, unter dem er als Sergeant-Major gedient hatte, ein Veteran von Waterloo und hatte sich außerdem, trotzdem er nur noch den linken Arm besaß, in der Brüsseler Revolution der Septembertage als tapferer Kämpfer für die belgische Freiheit ausgezeichnet. Dieser seiner Vergangenheit dankte er die Protektion des Grafen Belport und die Rücksicht, die das Ministerium Rogier-Lebeau, ein Kind der Septemberrevolution, für ihn hatte, und beiden zusammen die ruhige und einträgliche Stellung eines Steuereinnehmers des ganzen Kantons von Waterloo. Er miethete das kleine Häuschen mit drei Fenstern Front, welches seine Tochter Cölestine bald so auszuschmücken und mit Schlingpflanzen jeder Art zu umgeben wußte, daß es mehr einem großen, im Gebüsch versteckten Vogelneste, als der prosaischen Wohnung eines prosaischen Steuereinnehmers ähnlich war. Der alte Soldat bildete sich ein, daß er in diesem Hause, von dessen Fenstern aus er das Waterloo-Monument, das er als sein eigenes betrachtete, und den Schauplatz seiner Thaten überblicken konnte, sehr glückliche alte Tage hinspinnen werde. Bald aber fand er, daß der beständige Anblick des Schlachtfeldes ihn zu lebhaft an jene französische Kanonenkugel erinnere, die ihm den rechten Arm weggerissen, und er versicherte hoch und theuer, daß er in Folge dieser beständigen Erinnerung fortwährend denselben Schmerz empfinde, den er damals empfunden, als sein Arm dreißig Schritte weit davon flog, als ihn der Chirurg verband, und als er wochenlang im Brüsseler Hospital im Fieber lag. Er war der Ueberzeugung, daß er dieser Qual auf die Länge erliegen müsse, und er zog es vor, um sich zu retten, nach Brüssel, und in Brüssel alltäglich in die Bierschenke der Rue des Fiancées zurückzukehren, wo er in Gesellschaft altgewohnter Kameraden glückliche Stunden verlebt, verraucht und vertrunken hatte, bevor ihn seine September-

heldenthaten zur Höhe eines königlichen Steuereinnehmers erhoben. Doch war mit seiner Rückkehr nach Brüssel sein Amt nicht aufgegeben. Als seinen Stellvertreter ließ er unter dem Schutze einer alten Tante und der ganzen Bevölkerung von Waterloo seine Tochter Cölestine zurück, welche, im Besitze ihres rechten Armes und einer vortrefflichen Handschrift, doch auch schon während seiner Anwesenheit die Pflichten seines Amtes erfüllt hatte. Er behauptete, damit der Regierung einen Dienst zu erweisen. Das Steuereintreiben sei von jeher eine beim Volke unbeliebte Operation; wenn diese noch dazu von einem alten Soldaten mit braunem Gesichte, großem Schnurrbart und gewohnten Flüchen ausgeführt werde, bekomme diese Operation überflüssiger Weise noch einen brutalen, gewaltsamen Anstrich, der ein freies, konstitutionelles Volk empören und die Regierung unkluger und ungerechter Weise verhaßt machen müsse; wenn aber ein junges, heiteres und schönes Geschöpf, wie seine Cölestine unstreitig eines sei, die Steuern entgegennehme, so bekomme eine an sich nothwendige, aber nichtsdestoweniger unangenehme Sache einen ganz gemüthlichen Charakter, und er leiste der Regierung mit Substituirung eines solchen Substituts betreffs der Stimmung des Kantons Waterloo einen wesentlichen Dienst.

Man muß sagen, daß sich der alte Soldat nicht verrechnete. Es hat wohl nie einen beliebteren Steuereinnehmer gegeben, als Cölestine Foulquet war. Ewig am Fenster an der Landstraße sitzend, mit jedem Vorübergehenden, der dazu Lust hatte, plaudernd, kannte sie alle Welt und war sie aller Welt bekannt, und mehr als bekannt. Diese ewige Heiterkeit, die aus dem von Schlingpflanzen umgebenen Fenster hinter Blumen hervorlachte, mußte selbst Unbekannte für sie einnehmen, die nicht Gelegenheit hatten, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, um wie viel mehr mußte sie auf Jene wirken, denen Cölestine im Vorübergehen ein freundliches Wort zuwarf oder die Hand entgegenstreckte. Trotz ihrer beinahe schutzlosen Einsamkeit und, was mehr ist, trotz ihrer wirklich großen und auffallenden Schönheit wagte sich die

Verleumdung nicht an ihren Ruf, der rein und unbefleckt blieb, wie zutraulich sie auch Jedermann entgegenkam, wie ungezwungen sie sich auch in Wort und Benehmen gehen ließ. Die Verleumdung ahnte wohl, daß Cölestine in der ganzen Bevölkerung der Gegend zahlreiche Vertheidiger gefunden hätte. Ihre beste Vertheidigung aber war das glückliche, muntere Wesen, hinter dem selbst das ärgste Mißtrauen nichts Verwerfliches oder Tadelhaftes zu suchen gewagt hätte. Solche Unbefangenheit konnte nur mit dem reinsten Bewußtsein verbunden sein.

Es gibt unglückliche Mädchen, die sich nicht ein einziges Mal in ihrem Leben selbst die unschuldigste Liebschaft erlauben dürfen, ohne um ihren Ruf zu kommen, während andere vom Schicksal so begünstigt sind, daß sie sich von jedem Vorübergehenden dürfen den Hof machen lassen, ohne dadurch ihren Namen im Geringsten befleckt zu sehen; ja, je größer die Zahl der Anbeter, desto höher steigen die Begünstigten des Schicksals in der Achtung ihrer Umgebung. Man sagt von ihnen: Seht, wie man ihr schmeichelt, wie man ihr schön thut, wie man sie belagert — und doch —. Cölestine war unstreitig von der Zahl dieser Begünstigten. Dazu trug höchst wahrscheinlich die Oeffentlichkeit bei, die sich bei allen Hofmachereien von selbst ergab. Viele ihrer Verehrer kannten nur ihren schönen Blondkopf, ihre wohltönende Stimme, ihre volle Büste, ihren Geist und Witz; von ihrer schlanken und üppigen Gestalt wußten nur Diejenigen, welche sie zufällig einmal in der Kirche oder auf einem ihrer seltenen Spaziergänge gesehen. Man kannte ihr Fenster und die Blumen davor: das Innere ihrer Stube war ein unbekanntes Land, ein unzugängliches Paradies, vor welchem kein Cherub mit flammendem Schwerte, keine Tante mit wüthenden Augen stand, in das aber trotzdem ohne die Erlaubniß Cölestinens kein Anbeter einzudringen gewagt hätte, und es war bekannt, daß sie diese Erlaubniß bis auf den heutigen Tag nicht ertheilt hatte. Jedermann mußte sich damit begnügen, sich von der Landstraße aus mit ihr zu unterhalten; jeder Vorübergehende konnte diese Unter-

haltung belauschen; die höchste Gunst, deren sich ein Freund rühmen konnte, war, daß Cölestine die Arbeit für einen Augenblick ruhen ließ und ihre Hand zwischen den Blumen dem Kommenden oder Gehenden entgegenstreckte.

Schon bevor Herr Jacques Mathieu Edouard Conscience als Lehrer seiner Tochter entlassen, konnte man bemerken, daß ihm diese Gunst von Cölestine öfter als allen andern Bekannten gewährt wurde, und bald hieß es auch, daß zwischen den Beiden ein ziemlich inniges Verhältniß bestehe, und endlich unterlag es, so viel man versicherte, keinem Zweifel, daß die beiden jungen Leute die Sache ernst nehmen. Man hatte nichts dagegen einzuwenden; man zollte selbst dem vorausgesetzten Verhältnisse seinen ganzen Beifall. Warum, fragte man, sollten die Beiden einander nicht lieben? Und mit der gewöhnlichen Logik fügte man hinzu: Sie sind Beide arm, sie passen zu einander. Die Wahrheit an der ganzen Sache war, so viel wir wissen, daß Edouard Anfangs, wenn er von Mathieu's auf dem Umwege nach dem Schlosse zurückkehrte, an dem kleinen Häuschen ganz gleichgültig vorüberging. Das schöne Mädchen im Rahmen des umschlungenen Fensters unter den Dolden und hinter Blumen war auch ihm ein schönes Bild, aber die auffallende, in ihrer vollen und üppigen Jugendblüthe gewissermaßen lärmende Schönheit Cölestinens war nicht der Art, um auf sein Wesen, welches das Stille und Sinnige liebte, irgend welche Anziehungskraft auszuüben. Aber immer wieder vorbeikommend, immer von den ewig freundlichen Augen so angeblickt, als ob sie ihn grüßten, war es ihm, noch ehe er mit Cölestinen ein Wort gewechselt, als ob sie alte Bekannte wären. Unwillkürlich zog er eines Abends seinen Hut, und da war es beinahe zur Nothwendigkeit geworden, daß er auch einmal wie jeder Andere vor dem Fenster stehen blieb. Und nachdem er Dieses einigemal gethan, setzte er seine Besuche mit Vergnügen fort. Das Wohlwollen, das Cölestine der ganzen Welt gegenüber empfand, die Offenheit ihres Charakters, die fortwährend ihre geheimsten Gedanken über die Lippen drängte,

und mit der sie ihn versicherte, wie aufrichtig sie sich seiner Bekanntschaft freue; ein gesunder heller Verstand, und alle die guten Eigenschaften, die mit den genannten gewöhnlich verbunden sind, flößten ihm eine so innige Freundschaft für das Mädchen ein, daß sich bald jenes innige Verhältniß einstellte, welches das Gerede der Nachbarn rechtfertigte. Nur wenige Tage vor jener schon mehrmals erwähnten Abschiedsszene in der Ferme Mathieu, eines Abends, da Edouard, an das Fenster Cölestinens gelehnt, mit dieser zugleich über einen Scherz auflachte, wurde er auf unangenehme Weise durch einen unartikulirten Laut gestört, der plötzlich von der Landstraße her ertönte und der sich, von einer andern Stimme kommend, wiederholte, noch ehe Edouard sich umsehen konnte. Der Ton hatte etwas Widerliches, etwas von verhaltener Wuth, und Edouard sah mit Staunen Denis Mathieu und den Knecht der Ferme, Augustin, die höchst wahrscheinlich eben aus Brüssel vom Markte kamen. Sie standen, ihre großen Stöcke in der Hand, wie zwei Bildsäulen da und starrten das Fenster an; nach einiger Zeit murmelte Denis etwas zwischen den Zähnen, worauf sein Begleiter auch dieses nachahmte, und als gleich darauf der Herr sich in Bewegung setzte, folgte ihm sein Knecht in gleichem Schritte und in gleicher Haltung, die eiserne Spitze des Stockes in den Boden stoßend, den Kopf vorgebückt, Alles wie sein Herr Mathieu, daß es aussah, als ob diesem sein Schatten in aufrechter Stellung folge. Nach ungefähr hundert Schritten sah sich Mathieu um, sofort that es auch sein Begleiter; dann gingen Beide raschen Schrittes vorwärts, bis sie hinter den Vorwerken der Ferme verschwanden.

„Was war Das?" fragte Edouard, indem er sich mit erstauntem Gesichte Cölestine zuwandte.

Cölestine lachte. Anstatt die Frage zu beantworten, rief sie aus: „Sonderbare Leute, diese Mathieu's! Nicht wahr?"

„Diese Szene und das ganze Benehmen des Herrn und des Knechtes hat allerdings etwas Sonderbares," erwiderte Edouard, „aber sonst habe ich nichts an ihnen bemerkt, was mir auffiele."

„Glauben Sie mir,“ sagte Cölestine, „wie eben und rechtschaffen Alles in diesem Hause aussieht, so ist doch etwas Schiefes da, etwas, was nicht so ist wie überall und alle Tage.“

„Sind es nicht brave Leute?“

„Vortreffliche Leute! Sie thun sehr viel Gutes und sind in der ganzen Gegend beliebt, und mit Recht beliebt... und doch...“

„Nun? was haben Sie gegen diese Leute, Cölestine?“ fragte Edouard, erstaunt, sie, die er immer nur mit Wohlwollen von aller Welt hatte sprechen hören, zum Ausspruche eines verwerfenden Urtheils bereit zu sehn. „Ich,“ fügte er hinzu, „habe, seit ich ins Haus komme, nichts Tadelnswerthes bemerkt, und wenn mir Herr Denis Mathieu auch nicht gerade sympathisch ist, so muß ich doch sagen, daß ich ihn sowohl wie seinen Bruder bewundere wegen der Liebe, die sie Beide zu einander . . .“

„Das ist es eben,“ unterbrach ihn Cölestine, „diese brüderliche Liebe, sie ist gewiß höchst ehrenwerth, schön, rührend, Alles, was Sie wollen. Einer würde für den Andern durchs Feuer gehen, durch Dick und Dünn, durch Gut und Bös. Merken Sie wohl, Herr Conscience, ich sage durch Gut und Bös. Glauben Sie mir, das Haus hat etwas Unheimliches, und diese Liebe, die alle Bewohner so wunderbar eigenthümlich verbindet, diese gerade hatte für mich das Unheimliche. Sehen Sie nur diesen Knecht, den Augustin! Er ist der Milchbruder Denis', und er hängt an dem Hause gerade so, wie die Brüder aneinander hängen. Dem Jüngern folgt er wie ein Hund, ahmt ihn in Allem und Jedem nach, empfindet Alles, was er empfindet, und würde sich für ihn in Stücke hauen lassen.“

„Das ist Alles ganz hübsch,“ sagte Edouard in einem Tone, der ein Verweis für den Ton des Vorwurfs sein sollte, in dem Cölestine so eben gesprochen.

„Allerdings ist das ganz hübsch,“ sagte sie zugebend, „aber ich kann nichts dafür, daß es mir doch nicht ganz gefällt und daß mir die Sache so vorkommt, als ob da irgend ein Zauber dahinter stecke.“

Edouard lächelte. Er erlaubte Cölestinen einigen Aberglauben, er fragte nur noch: „Und Marion?"

„Marion ist ein Engel," rief Cölestine, „aber doch auch ein Geschöpf, von dem ich nicht glaube, daß sein Leben so einfach dahinfließen werde, wie das Leben anderer ordentlicher Leute. Sie macht mir den Eindruck, als müßte sie einmal in irgend einem großen Ereigniß zu Grunde gehen, verbrennen wie ein zartes Reis, das in eine Flamme geworfen wird."

„Sie sprechen ja ganz poetisch," lächelte Edouard, „und prophetisch obendrein; da Sie Alles wissen, so sagen Sie mir auch, was die Szene bedeutete, die wir eben erlebten, dieses gewisse Gewieher von Herrn und Knecht, diese starren Blicke, kurz Das alles zusammen?"

Cölestine lachte laut auf, „Das errathen Sie nicht?" rief sie lachend, „Das war Eifersucht, die simpelste Eifersucht."

„Eifersucht?" sagte Edouard erstaunt.

„Ihr Staunen," sagte Cölestine mit komischem Zorn, „ist beleidigend und benimmt mir jede Hoffnung, die ich auf Ihre Liebe gebaut habe; aber ich will Ihnen verzeihen, denn Sie sind ein Gelehrter und ein Träumer, und als solcher sehen und hören und wissen Sie nichts von Allem, was um Sie herum vorgeht, selbst wenn es Ihre eigene Person, Ihr höchstes Glück betrifft. So erfahren Sie denn von mir, was jedes Kind in und um Waterloo weiß, daß wir Zwei uns leidenschaftlich lieben und daß wir einander heirathen, sobald nur Herr Graf Belport eine gute und einträgliche Stellung für Sie gefunden. Ist es nun nicht natürlich, daß Denis Mathieu eifersüchtig ist? Seit zwei Jahren hat er die beste Absicht, mir den Hof zu machen, und kommt immer nicht dazu. Da fällt so ein kleiner Gelehrter ohne Gut und Habe vom Himmel, ist liebenswürdig und droht, ohne die geringste Liebeserklärung, ihm mein Herz vor der Nase wegzuschnappen. Muß ihn Das nicht sehr unglücklich machen, den armen Denis?" Und ernsthafter fügte sie hinzu: „In der That ist der Mann unglücklich, glauben Sie mir es. Er hat ein Herz

voll Leidenschaften, und diese lodern nur so wilder in ihm, als er in seinem Leben nicht den Muth hatte, irgend eines seiner Gefühle oder eine seiner Leidenschaften in Wort oder That zu äußern. Er ist einer jener Unglücklichen, die sich selbst verzehren und eher zu Grunde gehen, bevor sie ein Wort sprechen, das sie mit Leichtigkeit retten könnte. Wer spricht nicht mit mir?“ fuhr Cölestine, wieder in ihren heitern Ton fallend, fort. „Wer hält sich nicht an meinem Fenster auf? wer macht mir nicht den Hof? und weiß Gott, man kann nicht sagen, daß ich es den Leuten schwer mache, — nur Louis Mathieu hält sich seit einem Jahre fern von mir, richtet kein Wort an mich, ja sieht mich kaum an, und Das ist mir ein Beweis, daß er mir etwas zu sagen hat.“

Wer Louis Mathieu an jenem Abend gefolgt wäre, hätte sich überzeugt, wie sehr Cölestine in allen Stücken Recht hatte. Während sein Begleiter in den Weinkeller ging, eilte er mit großen Schritten über den Hof und die Treppe hinauf in seine Stube. Herr Jacques Mathieu sah ihn so von der unteren Wohnstube über den Hof eilen und war erstaunt, ihn, gegen seine Gewohnheit, nicht eintreten und ohne Gruß so am Fenster vorübereilen zu sehen.

„Was mag er haben?“ sagte Jacques, zu Marien gewendet, mit der er allein im Zimmer war, und während er sich umwandte, um nach einigem Nachdenken zu seinem Bruder hinaufzugehen, hörten sie über sich einen dumpfen Schall wie vom Falle eines schweren Körpers; es erzitterte die Decke über ihren Köpfen. Jacques Mathieu fuhr erschrocken zusammen, war aber gleich darauf mit wenigen Sätzen die steinerne Treppe hinaufgeeilt und in das Zimmer seines Bruders gestürzt. Marion folgte ihm, blieb aber auf dem Flur des ersten Stockwerks stehen, da sie die beiden Brüder sprechen hörte. Und sie wollte wieder die Treppe hinabsteigen, da sie sich gleich nach den ersten gehörten Worten sagte, daß das Gespräch von Vater und Onkel nicht für sie war, als sie den Namen Edouard von dem Letztern mit Wuth und Grimm rufen hörte. Sie blieb stehen und blickte durch die Thüre,

welche der Hut Denis', der an der innern Seite der Schwelle lag, halb offen erhielt. Sie sah ihren Onkel ausgestreckt auf dem Boden liegen, wie er mit der Stirne den Estrich schlug und den Bemühungen seines Bruders, der ihn aufzureißen suchte, widerstand.

Plötzlich richtete Denis Mathieu sich auf und rief: „Deine Schuld, Jacques, deine Schuld! Du bist an meinem Unglück schuld, du wolltest, ich solle heirathen. Nun habe ich meine Gedanken auf dieses Mädchen gerichtet, nun habe ich es mir in den Kopf gesetzt, sie zu heirathen, und du weißt, daß ich nicht mehr los kann, wo ich mich einmal anklammere. Das zehrt an mir ... Das frißt mich auf, und wenn ich sie nicht haben kann, schneide ich mir den Hals ab."

Jacques beugte sich zu ihm hinab und wollte ihm Trost zusprechen, aber Denis ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Kein leeres Gerede!" rief er grimmig, „der Student, der Gelehrte ... freilich, der kann die Worte besser setzen als ich, es ist Alles richtig zwischen ihnen, ich habe es selbst gesehen. O; könnte ich ihn mit diesen Händen erwürgen." — Jacques Mathieu blickte um sich, und als er die Thüre offen sah, schob er mit dem Fuße den Hut bei Seite und drückte sie leise zu. Marion hörte und sah nichts mehr, sie drückte beide Hände vor die Augen und ging wie eine Nachtwandlerin die Treppe hinab.

Seit jenem Abend, wenn Marion den Hofmeister des Grafen Belport vom Hause fort- oder am Hause vorübergehen und den Weg nach des Steuereinnehmers Häuschen einschlagen sah, rief sie jedesmal den Onkel und wies stumm nach dem Wege. Denis schlich dann durch Hecken und über die Fußwege, zwischen den Kornfeldern nach der Richtung, die ihm Marion angedeutet hatte.

So viel wissen wir vom Stande der Dinge und von den Beziehungen der drei Häuser zu einander im Sommer des Jahres 1840.

Zweites Kapitel.

Das Verbrechen.

Am Abend eines der ersten Julitage desselben Jahres trat in die Gaststube des größten Hotels zu Waterloo ein Reisender, den man sogleich als einen der hundert Söhne Altenglands erkennen mußte, welche alljährlich den Schauplatz jenes Sieges besuchen, den sie nur Britannien und dem eisernen Herzog zuschreiben. Er blieb eine Zeit lang an der Schwelle des Speisesaales stehen und musterte einen Tisch nach dem andern, bis er sich nach langer Ueberlegung an dem entferntesten niederließ, in einem Winkel, in dem er sich am Einsamsten fühlen konnte und dessen Einsamkeit er noch zu erhöhen suchte, indem er dem Saal den Rücken kehrte. Der Kellner reichte ihm die Speisekarte. Nachdem er diese lang studirt, fragte er nach der Bedeutung jedes einzelnen Wortes, und nachdem dieses geschehen, verlangte er ein Beefsteak. Nach vollendeter Mahlzeit, ungefähr eine Stunde nach seinem Eintritte ins Gasthaus, rief er den Kellner abermals und murmelte ihm wieder nach langer Ueberlegung nur die Worte zu: „Das Monument von Waterloo."

„Ja, Sir," sagte der Kellner mit einer Verbeugung, „das Monument von Waterloo ist etwas über eine englische Meile von hier entfernt."

„O, eine englische Meile," murmelte wieder der Reisende.

„Man kann Ihnen," fuhr der Kellner fort, „morgen den Weg dahin zeigen; Sie wünschen es gewiß zu sehen."

„O," erwiderte aufs Neue der Engländer. Der Kellner stand noch einige Zeit und wollte sich, da jener kein Wort mehr sagte, wieder entfernen, als der Engländer vor sich hinmurmelte: „hab' es so eben gesehen." Der Kellner verneigte sich wieder, um zu gehen, als der Engländer sich plötzlich ihm zuwandte und fragte: „Liegt dort immer eine Leiche?"

„Eine Leiche?“ Der Kellner erstaunte wieder, nicht wissend, was er aus der Frage machen solle, oder ob er da eines der verrückten Exemplare jener Nation vor sich habe.

„Ja, eine Leiche,“ sagte der Engländer mit größerem Nachdruck.

„Ob immer eine Leiche bei dem Waterloo-Monumente liege?“ wiederholte der Kellner und fügte hinzu: „Sie meinen wohl, ob man dort noch Todtengebeine findet? Jetzt ist Das seltener der Fall, aber sonst stieß man allerdings mit dem Pfluge auf allen diesen Feldern der Gegend sehr oft auf menschliche Knochen.“

„Nein,“ sagte der Engländer mit der früheren Ruhe, „ich frage, ob dort bei dem Löwen immer ein todter Mann liegt?“

Der Kellner war wieder erstaunt, sah sein Individuum etwas besorgt an und sagte dann mit einer Stimme voll Entschiedenheit: „Nein, Sir, es liegt nie ein todter Mann bei dem Löwen-Monument, niemals.“

„Niemals?“ fragte der Engländer, entrüstet über die Entschiedenheit des Kellners, wieder und setzte mit größerer Lebhaftigkeit hinzu: „Jetzt, gerade jetzt liegt ein frischer todter Mann dort.“

Dann, als ob er sich seiner Lebhaftigkeit schämte, wandte sich der Engländer wieder dem Tische zu und fing an, in seinem Reisehandbuche zu blättern. Der Kellner zuckte die Achsel und ging, um dem Gastwirth über den sonderbaren Reisenden und seine Worte Bericht zu erstatten; einige Gäste, die das Gespräch mit angehört hatten, umgaben ihn und bestürmten ihn mit Fragen. Da man aus seinen Antworten ebenso wenig klug werden konnte, als er es aus den Worten des Engländers geworden war, forderte man den Gastwirth auf, den Reisenden noch einmal zu befragen. Dieser erschien eben in der Thüre der Gaststube, um sich nach seinem Schlafzimmer zu begeben, der Gastwirth bat ihn, doch zu erklären, was er vorhin gemeint habe. „All right!“ sagte der Engländer, „dort liegt ein Todter noch ganz von Blut bedeckt,“ und so sprechend ging er auf die Treppe los und hinauf in seine Stube.

„Ein Todter beim Löwen," wiederholte man da und dort, in und vor dem Hause, und bald sammelte sich ein Volksgedränge vor der Thüre, und Jeder fragte, und Jeder wollte etwas Näheres wissen, und Niemand konnte Auskunft geben. Die Worte: „Ein Todter beim Waterloo-Monumente," verbreiteten sich mit außerordentlicher Schnelligkeit durch die Gruppen, welche vor allen Thüren der Hauptstraße Waterloo's saßen, um nach dem heißen Tage die frische Nachtluft einzuathmen. Und nach kaum einer Viertelstunde strömte eine unendliche Menge aus den Straßen Waterloo's, aus Männern, Weibern und Kindern bestehend, lärmend, schreiend, nach der Gegend des Löwen-Monumentes. Die Menge schwoll immer mehr an, da die Rufe: „Ein Todter beim Löwen." immer neue Neugierige anwarben. Es war wohl die große Mehrheit der Bewohner Waterloo's, welche da hinausdrängte. An der Ferme Mathieu, an der man vorüber mußte, angekommen, rief man auch da hinein: „Ein Todter am Monumente!" Augustin stand am Hofthore mit den Händen in den Taschen und regte sich nicht, als die ersten Neugierigen mit dem Rufe an ihm vorbeikamen. Da aber der Strom immer dichter und der Ruf öfter wiederholt wurde, stieß er seine Hände tiefer in die Taschen und stürzte sich, indem er vor sich hinmurmelte: „Ich gehe mit," mitten in das Gedränge.

Die Menge war so groß, daß sie die Raine und Feldpfade nicht fassen konnten; rücksichtslos in ihrem Eifer und in ihrer Ungeduld, stürzte sie über die Felder hin, und nach einigen Minuten lagen die hohen Saaten geknickt, zertreten, zerstampft darnieder, als ob die wilde Jagd darüber gegangen wäre. Ein breiter Weg zog sich jetzt zwischen den hohen Aehren wie zwischen zwei Mauern in gerader Linie von der Ferme Mathieu bis zum Löwen-Monument. Dort angekommen, riefen die ersten Vorläufer der Menge: „Es ist wahr, da liegt Einer todt!" Eine Minute darauf war das Gedränge so groß und drückte Alles nach der Leiche hin, die Jeder sehen wollte, daß es den Ersten, die sie umgaben, schwer wurde, sie zu schützen oder sie so zu legen, daß

man das Gesicht erkennen konnte. Dieses war in das Gras gedrückt, welches rings um den Kopf ebenso wie die langen Haare des Opfers in Blut getaucht war. Dem ersten Lärm folgte, als man sich überzeugt hatte, daß hier wirklich ein Todter war, das Schweigen des Schreckens, und während dieser Zeit wurde es einigen Männern auch möglich, den Todten aufzuheben und ihn bis an die Stufen des Waterloo-Monumentes zu tragen. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und in der ersten Eile hatte Niemand in dieser Menge daran gedacht, eine Laterne, ein Licht, welcher Art immer, mitzubringen, so daß die Vordersten, welche die Leiche umstanden, den dringenden Fragen nach der Person des Todten, die fortwährend aus den hinteren Reihen erschollen, nicht antworten konnten. Endlich brachten einige Männer mit Hülfe ihrer Feuerzeuge eine Beleuchtung zu Stande, die zwar kurz war, aber doch lange genug, um das bleiche Gesicht des Todten erkennen zu lassen. „Herr Conscience aus dem Schlosse! der Hofmeister des Grafen Belport!" so lautete der Entsetzensruf, der sich jetzt vom Monumente aus durch die ganze große Menge verbreitete. Bald darauf wußte man auch, daß der Unglückliche eine tiefe Wunde am Halse hatte, und daß sein Kopf an mehreren Stellen gespalten war. Die Neugierde, und was sonst bei solchen Gelegenheiten die Menge bewegt, war verschwunden und machte dem unmittelbaren Mitleide Platz. Alle Welt hatte den jungen, schönen Mann gekannt, alle Welt ihn geliebt. Ein Schrei aufrichtigen Schmerzes erhob sich aus dieser Menge und scholl durch die Nacht über die Ebene hin und wiederholte sich, so oft neue Berichte über das Aussehen des Todten, über die Grausamkeit, mit der er offenbar getödtet worden, in die Menge gelangten. Die Kinder, die mit herausgekommen waren und weniger das Entsetzliche der That begriffen, als das Schreckliche dieses Lärmens und Gewirres empfanden, brachen vor Angst in Weinen aus, und ihnen folgten die Weiber und Mädchen. Indessen diskutirten die Männer, die die Leiche umgaben, was mit dieser anzufangen. Die Einen meinten, man

müsse sie hier liegen lassen, ja sogar sie auf dieselbe Stelle und gerade so hinlegen, wo und wie sie da gelegen habe, um der Justiz die Nachforschungen und die Entdeckung des Mörders zu erleichtern. Die Andern meinten, es sei unmenschlich, den armen Herrn Conscience so auf freiem Felde liegen zu lassen, und man solle ihn nach dem Schlosse des Grafen Belport tragen, oder wenigstens die Nachricht von dem traurigen Ereignisse dahin schicken und anfragen lassen, was mit der armen Leiche anzufangen sei.

Aber diese Verhandlungen zeigten sich bald als überflüssig, das Geschrei war durch die Nacht bis in das Schloß gedrungen. Alfred, der auf der Terrasse saß und seinen Lehrer erwartete, verwundert, daß er heut so lange ausbleibe, fuhr erschrocken auf, als er die ersten Rufe und den ersten dumpfen Lärm vom Löwen-Monumente her vernahm. Als sich dieser Lärm wiederholte und vermehrte, rief er durch die offenen Fenster in das Schloß: „Beim Monumente ist ein Unglück geschehen," und lief dann selbst den Abhang hinunter, dem Lärm entgegen. Mit unwiderstehlicher Gewalt drang er durch die Menge, und wie eine Bildsäule stand er plötzlich vor der Leiche, die, mit dem Gesichte dem hellen Mondlichte, das indessen aufgegangen war, zugewandt, ihm noch milde, aber schmerzlich zuzulächeln schien. Keines Wortes fähig und keiner Bewegung, stand er da, während es rings um ihn murmelte: „Das ist der junge Graf, das ist der Schüler des Todten!" Mit einem Male sank er auf die Leiche nieder und lag ohnmächtig, selber wie eine Leiche, auf der Brust seines geliebten Lehrers. Die Nächststehenden glaubten, daß sie ihn im Fall den Namen Mathieu hätten aussprechen hören.

Man mußte den Knaben zu seinen Eltern zurückbringen, und da verstand es sich jetzt von selbst, daß man auch die Leiche ins Schloß tragen müsse. Ein tüchtiger Arbeiter nahm den bewußtlosen Alfred in seine Arme; Andere hoben Conscience auf ihre Schultern, und so setzte sich der traurige Zug in Bewegung,

und ihm folgte die ganze Menge, die so lärmend gekommen war, schweigend durch die stille Nacht. Auf halbem Wege kam ihnen Graf Belport mit mehreren Knechten entgegen. Der Platz, auf welchem die Leiche gefunden worden, war wieder verlassen, bald verhallte der letzte Lärm in der Nähe des Schlosses.

Aber so ganz verlassen war die Umgegend des Monumentes doch nicht. Als der letzte Laut auch aus der Ferne nicht mehr vernehmbar war, bewegten sich plötzlich die Aehren eines Feldes, an dem vorhin die Menge vorbei getobt war, und hervor schlich ein altes Mütterlein, gebeugt, in ärmlicher Kleidung, zitternd und ängstlich. Sie sah scheu um sich, wankte über die zertretenen Halme dorthin, wo die Leiche gelegen hatte, sank daselbst in unmittelbarer Nähe der Blutspuren auf die Knie, erhob beide Hände zum Himmel, und murmelte kaum vernehmbar und doch inbrünstig: „Heiland der Welt und du allerheiligste Jungfrau Maria, Mutter Gottes, seid gnädig und gewähret mir die Gnade des Schweigens, daß ich nicht mit Willen und ohne Willen das Schreckliche verrathe, das ich gesehen habe. Verzeih, o lieber Heiland, daß ich schweige, wo ich sprechen sollte; vergib, daß ich nicht als Anklägerin auftrete gegen Diejenigen, die mir Gutes erzeigt;" — dann zu dem Blute, welches vor ihren Knieen die Gräser färbte, niedergebeugt, murmelte sie weiter: „Und du, unschuldig vergossenes Blut, das zum Himmel aufschreit um Rache und Gerechtigkeit, vergib, daß ich dir Rache und Gerechtigkeit nicht verschaffe, vergib deinen Schuldigen, wie der Herr dir vergeben möge deine Schuld. Amen."

Sie erhob sich und schwankte dem Flecken entgegen. Es war schon Mitternacht, als sie dort ankam. Trotzdem schellte sie noch an der Thüre des Kirchendieners, und bevor dieser öffnete, zog sie ein kleines Beutelchen aus ihrer Tasche und leerte den ganzen Inhalt in die hohle Hand. So wartete sie, bis er, verschlafen und verdrießlich fragend, wer da sei, am Fenster erschien. Sie streckte ihm die Hand mit dem Gelde entgegen und sagte: „Hier, Meister Meßner, meine ganze Ersparniß, drei Franken und fünf-

undsiebenzig Centimen, nimm sie und ziehe sogleich das Todtenglöcklein zum Heile einer armen Seele."

Wenige Minuten darauf erschien der Kirchendiener vor dem Hause und öffnete die Kirchenthüre, die kaum drei Schritte von seinem Hause entfernt war. Die Alte schlüpfte ihm nach, und während das Todtenglöcklein durch die Nacht erschallte, lag sie in der dunklen Kirche vor dem Altar auf den Knieen und betete für den Ermordeten — vielleicht auch für die Mörder.

Drittes Kapitel.

Die Blutspuren.

Da wir bloß die Hauptbegebenheiten dieser merkwürdigen Geschichte, so weit sie nach Außen bekannt worden, erzählen wollen und nur sie erzählen können, wenn wir nicht aus einem bloßen Berichte einen Roman machen sollen, so können wir auch nichts Näheres über die Vorgänge in den Gemüthern der Schloßbewohner und in Andern mittheilen. Was die gräfliche Familie bei dem Verluste eines so theuren Mitgliedes gefühlt, kann sich Jedermann vorstellen, und daß das glückliche Haus durch das blutige Ereigniß in eine Wohnung der Trauer verwandelt wurde, läßt sich denken — einer doppelten Trauer, da Alfred sich in einem Zustande befand, der die höchste Besorgniß erregte. Aus seiner Ohnmacht erwacht, verfiel er in ein heftiges Fieber, in dem er die schrecklichsten Gesichte und Erscheinungen hatte. Verließ ihn das Fieber für Momente, so war es, als ob es nur einem noch viel traurigern Zustande, dem tiefsten Schmerze, Platz machen wollte. Im Orte selbst war die Aufregung groß. Seit Jahren war daselbst kein Verbrechen vorgekommen, und nunmehr trat eines mitten in das friedliche Leben, und zwar ein Verbrechen, das eine beliebte Persönlichkeit vernichtete und in

das Glück einer ebenso beliebten Familie eingriff. Den ganzen folgenden Tag sah man in den Straßen und auf den Feldern Gruppen, die das Ereigniß diskutirten und Vermuthungen über die Thäter und die Ursachen der That aufstellten. Man war beinahe einig darin, daß die That ein gemeiner Raubmord, wenn nicht ein unglückseliges Mißverständniß sein müsse. Denn wer in der ganzen Gegend sollte gegen den guten, liebenswürdigen Herrn Conscience etwas gehabt haben? Wer konnte ihn hassen? Wen hat er je beleidigt? Nur irgend ein verzweifelter, fremder Strolch konnte die That gethan haben, um sich des wenigen Geldes in seiner Tasche oder seiner Uhr zu bemächtigen. Oder war die That auf Jemand Andern abgezielt, und der Mörder hat in der Dunkelheit den armen Conscience fälschlich für diesen Andern gehalten? Aber war es auch gewiß, daß Herr Conscience im Dunkeln ermordet worden? Der Engländer fand ihn allerdings, als die Nacht schon hereingebrochen war — doch kannte man die Gewohnheiten des Ermordeten und wußte, daß er das Löwen-Monument meist vor Sonnenuntergang oder höchstens mit Sonnenuntergang zu verlassen pflegte. Auch fand man sein Buch „Bacons Essays," das er an diesem Tage mitgenommen hatte, in der Nähe des Monumentes aufgeschlagen, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn er bis zum Einbruch der Dunkelheit gelesen hätte. Er würde es dann, wenn er nicht mehr lesen konnte, zugeschlagen haben. Alle diese Fragen und Räthsel trugen nur zur Erhöhung der Aufregung bei. Es ist natürlich, daß die Justiz sich der Sache sofort bemächtigte. Schon mit frühem Morgen erschienen ihre Vertreter auf dem Schauplatze der That, aber die genauesten Durchforschungen der Oertlichkeit führten zu keinem Ergebniß. Die große Menge, die Abends vorher sich da zusammengedrängt, hatte alle Spuren verwischt. Das Getreide, die Gräser, die Feldwege, sie zeigten alle nur die Spuren der Hunderte von Füßen, die sich da herumgetrieben. Im Gedränge wurden Manche bis in die Blutlache geschoben, und ihre Füße verbreiteten dann Blutspuren nach allen Seiten.

Die Justiz erkannte, daß sie von der Oertlichkeit der That am Wenigsten lernen könne. Sie begab sich in das Schloß und mit ihr der Arzt, der die Wunden untersuchen sollte. Das ärztliche Erkenntniß ergab, daß die Wunde am Halse vermittelst eines gewöhnlichen Taschenmessers, wie es alle Männer des Volkes in Brabant und Flandern zu tragen pflegen, beigebracht worden. Die Wunden am Kopfe rührten offenbar von gewaltigen Schlägen mit dicken Knitteln her. Der Schädel war zersplittert, und die Zahl der Schläge, die er empfangen, nicht zu ermitteln. Das Eine schien klar, daß die That nicht von Einem, sondern von Zweien oder Mehreren begangen worden, da die Wunden von verschiedenen Seiten und so zahlreich beigebracht waren. Ob Einer oder Mehrere die That begangen — so viel schien am Abend dieses Tages gewiß, daß es ein Raubmord gewesen; denn, obwohl sich in den Taschen des Ermordeten eine kleine Baarschaft vorfand, so fehlte doch die Uhr sammt Kette, die ihm Graf Belport letztes Neujahr zum Geschenke gemacht hatte.

Im Schlosse machte man Vorbereitungen zum Begräbniß, und die ganze Angelegenheit schien auf diesem Standpunkte stehen bleiben zu wollen. Die Autoritäten Waterloo's schickten reitende Gendarmen nach allen Seiten aus, um verdächtiges, fremdes Volk, dem sie etwa begegnen würden, zu beobachten, und Mittheilungen an sämmtliche Aemter in der Umgegend, die zugleich zu ähnlichen Beobachtungen aufforderten.

Am Abend selben Tages kam in Waterloo der Procureur des Königs aus Brüssel an. Er benützte den Rest des Tages, um noch den Engländer und andere Zeugen, die gestern auf dem Schauplatz gewesen, zu verhören und dem Grafen Belport einen Besuch zu machen. Die Oertlichkeit der That selbst zu untersuchen, war für heute zu spät. In die Stadt zurückgekehrt, erfuhr er von den Agenten, die ihm von Brüssel aus gefolgt waren, daß man hie und da in der Bevölkerung den Namen Mathieu nenne, obwohl Niemand die Ursache angeben könne, warum dieser Name in der Affaire mitgenannt werde. Es war

in der That eigenthümlich, wie dieser Name oft ohne Zusammenhang in die Geschichte gemischt wurde. Niemand war sich der eigentlichen Ursache dieser Erscheinung bewußt, die doch allem Anscheine nach daher kam, daß Alfred im Momente, da ihn die Ohnmacht überfiel, diesen Namen aussprach und daß er von der Umgebung wiederholt wurde. Trotzdem nun dieser Name, man wußte nicht, wie und warum, im Munde des Publikums fortwährend mit dem Verbrechen in Verbindung gebracht wurde, fiel es doch Niemand ein, das Verbrechen selbst zu irgend einem Träger dieses Namens in Beziehung zu setzen: Das verhinderte die hohe Respektabilität der Familie.

Anders war es mit Herrn van den Hoven, dem königlichen Procureur aus Brüssel. Diesem, der aus der Fremde kam, war der Name Mathieu so fremd und gleichgültig, wie jeder andere Name irgend eines Bewohners von Waterloo. Er hatte kein Vorurtheil zu Gunsten oder Ungunsten desselben; er hörte ihn nur bei dieser Gelegenheit nennen, und er vergaß ihn nicht. Als er am andern Morgen in Begleitung des Maire von Waterloo, des Friedensrichters und des andern Beamten- und Agentenpersonals den Schauplatz des Verbrechens besuchte, fragte er den Maire zuerst nach den Bewohnern verschiedener Häuser, die er von seinem Standpunkte aus sehen konnte. „Wer bewohnt jenes kleine Häuschen dort, uns gerade gegenüber?“

„Des Steuereinnehmers Tochter, Mademoiselle Foulquet,“ erwiderte der Maire.

„Welche Art Person ist Mademoiselle Foulquet?“

„Ein sehr achtungswerthes, schönes junges Mädchen.“ So sprechend, blickte der Maire mit größerer Aufmerksamkeit und angestrengtem Auge nach dem Häuschen hinüber. „Tiens! Tiens!“ rief er dann verwundert, „eine große Veränderung! ihre Fensterläden sind geschlossen, und sie selbst ist unsichtbar.“

„Hat Das etwas Auffallendes?“ fragte der Procureur.

„Allerdings,“ erwiderte der Maire, „denn Das ist noch nicht vorgekommen, seit Mademoiselle Foulquet das Haus bewohnt.

Sie sitzt sonst den ganzen Tag am Fenster und plaudert mit jedem Vorübergehenden, der sie oder den sie anhören will."

„Sie irren, Herr Maire," verbesserte der Friedensrichter, „auch gestern war das Häuschen schon geschlossen und Cölestine unsichtbar."

„Also ungefähr seitdem das Verbrechen geschehen," bemerkte Herr van den Hoven. „Stand Fräulein Foulquet denn in irgend welcher Beziehung zu dem ermordeten Herrn Conscience?"

„Wenn das Gerücht wahr erzählte," antwortete wieder der Friedensrichter, „so stand Mademoiselle Foulquet zu Herrn Conscience allerdings in ziemlich intimen Beziehungen. Man sagte, daß sie beinahe im Verhältniß von Verlobten zu einander standen."

„Gut! ... und dort in jener Ferme? wer wohnt dort?" fragte der Procureur weiter.

„Die Brüder Mathieu, zwei der angesehensten und achtbarsten Männer des Kantons," nahm wieder der Maire das Wort.

Der Procureur schien nur den Namen gehört zu haben. Prüfend betrachtete er den zerstampften und von geknickten Halmen bedeckten Weg, der zur Ferme Mathieu führte; dann gab er Befehl, daß das zertretene Getreide, welches auf den Feldweg herabgedrückt wurde und ihn bedeckte, entfernt und der Feldweg so viel als möglich in den Zustand zurückversetzt wurde, in dem er sich am vorgestrigen Tage, bevor ihn die Volksmasse so zugerichtet, befunden hatte.

Sofort machten sich die Agenten und mehrere Leute aus dem Volke, die als Zuschauer die Magistratspersonen umstanden, an die Arbeit. Während die Einen die Halme entfernten, prüften einige Agenten den Erdgrund des Weges, und zwar mit der Anstrengung und dem Eifer von Spürhunden, obwohl Maire und Friedensrichter während der ganzen Zeit den Procureur von der Nutzlosigkeit der Arbeit zu überzeugen suchten. Der Maire zählte ihm die vielen guten Eigenschaften der Brüder Mathieu und die vielen Wohlthaten auf, welche die Armen der ganzen Gegend so

zu sagen alltäglich von ihnen erfahren, und war eben daran, auch ihre exemplarische brüderliche Liebe zu erwähnen, als einer der Agenten auf dem Boden knieend ausrief: „Eine Blutspur!" Der Procureur eilte auf die Stelle zu, während Maire und Friedensrichter einander erstaunt ansahen. Doch faßte sich der Erstere, näherte sich der Blutspur, die sich in der That auf einem Steine des Weges deutlich genug zeigte, und erklärte dem Procureur, daß diese wie die andern Blutspuren rings um das Monument von den in das Blut des Unglücklichen getauchten Sohlen herkommen müsse.

„Möglich," sagte der Procureur.

„Nicht möglich," behauptete rasch der Agent, der die Blutspur gefunden hatte, „das Blut befindet sich unter den Halmen, die darauf niedergetreten wurden, während die Halme selbst nicht im Geringsten vom Blute bedeckt sind. Als man die Halme niedertrat, mußte das Blut schon auf dem Steine gewesen sein, und zwar in getrocknetem Zustande."

„Die Halme können auch später niedergedrückt worden sein," erklärte der Maire, „nachdem das Volk mit den blutigen Füßen über diesen Weg gelaufen."

„Das ist nicht wahrscheinlich," entgegnete der Agent; „denn das Volk verlief sich von der Blutlache aus nicht nach der Seite der Ferme, sondern nach der entgegengesetzten des Schlosses, da es der Leiche folgte."

Während dieser Diskussion hatte ein anderer Agent einige Schritte weiter eine zweite und bald eine dritte der ersten ganz ähnliche Blutspur entdeckt. Man arbeitete mit größerem Eifer weiter, und siehe da, die Blutspuren führten geraden Weges an den Eingang des Hofes der Ferme Mathieu. Die Magistratspersonen, die ihnen gefolgt waren in dem Maße, als sie auf deckt wurden, kamen so bis an das Thor der Ferme Mathi Procureur und Agenten ließen ihre Blicke über den [illegible] schweifen, aber ohne Erfolg, die Blutspur[illegible] schwunden. Trotzdem trat Herr van de[illegible]

Gefolge in den Hof und war eben im Begriffe, in das Haus zu gehen, als ihm Herr Jacques Mathieu entgegenkam und ihn nach höflicher Begrüßung fragte, was ihm zu Diensten stehe?

„Wir kamen," antwortete der Procureur, nachdem er sich genannt hatte, „unwillkürlich über die Schwelle Ihrer Wohnung, Herr Mathieu, denn eine Blutspur führte uns geraden Weges vom Orte des Verbrechens hieher. Können Sie mir vielleicht eine Erklärung dieses Umstandes geben?"

„Herr Procureur," erwiderte der so Angeredete mit Stolz, „ich bin Jacques Mathieu, und dieses hier ist mein Haus."

„Herr Mathieu," sprach wieder der Procureur im verbindlichsten Tone, „ich frage Sie nur meiner Pflicht gemäß, ob Sie mir diesen höchst auffallenden Umstand erklären können?"

„Ich kann es nicht!" antwortete Jacques Mathieu mit Nachdruck. Alles sah nach jener Seite, und Augustin, der Pferdsknecht, trat hervor und sagte: „Herr Procureur und Sie, meine Herren, wenn Sie mir folgen wollen, bin ich gerne bereit, Ihnen die Fortsetzung der Blutspuren zu zeigen. Es thut mir leid, daß ich gestern das Pflaster des Hofes gewaschen und Sie so um das Vergnügen gebracht habe, selber bis an das Ende derselben vorzudringen."

So sprechend, wandte er sich dem Pferdestall zu, und die Andern folgten ihm. Er that zwei Schritte über die Schwelle, und auf einen großen Blutfleck am Stallpflaster zeigend, sagte er: „Hier, meine Herren, sehen Sie die Fortsetzung jener Blutspuren."

„Und woher kommt dieß Blut?" fragte Herr van den Hoven. Augustin faßte den Hinterfuß eines Pferdes, das unmittelbar an diesem Flecke stand, hob ihn in die Höhe, und einen Verband ablösend, zeigte er auf eine kleine Wunde: „Diesem Roß haben wir vor wenigen Tagen, wie man Das in der heißen Zeit zu thun pflegt, zur Ader gelassen; vorgestern habe ich mit diesem Pferde auf dem Felde rechts vom Monumente gearbeitet. Bei der Heimkehr auf dem steinigen Feldwege ist der Verband abgefallen, hat sich die Wunde wieder geöffnet, und daher die Blutspuren,

die Sie noch gestern Morgen bis in diesen Stall herein hätten verfolgen können.“ So sprechend, ließ der Knecht den Fuß los, gab dem Pferde einen Stoß und ging achselzuckend aus dem Stalle. Maire und Friedensrichter waren durch diese Lösung offenbar wie von einem Alpdrücken befreit und sichtbar erzürnt, daß der Procureur trotz der genügenden Erklärung eine Haussuchung anordnete.

Um kurz zu sein, wollen wir nur sagen, daß man, wie es alle Anwesenden, Bewohner oder Beamte von Waterloo, nicht anders erwarteten, im ganzen Hause und in allen Nebengebäuden nichts fand, das auf die Brüder Mathieu oder irgend einen ihres Gesindes auch nur den Schatten eines Verdachtes hätte werfen können. Ein trauriger Anblick aber wurde den Magistratspersonen nicht erspart. In einer der Stuben lag Marion mit geschlossenen Augen und unverkennbar sehr krank. An ihrem Bette saß Denis Mathieu gebeugt, wie von einem unendlichen Schmerze niedergedrückt, die Hände vor beide Augen gepreßt. Er bewegte sich nicht, er that auch die Hände nicht von den Augen, als die Magistratspersonen eintraten. Das Krankenbett des jungen Mädchens achtend, zogen sich diese rasch wieder zurück. Draußen im Hofe konnte der Friedensrichter nicht umhin, Herrn van den Hoven an das schmerzerfüllte Aussehen Denis' zu erinnern: „Sie haben,“ sagte er, „da ein kleines Beispiel, wie die Mitglieder dieser Familie aneinander hängen. So verzweifelt haben Sie, Herr Procureur, wohl noch keinen Onkel am Krankenbette seiner Nichte sitzen sehen. Die Mathieu's sind auch in der ganzen Gegend ihres ungewöhnlich starken Familiengefühls wegen berühmt. Solche Menschen,“ fügte der Friedensrichter mit einem Tone leisen Vorwurfs hinzu, „solche Menschen sind selten Verbrecher, und ich fürchte, daß es die hiesige Bevölke Justiz lange nicht vergeben wird, das Haus Mathieu einen Augenblick lang verdächtigt zu ha

Die Magistrate hatten das Haus oben in der Stube Marion in ihr

öffnete und sagte: „Ich weiß sehr wohl, wer die Männer waren, die eben durchs Haus gingen und in diese Stube blickten. Es sind die Sendboten der göttlichen Gerechtigkeit! Sie suchen nach den Mördern Dessen, den ich geliebt habe und der mich geliebt hat. Ja, ja, Onkel Denis, mich hat er geliebt! Mich, wisse es!“ rief sie mit einer Stimme voll Kraft, die man bei diesem blassen, kranken, erschöpften Aussehen nicht für möglich gehalten hätte und die deßhalb desto unheimlicher klang. Denis fuhr zusammen und saß zusammengekauert da wie ein Knäuel. Sie hatte die Worte: „Mich hat er geliebt!“ seit der ersten Nachricht von der Ermordung Edouards wohl schon zehnmal, so oft sie aus ihrem halb bewußtlosen Zustande erwachte, ausgesprochen; sie machten jedesmal die gleiche, niederschmetternde Wirkung auf Denis. Jetzt aber streckte sie noch den Arm aus und rief gebieterisch: „Fort, Onkel Denis, fort von meinem Bette!“ Er stand auf und schwankte, immer die Hände vor dem Gesichte, aus der Stube.

Viertes Kapitel.

Das einfache Kreuz.

Als die Nacht wieder einbrach, erhob sich an der Stelle des Verbrechens ein kunstloses Kreuz, ungefähr wie es die ersten Missionäre in den Wildnissen mögen aufgerichtet haben; ein einfacher Stab, der das Getreide der Felder ringsumher etwas überragte und an den nicht ferne der Spitze der kleine Querstab mit einer einfachen Schnur befestigt war. Niemand sah es errichten, und Niemand konnte sagen, von wem es errichtet worden; aber warum sollen wir nicht annehmen dürfen, daß die fromme Seele, jene Alte, die an dieser Stelle gebetet und die mit ihren wenigen Pfennigen das Todtenglöcklein bezahlte, auch diese fromme That gethan?

Um Mitternacht wurde dieses Kreuz der Mittelpunkt einer eigenthümlichen Versammlung. An seinem Fuße lag eine weiße, kleine, schmächtige Gestalt, die wenige Minuten vorher gleich einem Geiste von der Ferme Mathieu hierhergehuscht war. Ungefähr um dieselbe Zeit kam, langsamern Schrittes und gesenkten Hauptes, Cölestine von ihrem Hause herbei. Als sie aus den Kornfeldern heraustrat und die Gestalt am Fuße des Kreuzes liegen sah, fuhr sie einen Schritt zurück, lispelte „Marion“ und blieb ruhig hinter den hohen Aehren stehen. Traurig betrachtete sie das arme Kind, das regungslos am Kreuze lag und dessen Fuß umklammerte. Nur wenn manchmal Marions Leib wie in Krämpfen zuckte, seufzte die Lauschende leise auf.

Bald bewegte sich auch etwas vom Schlosse her. Cölestine erkannte im Mondscheine eine höhere und eine kleinere Gestalt, die sich bald deutlicher als die Grafen Belport, Vater und Sohn, erkennen ließen. Cölestine schlich an Marion vorüber und stellte sich an das Ende des Raines, über den die Beiden daherkamen, wo dieser auf den Platz des Kreuzes mündete. Als sie sich näherten, machte sie ihnen ein Zeichen des Schweigens, und als sie dem Zeichen folgend leise hervortraten, deutete sie auf Marion und lispelte dem Grafen ins Ohr: „Es ist Marion Mathieu. Sie hat Herrn Conscience geliebt — Herr Conscience hat auch sie geliebt.“

Alfred vernahm auch die Worte, die nur für das Ohr des Vaters bestimmt waren. Die Hände in einander gelegt, sah er durch Thränen auf das Kreuz und auf die Gestalt, die wie vernichtet an dessen Fuße lag, nieder; dann wandte er sich und eilte einige Schritte zurück in den Gang zwischen den Feldern, und wenn Marion nicht so tief in ihr Elend versunken gewesen wäre, sie hätte ihn ebenso wie seinen Vater und wie Cölestine schluchzen hören.

Cölestine nahm den Grafen am Arm und führte i[illegible] desselben Weges zurück. Fern genug vom Kreuz

gedämpfte Stimme dort nicht gehört werden konnte, sagte sie zum Grafen: „Herr Graf, Sie haben das unglückliche Geschöpf gesehen. Marion ist rein wie ein Engel, und doch gibt es heute auf Erden vielleicht kein elenderes Wesen als sie. Herr Graf, was Sie immer denken, welchen Verdacht Sie immer haben mögen, sprechen Sie Ihre Gedanken nicht aus, haben Sie Erbarmen mit dem Kinde, das den Todten geliebt hat. Ueberlassen Sie die Rache dem unsichtbaren Richter und rufen Sie nicht die irdischen Gerichte an. Machen Sie Marion nicht zur Nichte oder vielleicht zur Tochter eines Hingerichteten."

Der Graf sah Cölestinen ins Gesicht und erschrak über den Ernst, ja die unendliche Trauer, die es bedeckte. Cölestine war in diesen zwei Tagen um Jahre gealtert. Sie bemerkte den Schrecken, den ihr Anblick dem Grafen einflößte, und schmerzlich lächelnd sagte sie: „Ja, Herr Graf, ich habe auch viel verloren, vielleicht so viel als Sie und Alfred. Doch werde ich schweigen — und ich bin die Einzige, die mit furchtbarer Anklage auftreten könnte. Niemand kennt die Gründe dieser That, Niemand als ich und die Thäter. Aber da ich trotzdem schweigen werde, so lassen auch Sie von Verfolgung ab um Marion willen." Der Graf streichelte gerührt ihren Scheitel: „Du bist ein gutes Mädchen," sagte er. „Du wirst jetzt sehr einsam sein, komm zu uns ins Haus, wo du mit Trauernden trauern kannst." Cölestine schüttelte den Kopf. „Mein Platz," sagte sie, „ist nun dort bei dieser. Gehen Sie jetzt, Herr Graf, und lassen Sie mich mit Marion allein, daß ich sie aufrichte und nach Hause bringe." Der Graf gehorchte, und nach einiger Zeit sah er von einer kleinen Anhöhe, wie die beiden Mädchen, die Eine auf die Andere gestützt, der Ferme Mathieu entgegen gingen.

Cölestinens Barmherzigkeit und ihre Bitten schienen vergebens, obwohl der Graf aus Rücksicht für das unschuldige Kind darauf eingegangen war. In dieser selben Stunde war der Verhaftsbefehl, lautend auf die beiden Brüder Mathieu und den Pferdeknecht Augustin Feldmans, bereits unterzeichnet. Der königs

liche Procureur, als er des Morgens in die Stadt zurückkehrte, sprach seine Absicht, die Genannten verhaften zu lassen, gegen Maire und Friedensrichter unverhohlen aus. Die Beiden zeigten sich darüber im höchsten Grade entrüstet, und ihre Entrüstung theilte sich bald dem ganzen Orte mit, der in wahrhafte Aufregung gerieth. Es bildeten sich überall Gruppen, man diskutirte, man wagte selbst Ausfälle gegen die Justiz. Es werde sich, hieß es, die Unschuld der Brüder Mathieu unfehlbar herausstellen. Aber der Schandfleck, einmal auf solchen Verdacht hin verhaftet gewesen zu sein, werde doch immer am Namen der ehrenvollen Männer haften. Man begriff nicht, wie der königliche Procureur nur auf den Gedanken kommen konnte, solche Männer zu verdächtigen. Die Sache sei klar, die abhanden gekommene Uhr sei ein sprechender Beweis, daß der Mord ein Raubmord sei, und einen Raubmord werde man doch den reichen und ehrenwerthen Mathieu nicht in die Schuhe schieben wollen? Und wenn nicht dieses, welches andere Motiv zur That sollten sie gehabt haben? Der Procureur sah die Aufregung, wurde schwankend und gab endlich die Idee der augenblicklichen Verhaftung auf. Cölestine wurde noch vorgeladen, und da sie beim Verhöre aus ihrer Liebe für den Todten kein Hehl machte, ihrer Klage freien Lauf ließ, aber doch nicht das Geringste äußerte, was eine Anklage begründen konnte, so entschloß sich der Procureur, sich mit den in solchem Falle gebotenen polizeilichen Vorsichtsmaßregeln und Instruktionen zu begnügen und die Sache für jetzt, ehe nicht andere Anzeichen hinzukommen, auf sich beruhen zu lassen und noch diesen Abend nach Brüssel zurückzukehren.

Der Engländer war von den Autoritäten ersucht worden, seine Abreise bis zur Beendigung wenigstens der Voruntersuchungen aufzuschieben. Er zeigte sich bereitwillig; um aber die Zeit in Waterloo auf eine ihm angenehme Weise zu verbringen, holte er aus seinem Reisegepäcke die Angel[illegible] hervor, wanderte vor den Flecken hinaus und blie[illegible]

Wasser, dem er begegnete, regungslos sitzen. Es war dieß ein Kanal, wie Belgien ihrer so viele besitzt. Vor einer der Schleusen, an der sich ein weites, ruhiges Bassin ausbreitete, konnte man ihn die zwei Tage in jener starren Ruhe sitzen sehen, die man bei dieser Beschäftigung in allen Ländern Europa's an seinen Landsleuten bewundert. Selbst das Essen mußte ihm aus dem Gasthause hinausgeschickt werden, damit sein Vergnügen keine Unterbrechung leide. Erst nach Sonnenuntergang des ersten Tages kehrte er in die Stadt und ins Gasthaus zurück; am zweiten Tage kam er etwas früher, und dießmal von einer großen Menge Volkes begleitet, das ihn nicht ins Gasthaus, sondern vor die Wohnung des Maire, in welcher der Procureur abgestiegen war, drängte. An seiner Schulter hoch aufgerichtet trug er die Stange, und am Ende der Leine, die um die Stange verwickelt war, am Angelhaken selbst, hing ein Gegenstand, der nicht ein Fisch sein mußte, da ein Fisch an der Angel schwerlich so große Aufmerksamkeit erregt, so großen Aufruhr hervorgebracht und so viele deutende Finger auf sich gelenkt hätte. An der Angel hing eine goldene Taschenuhr mit Kette und Siegel, und als man diese vor dem Hause des Maire von der Angel loslöste, sah man, daß in das Siegel die beiden Buchstaben E. C. eingravirt waren. Der Engländer hatte diese Uhr anstatt eines Fisches aus dem Kanal gezogen. Kein Zweifel mehr, daß jener Mord kein Raubmord gewesen, daß dem Unglücklichen seine Uhr nur genommen worden, um das Verbrechen zu einem Raubmorde zu stempeln und den Verdacht abzulenken. Diese Ueberzeugung stand in der Menge fest, bevor sie vor der Mairie angekommen. Wie sollte sie der Procureur nicht zur seinigen machen, da er das Siegel mit den Anfangsbuchstaben des Namens Edouard Conscience in Händen hielt; Maire und Friedensrichter wagten keinen Widerspruch mehr, als er den Verhaftsbefehl unterzeichnete.

Als Marion, von Cölestine geführt, an der Ferme Mathieu anlangte, jagte eben ein großer, schwarzer, geschlossener Wagen

dahin. Rechts und links am Schlage des Wagens galoppirten zwei berittene Gendarmen. Marion erhob bei diesem Anblick beide Arme gen Himmel und sank dann bewußtlos auf den Boden hin. Cölestine hob sie auf und trug sie wie ein Kind auf den Armen ins Haus.

Fünftes Kapitel.

Veränderungen.

Man erzählte, daß, als die drei Verhafteten in den Wagen stiegen, Augustin, der Pferdeknecht, das Gesinde, welches sich im Hofe versammelt hatte, angeredet habe. Er forderte die Knechte und Mägde auf, nichts in der Wirthschaft zu vernachlässigen, das Vieh gut zu versorgen und die Ernte zu einem guten Ende zu bringen, dann sagte er: „Eure beiden Herren werden bald wieder zurückkehren, Das verspreche ich euch, wenn auch vielleicht ohne mich."

Aber Tage vergingen, und die Brüder Mathieu kehrten nicht zurück, auch schienen die Worte Augustins auf das Gesinde keinen großen Eindruck gemacht zu haben. Viele der Knechte und Mägde verliefen sich, weil sie in dem Hause nicht mehr dienen wollten, und andere Diener waren in dem Momente schwer aufzutreiben. Ein alter Vetter, der herbeigekommen war, um die Interessen der abwesenden Brüder wahrzunehmen, und der auch vom Gerichte als ihr Vertreter in der Verwaltung des Gutes anerkannt wurde, war nicht im Stande, das Wesen so, wie es bisher geschehen, fortzuführen. Er sah sich gezwungen, einen Theil des Viehstandes zu verkaufen, überhaupt Alles zu thun, was Arbeitskräfte ersparte, da es an diesen immer mehr [illegible] Die Ernte kam heran, auf allen Feldern regte sich die [illegible] Betriebsamkeit, nur auf denen der Mathieu's [illegible] Frucht konnte erst spät, viele nur verdorben [illegible]

Der Leser ersieht daraus, wie rasch sich die öffentliche Meinung seit Auffindung der Taschenuhr Edouards und seit der Verhaftung gegen die Mathieu gewendet hatte. Selbst das alte, massive Haus hatte jetzt, so redete man sich ein, ein unheimliches Aussehen. Man ging nicht gerne daran vorüber, man machte einen Umweg, um ihm auszuweichen. Es sah in der That auch anders aus als ehemals; das rege, arbeitsame Leben war aus diesen Räumen verschwunden, und sie blickten um so einsamer und so öder, je weitläufiger sie waren. Sonst schollen um diese Zeit die Rhythmen unzähliger Dreschflegel aus den Scheuern und klangen auf den abgemähten Feldern rings um die Maierei die großen und kleinen Glocken der Rinder- und Schafheerden. Jetzt hörte man den traurigen Takt höchstens zweier Drescher und irrten auf den Feldern die kleinen Ueberreste der Heerde zerstreut umher. Es war in der That, als wäre ein Fluch auf dieses Haus herabgefallen; das Schöne, das Mitleideinflößende, das es beherbergte, war unsichtbar. In einer Seitenstube des ersten Stockwerkes wohnten wie zwei trauernde Wittwen oder wie Anachoretinnen Marion und Cölestine.

Aber nicht nur hier hatte sich Vieles verändert, auch das kleine Häuschen gewährte jetzt einen andern Anblick. Das grüne Fenster war zwar wieder geöffnet, aber anstatt des lesenden schönen Mädchenkopfes sah jetzt das braune, schnurrbärtige Gesicht des alten Veteranen, den Cölestine aus Brüssel herbeigerufen hatte, daß er sein Amt selbst übernehme, verdrießlich und gelangweilt über die Ebene hin, und anstatt des holden Geplauders und des frischen Gelächters, das sonst hier herausscholl, stiegen jetzt Rauchwolken aus der Thonpfeife des Invaliden auf.

Im Schlosse beeilte man sich, gleich nach dem Begräbnisse Edouards, dem Rathe des Arztes folgend, welcher für Alfred eine rasche Veränderung zuträglich hielt, aufzubrechen und früher als sonst in die Stadt zurückzukehren. Die grauen Jalousien waren verschlossen; die Wetterfahnen auf den Thürmchen schrillten im Winde, der über die Stoppelfelder fuhr, und sämmtliche drei

Häuser, die wir Eingangs dieser Erzählung als die glücklichen bezeichneten, blickten jedes in anderer Art, das eine gespenstisch, das andere verdrießlich, das dritte traurig, auf das einfache Kreuz, welches jetzt, da die hohen Saaten gefallen waren, hoch, einsam und mager aus der Ebene hervorragte und im Herbstwinde zitterte.

Plötzlich verbreitete sich durch Waterloo die Nachricht, daß sich Augustin, der Pferdeknecht, im Gefängnisse erhängt habe. Er hatte Tags vorher ausgesagt, daß er allerdings Edouard Conscience ermordet und zwar nur, um sich in den Besitz seiner schönen Uhr zu setzen, obwohl er diese nach der That aus Furcht, daß sie ihn verrathen könne, in den Kanal geworfen.

Kein Mensch in Waterloo glaubte dieser Aussage; man kannte das Verhältniß des Pferdeknechtes zu den Brüdern Mathieu zu genau, um ihr Glauben zu schenken; man wußte, daß Augustin, wenn er Lust nach einer solchen Uhr verspürte, es nur seinem Herrn sagen durfte; man wußte, daß es nur von ihm abhing, daß er als Knecht bei den Pferden im Stalle, und nicht mit seinen Milchbrüdern wie ein Bruder im Hause lebte. Namentlich Denis Mathieu versagte ihm nichts, der an ihm hing, wie er selbst an Denis. Man wußte ferner, daß Augustin im Stande war, für Denis sein Leben hinzugeben. Man wußte Das von der Brüsseler Revolution her, welche Beide als junge Leute unter dem Zuzug vom Lande her mitmachten. Augustin stürzte sich damals mitten in einen Haufen holländischer Soldaten, um Denis, der von ihnen umgeben war, mit außerordentlicher Tapferkeit herauszuhauen, und stellte sich mitten im Kugelregen immer vor ihn, um ihn mit seinem Leibe zu decken. Daß er sich nun für den Mörder Edouards ausgab, daß er für eine That eintrat, zu der man keine Gründe finden konnte, galt den Einwohnern Waterloo's für einen Beweis, daß Denis der Mörder war. Aber die Advokaten der Brüder Mathieu schienen in Brüssel, wo man Personen und Verhältnisse nicht kannte, den Tod Augustins gut benützt zu haben, und bald darauf [illegible] wieder in ihrer Ferme, entlassen wegen Mangels

In der Nacht traten sie leise in ihr Haus, und erst am andern Morgen merkte der Rest des Gesindes, daß die Herren wieder da waren. Jacques Mathieu ging schweigend durch das Haus, durch Stallungen und Scheunen, betrachtete den Verfall des Hauswesens, ohne zu fragen, ohne irgend eine Bemerkung zu machen. Anders war es mit Denis. Dieser schien im Gefängniß sein ganzes Wesen verändert zu haben. Er trat lärmend auf, redete Jedermann an und erzürnte sich sofort mit dem Vetter, der das Gut indessen verwaltet hatte, als mit einem nachlässigen Bevollmächtigten. Er wollte nichts von Entschuldigungen hören, schrie und sprach laut, als ob er die Aufmerksamkeit des ganzen Gesindes und der Nachbarschaft auf seine Anwesenheit lenken wollte. Ebenso wie er mit dem Einen böse, war er mit dem Andern ungewöhnlich freundlich; er that, was er früher nie gethan hatte, er scherzte und lachte laut und machte selbst einige Spässe über das Gefängniß.

Aehnlich benahmen sich die Brüder den Kindern gegenüber. Jacques Mathieu setzte sich an den Frühstücktisch und ließ, wie ehemals, die Kinder herabrufen; als die beiden jüngeren eintraten, schloß er sie schweigend in seine Arme, als aber Marion, die erst durch den Diener von der Anwesenheit des Vaters erfuhr, zur Thüre hereinschwankte, erhob er erschrocken die eine Hand, während er sich mit der andern an seinem Stuhle festhielt. Marion sah in der That schlecht genug aus, um einen heimkehrenden Vater zu erschrecken, und das Gemisch von Freude und Angst, das sich bei ihrem Eintreten auf ihrem blassen Gesichte malte und das sich auch in einem krampfhaften Zittern des ganzen Körpers ausdrückte, erhöhte noch das Krankhafte und Bemitleidenswerthe der ganzen rührenden Erscheinung. Ihre Wangen waren eingefallen, und ihre dunklen Augen erschienen in dem abgemagerten Gesichte noch größer als ehemals. Jacques war unfähig, ihr einen Schritt entgegen zu thun, und als sie an seine Brust sank, drückte er einen Kuß auf ihren Scheitel, der in demselben Augenblicke von Thränen überschwemmt war.

Dann setzte er sie neben sich und hielt ihre Hand in der seinigen, ohne daß Vater und Kinder ein Wort gesprochen hätten. Erst als Denis eintrat, wurde es lebendiger. Er küßte die Kinder mit einer stürmischen Hast, auch Marion, bei der er that, als ob er ihr Sträuben gegen seine Umarmung nicht bemerkte, indem er ihr, während er sie auf die Stirne küßte, wie unwillkürlich beide Arme, die ihn abwehren wollten, herabdrückte. Er sprach viel und scherzte mit den Kindern, was diese, an Dergleichen von ihm nicht gewohnt, mit Staunen aufnahmen, indem sie einander mit großen Augen ansahen. Sein hastiges Wesen, mit dem er Dieß und Jenes angriff, die Beweglichkeit, die ihm sonst so sehr abgegangen war, und von Zeit zu Zeit ein lautes Gelächter, das er bald über das Geringfügigste, bald ohne alle Ursache erschallen ließ, erfüllte sie sichtbar mit großer Angst, und dieß um so mehr, als dieses Benehmen so sehr von der Schweigsamkeit und Trauer des Vaters abstach. Es schien übrigens auch Denis am Familientische nicht wohl zu sein, und es war, als ob er die erste Gelegenheit, sich zu erheben, ergriffe, als er aufsprang, um einem Knechte, den er im Hof erblickte, etwas zu sagen.

Draußen angekommen, vergaß er den Knecht und starrte einer Person nach, die eben mit einem Bündel unter dem Arm an der Hofmauer vorsichtig dahinschlüpfte, als ob sie von dem Zimmer aus, in dem gefrühstückt wurde, auf ihrer Flucht nicht bemerkt werden wollte. Es war Cölestine. Als sie plötzlich Denis Mathieu in ihrer Nähe und sich von ihm bemerkt sah, hielt sie einen Augenblick inne, wie unfähig, ihre Flucht fortzusetzen. Denis schien eben so unfähig, sie zu verfolgen; aber als sich Cölestine doch aufraffte und plötzlich weiter eilte, erwachte er aus seiner Erstarrung und flog ihr eben so rasch nach, als sie von ihm eilte. Er gab seine Verfolgung nicht auf, bis er an der Thüre des kleinen Häuschens stand, auf deren Schwelle Cölestine hochaufathmend inne hielt.

„Warum fliehen Sie so vor mir, Mademoiselle Cölestine?

fragte er mit einem Muthe, den er einem weiblichen Geschöpfe gegenüber sonst nie gezeigt hatte.

Cölestine antwortete nicht, und er fuhr fort: „Ich habe Ihnen etwas zu sagen, was ich seit mehr als einem Jahre auf dem Herzen habe."

Cölestine wandte sich, um in das Innere des Hauses zu gehen.

„Bleiben Sie," rief er wieder dringender als vorher, „das Gericht hat uns ja freigelassen — ich bin kein Mörder."

In demselben Augenblicke fiel die Thüre zu und wurde von innen ein Riegel vorgeschoben, und gleich darauf öffnete sich das Fenster und erschien hinter den verwelkten Blumen das braune Gesicht des alten Veteranen, das mit zusammengezogenen Augenbrauen düster auf Denis Mathieu und dann von ihm auf das ferne Kreuz blickte, als ob er auch seine Blicke dahin lenken wollte. Denis Mathieu verlor mit einem Male den Muth, mit dem er das Mädchen verfolgt hatte, und ging mit immer rascher werdenden Schritten nach der Ferme zurück.

Er blieb, wie er aus dem Gefängnisse zurückgekommen war; Jedermann bemerkte die gewaltige Veränderung. Während Jacques Mathieu, der ältere Bruder, ehemals der Leutselige, der Jedermann freundlich anredete, jetzt die Gesellschaft der Menschen scheute und die Schwelle seines Hauses kaum überschritt, mischte sich der ehemals menschenscheue Denis überall in die Gesellschaft. Wo er zwei, drei Menschen in der Straße, auf dem Felde, vor einer Schenke zusammen sah, sogleich näherte er sich, um ein Gespräch anzuknüpfen. Er war jetzt weniger zu Hause als auswärts, und selbst daheim verbrachte er ganze Stunden vor der Thüre des Hauses, um jeden Vorübergehenden anzusprechen. Bald bemerkte man, daß er, ehemals der häuslichste aller unverheiratheten Männer der Gegend, ganze Nächte, ja oft die Tage in den Schenken, wenn auch nicht Waterloo's, doch der ferneren Umgegend, verbrachte. Wenn er nach Brüssel auf den Markt ging, kehrte er oft erst nach zwei oder drei Tagen zurück.

All dieses Neue und Ungewohnte an den Brüdern Mathieu verstärkte im Sinne ihrer Mitbürger den Verdacht, der auf ihnen lastete, und wie man am zweiten Tage nach dem Morde die Justiz zu großen Mißtrauens anklagte, so machte man ihr jetzt das Gegentheil zum Vorwurf. Es hieß übrigens, daß die göttliche Gerechtigkeit die Strafe übernommen habe. Im Innern des Hauses Mathieu sollte es sehr traurig aussehen; die Brüder hatten zwar nach ihrer Heimkehr die Lücken ihres Viehstandes durch Ankäufe wieder ausgefüllt, das Gesinde war durch Anwerbung neuer Leute, die man gut bezahlte, wieder vervollständigt; die Verluste, die man bei der Vernachlässigung der Ernte, überhaupt bei der Verwirrung, die im Haushalte nach der Verhaftung eingetreten, erlitt, waren bei der großen Wohlhabenheit der Brüder nur gering anzuschlagen. Trotzdem wollte es, wie man erzählte und wie das Gesinde bestätigte, im Innern nicht recht vorwärts. Denis war oft abwesend, und Jacques, wenn er den Verfall des Hauswesens merkte, zuckte nur traurig die Achsel und schien sich über diesen Zustand, als eine unbedeutende Nebensache, wenig zu härmen. Ebenso nahm er es leicht, wenn er bei seinen Dienern, was jetzt oft vorkam, Widerspruch oder Ungehorsam fand. Zu all Dem kam, daß man fortwährend eine Kranke im Hause hatte. Marion siechte dahin trotz aller Aerzte, die man herbeirief und die für ihre Krankheit vergebens nach einem Namen suchten.

Alles Das machte, daß man sich von dem Hause der Brüder Mathieu ferne hielt, obwohl diese alles Mögliche thaten, um das alte Wohlwollen wieder zu gewinnen. Niemand war so rasch bereit, den Nachbarn mit aller Hülfe beizuspringen, wie sie. Die Armen bezogen von ihnen mehr als je, und wo es irgend eine öffentliche Wohlthätigkeit betraf, standen sie immer mit großen Summen an der Spitze. Je mehr sie der Art thaten, desto mehr Beweise lieferten sie dem Sinne der Menschen nach von [illegible] Schuld, und als Denis Mathieu, den die Einheimisch[illegible] in den Schenken solche Bekanntschaften machte, denen [illegible]

daß er ihre Zeche zahlte, und als nach und nach mehrere dieser Bekannten in der Ferme heimisch wurden, fand man, daß er sich jetzt in der ihm natürlichen Gesellschaft befinde.

So verging der Winter, so kam der Frühling heran, und die Saaten begannen wieder zu sprossen und am Kreuze hinaufzuwachsen, als ob sie es, das so traurig mahnend in die Gegend sah, bedecken und damit nach und nach die Erinnerung an die schauderhafte That verschleiern wollten.

Auch auf dem Grabe Edouards wuchs Gras; bald aber auch Blumen, welche in stiller Frühlingsnacht zwei Mädchen rings um den Marmorstein pflanzten, den Graf Belport auf den Hügel hatte setzen lassen.

Sechstes Kapitel.

Das Erntefest.

Die Saat, die am Kreuze hinaufwuchs, die Blumen, die den Grabhügel bedeckten, wurden bald geknickt, ein frühes Hagelwetter verwüstete rings um Waterloo Alles, was der Frühling hervorgebracht hatte, und mit den Saaten und Blumen wurde auch das einfache und schwache Kreuz gestürzt, das sich unfern dem Löwenmonumente erhoben hatte. Die Hoffnungen der Landleute waren vernichtet, und man hatte sich von diesem Unglücke kaum erholt, als in Folge eines Dammbruches sich die Wasser des Kanals über die tiefer liegenden Theile der Gegend ergossen und fortschwemmten, was das Hagelwetter übrig gelassen. Wir wissen nicht, was an den Erzählungen von den rasch auf einander folgenden Unglücksfällen, welche in diesem Jahre die Gegend heimsuchten, wahr, was von der Phantasie in späteren Jahren hinzugefügt. So viel ist gewiß, daß noch heute der Einwohner von Waterloo, wenn man ihm von jener Zeit spricht, alle Uebel aufzählt, vor denen vorzugsweise der Landmann

erschrickt. Für uns ist nur Das von Wichtigkeit, daß man jene Heimsuchungen, die man jedenfalls erfahren, für eine Strafe des Himmels hielt für das auf der Gegend lastende ungesühnte Verbrechen. Um das vergossene Blut, so viel wenigstens in ihren Kräften stand, zu sühnen, beschlossen einige fromme Seelen Waterloo's — man ist hier, wie im übrigen Belgien, sehr fromm katholisch — auf der Stelle des Verbrechens, dort, wo das einfache Kreuz gestanden hatte, dessen Urheber Niemand kannte, ein anderes großes und schönes Kreuz zu errichten, dessen Inschrift das Andenken des unschuldig Ermordeten erhalten und zum Gebet um Entdeckung des Mörders auffordern sollte. Der Gedanke fand außerordentlichen Anklang, und die Subskriptionsliste, die von Haus zu Haus ging, ergab bald eine so bedeutende Summe, daß man mit dem Gelde ein kunst- und prachtvolles Kreuz errichten konnte. Demgemäß gab man einem Künstler den Auftrag, eine Zeichnung zu entwerfen, und setzte man sich mit einer Eisengießerei in der Nähe von Mons in Verbindung. Die Ausführung des Monumentes verlangte jetzt allerdings längere Zeit, und damit war Denjenigen, die mit Errichtung des Kreuzes eine fromme Schuld abtragen wollten, nicht ganz genug gethan; aber man tröstete sich mit dem Gedanken, daß die Größe und Schönheit des Kreuzes den allgemein verbreiteten Gefühlen, dem Wunsche, den Todten zu ehren, mit dem größeren und schöneren Opfer, mit der größeren Zier des heiligen Zeichens mehr entsprechen werde.

Das Monument war noch lange nicht aufgerichtet, und es hatte schon den Anschein, als ob das Gebet um Entdeckung des Mörders, das man dem Kreuze als Inschrift anzufügen beabsichtigte, bereits in Erfüllung gehen sollte.

Graf Belport war im Frühling auf sein Landhaus wieder zurückgekehrt. Dießmal ohne Alfred, welcher, da er nach Edouard keinen Hofmeister mehr haben wollte, in einem Collège der Hauptstadt untergebracht war. Er folgte seiner Familie erst im Hochsommer, als es seine Ferien gestatteten. Man sah und hörte

wenig von ihm und seiner Familie; das Schloß und seine Bewohner schienen den Einwohnern jetzt bei Weitem mehr entrückt als vorher. Den alten Grafen sah man höchstens seine Felder bereiten, und Alfred wurde nur selten und dann vielleicht nur von Cölestine gesehen, wenn er spät am Abend, wie ehemals Edouard, zu dem Monumente wanderte, um dort eine oder zwei Stunden in Gedanken vertieft zu sitzen. Der früh entwickelte Knabe hatte seit dem Tode seines Lehrers und Freundes, seit dieser zu frühen und schrecklichen Erfahrung ein ernstes Wesen angenommen, das mit seiner Jugend — er war jetzt vierzehn Jahre alt — traurig kontrastirte. Auf seinem Gesichte lag ein Ausdruck von Energie, der Demjenigen, welcher sein im Grunde mildes Wesen nicht kannte, beinahe unangenehm auffallen mußte, ein Ausdruck, der wie eine fortwährende Kampfbereitschaft gegen alle Welt aussah. Er war es auch, der vorzugsweise an der Zurückgezogenheit, in der jetzt die Familie lebte, schuld war. Er gestand seinem Vater, daß er seiner nicht sicher sei, daß, wenn er den Mathieu begegnete, er etwas thun oder sagen müßte, was er vielleicht später bereuen würde. Dem wollte er ausweichen, weil es ihm war, als hätte er in jener Nacht am Kreuze mit seinen Thränen Cölestine das Versprechen gegeben, nichts zur Verfolgung der Mathieu beizutragen; und in Erinnerung an die unglückliche Marion, wie er sie am Kreuze liegen gesehen, an das Mädchen, das seinen unglücklichen Lehrer so sehr liebte und das, wie er wußte, langsam dahinsiechte, nahm er sich vor, jenes schweigende Versprechen zu halten. Merkwürdigerweise suchte man von Seiten der Mathieu immer wieder anzuknüpfen und sich dem Hause des Grafen zu nähern. Bei jeder Gelegenheit waren sie dem Grafen zu Diensten bereit. Wenn die Arbeiten auf seinen Feldern dringend schienen, sofort boten sie ihre Knechte und Pferde mit Hintansetzung ihrer eigenen Arbeiten an. Man hörte einmal, daß der Graf einen Hügel in seinem Parke mit jungen Bäumen bepflanzen wollte, sofort wurden im Garten Mathieu's die jungen Bäume entwurzelt und nach dem Schlosse

geschickt. Solche Gelegenheiten wußten die Mathieu's mit merkwürdigem Scharfsinne aufzufinden, nur um mit dem Grafen wieder in irgend welche Verbindung zu treten. Aber da war Alfred immer gerüstet, um seinen Vater zur Zurückweisung dieser Gefälligkeiten zu bestimmen.

Indessen fand der Graf, daß man sich im Ganzen ungerecht und unfreundlich gegen die gute Bevölkerung benehme, und als das Erntefest herankam, welches in Waterloo immer gefeiert wird, war er entschlossen, mit seiner ganzen Familie an dem populären Ball Theil zu nehmen. Um die Vernachlässigung, welche man bisher von ihm erfahren und die ihm im Grunde Niemand übel nahm, wieder gut zu machen, schickte er an das Komité des Festes ein Faß guten Weines mit der Bitte, ihm und seiner Familie Plätze bereit zu halten.

In der That war die Freude groß, als er am Nachmittage des Festes an der Seite seiner Frau, von seinen Kindern gefolgt, in den mit Blumen und Kornähren geschmückten Saal eintrat. Sofort wurden die beliebten Gäste von der Menge umgeben und streckte man ihnen, nach der Sitte des Landes, von allen Seiten die Gläser zum Begrüßungstrunke entgegen. Nur mit Mühe machten die Festkommissäre Raum, um die Familie an ihre Plätze im obern Theile des Saales zu bringen. Auch dort oben waren sie vor der freundlichen Zudringlichkeit nicht sicher; immer wieder drängte sich Jemand hervor, der mit der Familie Belport noch nicht angestoßen hatte. Von einem Halbkreise freundlicher Gesichter umgeben, saß die Familie selber vergnügt da. Man plauderte, und selbst das immer ernste Gesicht Alfreds hatte sich aufgeheitert, was von der Gräfin mit besonderer Freude bemerkt wurde, als sich die Szene plötzlich änderte.

Die freundliche, aus vergnügten Gesichtern bestehende Umzäunung, welche den Tisch umgab, wurde durchbrochen — der vergnügte Ausdruck verschwand und machte einem mißvergnügten, ja düstern, Platz; am Tische stand mit einem Male Denis Mathieu, lächelte verbindlich, zutraulich, und indem er [illegible]

„Mit mir haben Sie noch nicht angestoßen,“ streckte er sein Glas über den Tisch hin, mit oder ohne Willen gerade Alfred entgegen. Der Knabe sah ihn eine Minute lang mit gläsernen Augen an. Er saß regungslos da, und regungslos stand ihm Denis Mathieu mit dem vorgestreckten Arm, das Glas in der Hand, gegenüber. Die ganze Gesellschaft schien in Erstarrung verfallen zu sein; das Gelächter und Geplauder verstummte; es war stille rings um den Tisch. Plötzlich bedeckte eine grünliche Blässe Alfreds Gesicht, seine etwas starke, vorspringende Oberlippe zitterte, er erhob sich, und indem er den Arm und den Zeigefinger gebieterisch ausstreckte, im Momente um eine Kopflänge gewachsen, rief er, daß der ganze Saal wiederhallte: „Fort, Mörder, fort!“

Denis Mathieu bog sich unter diesen Worten, als ob ihm eine gewaltige Last plötzlich auf die Schulter gefallen wäre. Mechanisch wandte er sich und folgte der Richtung, nach welcher der ausgestreckte Arm Alfreds deutete. Es öffnete sich eine Gasse vor ihm, und er ging unhörbaren Schrittes und ohne ein Wort durch die Reihen der Menschen, die sich jetzt nach rückwärts drängten, als ob sie sich scheuten, von ihm berührt zu werden. Die Gasse schloß sich erst, als er die Thüre des Saales hinter sich hatte. Noch immer stand Alfred mit ausgestrecktem Arme. „Wer zweifelt jetzt noch,“ hörte man eine Stimme in der Menge ausrufen; Das war wie eine Lösung des Zaubers, die erstarrte Menge fing wieder an, sich zu bewegen, ein Stimmengewirre erfüllte den Saal, und Alfred sank auf seinen Sitz zurück.

Denis Mathieu war an dem Tag nicht mehr zu sehen.

Auch am nächsten Tage war er unsichtbar, und man erfuhr, daß er auch aus der Ferme verschwunden war. Man erfuhr Das von den Gerichtspersonen, welche auf die Szene beim Erntefeste hin ins Haus gedrungen waren, um Denis Mathieu aufs Neue zu verhaften. Aber bald wußte man, daß er, in einer Schenke unfern Waterloo's aufgegriffen, nach Brüssel ins Gefängniß gebracht worden und daß der Prozeß aufs Neue begonnen.

Siebentes Kapitel.

Das neue Kreuz.

Die Wochen, ja die Monate gingen vorüber, man hätte von dem Prozesse nichts gehört, man hätte ihn und Denis Mathieu vielleicht vergessen, wenn nicht manchmal Cölestine oder Jacques Mathieu oder irgend eine der Personen, die am Abend der Ermordung Edouards auf dem Schauplatze der That gewesen, als Zeugen nach Brüssel zitirt worden wären. Die Einwohner von Waterloo ärgerten sich über dieß Verfahren der Justiz; man lud, wie während des ersten Prozesses, Zeugen vor, von denen man doch schon wußte, daß sie nichts aussagen konnten, was zur Ueberführung des Verbrechers dienen konnte. Freilich wurden auch der Graf und seine Familie vorgeladen und andere Zeugen der Szene beim Erntefeste. Diese, meinte man, sollten schon hinreichen, um Denis zu verurtheilen. Ein Mann, der eine solche Anklage, wie sie in den Worten Alfreds lag, so ruhig hinnahm, mußte ein Mörder sein, und man sollte nicht so viel Form und Wesen mit ihm beobachten.

Nach und nach kam man in der Gegend auch von diesen Diskussionen ab. Es war Alles wieder ruhig. Die gräfliche Familie war fort. Aus Mathieu's Hause war Niemand zu sehen, und nichts war da, um die Erinnerung an das Verbrechen wieder aufzufrischen, als das neue Kreuz, welches inzwischen vollendet und im Laufe des Winters aufgerichtet wurde. Aber es stand außerhalb der Stadt zwischen den Feldern, die im Winter verlassen waren.

Es erhob sich prächtig und vielfach verziert mit breitem Stamm und breiten Armen, glänzend schwarz gefärbt und die ganze Gegend beherrschend. In bronzenen Lettern war an beiden Seiten die Inschrift angebracht. Auf der

las man:

Hier wurde
Edouard Conscience
ermordet.
Friede seiner Asche!
Seiner Seele selige Auferstehung!

Auf der andern Seite, der Ferme Mathieu's zugekehrt, las man:

Betet, dass der Mörder entdeckt werde!

In der That sah man manchmal einen Betenden am Fuße des Kreuzes; aber das Gebet, wenn es wirklich der Entdeckung des Mörders galt, sollte zur Zeit noch nicht erfüllt werden. Man hörte in Waterloo, daß Denis Mathieu vor die Geschwornen gestellt wurde; man hörte auch, daß die Mitglieder der gräflichen Familie, die als Zeugen vorgeladen waren, von ihrem ermordeten Freunde in einer Weise sprachen, daß den Geschwornen die Thränen in die Augen traten. Aber weil gerade sie nicht eine direkte Anklage gegen Denis Mathieu richteten, weil gerade sie nicht seine Verurtheilung zu wünschen schienen, weil der Anwalt den Selbstmord Augustins wieder mit Geschick benützte und den Knecht als den wahrscheinlichen Mörder hinstellte, außerdem geltend machte, daß der unschuldigste Mensch vernichtet und keiner Vertheidigung fähig dastünde, wenn plötzlich, während er sich freundschaftlich nähert, ihm, wie Das beim Erntefeste geschehen, das Wort „Mörder“ entgegengeschleudert würde: in Folge aller dieser Ursachen und Erwägungen wurde, wie man in Waterloo noch am Abend desselben Tages erfuhr, Denis Mathieu aufs Neue freigesprochen. Die Entrüstung war allgemein. Man ging, wie Das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, so weit, daß man das Gesetz selbst wegen jener weisen Vorsicht anklagte, die lieber zehn Schuldige entwischen läßt, als einen Unschuldigen verurtheilt. Man prophezeite, daß, trotz der Blindheit der Geschwornen, Denis Mathieu doch der Strafe verfallen müsse, und als er am andern Tage nach seiner Freisprechung, am hellen Mittage, stolz durch die Straßen Waterloo's seinem Hause

entgegenwanderte, wurde ihm manches drohende Wort und mancher Schimpf entgegen geworfen.

Indessen war trotz der herausfordernden Art, mit der er am hellen Tage Waterloo durchwanderte, Denis Mathieu doch anders zurückgekommen, als er gegangen. Er verschwand in seiner Ferme und war jetzt eben so selten sichtbar als sein Bruder. Das Leben in den Schenken mit landstreicherischen Gesellen war aufgegeben; seine Gesprächigkeit, seine Lust, sich an Andere zu drängen, war verschwunden; man sah ihn nur manchmal gegen Abend vor seinem Hause stehen und unbeweglich nach dem Kreuze hinstarren, dessen bronzene Worte: „Betet, daß der Mörder entdeckt werde!" ihm in der Abendsonne entgegen glänzten. Ja man behauptete, daß er manchmal, als die Saaten wieder höher standen und einen herbeischleichenden, gebückten Menschen decken konnten, besonders in der Nacht um das Kreuz herumirrte, selbst stundenlang an seinem Fuße lagerte.

So kam wieder die Zeit heran, daß die Saaten hoch standen und die gräfliche Familie Belport und nach ihr auch Alfred das Schloß bezogen. Alfred hatte jetzt schon das Ansehen eines jungen Mannes, und wenn er, seiner alten Gewohnheit gemäß, wieder vom Schlosse herab über die Feldwege dem Monumente zuwanderte, hätte man glauben können, es habe sich in diesen Jahren nichts verändert, und der Spaziergänger sei derselbe, den man vor Jahren in diesen Feldern an diesem Monumente gesehen. Seine Mutter sah diese Spaziergänge ungern, da sie, wie sie behauptete, die traurige Stimmung ihres Sohnes nährten und sie besorgt machten, daß diese dem Charakter ihres Sohnes eine dauernde Färbung gäbe. Den Bitten seiner Mutter weichend, gab er diese Spaziergänge oft durch mehrere Tage auf, oder unternahm er sie, um die Mutter nicht zu betrüben, in später Nacht, wenn schon Alles im Hause schlief.

Es war der Jahrestag der Ermordung Edouard[illegible]
milie hatte sein Grab besucht, dann in der Stadt
lesen lassen. Die Stimmung der ganzen Familie [illegible]

hindurch eine melancholische. Die Mutter forderte am Nachmittage ihren Sohn zu einer Spazierfahrt ins Land auf und verlängerte diese bis in die Nacht hinein, um seinen Besuch der traurigen Stelle am Kreuze zu verhindern. Alfred ging zu Bette, ohne gerade heute an diesem Gedächtnißtage die Erinnerung an seinen geliebten Lehrer in der Einsamkeit so gefeiert zu haben, wie er es wünschte. Das Bild Edouards wurde immer lebendiger vor ihm, die glücklichen Stunden seiner Kindheit kehrten wieder, eine unendliche Sehnsucht nach dem Verlorenen erfüllte sein Herz; es war ihm, als müßte er mit ihm sprechen, und leise erhob er sich aus seinem Bette, kleidete sich an und stieg aus dem Fenster seiner Stube in den Garten. Es war ihm eigenthümlich zu Muthe, es schien ihm, als ob er eilen müßte. Mitternacht war bald da; wenn er nicht eilte, waren die vierundzwanzig Stunden des Jahrestages dahin, ohne daß er die Stelle besucht hatte, die das Blut des Freundes eingesogen. So wenigstens erklärte er sich das Gefühl, das ihn zur Eile drängte, obwohl es ihm war, als ob noch etwas in ihm spräche und ihm sagte, daß Eile Noth thue.

Rasch lief er den Rain hinab, rasch, aber unhörbar und unsichtbar, denn seine Schritte wiederhallten nicht auf dem bethauten und üppigen Grase des Raines, und rechts und links waren schon die Saaten so hoch gewachsen, daß sie ihn bedeckten.

Mit Eins, da er eben aus dem Raine auf den Platz heraustreten wollte, blieb er athemlos stehen. Er hatte ein gespenstisches Schauspiel. Vor ihm am Kreuze, vom Mond hell beschienen, stand Denis Mathieu, mit einer langen Axt bewaffnet, und mit dieser hieb er in wahrhafter Wuth auf die Inschrift:

„Betet, daß der Mörder entdeckt werde!“

Unheimlich erklang und seufzte das Metall unter den Schlägen. Mit jedem Hiebe schien Denis' Muth zu wachsen. Er schlug gewaltig auf die Lettern los, unbedacht, daß der Hall immer stärker wurde und aus weiter Ferne gehört werden konnte. So ganz

in seine Arbeit versunken, sah er Alfred, der nahe von ihm stand, ebensowenig, als er Jenes zu bedenken schien, oder selbst den Klang der eigenen Axt hörte. Die Muskeln seines Gesichtes zogen sich zusammen, und sämmtliche Züge waren starr auf seine Arbeit gerichtet; nur wenn einer der bronzenen Buchstaben, die jetzt an das Eisen genietet waren, dem Schlage wich und nach der Seite in das Kornfeld flog oder, auf ein Steinchen fallend, leise aufklang, war es, als ob ein Lächeln, ein Zug der Zufriedenheit über dieses zusammengezerrte Gesicht striche. Das Kreuz war hoch, und Denis mußte sich trotz der Länge des Axtstieles strecken, um die Inschrift zu erreichen. Desto unheimlicher sah es aus, wie er sich so lang streckte, und wie die Axt so hoch durch die Luft flog.

Alfred wußte nicht, ob er Wirkliches sah oder ob er nur träumte. Er war verwirrt, und es war ihm, als ob er darüber lachen müßte, daß der Mörder das Gebet um Entdeckung seiner That vernichten wollte. In der That lachte er wie im Fieber laut auf. Denis fuhr zusammen, und wie er Alfred vor sich stehen sah, wandte er sich mit einem Schrei des Entsetzens um und ergriff die Flucht. Ohne zu wissen, was er that, ohne zu bedenken, daß er waffenlos einen bewaffneten Mörder verfolgte, stürzte ihm Alfred nach, indem er ihm unartikulirte Laute nachschrie. Wir wissen nicht, was in Denis Mathieu's entsetzter Seele vorging, daß er sich von einem Knaben wie von einer übermächtigen Gewalt jagen ließ; er lief immer weiter, mit der Axt in der Hand, an seinem eigenen Hause vorbei gegen Waterloo zu, bis er mitten zwischen den Häusern plötzlich inne hielt, mit der eigenen Axt sich nach der Stirne schlug und bewußtlos und im Blut gebadet zusammenstürzte. Alfred, der ihn so liegen fand, schrie unwillkürlich um Hülfe. Die nächsten Häuser öffneten sich, die Einwohner eilten herbei, und bei dem Lärm, den si' erhoben, als sie Denis Mathieu mit der Axt in der Hand u' blutend zu Füßen Alfreds liegen sahen, öffneten sich bald and Häuser, und nach wenigen Minuten umstand eine große r

erschrockene Menge die eigenthümliche Gruppe. Alfred erzählte, was er eben erlebt hatte. Die Leute standen sprachlos und sahen in all Dem die Gerichte Gottes. Die Einen erhoben den blutenden Denis und trugen ihn auf die Mairie, die Andern folgten Alfred zum Kreuze, um sich mit ihm, der selber an das Erlebte nicht glaubte, von der Wahrheit seiner Erzählung zu überzeugen. Aber es war wirklich und wahr, die Inschrift war verstümmelt, und mehrere Buchstaben des Gebetes lagen am Fuße des Kreuzes.

Achtes Kapitel.

Fanchette.

Die Ermordung Edouards selbst hatte wohl nicht so großes Aufsehen gemacht, wie die Entweihung des Kreuzes und die Erzählung von der Selbstverwundung Denis'. Schon vom frühen Morgen an stand die Menge vor der Mairie, in welcher Denis verwundet und gefangen lag. Zwei Gendarmen standen vor der Thüre, um das Volk abzuhalten, welches den Kreuzentweiher, den Mörder, den von Gott Geschlagenen sehen wollte. Man betrachtete das Ereigniß von allen Seiten, man wunderte sich über die geheimnißvollen Fügungen, man sah in Allem die Hand Gottes, man kam nach und nach aus der Andacht und frommen Betrachtung in eine Art von religiöser Begeisterung, und am Ende nannte man das Ereigniß der letzten Nacht ein Wunder, ein Mirakel. Und wahrhaft biblisch wurde die Szene, als sich durch das Volk eine alte Frau drängte und mit Einem Male auf den Stufen der Mairie stand, über Alle erhöht, und die Arme ausstreckte, als ob sie zu sprechen, zu predigen beginnen wollte. Ein Ruf der Ueberraschung ging durch die Menge. Alle Welt erkannte die Alte, die arme Fanchette, welche in einem der stillsten Häuschen vor Waterloo lebte und die man meist an der

Seite ihrer Kuh zu sehen pflegte; aber die stille, schweigsame Alte stand jetzt wie eine Prophetin da, mit einem Muthe, den man an ihr nicht kannte, vor alles Volk tretend und überhaupt in ihrem ganzen Wesen verändert. Sie schien plötzlich gewachsen, ihr gebeugter Nacken erhob sich, ihre Augen glühten, und das Tuch, das sonst die Stirne und das ganze Gesicht beschattete, war zurückgeschoben und ließ die Haare sehen, die grau und schlicht an den Schläfen herabfielen. Das Volk verstummte bei ihrem Anblick, und den Fernsten im Gedränge entging kein Wort, als sie die Hand gen Himmel erhob und so zu sprechen begann:

„Der Heiland weiß es, und die Heiligen sind meine Zeugen, wie ich gekämpft habe, wie ich zu ihnen gebetet habe, daß ich nicht auftreten müsse als Zeugin, als Anklägerin gegen meine Wohlthäter Jacques und Denis Mathieu. Von ihren Feldern habe ich die Kuh ernährt, die mich ernährt; wie ein Engel trat Marion in Zeiten der Noth in meine Hütte, um Hülfe zu bringen; ohne die Mathieu's wäre ich und mein Thier längst im Elend vergangen. Soll ich sie anklagen? Soll ich ‚Mörder' rufen gegen Diejenigen, für die ich gebetet und den Segen des Himmels herabgefleht? Aber Gott will es. Sind nicht Wunder geschehen? Ist das Kreuz nicht entweiht? Sprechen nicht die Zeichen, rufen sie nicht, daß ich zeugen soll und sagen, was ich mit diesen Augen gesehen, und anklagen mit lauter Stimme? So hört! Ich habe es gesehen mit diesen Augen, wie Denis Mathieu und Augustin, sein Knecht, zwischen den Feldern über Edouard Conscience mit Knitteln und Messern herfielen, wie der Unglückliche sich vertheidigte, wie dann auch Jacques Mathieu herbeieilte, und wie die Dreie ihr armes Opfer mit Messern und Knitteln zu Tode brachten. Ich habe es gesehen, da ich an jenem Abend in den Feldern für meine Kuh Gräser und Unkraut sammelte. Ich habe geschwiegen, weil ich nicht Zeugin sein wollte gegen Diejenigen, auf deren Feld ich eben erntete; ich habe gesündigt, und ich beichte hier vor euch Allen."

Nach diesen Worten stieg die Alte wieder die Treppe hinab,

um sich durch das Gedränge fortzubegeben. Aber einige Männer faßten sie und führten sie in die Mairie, daß sie dort vor dem Magistrate wiederhole, was sie eben erzählt hatte. Andere, voraussehend, daß nun auch bald vor der Ferme Mathieu ein Schauspiel zu sehen sein werde, machten sich auf und eilten dorthin, um sich vor dem Hofthore wartend aufzustellen.

In der Ferme Mathieu war es noch stiller als sonst, von der Familie war Niemand sichtbar, das Gesinde schlich auf den Zehen durch Haus und Hof. Die Abwesenheit Denis' schien Niemand bemerkt zu haben; vielleicht glaubte man, daß er seine nächtlichen Wanderungen von ehemals wieder begonnen. An der großen Ruhe, die da herrschte, konnte man erkennen, daß man in der Ferme von dem nächtlichen Ereignisse noch nichts wußte.

Am Stillsten war es oben in der Stube Marions; das arme Mädchen, von dessen langsamem Hinsterben man viel erzählte, schien, wie sie in ihrem Bette dalag, am Ende ihrer Laufbahn angekommen zu sein. Tags vorher, als an dem traurigen Jahrestage, wollte sie sich aufraffen, um mit Cölestinen das Grab Edouards zu besuchen; aber sie kam nur bis an die Schwelle ihrer Stube, dort brach sie bewußtlos zusammen, und es trat von dem Augenblicke ein Zustand ein, der auf das Ende ihrer Leiden deutete. Jacques Mathieu und Cölestine saßen schweigend an ihrem Bette: der Vater, gebrochen und in sich versunken, sah aus, als ob er keiner Theilnahme, keines Gefühles mehr fähig wäre: Cölestine betrachtete unausgesetzt das schöne Gesicht der Kranken und lauerte auf jede Bewegung, um rasch beizuspringen und einem etwaigen Wunsche zu genügen. Die Szene änderte sich auch nicht, als vom Hofthore ein Gemurmel und Gesumme her drang und endlich ein Diener eintrat und seinem Herrn ins Ohr flüsterte, was das Gesinde draußen von dem Volke aus Waterloo erfahren hatte, daß nämlich Denis als Gefangener und schwer verwundet auf der Mairie liege. Jacques Mathieu schien nur halb zu verstehen und zuckte gleichgültig mit der Achsel. Der Diener ging

wieder; bald aber sollte die Szene sich ändern und Jacques aus seinem Brüten mit Gewalt geweckt werden.

Cölestine sprang mit Einem Male von ihrem Sitze auf und eilte der Thüre entgegen, die sich öffnete, um einige Personen, die hereintreten wollten, zurückzudrängen. Es waren die Gerichtspersonen. „Um Gotteswillen," sagte sie leise, aber rasch und eindringlich, „um Gotteswillen, treten Sie nicht in eine Sterbestube."

Aber schon waren zwei Bewaffnete an ihr vorbei und in das Zimmer getreten und hatten ihre Hände auf die Schultern Jacques Mathieu's gelegt. Er fuhr zusammen und auf von seinem Sitze. Doch schien er nicht einen Augenblick überrascht, die Diener des Gerichts vor sich zu sehen; aber daß er jetzt eben fort sollte, Das erfüllte ihn sichtbar mit Verzweiflung. In demselben Augenblicke, da er die Gerichtspersonen gesehen, lag er auch schon auf den Knieen, faltete bittend die Hände und flehte: „Jetzt nicht, nur jetzt nicht; lassen Sie mich erst mein Kind sterben sehen, dann führen Sie mich gleich fort und geraden Weges auf die Guillotine. Ja, ja, ich bin ein Mörder, ich bekenne es, ich habe Edouard Conscience ermordet; ich bekenne es und werde das Bekenntniß nicht wieder zurücknehmen, aber reißen Sie mich nicht vom Sterbebette meines Kindes."

Das Geräusch, das die eintretenden Gerichtspersonen verursachten, die laut gesprochenen Worte ihres Vaters hatten Marion geweckt. Sie öffnete die Augen und richtete sich rascher, als ihr erschöpfter Zustand hätte glauben lassen, im Bette auf. Jacques Mathieu, als er sie sich bewegen sah, stürzte sich auf das Bett, begrub sein Gesicht in die Kissen, und die Bewegungen seines Kopfes verriethen es, daß er in Schluchzen ausbrach. Die Gendarmen griffen, wenn auch zögernd, wieder nach ihm; Cölestine faßte den Arm des Einen, um ihn fortzuziehen, und auch Jacques, ohne das Gesicht zu erheben, machte mit dem linken Arm eine heftige Bewegung, um den andern Angreifer von sich zu stoßen. Es sah aus, als sollte sich aus diesem Vorgange ein

Kampf entwickeln; aber Marion legte ihre Hand auf den Kopf ihres Vaters, und er wurde plötzlich ruhig, nur daß das Schluchzen mit großer Heftigkeit zunahm. „Gehe," lispelte Marion mit schwacher Stimme, indem sie seinen Kopf sanft von sich drückte.

Mathieu erhob sich, als ob er diesem Worte nicht anders als gehorchen könnte, faßte Cölestine an der Hand, setzte sie am Bette nieder und ging dann raschen Schrittes aus der Stube. Die Gerichtspersonen folgten ihm. Marion blieb im Bette aufrecht sitzen und horchte, so lange man Schritte im Hofe und vor der Ferme hörte, noch einige Zeit, nachdem die Schritte verhallt waren, dann sank sie aufs Kopfkissen zurück, schloß die Augen und lag so ruhig da wie vorher.

Das Ende dieser Tragödie ist kurz. Denis, den man verwundet nach Brüssel gebracht hatte, versank im dortigen Gefängniß zu wiederholten Malen in eine Art von Raserei. Man konnte ihn nicht verhindern, den Verband von seiner Wunde abzureißen, und diese, die an sich nicht gefährlich war, wurde in Folge Dessen und in Folge des Fiebers, aus dem der Gefangene nicht mehr herauskam, vom Brande ergriffen, und er starb nicht ganz vierzehn Tage nach seiner Verhaftung im Wahnsinne, bis in seine letzten Augenblicke von den schrecklichsten Visionen, von einer Schaar von Todten, von dem blutenden Edouard, dem erwürgten Augustin, der hinwelkenden Marion, dem enthaupteten Bruder verfolgt. Der menschlichen Gerechtigkeit blieb nur noch *ein* Opfer übrig.

Nachdem man noch die alte Fanchette verhört, nachdem man noch eine Kommission nach Waterloo geschickt, die auf dem Schauplatz des Verbrechens, da die Saaten eben so hoch standen wie damals, als das Verbrechen begangen worden, untersuchte, ob man von der Stelle, welche die Zeugin angab, in der That den Vorgang so beobachten konnte, wie sie ihn beschrieb, wurde Jacques Mathieu vor die Geschwornen gestellt. Er leugnete nichts. Er erzählte, was man bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal erfuhr, daß Denis den unglücklichen Edouard aus Eifer-

eine rein und weiß glänzende Gestalt. An Feiertagen, oder wenn er in die Stadt ging, um seine Feldfrüchte zu verkaufen, trug er seinen langen, blauen Tuchrock mit den vielen silbernen Knöpfen, gelblederne Beinkleider, die in hohen Stiefeln staken, in der Hand ein hohes spanisches Rohr und nach alter Mode zwei Taschenuhren, die unter den Westenschößen mit vielen Breloćks zum Vorschein kamen. Ebenfalls nach alter Art stak ein breiter Kamm in seinem Haar, das in langen Locken über den Nacken und auf die Schultern herabfiel und das er im Gespräche mit jenem Kamme hinter die Ohren zurückzustreichen pflegte. Eine weiße Schafpelzmütze sah aus nur geringer Entfernung so aus, als gehörte sie mit zu seinem üppigen grauen Haarwuchs. O, es war ein wunderschöner Greis, trotz des etwas breiten Gesichtes und der derb hervortretenden Backenknochen; nichts an ihm zeigte das Betrübende des Greisenthums, im Gegentheil wies Alles an ihm jenes Tröstliche, das mit Reinlichkeit, Kraft und Strammheit, Milde und Weisheit am Greise doppelt schön anmuthet. Er war nicht reich; er bebaute seine wenigen Felder nur mit einem Paar Ochsen, aber seine Wirthschaft war die bestgeordnete im ganzen Dorfe, und die Bauern behaupteten, daß sein Grund, obwohl nicht in der besten Lage, selbst in schlechten Jahren ergiebiger sei, als andere Felder, und daß seine Ochsen beim Pflügen ihre Schuldigkeit thun, ohne gestachelt oder angerufen zu werden. In der That besaß er weder Peitsche noch Stachel und ging er beim Pflügen eben so stille übers Feld hin, wie beim Säen. Nur mit dem Raben, der sich dabei auf den Ochsen stellte, hielt er, wie sich ebenfalls die Bauern erzählten, mancherlei Zwiegespräche. Ueberhaupt zeigte sich bei den Leuten des Dorfes ein eigenthümliches Streben, allerlei Sagenhaftes, Geheimnißvolles, selbst Unheimliches mit Beziehung auf den alten Richter zu er[illegible]en und zu glauben, ohne daß es darum gelungen wäre, ihn [illegible] unheimlichen Gestalt zu machen. Es ist freilich wahr, [illegible] ohne Rath aufgesucht wurde, aber Das war vielleicht [illegible] Schul[illegible] als die der Nachbarn, denn er liebte

die Einsamkeit und war oft durch viele Tage unsichtbar. Auch war er unverheirathet, ein greiser Junggeselle — etwas ganz Außerordentliches in unserem böhmischen Dorfe, wo sich die ältesten Söhne, die Erben des Bauerngutes, so früh als möglich verheirathen. Daß ein Besitzer eines Bauernhofes Junggeselle geblieben, das war wohl seit Jahrhunderten nicht vorgekommen.

Zu uns kam der alte Richter oft, um den Großvater zu besuchen, denn dieser war ein alter, arger Podagrist, verließ die Stube oft viele Wochen lang nicht und kam in der schönen Jahreszeit selten über unsern Hof hinaus. Auf der Bank vor der Thüre saßen die beiden Greise, und wir Kinder gaben oft unsere Spiele auf, um ihnen zuzuhören, wie sie von alten Zeiten erzählten, von den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia, des Kaisers Joseph; wie es unter Kaiser Franz um so viel schlimmer geworden und wie dann die Kosaken gekommen und so viel Unruhe, Schmutz und allerlei Unheil und Unzucht ins Dorf brachten. Der Großvater wurde oft heftig und schimpfte gewaltig auf den noch regierenden Kaiser Franz, den Bankerottirer, auf das Finanzpatent, auf die schwarzen Bankozettel, auf die Beamten und auf die Gerichte. Der alte Richter blieb immer ruhig, lächelte und sagte, obwohl er die Worte des Großvaters bestätigte, Das mache Alles nichts, es werde doch besser, die Leute würden doch klüger — und da es schon einmal bessere Zeiten gegeben habe, so müßten auch wieder bessere Zeiten kommen. — Du, polterte dann der Großvater heraus, hast am Wenigsten Ursache, diese Zeiten zu loben und auf bessere zu hoffen. — Ich, gerade ich! antwortete dann der alte Richter mit tiefem Ernste.

Solche Aeußerungen des Großvaters und diese Erwiderungen des alten Richters machten mich frühzeitig nachdenklich und verwandelten mir diesen Letzteren mehr und mehr in eine geheimnißvolle Gestalt; ich ahnte, daß von ihm viel zu erzählen, über ihn Manches zu erfahren wäre. Seine ausnahmsweise Stellung im Dorfe, sein eigenthümliches Leben, das Ausgezeichnete in seinem ganzen Wesen — alles Das dazu gerechnet, machte mich höchst

neugierig. Der alte Mann erzählte uns oft allerlei schöne Sagen und Märchen und manchmal allerlei Ereignisse aus der böhmischen Geschichte, die er sehr gut kannte, von Huß und Zizka, von König Ottokar, von Georg von Podiebrad, von den Statthaltern, die aus den Fenstern geworfen wurden und die zum Theil auf einen Misthaufen fielen, zum Theil in einem Hollunderstrauch hängen blieben; von den verschiedensten Herren, Grafen und Baronen, die ehemals in den vielen Schlössern der Umgegend, die wir kannten, gehaust und vielerlei Uebelthaten verübt hatten; von unserem eigenen kleinen Schlößchen, darin ein Erzbischof geboren worden — aber all Das genügte mir nicht mehr; ich wollte, daß der alte Richter von sich selbst erzähle, und Das fiel ihm nicht ein. Fragte ich den Großvater, was denn Das sei mit dem alten Richter, und ob er mir nicht etwas von ihm sagen wolle, dann wurde der alte, gichtische Mann sehr böse, nannte mich einen einfältigen, naseweisen Jungen und verbot mir, mich in Dinge, die mich nichts angingen, und in gefährliche Sachen zu mischen. Wenn die Großmutter dabei war, brachte sie, wie immer, ein Sprüchwort an und sagte: Viel Wissen macht Kopfweh. Solche Antworten waren natürlich am Wenigsten geeignet, meine jugendliche Neugier zum Schweigen zu bringen. Zum Glück hatte ich noch eine andere Geschichtsquelle, einen anderen „Zeugen alter Zeiten“ im Hause, und ich beschloß, mich an diesen zu wenden.

Bekanntlich gibt es in Böhmen viele Diebe, und in jener Zeit kamen viele Einbrüche vor. Auch in unser Haus war vor nicht langer Zeit räuberisch eingebrochen und vor den Augen meines Vaters eine Kasse mit sechstausend Gulden und allerlei Preziosen entführt worden. Seit der Katastrophe hatte mein Vater einen Wächter angestellt, der unser frei und außerhalb des Dorfes stehendes Haus die ganze Nacht „umwandelte.“ — Wazlaw, der Wächter, war ein gesprächiges, altes Männchen. Als ehemaliger Bergknappe wußte er viele schauderhafte Geschichten von Verschüttungen, hereinbrechenden Wassern, bösen Wettern,

großen Schätzen und Berggeistern, und er erzählte sie gerne, wenn er vor unserem Schlafengehen in kalter Nacht bei uns saß, ehe er seinen Rundgang antrat. Der Mann, der so viel wußte, dachte ich, wird auch etwas vom alten Richter wissen, und eines Abends, da er sich am Ofen wärmte, an dem mein Bett stand, streckte ich mich ihm aus den Federn entgegen und sagte leise, daß es der Vater in der andern Stube nicht hören konnte: Alter Wazlaw, jetzt sage mir einmal etwas vom alten Richter.

Vom alten Richter? wiederholte Wazlaw, Das weißt du nicht? Das ist eine sündhafte Geschichte.

Was für eine Geschichte?

Der hat irgendwo, lispelte Wazlaw geheimnißvoll, irgendwo in seiner Stube oder in der Scheune oder im Garten — Gott weiß wo — ein Buch und einen Kelch vergraben.

Ein Buch? — was für ein Buch?

Nun, eine Bibel, eine falsche Bibel, eine alte Bibel.

Und — und einen Kelch, sagst du?

Freilich einen Kelch, einen Meßkelch nämlich, aber einen falschen Meßkelch, nämlich einen Kelch für die falsche Messe.

Eine falsche Messe, Wazlaw, was ist Das? Was thut der alte Richter mit der falschen Messe, und wo denn?

Stille! — St —, sagte Wazlaw, indem er sich zu mir herabbeugte; über diese Dinge darf nicht gesprochen werden — es wird Einem die Zunge aus dem Halse geschnitten, wenn man davon spricht.

Von wem denn, Wazlaw? Wer schneidet Einem die Zunge aus dem Halse?

Der Dechant in der Stadt oder der Probst auf dem heiligen Berge. Davon darf man nicht sprechen — gute Nacht.

Ich träumte die ganze Nacht von Bibeln und Kelchen und falschen Messen, bei denen es sehr gespenstisch herging, und von dem alten Probst, der ein großes Messer in der Hand hielt, immer bereit, Jedem, der nur einen Laut von sich gäbe, die Zunge aus dem Halse zu schneiden, besonders aber dem alten

Richter, der im Traume auch nicht so freundlich aussah, wie in der Wirklichkeit, sondern furchtbar und riesig groß. Von der Zeit an hatte ich eine gewisse Scheu, mich nach den Schicksalen und Geheimnissen des alten Mannes zu erkundigen, ohne daß darum meine Neugier geringer geworden wäre.

Ich kam dann in die große Stadt aufs Gymnasium, und aus den Büchern erfuhr ich Manches, was ich mit dem alten Richter zu Hause in unserem Dorfe in Verbindung bringen konnte. In der Geschichte, wie sehr gefälscht man sie uns auch vortrug, wurde der Kelch viel genannt und wurden die Kämpfe erzählt, die um den Kelch von „Kelchnern" gekämpft worden, und an der großen, alten Teinkirche wurde mir die Nische gezeigt, in welcher der große Kelch gestanden hatte, noch lange, nachdem die Kalixtiner oder Kelchner zu Grunde gegangen waren. Ich erfuhr von Huß und über Zizka Ausführlicheres, als man daheim bei uns wußte, wo die Bauern nur von jeder Ruine zu erzählen wußten, daß sie vom blinden Zizka herrühre. Je mehr ich aber über diesen Gegenstand erfuhr, desto höher wuchs der alte Richter in meiner Schätzung und Phantasie; er wuchs mir zu einer geschichtlichen Persönlichkeit heran, da ich ihn nun mit großen historischen Erscheinungen in Verbindung bringen mußte. Ernst und eigenthümlich genug sah er dazu aus und auch gar nicht wie ein Mann von heutzutage.

Während der Ferien, die ich in meinem Dorfe zubrachte, unterließ ich es nicht, die alte Freundschaft und Bekanntschaft mit dem alten Richter zu nähren und zu pflegen. Es war für mich ein stolzes Bewußtsein, mit einem Manne zu plaudern, der mir ein Stück Geschichte war und dessen Umgang mich mit alten Zeiten in Verbindung setzte. Als der Großvater gestorben und der alte Richter, der sich seines hohen Alters wegen mehr und mehr in seine Einsamkeit einschloß, seltener auf unsern Hof kam, verbrachte ich oft viele Stunden, besonders an Sonntagnachmittagen, bei ihm, in seiner niedlichen, dämmerigen Stube oder unter den Apfelbäumen seines Gartens. Nur selten wagte

ich eine Anspielung auf sein Geheimniß, denn ein Rest der alten, mit dem Kinde verwachsenen Scheu war geblieben, und je älter der Greis geworden, so größer wurde seine Ehrwürdigkeit, die durch sich selbst unbescheidene Fragen abwies.

Eines Nachmittags — ich war damals schon so alt, daß man mich im Dorfe den Studenten nannte — lag ich wieder mit ihm unter seinen Apfelbäumen, als er nach einigem Stillschweigen plötzlich begann: Student, dein Großvater ist nun schon vier Jahre todt; er war um ein Jahr älter als ich — du, sein Enkel, wächst auch stark heran, und Das alles sagt mir, daß ich nicht mehr viele Sommer unter diesen Apfelbäumen mit dir lagern werde. Nun weiß ich, fügte er lächelnd hinzu, daß du ein neugieriger Junge bist und daß du seit lange darauf wartest, daß ich dir über gewisse geheime Dinge spreche — und wenn du einmal wieder heimkehrtest und es hieße: der alte Richter ist todt, könntest du nachträglich noch recht böse werden über den alten Richter, der sich auf und davon gemacht, ohne deine Neugierde zu befriedigen. So will ich dir denn erzählen — Manches, was nicht in deinen Büchern steht, weil sie nicht erlauben, daß es gedruckt werde.

Mein Herz klopfte, als sollte ich in wichtige Geheimnisse eingeweiht werden. Der alte Richter streckte die Hand aus und deutete nach dem Walde, der, ziemlich öde und traurig, den Hügelkamm von Thonschiefer jenseits des Flüßchens hinter dem Dorfe krönt und mit seinen Föhren auf dem Plateau fortläuft, bis wo er bei Bukowan von großen, schönen Buchenwäldern abgelöst wird. Heute sah dieser sonst so düstere Wald freundlich aus, denn die Augustsonne vergoldete seine Gipfel, und ein feiner Schleier von Düften zitterte sichtbar zwischen ihm und dem blauen Himmel. — In diesem Walde, sagte der alte Richter, beginnt meine Geschichte.

Ich war noch jünger, als du jetzt bist, als einmal, früh vor Morgengrauen, mein Vater an meinem Bette stand, mich weckte und mir befahl, mich anzukleiden und ihm zu folgen. Er hatte

seine Feiertagskleider an, und auch vor meinem Bette lag mein Sonntagsanzug, denn es war Ostermorgen. Die Mutter, ebenfalls geputzt, ging stille in der Stube umher, mit feierlichem Gesichte, und sah mich von Zeit zu Zeit mit fragendem und unruhigem Auge an. Im offenen Kamine brannte ein Kienspan; die Flamme verbreitete durch die Stube ein flackerndes Licht, welches das Sehen mehr erschwerte als erleichterte, denn draußen war es noch ganz dunkel. Als ich angekleidet dastand, hob zu meinem größten Erstaunen der Vater einen großen Stein aus dem Boden, von dem ich nicht gewußt hatte, daß er beweglich war, und ich blickte in eine kleine ausgemauerte Höhlung, und aus dieser Höhlung — zu meinem immer mehr wachsenden Staunen — holte er, während die Mutter mit gefalteten Händen am Rande stand, einen goldenen Kelch, den das flackernde Licht außerordentlich glänzend und durch die Nacht blitzend erscheinen ließ, und dann ein Kästchen, das er öffnete, um ein großes, schwarzes, durch Klammern geschlossenes Buch herauszunehmen. Dann legte er das Kästchen wieder in die Höhlung und schloß diese mit dem Steine, der so gut hineinpaßte, daß ihn kein Mensch als eine Thür zu dem kleinen unterirdischen Behälter erkannt hätte. Meine Mutter ergriff sofort den Kelch und verbarg ihn unter dem Tuche, das sie umwarf, während der Vater das Buch mit dem Mantel bedeckte. Auf den Stein deutend und zu mir gewendet, sagte dann mein Vater mit gedämpfter, aber ruhiger Stimme: Wenn du je verräthst, daß hier ein Versteck ist und was hier verborgen ist, der alte heilige Opferkelch unserer Väter und das heilige Buch, die Bibel, und wenn du je ein Wort von Dem erzählst, was du heute sehen und erfahren wirst, dann bist du ein Verräther, wie Judas Ischariot, und hast deine Brüder und unsern Heiland verrathen; denn du stammst aus dem Blute Derer, die verfolgt werden ihres Gottes halber, und gehörst zu Denen, die leben und beten müssen in Verborgenheit.

Mich überlief ein Schauer, und ich fing zu weinen an.

Weine nicht! sagte mein Vater, denn dir widerfährt heute

eine große Ehre. Dabei legte er seine Hand auf meinen Kopf und lächelte voll Liebe und Milde; meine Mutter schluchzte. Der Vater erschien mir da wie ein Heiliger oder Prophet, und mit unbedecktem Kopfe folgte ich ihm und der Mutter, als sie jetzt aus dem Hause traten und die Thüre offen ließen, um die Nachbarn über unsere Abwesenheit zu täuschen.

Wir gingen durch den Garten, geraden Weges hinaus ins Feld, und über die Felder und Wiesen und über den Bach, den Berg hinauf, ohne ein Wort zu sprechen. Oben auf dem Berge, hinter einem noch blätterlosen Strauche, saß ein junger Mensch, unfern von ihm hinter einem Felsen ein anderer; es waren Das ausgestellte Wachen. In diesen Kreis eingetreten, begegneten wir mehreren Wanderern, die von den verschiedenen Seiten herankamen, sich uns anschlossen und eben so schweigend wie wir mit uns in den Wald traten, an dessen Rande wieder einige Männer als Wachen aufgestellt waren.

Ostern fiel damals sehr frühe, und die Jahreszeit war selbst für diese rauhe Gegend noch sehr im Rückstande; wie auf Wiesen und Feldern lag der Schnee noch hie und da auf den Bäumen und auf den Lichtungen, und es sah noch sehr traurig aus im Walde. Nach ungefähr halbstündiger Wanderung hielten wir auf einem ziemlich großen, rings geschlossenen Platze, auf dessen Schneedecke man noch die Spuren des Wildes sehen konnte, das daselbst übernachtet und das die Versammlung verscheucht hatte. Diese belief sich wenige Minuten nach unserer Ankunft wohl auf hundert und mehr Personen; bei der Flamme, die in der Mitte des Platzes entzündet wurde und die Versammlung beleuchtete, sah ich nur sehr wenige bekannte Gesichter. Viele mußten aus sehr weiter Ferne herbeigekommen sein; aus unserem Dorfe waren außer uns nicht mehr als fünf Personen, drei Männer und zwei Frauen, gegenwärtig. — Es herrschte eine solche Stille, daß man den Schnee von den Bäumen durchs Geäste fallen hörte.

Mein Vater trat in die Mitte des Platzes in die Nähe des

Feuers, und während ihm ein anderer alter Mann mit einem brennenden Kienholz leuchtete, las er mit lauter Stimme und in unserer Sprache aus dem Evangelium Markus vom Abendmahl und von der Auferstehung. Er las so laut, als ob er in diesem Augenblicke keine Späher fürchtete. Nur einmal unterbrach er sich, als aus einem nicht fernen Dorfe die Glockenklänge von der Kirche der dortigen Kreuzherren, vom Morgenwinde hierher getragen, für einige Minuten hörbar wurden. Es war, als wollte er nicht, daß die Worte des Evangeliums sich mit den Klängen jener Kirche vermischten. Nach der Vorlesung begann die ganze Versammlung einen frommen Gesang, der mir das Herz erzittern machte. Es war ein uraltes Lied, das sich von Geschlecht zu Geschlecht heraberbte, und ein Mann sagte mir, daß es von den Schaaren Zizka's und Prokops des Großen gesungen wurde. Wie die Melodie waren auch die Worte alt und das Ganze so fremdartig, wie ich mein Lebtag nichts gehört hatte: so wild und so traurig, daß man sich hätte schlagen und selig sterben mögen. Doch sangen sie nur mit so gedämpfter Stimme, daß der Gesang der ganzen Gemeinde wohl kaum hundert Schritte weit vom Platze einem mäßigen Windgesause geglichen haben mag. Auch der Gesang wurde einige Zeit unterbrochen, als sich jene Glocke aufs Neue hören ließ. Nach dem Gesange nahmen wir Alle das heilige Abendmahl, und zwar in beiderlei Gestalten, in Wein und Brod, nach dem Gesetze der Alten, die man Hussiten nannte, und nach der Lehre des Johannes Huß, für die so viel Blut geflossen. Aber nicht mein Vater allein ertheilte den Kelch; viele Männer, junge und alte, gingen umher mit goldenen Kelchen und ertheilten Brod und Wein und sagten dazu: dieß bedeutet das Blut und den Leib Jesu Christi — und die Männer und Weiber, ehe sie aßen und tranken, wiederholten mit Nachdruck: dieß bedeutet. Sobald sie gegessen und getrunken, wandten sie sich um und gingen still von dannen, um sich hinter den Bäumen des Waldes zu verlieren. So wurde die Versammlung rasch klein und kleiner, bis fast nur die Männer

mit den Kelchen übrig blieben und sich in der Mitte des Platzes zusammenfanden, wo sie einander gegenseitig Brod und Wein anboten. Dann gingen auch sie, und der Platz war ganz leer, als ich ihn mit Vater und Mutter verließ. Lange vor Tagesanbruch waren wir wieder daheim in unserer Stube und lagen Buch und Kelch wieder in ihrem sicheren Verstecke.

Ich saß in der dunkelsten Ecke und brütete. Mein Herz war tief ergriffen. Obwohl mir noch Niemand über die Sache gesprochen, obwohl der ganze Gottesdienst im Walde in der größten Einfachheit abgehalten worden, war es mir doch, als gehörte ich mit ganzer Seele und für immer und ewig jenem Glauben der Verfolgten und Verborgenen. Ich begriff nun manchen räthselhaften Vorgang im Hause meines Vaters und manche seiner Worte und Bemerkungen aus früherer Zeit, und die Erinnerung an diese mit Dem, was ich den Morgen erlebt hatte, fing in meinem Kopfe zu arbeiten an; ich wagte mich in Gedanken an Dinge, von denen ich Tags zuvor nicht zu träumen gewagt hätte; es war mir, als würde es lichter in meinem Kopfe und als spannten sich zugleich meine Muskeln und alle meine Kräfte zu Trotz und Kampf gegen alle Die, welche die Gemeinde zur Verborgenheit zwangen. Darum war ich wie vom Donner gerührt und war es mir unbegreiflich, als mich mein Vater, da der Tag längst angebrochen war, aufforderte, ihm, wie jeden andern Sonntag, auf den heiligen Berg und in die Kirche zu folgen. Ich sah ihn an, ob er etwa scherze? Er legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: Mein Kind, dein Vater ist kein Heuchler! Nur so können wir uns vor Verfolgung retten, nur so haben wir in Verborgenheit unsern Glauben bewahrt durch Hunderte von Jahren. Wir müssen! Der Feind ist zu mächtig, und unser ist nur eine kleine Zahl.

Wie zu Ostern war es zu Pfingsten, nur daß sich dießmal die Gemeinde anderswo versammelte. Du kennst die schwarzen Gruben; es sind Das verschüttete Schachte, Ueberbleibsel eines alten Bergwerkes, und der Aberglaube meidet sie besonders in

der Nacht als den Aufenthalt des Bösen und seiner Schaar. Auch sehen sie schwarz und unheimlich genug aus. Einige derselben bilden einen großen Trichter und haben mit dem an den Rändern aufgehäuften Schutt eine große Tiefe, eine solche Tiefe, daß aus ihrem Grunde jeder noch so starke Schall nur sehr gedämpft und schwach auf die Oberfläche der Erde gelangen kann. In einer solchen Grube versammelten wir uns zu Pfingsten, und so wechselte der Ort der Versammlung bei den verschiedenen Festen. Manchmal war er von diesem Dorfe so weit entfernt, daß wir mehr als die halbe Nacht zu wandern hatten, um ihn zu erreichen. An Sonntag-Nachmittagen gingen wir oft, wie lustwandelnd, in eines der benachbarten Dörfer, wo wir eine kleinere Anzahl von „Altgläubigen" bei einem Freunde versammelt fanden, und wo man in der Bibel las und sie nach den alten Ueberlieferungen und neuen Auslegungen erklärte. Solche Versammlungen wurden manchmal selbst unter dem Vorwande eines Trinkgelages abgehalten.

Da kam eine Zeit, in der, wie es schien, alle Heimlichkeit, weil alle Verfolgung, aufhören sollte. Damals regierte der gute Kaiser Joseph, und seine Gesetze bestimmten, daß Jedermann seinen Glauben sollte öffentlich bekennen und auch ausüben dürfen. In der Gemeinde wurde viel darüber berathen, ob man aus der Heimlichkeit heraustreten solle oder nicht. Viele waren dagegen, denn sie sagten, die Zeit sei noch nicht reif und die Gewalt der andern, der feindlichen Kirche noch zu groß, um es zu wagen und das Geheimniß offenkundig zu machen, und daß der Kaiser mit aller Macht und mit dem guten Willen es nicht durchsetzen werde gegen die Geistlichkeit. Andere wieder sagten: da die Jesuiten vertrieben seien, die größten Widersacher aller Andersgläubigen, und da der Kaiser Hand legte selbst an die anderen Orden und die Klöster aufhebe, und da selbst Bischöfe auf seiner Seite ständen und manche in österreichischen Landen und drau[ßen] im Reiche sich selbst gegen die Macht des Papstes in deut[schen] Landen erhöben, wäre es Verrath und Feigheit, sich länger z[u]

bergen. Es hieße bei solcher Lage der Dinge zu viele Menschenfurcht zeigen und seinen Gott verleugnen. Hätten doch die alten Taboriten ihren Glauben vor aller Welt bekannt und aufrecht erhalten, als der Kaiser und das ganze Reich gegen sie standen und der Papst das Böhmerland mit Bann und Interdikt im Innersten zerriß. Es seien andere Zeiten; Das bewiesen die Vorgänge im Reiche selbst, in Preußen unter König Friedrich und selbst in Frankreich, wo, wie wir sichere Kunde hatten, der verfolgten Kirche von König Ludwig größere Freiheiten zugestanden wurden, als seit hundert Jahren und mehr nicht der Fall gewesen. Die Meinung der Männer, die mit ihrem Glauben heraustreten wollten ans Tageslicht, wurde von Holland aus unterstützt, wo die vor mehr als hundertundfünfzig Jahren, nach der Schlacht am Weißen Berge, ausgewanderten Böhmen eine Gemeinde bildeten und uns mit Zuspruch und mit Sendung von Büchern, die dort gedruckt wurden, niemals vergessen hatten. Sie beglückwünschten uns, daß wir nunmehr unsern Gott frei bekennen durften, und Das war wie eine Ermahnung, es zu thun und unsern Glauben nicht zu verleugnen.

Es war uns zum Unheil, daß wir unser Geheimniß preisgaben. Das Volk um uns her staunte zwar, als wir aufhörten, die Kirchen zu besuchen und an seinen Festen und religiösen Handlungen theilzunehmen; es betrachtete, da es von Ketzern längst nichts wußte, unsere Kommunion mehr als ein zauberisches denn als ein ketzerisches Werk, aber es ließ uns gewähren. Unser eigenes friedliches Leben gab ihm ein gutes Beispiel, und unser brüderliches Zusammenhalten sagte ihm, daß unsere Lehre doch manches Gute enthalten müsse. Dazu kam wie eine unbestimmte Erinnerung, daß seine eigenen Väter einst unsern Glauben gehabt hatten. Man gab uns die verschiedensten Namen: Helviten (Helvetier, von Zwingli und Kalvin), Altgläubige oder Altglauber, wohl auch Hussiten und Taboriten; die Aemter bezeichneten uns zumeist als „Mährische Brüder." Manche Benennung sollte auch einen Schimpf enthalten, aber trotzdem

[illegible] Doch sollte sich Das alles bald ändern.

Du weißt es, [illegible], du weißt es aus den Büchern, daß Kaiser [illegible] nicht lange regierte und daß [illegible] seinem [illegible] von ihm selbst [illegible] wurden. [illegible]

[illegible] zu [illegible]

Jetzt will ich dir erzählen, was du nicht in den Büchern [illegible] liesest, und was doch [illegible] ist.

Die Aeltesten und Vorsteher, zu denen auch mein Vater gehörte, sollten sich hier in unserer Bergstadt versammeln und von da aus in die Kreisstadt begeben, um dort dem Richter selbst die Bibeln zu überliefern. An Widerstand wollten wir nicht denken; auch war unsere Zahl eine sehr geringe. Als die Aeltesten aus ihren Gemeinden abzogen, war großes Wehklagen, denn allgemein ging die Sage, daß sie eben so wenig wie ihre Bibeln je wieder heimkehren sollten; man sagte, daß man sie des Landes verweisen oder ins Gefängniß werfen oder in weite Ferne schicken und zum „Schiffeziehen“[1] verurtheilen werde. Das Wehklagen und die Sorgen waren um so größer, als die Aeltesten und Vorsteher alle hochbetagte Greise waren. Aber muthig, wenn auch trauernd, zogen sie von dannen; zwölf an der Zahl, waren sie den zwölf Aposteln gleich anzusehen. Als sie aus dem Rathhause

[1] Vom „Schiffeziehen“ war, wenigstens in meiner Jugendzeit, unter dem Volk als von einer sehr harten Strafe viel die Rede. Wahrscheinlich lag Dem eine dunkle Vorstellung von der Galeerenstrafe zu Grunde. Man dachte sich den zum „Schiffeziehen“ Verurtheilten auch immer sehr weit vom Vaterlande.

der Bergstadt traten, wo sie sich versammeln mußten, zog mancher Mann vor ihnen die Mütze, der sie sonst auch vor Heiligenbildern zog, obwohl uns Das am Meisten übel genommen wurde, daß wir die Heiligenbilder nicht verehrten.

Ich zog mit meinem Vater, wie mancher Sohn eines Aeltesten that, um ihn nicht zu verlassen und gleich zu sehen, was mit den Greisen geschehen werde. Nach eintägiger Wanderung, auf der uns zwei Bewaffnete begleiteten, kamen wir in der Bischofsstadt an, spät in der Nacht. Am nächsten Tage, Morgens um zehn Uhr, sollten die Greise vor dem Bischof erscheinen.

Um die bestimmte Stunde machten sie sich aus der Herberge, wo wir auf Stroh übernachtet und ausgeruht hatten, auf den verhängnißvollen Weg. Zwei und zwei gingen sie dahin, schweigend und ruhevoll; wir, ihre Söhne, folgten ihnen mit den Bibeln im Arme. Die Lakaien und Kapläne, denen wir im Hofe des Palastes, auf den Treppen und in den Vorsälen begegneten, sahen uns mit spöttischen Gesichtern an, und da und dort fiel auch ein Wort des Hohnes und des Schimpfes. Was erwartete uns beim Bischof selbst?!

Der Bischof, ein noch junger Mann — wenigstens sah er den sehr alten Greisen gegenüber mit seinen Vierziger Jahren noch sehr jung aus — der Bischof stand im halben Ornate in der Mitte seiner prächtigen Stube und stützte sich mit der Hand auf einen mit kleinen Steinen in allen Farben ausgelegten Tisch. Er hatte offenbar die Absicht, die Greise freundlich zu empfangen, denn im ersten Augenblicke umzog ein Lächeln seine Lippen — bei ihrem Anblick aber nahm sein Gesicht gleich einen andern Ausdruck an und sah sehr ernst und wie erschrocken drein. Die Alten blieben an der Thüre stehen und verneigten sich. Er machte mit der Hand ein Zeichen, daß sie näher kommen möchten, kam ihnen aber selbst auf halbem Wege entgegen. Sie nahmen uns Jungen die Bibeln ab. Mein Vater trat mit der seinen zuerst hervor und wollte, indem er sie dem Bischof hinhielt, etwas sagen — aber da verließ ihn seine Ruhe und Stärke, und Thränen

flossen über sein altes Gesicht herab. Da dieß die Andern sahen, fingen sie auch still zu weinen an. Mein Vater küßte das Buch und legte es auf den Tisch, und so thaten dann die andern Elf, einer nach dem andern. Kein Wort wurde gesprochen; auch ihr Weinen war so still, daß es die Stille nicht unterbrach, nur wir Jungen, die wir an der Thüre standen, schluchzten etwas lauter. Der Bischof blickte unverwandt und mit andächtigem Staunen auf die alten Männer, die still weinend, aber ruhig vor ihm standen.

Mein Vater war der erste, der wieder des Wortes mächtig wurde, und sagte mit zitternder Stimme: Hochwürdigster Herr, wir geben unser Bestes her, weil es uns im Namen des guten Fürsten befohlen wird; unsern Rathgeber, unsern Trost. Wir wollen nicht sündigen, indem wir uns dem guten Fürsten widersetzen; aber wir wollen auch nicht sündigen, indem wir unsern Glauben verleugnen, und so sagen wir es, weil wir das Buch übergeben: wir glauben, daß das Buch dem Laien gegeben ist wie dem Priester, daß die heiligen Symbole in allen Gestalten gegeben sind dem Laien wie dem Priester zur Erinnerung an den Fürsten der Liebe, und daß Jeder mit liebendem und reinem Herzen sein eigener Priester ist — und daß die Bruderliebe die einzige und wahre Religion ist. Und indem wir das heilige Buch ausliefern müssen, wollen wir nicht sagen, daß wir uns vom Glauben trennen, bei dem zu verharren uns unser Gewissen befiehlt, was auch über uns verhängt werden möge.

Der Bischof nickte während dieser Rede meines Vaters immer zustimmend und wie billigend mit dem Kopfe, sagte aber kein Wort; doch bewegte es sich in seinem Gesichte, als ob er etwas sagen wollte, es aber vor großer Aufregung und innerem Widerstreit nicht hervorbringen könnte.

Jetzt horche auf, was geschah, damit du es immer wissest, wie stark die Wahrheit sei, selbst wo sie nur in schwachen Greisen dargestellt ist.

Wie der Bischof immer nichts sagte und so eine ger

Zeit verflossen war, fragte einer der alten Männer: Und was sollen wir nun thun?

Mich segnen! rief er mit zitternder Stimme, und dabei that er rasch einen Schritt den Greisen entgegen und neigte ihnen seinen Kopf zu, wie überwältigt von einer Last.

Wie ein großer Schreck durchfuhr es die Alten, und uns Jungen stockten plötzlich die Thränen, und wir sahen mit solchem Staunen auf, als ob sich vor unsern Augen ein Wunder begeben hätte. Mein Vater faßte sich zuerst, legte die Hand auf das Haupt des Bischofs und sagte lächelnd: Ein Bruder segnet den Bruder aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus allen Kräften! — Dann winkte uns der Bischof mit der Hand, und wir gingen voll von Heiterkeit, die wir so betrübt gekommen waren. Es war uns, als wäre aller Zwiespalt aus der Welt genommen und wie eine Verheißung einer guten Zeit in der Zukunft.

Siehst du, Das ist's, was sie nicht in die Bücher setzen und was doch wahr ist: daß sich ein Bischof von den Ketzern hat segnen lassen.

Du wirst es begreifen, Student, fuhr der alte Richter nach einiger Zeit fort, daß wir über dieses merkwürdige Ereigniß schwiegen, denn, ruchbar geworden, hätte es dem guten Bischof viele Feinde gemacht. Auf dieses Ereigniß folgte eine traurige Zeit, wenn auch keine eigentliche Verfolgung — die kam erst später. — Die Geistlichen predigten gegen uns, und das Volk mied uns. Wir waren wie Verpestete, und den Leuten war das Wort „Ketzer" wieder geläufig geworden. Was mich betrifft, so habe ich für meine Religion ein gutes Weib verloren — du hast sie noch gekannt — es war die gute Alte, die vor zwei Jahren dort oben, über dem Dorfe, in der Mühle gestorben. Sie war meine Verlobte, und wir liebten einander herzlich; als die Bibeln abgeliefert werden mußten und wir von allen Kanzeln als Anbeter des Teufels verschrieen wurden, nahmen die Eltern ihr Wort zurück. Sie starb als Jungfrau, ich bin ein alter Jung-

geselle — aber was Einzelnen geschieht, ist immer eine Kleinigkeit in der großen und weiten Welt, und es ist leicht zu tragen, wenn man sich nicht selbst verleugnet hat. Davon will ich weiter nicht sprechen, wenn es mir auch wohl thäte, heute unter diesen Apfelbäumen Enkelchen spielen zu sehen, denen ich unschuldige Geschichten lieber erzählen würde, als dir diese traurigen. Davon genug. Der Kaiser Joseph starb, wie man damals sagte, vergiftet, jedenfalls vergiftet durch das Mißlingen aller seiner guten Thaten. Auf dem Todtenbette mußte er seine besten Gesetze zurücknehmen, und nach ihm wurde es schlimmer, als es vor ihm gewesen. Kaiser Leopold, sein Bruder, regierte nur kurze Zeit, und als Franz zur Regierung kam, mußten wir erfahren, daß man mit der Ablieferung der Bibeln nicht ganz befriedigt war.

Eines Tages — mehrere Jahre nach Uebergabe der Bibeln — wurde mein Vater vor Gericht geladen und kehrte nicht wieder heim. Meine Mutter war längst gestorben, ich schloß das Haus und ging aus, um nach ihm zu suchen; er war damals ein Greis von achtzig Jahren. Ich fand ihn im Gefängniß der Kreisstadt. In dieser Stadt verdingte ich mich als Knecht, und mit meinem Lohne und dem Erlöse vom Verkaufe eines Theils unserer Habe gelang es mir, den Gefängnißwärter zu bestechen und in den Hof zu kommen und den greisen Dulder durch das Gefängnißgitter, das sich hart am Boden befand — denn er saß in einer Kellerzelle — zu sehen und zu sprechen. An diesem Gitter verbrachte ich manche Nacht, und in einer stürmischen kalten brachte ich mein Bett herbei und stopfte es nach und nach durch das Gitter, daß er wenigstens weich und warm liegen konnte. O, die Nacht! ich werde sie nicht vergessen. Die Herren glaubten damals, daß, wenn sie die Aeltesten der Gemeinde, die man nun kannte, entfernten, erschreckten oder belehrten, die Andern von selbst in den Schooß der Kirche zurückkehren würden. Ich weiß nicht, ob sie bei meinem Vater die Mühe als vergeblich erkannten oder ob sie ihn nur nicht im Gefängniß wollten sterben lassen, — nachdem er einen Herbst und einen Winter lang in dem schreck-

lichen Keller verbracht, ließen sie ihn frei, und ich brachte einen sterbenden Mann in dieses Haus, das er als ein wunderbar rüstiger Achtziger verlassen hatte. Er überlebte den Frühling nicht, und in einem Winkel des Kirchhofs liegt er bei den Selbstmördern begraben, wo sie wahrscheinlich auch mich begraben werden.

Siehst du, Student, Das ist Alles, was ich dir zu erzählen habe, — nun weißt du, warum sie im Dorfe den alten Richter so ansehen — nun weißt du Alles!

Alles? fragte ich mit jugendlicher Naseweisheit, — du hast mir nicht gesagt, ob du jetzt der Aelteste deiner Gemeinde bist und ob du nicht auch irgendwo einen Kelch und eine Bibel verborgen hast.

Der alte Richter erhob sich, sah mich freundlich lächelnd an und sagte: Du bist der Lieblingsenkel meines alten, todten Freundes, der immer treu zu mir hielt und Alles wußte. Ich will dich als seinen Erben ansehen, und ich antworte dir: Ja!

Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Achter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Der Gefangene von Chillon.

Historische Novelle in zwölf Kapiteln.

Erstes Kapitel.

Die Heimkehr.

Auf dem grünen, von blühenden Linden beschatteten Hafenplatze von Vevey war es seit Wochen nicht so lebhaft wie heute. In dem kleinen Hafen war es zwar still; die Segel waren eingerefft, die Ruder lagen auf den Bänken der Schiffe, Ketten und Seile hielten die Fahrzeuge so nahe ans Ufer gebunden, daß sie sich bei dem leisen Mittagswinde, der die Wellen sanft ans Ufer plätschern machte, kaum zu regen vermochten. Von Schiffsleuten war nichts zu sehen; in der Hafenschenke war es ruhig, und man konnte aus der Stille und allgemeinen Ruhe schließen, daß der Verkehr auf dem See vollkommen eingeschlafen und daß keine Hoffnung da war, daß er so bald wieder erwachen solle. Aber auf dem grünen Platze lagerten malerische, kriegerische Gruppen. An die Bäume waren an zehn Pferde und zwei Maulthiere gebunden, und neben diesen letztern stand eine prächtige, mit seidenen Vorhängen gezierte Sänfte. Hinter den Pferden lagen und saßen junge und bärtige Reitergestalten, die ihre Reitermäntel abgeworfen hatten und lederne Koller und im Gürtel Dolche und Pistolen sehen ließen. Ihr Anführer war offenbar der junge Mann, der, etwas von ihnen entfernt, am äußersten Rande des Platzes auf dem Steingeländer saß und bald gedankenvoll in die grüne Tiefe des Wassers, bald ungeduldig über die Fläche dem Westen entgegensah, als ob er von dort her etwas er
Sein Wamms und sein Filzhut waren mit golde

besetzt, sein Degen steckte in einer rothsammetnen Scheide, und die Pistolen seines Gürtels waren mit Elfenbeinschnitzereien ausgelegt. Ein älterer Reiter, dessen Gewand und Waffen sich ebenfalls durch größern Reichthum vor denen der andern im Hintergrunde gelagerten Männer auszeichneten und der bis jetzt schlafend auf einer Rasenbank gelagert hatte, näherte sich ihm, gähnte, sah über den See hinweg und stieß einen leisen Fluch aus.

„Mademoiselle Claire läßt lange auf sich warten," murmelte er endlich. „Es ist eine dumme Geschichte! Muß sie gerade an dem Tage kommen, da man seine Eminenz, Monsieur de Lausanne, in Chillon bewirthet, und mir gerade die Ehre zu Theil werden, sie hier zu empfangen und heim zu begleiten, während es in dem sonst so langweiligen Nest von Kanariensekt und Malvasier nur so fließt. Seit acht Tagen freue ich mich auf die Ankunft Sr. Eminenz, nicht sowohl seines Segens wegen, als um der schönen Räusche halber, die es heute Abend in Chillon geben wird, und nun! — Wenn sie uns noch eine Stunde warten läßt, kommen wir, hol mich der Teufel, jedenfalls zu spät. Seit wir San Michele in Bosco bei Bologna gestürmt und die Pfaffen daraus vertrieben, hat mein edler Gaumen keinen Kanariensekt gekostet und welchen Malvasier! Man sagt, der stamme noch aus der guten Zeit des Papstes Alexander Borgia, und dieser habe ihn von seinem guten Freunde, dem Großtürken, zum Geschenke erhalten. Dieser Papst verstand sich auf Dergleichen. Freilich, da der Wein von ihm kam, war Gefahr da, daß man seinen Rausch erst drüben in der Ewigkeit ausschlafen könnte — aber als tapfere Schweizer haben wir es doch gewagt, und ich bin ein lebender Beweis, daß Alexander Borgia nicht alle Weine der Welt mit seinen Pülverchen versetzt hat. Ha! ha! Der Spaß ist gut. Der Malvasier wurde vom Kardinal-Legaten und von den Pfaffen in St. Michele in Bosco nicht berührt, weil sie Angst davor hatten, und Das kam unsern Kehlen zu Statten. Es war ein schöner Tag!"

Das verdrießliche Gesicht des alten Kriegsmannes nahm

allmählig einen ganz andern, einen beinahe gefühlvollen Ausdruck an, der sich in Verbindung mit den buschigen Augenbrauen, der spitzigen geröthetetn Nase, den dicken Lippen so komisch ausnahm, daß der jüngere lächeln mußte. Mit Sehnsucht blickte er über den See, gegen den Dent du Midi und dem Süden zu, streckte die Arme aus und rief: „O Italien, du bist das einzige Land, in dem es der Mühe werth ist, seine Knochen zu Markte zu tragen. Kaiser Karl zahlt gut, Sforza noch besser, aber beim heiligen Moritz, meinem und meines Landes Schutzpatron! umsonst wollte ich mich dort todtschlagen lassen, wenn es nur wieder losginge! — Aber es wird," fügte er freudig hinzu, „glaubt mir, Messire de Beaufort, es wird wieder losgehen. Der Friede von Cambrai war, Gottlob, ein fauler Friede. Nicht der Kaiser, nicht König Franz, nicht der Papst noch die Venetianer können sich mit diesem dummen Frieden begnügen. Glaubt mir, sobald der Kaiser mit der dummen Ketzerei in Deutschland fertig ist, schlägt er in Italien wieder los. Dann sollen mich nicht hundert Pferde in Chillon und diesseits der Alpen festhalten. Geht Ihr denn mit, Messire de Beaufort?"

Der junge Beaufort zuckte die Achsel. — „Wer kann wissen," sagte er. „Mein lieber Barberouge, ich bin nicht so frei, wie du, und kann meinen Degen nicht immer dahin tragen, wo ich möchte."

„Freilich, freilich!" bestätigte Barberouge. „Ihr seid ein Beaufort und treuer Vasall des Herzogs von Savoyen. Es ist auch manchmal gut, kein Beaufort und ein ganz gemeiner freier Schweizer zu sein, der seine Haut verkauft, wo und wie er mag. Und von den Herzogen von Savoyen kann man nie voraus sagen, auf welcher Seite sie stehen; die gehen eben dahin, wo der größere Vortheil ist, und bis jetzt haben sie sich dabei gut gestanden. Aber diesmal, glaubt mir, geht der Herzog Karl mit dem Kaiser Karl."

„Warum glaubst du?"

„Schon der verdammten Ketzerei wegen, die Kaiser Karl verfolgt."

„Das thut auch Franz von Frankreich."

„Ja, daheim in Frankreich, aber im Ausland unterstützt er sie. Der nimmt's mit den göttlichen Dingen nicht so genau; ist er nicht der erste christliche Monarch, der mit dem Großtürken Freundschaft geschlossen? Warum nicht mit den Ketzern? Liebäugelt er nicht mit Denen von Genf, nur um die Stadt dem Herzog vor der Nase wegzuschnappen? Dieselben Prädikanten, die er in Frankreich stäupen läßt, sieht er mit Vergnügen in Genf predigen. Das kann sich der Herzog nicht gefallen lassen; wenn ihm Genf entwischt, ist's um alles Land diesseits des Sees gethan. Darum wird Herzog Karl mit Kaiser Karl gehen. Der Kaiser wird ihm dafür sein Recht auf Genf bestätigen, das ihm die Genfer Krämer mit ihrem Syndikus bestreiten. Die Savoyarden wollen wachsen. Nun aber können sie jenseits der Alpen nicht weiter; dort stoßen sie überall mit dem Kaiser, mit Mailand, mit Genua und Frankreich zusammen; da müssen sie sich diesseits der Berge umsehen. Genf ist ein Schlüssel, und so lange sie Genf nicht haben, sind sie des Waadtlandes nicht sicher. Seit Jahrhunderten haben sie ein Schloß mitten in der Stadt, und seit zwanzig Jahren ist es ihnen auch gelungen, ihre Kreaturen daselbst auf den Bischofssitz zu erheben, und haben ihnen glücklich ihre Herrschaft über die Bürger abgeluchst. Sollten sie sich jetzt vor dem Häuflein Krämer zurückschrecken lassen? und Das in einer Zeit, da die Städte in ganz Europa in die Gewalt der Fürsten übergehen? Das wäre ja eine Schande, deren ich mich schämen würde, nur weil ich vorübergehend unter dem weißen Kreuze Savoyens diene!"

„Du freier Walliser," lächelte Beaufort, „du nimmst dich ja der Interessen meines Herzogs viel wärmer an, als ich, ein Beaufort, sein treuer Vasall?"

„Ja, so bin ich," rief Barberouge und streichelte seinen kurzen, krausen Rothbart, „weß Brod ich esse, dessen Lied ich singe. Das macht ja unsere Kraft, die Kraft der Schweizer, daß man sich auf sie verlassen kann, wenn man sie einmal bezahlt."

„Ja wohl," spottete Beaufort, „verlassen, wie damals, als sie Ludovico Moro von Mailand, den sie vertheidigen sollten, die treuen Schweizer, an Frankreich auslieferten."

„Donnerwetter!" rief der alte Söldner, „diesen Vorwurf muß man so oft hören, und er ist so ungerecht als nur möglich. Ludovico Moro war uns unsern Sold schuldig; die Schweizer, die ihn auslieferten, waren seine Gläubiger."

„Richtig, richtig," lächelte der Andere wieder, „Das habe ich vergessen, Das entschuldigt. Er hat sich zwar voll Vertrauen in ihr Lager begeben, als er im Unglück war, aber er hatte kein Geld — Das ist richtig. Verzeihung, Barberouge, ich habe diesen wichtigen Punkt vergessen."

Offenbar, um das Gespräch abzubrechen, erhob sich Beaufort und sprang auf das Steingelände, um den See vom erhöhten Standpunkte aus besser übersehen zu können. „Ich sehe noch immer nichts," sagte er verdrießlich.

„Ich fange an, zu fürchten, daß wir hier umsonst warten und für nichts und wieder nichts das ganze Gastmahl Sr. Eminenz versäumen," brummte Barberouge. „Man kommt heute nicht so leicht aus Genf. Da sind sehr viele Fälle möglich, die Fräulein Claire verhindern können, Genf zu verlassen oder wenigstens in die Arme ihres Vaters zu eilen. Ich kann mir denken, daß die gottverfluchten Ketzer die Klöster absperren oder gar vermauern, um die frommen Schwestern sammt und sonders darin verhungern zu lassen — und da gehen auch die armen Fräulein mit zu Grunde, die ihrer frommen Obhut anvertraut sind."

„Unsinn!" rief der junge Mann, „die Genfer haben sich einer solchen Grausamkeit noch nicht schuldig gemacht."

„Von Ketzern kann man Alles erwarten," versicherte der Andere. „Aber angenommen, Fräulein Claire ist glücklich aus dem Kloster entkommen — dann kann sie noch immer den Löffelrittern in die Hände gefallen sein."

„Die Löffelritter sind Feinde Genfs und die Verbündeten des

Herzogs; sie werden sich an der Tochter eines seiner hohen Beamten nicht vergreifen."

„Ihr werdet mich die Löffelritter kennen lehren," lachte Barberouge, „denen ist Alles gute Beute, und wo es zu stehlen und zu rauben gibt, fragen sie nicht erst, ob das Ding den Genfern oder ihren Bundesgenossen gehört."

„Das ist wahr," bestätigte Beaufort mit besorgter Miene, „es sind erbärmliche Abenteurer, und ihre Bundesgenossenschaft gereicht uns nicht zur besondern Ehre."

„Bundesgenossen nimmt man heut zu Tage, wo man sie findet," lachte Barberouge, „und die Löffelritter sind dem Herzoge von unschätzbarem Werthe. Er hat jetzt in Italien zu thun und kann die Genfer nicht unterwerfen, da ist es gut, daß die Bande da ist, um sie fortwährend zu plagen und nicht zu Athem kommen zu lassen. Kein Genfer wagt sich mehr vor die Thore, und kein Wanderer kann zu ihnen gelangen. Glaubt Ihr, daß die Krämer Das lange aushalten? Sie werden müde und wünschen endlich, daß der allergnädigste Herzog komme und von ihrer Stadt allergnädigst Besitz ergreife. Laßt nur die Löffelritter fortarbeiten, die arbeiten an Vergrößerung der savoyischen Partei. Man lobt die Genfer ihrer Starrhalsigkeit wegen, und daß sie mit solcher Geduld ihre Freiheiten und Privilegien vertheidigen, obwohl man ihre besten Köpfe abgeschlagen oder ins Gefängniß geworfen — aber glaubt mir, die Feigen sind überall in der Mehrzahl, und die Feigen werden schreckliche Helden, sobald es an den Brodkorb geht. Ich habe immer sagen hören, es sei nichts gefährlicher als ein wüthendes Schaf; so ein wüthendes Schaf ist ein Spießbürger, dessen Geschäfte nicht mehr gehen. Laßt nur die Löffelritter rauben und plündern; diese, in Verbindung mit den Schafen, werden dem erhabenen Bürgersinn wie der Reform auf einmal ein Ende machen, und der Herzog wird nur zu kommen brauchen, um die reifen Früchte abzuschütteln."

„Hätte mich nur der Oheim gehen lassen, um das Mühmchen abzuholen," murmelte Beaufort, ohne auf die politischen

Auslassungen des alten Soldaten zu hören, „ich hätte sie gegen alle Löffelritter der Welt vertheidigt."

„Verzeiht," warf Jener ein, „Das wäre schon unvorsichtig gewesen. Einen Beaufort und jeden Andern, der aus Schloß Chillon gekommen wäre, hätte man für einen Spion gehalten, und Euch, den Neffen, hätte man vielleicht als Geisel für manchen der Ketzer in unsern Gefängnissen zurückgehalten. Euer Oheim thut ganz recht, die Sache durch Briefe abzumachen. Die Oberin von St. Claire ist eine kluge Dame und hat Fräulein Beaufort gewiß sicheren Leuten anvertraut."

„Das muß wahr sein," rief Beaufort freudig, „dort kommt ein Schiff mit einem Zeltdache; sie ist es! Gewiß!"

So rufend, sprang der junge Mann, dessen verdrießliches Gesicht plötzlich die freudigste Röthe überzog, vom Steingebäude in den bereit stehenden Kahn, munterte die zwei Fischer, die darin saßen, auf, rasch abzustoßen, setzte sich selbst an das Steuerruder, und zwei Minuten darauf war er weit draußen auf dem See, dem Schiff entgegenströmend. Bald wehte ihm von diesem ein weißes Tuch grüßend entgegen, und Kahn und Schiff hatten sich noch nicht berührt, als Beaufort, weit vorgebeugt, schon dieselbe Hand drückte, die eben das weiße Tuch geschwenkt hatte.

„Willkommen in der Heimat, Mühmchen!" rief er mit innigem Ausdruck und beinahe zitternder Stimme.

„Dank, Philibert!" erwiderte das junge Mädchen mit gleicher Innigkeit.

Philibert Beaufort, der besorgt gewesen, daß seine Kousine, mit der er seine ganze Jugend verlebt hatte, ihm vielleicht durch die beinahe dreijährige Trennung und durch das Klosterleben entfremdet worden, fühlte sich durch den Ton ihrer Stimme und durch Nennung seines Taufnamens ermuthigt. Er sprang in das Schiff und küßte sie auf die Stirne. Nachdem er ihr ihre Fragen nach dem Vater, und warum er ihr nicht selbst entgegengekommen sei, beantwortet, zeigte er ihr die Sänfte, die sie am Ufer erwartete, und die Reiter, die sie begleiten sollten, wenn sie die

Reise vielleicht zu Lande fortsetzen wollte. Claire überlegte einige Minuten und sagte mit größter Offenherzigkeit: „Wenn du bei mir bleibst, ziehe ich es vor, zu Schiffe weiter zu reisen, anstatt mich in die Sänfte zu sperren, wo ich kein Wort mit dir sprechen könnte.“

Philibert drückte ihr dankbar die Hand und schickte die Fischer ans Land zurück mit dem Befehle an Barberouge, aufzusitzen und nach Chillon zurückzukehren.

Dann setzte er sich auf den Polster zu Claire. Die Segel, die man eingerefft hatte, blähten sich wieder, und das Schiff zog unter einem leisen Westwinde sanft dahin, während dort am Ufer die Reiter aufsaßen und gleich darauf dahin trabten, bald bei den Windungen der Buchten hinter Vorgebirgen verschwindend, bald wieder auf den Pfaden der steilen Ufer auftauchend.

„Du bist lange geblieben, Klärchen,“ sagte Philibert, nachdem er sich schweigend an dem Anblicke des sanft gebräunten Gesichtes mit den blauen Augen und dunkelschwarzen Locken geweidet hatte — „schon fürchteten wir, daß die Genfer Ketzer Schwierigkeiten machten.“

„Ich komme spät, weil wir bis Hermance konträren Wind hatten; das hättet ihr euch selbst sagen können; aber man zieht es vor, gleich Alles den Ketzern in die Schuhe zu schieben. Im Gegentheile waren die Ketzer sehr liebenswürdig gegen mich; sie begleiteten mich bis an den Hafen und warteten dort, bis das Schiff abgehen konnte, damit mir ja kein Haar gekrümmt werde. Sie benahmen sich gar nicht, als wäre ich die Tochter des Sire de Beaufort, ihres heftigen Feindes und,“ fügte sie langsam und seufzend hinzu, „und ihres Kerkermeisters.“

Sie schwieg. Auch Philibert schwieg eine Zeit lang, dann flüsterte er, daß er von den Begleitern des Fräuleins nicht gehört werden konnte: „Du vertheidigst die Ketzer, Klärchen. Kommst du vielleicht ein klein wenig von der Ketzerei angesteckt zurück?“

Claire sah ihm prüfend und lächelnd ins Auge und sagte:

„Ich glaube, ein klein wenig, ein ganz klein wenig bin ich wohl angesteckt."

„Das muß in der Genfer Luft stecken, wie wäre sonst die Krankheit bis in dein Kloster gedrungen?" fragte Philibert erstaunt.

„Ich glaube auch, daß es in der Luft steckt," sagte Claire beistimmend, „denn in unserem Kloster war schon Ketzerei, bevor wir den Prädikanten gehört hatten."

„Ihr habt einen von Denen gehört?" fragte der junge Mann eben so verwundert als neugierig. Er redete weiter und fragte noch leiser:

„Vielleicht den famosen Farel?"

„Ja wohl, gerade Farel," flüsterte Claire.

„Wie ist Das möglich? im Kloster?"

„Das kam so. Erst vorgestern. Eine dienende Schwester stürzt plötzlich in die Zelle der Oberin und verkündet, ein großer Volkshaufe wälze sich dem Kloster der heiligen Klara entgegen. Die Oberin, die glaubt, daß das Kloster gestürmt und geplündert werden soll, versammelt schnell alle Nonnen, Novizen und uns Kostgängerinnen und flüchtet sich mit uns allen auf den Chor. Aber von Stürmen des Klosters und von Plündern war gar nicht die Rede, das Volk strömte nur in unsere Kirche; einige Männer trugen Farel auf den Schultern und brachten ihn so auf die Kanzel. Er fing sogleich zu predigen an, und wir auf dem Chore waren seine unfreiwilligen Zuhörerinnen, denn irgend ein Schalk, der uns da oben bemerkt hatte, war höchst wahrscheinlich hinaufgeschlichen und schloß die Thüre hinter uns ab. Mehrere der armen Nonnen, da sie sich so gefangen sahen, verstopften sich die Ohren mit ihren Schleiern, auch manche Novizen und Pensionärinnen."

„Und was hat mein Mühmchen gethan?" fragte Philibert, indem er sich vorbeugte, um ihr in das Gesicht zu sehen, das sie bei dieser Frage rasch abwendete.

„Ich?" sagte sie dann rasch entschlossen, „ich habe mir nicht die Ohren verstopft — ich habe zugehört."

„Und wie findest du den Prediger?“ fragte Philibert, offenbar mit großer Theilnahme, weiter.

„Farel,“ erwiderte Claire, „machte mir den Eindruck eines ehrwürdigen, sanften, von Ueberzeugung durchdrungenen Mannes, der wie die Apostel bereit wäre, für seinen Glauben zu sterben. Was er sagte, schien mir nicht unvernünftig — er erschütterte mich — ich glaubte ihm.“

„So, so,“ murmelte Philibert nachdenklich vor sich hin. „Nun,“ flüsterte er dann, „da du so offen gegen mich bist, Klärchen, will ich dir gestehen, daß ich auch einen solchen Prediger gehört habe!“

„Du?“ rief Claire überrascht, „in Chillon? wie ist Das möglich?“

„Nicht in Chillon, Klärchen, auf dem Hafenplatz in Vevey, wo ich dich heute erwartete. Es war am Markttage, vor ungefähr vierzehn Tagen. Da erschien so ein Prädikant plötzlich unter der Menge und fing zu predigen an. Das Volk hörte ihm mit erstaunlicher Aufmerksamkeit zu, und er hätte wohl zu Ende gepredigt, wenn es nur vom Volke abgehangen hätte — aber da erschienen plötzlich zwei Dominikanermönche mit dem Stadtbüttel, um ihn zu ergreifen. Sie hätten sich seiner wohl bemächtigt, und es wäre ihm schlecht ergangen, wenn die Dominikaner so leicht die Menge hätten theilen können. Ich glaube, daß man sie absichtlich abhielt, und als sie endlich an der Tonne anlangten, auf der der Prädikant gestanden hatte, war dieser schon im Kahne und eilte über den See. Ein plötzlicher Wind erhob sich und trieb sein Segel mit größter Schnelligkeit, während die Dominikaner die Kette des Kahnes, den sie besteigen wollten, um ihn zu verfolgen, trotz aller Mühe nicht losmachen konnten. Das schien dem Volke wie ein Wunder, und in derselben Stunde wurde einem Kapuziner aus St. Maurice sein Reliquienkram in den See geworfen.“

„Mit all Dem,“ lächelte Claire, „sagst du mir nicht, wie dir der Prediger und seine Predigten gefallen haben?“

„Ungefähr wie dir“ — stotterte Philibert.

„Du bist also auch angesteckt, Philibert, auch ein Ketzer?“

„Nein,“ sagte Philibert entschieden.

„Wenn dir Das nun wahr erscheint, was der Prediger sagte?“

„Ach!“ seufzte Philibert Beaufort — „man muß arm sein, niedrigen Standes und von der Welt unbeachtet — man muß mit einem kleinen beschränkten Loose zufrieden sein können, um das Vorrecht zu haben, nur Das zu glauben und zu sagen, was man für wahr hält. Diese Neuerungen sind für die glücklichen kleinen Leute, die sich gehen lassen, denen man sie aber auch verbittern und schmälern wird, nicht für den Adel.“

„Und in Deutschland, woher diese Neuerungen kommen,“ fragte Claire, „sind dort nicht Kurfürsten und Herzoge der Lehre Luthers beigetreten?“

„Dort mögen die Verhältnisse anders sein,“ fiel ihr Beaufort mit einiger Heftigkeit in die Rede; „und auch dort wird es nicht lange währen. Karl V. kann's nicht dulden, er wird die Lehre mit Stumpf und Stiel ausrotten, sonst verliert er Italien und Spanien, die es ihm nie vergeben würden, wenn er für ihren Glauben nicht Ströme Blutes vergösse. Politik, mein liebes Mühmchen, nichts als Politik steckt bei Fürsten und Adel hinter dem Glauben. Unser Herzog muß römisch sein — ich bin sein Mann, darum muß ich es auch sein.“

„So sehr bist du sein Mann?“ fragte Claire mit sanftem Spotte.

„Und dir, liebe Claire,“ fuhr Philibert fort, „rathe ich, eben so sehr savoyisch zu sein und vor Allem in Chillon und vor deinem Vater von den neuen Lehren, die du heimbringst, nichts merken zu lassen.“

Claire schwieg. Betroffen blickte sie vor sich hin, nicht nur weil sie das politische Wesen an ihrem Jugendfreunde nicht billigte, sondern vorzugsweise darum, weil sie sich so traurig sagen mußte, daß sie in einer gewissen Angelegenheit nicht, wie sie bisher gehofft hatte, auf seine Hülfe zählen konnte — in einer Angelegenheit, die ihr die Heimreise wie eine Wanderung in heiliger Sendung erscheinen ließ. Mit niedergebeugten Köpfen saß das

junge Paar da. Es war Beiden, als ob etwas zwischen ihnen wäre, was sie trennte, obwohl sie eben einen Blick, Jeder in des Andern Seele, thaten, der ihnen hätte sagen sollen, daß sie einander auch der Reform gegenüber so nahe standen, wie sie sich bisher durch ihre gemeinschaftlich verlebte Kindheit, wie durch ihre gegenseitige Neigung nahe gestanden hatten. Claire hob zuerst den Blick, um ihren Freund von der Seite prüfend zu betrachten. Es war das wohlwollende, gute und schöne Gesicht von ehemals. Sie lächelte und dachte: Spiele du noch so sehr den Politiker, ehrgeiziger Knabe, in meinem Streben, dem edlen Märtyrer zu helfen, wirst du mir doch beistehen müssen.

Ihre holden Züge klärten sich wieder auf. Mit leuchtendem Auge überblickte sie die schöne herrliche Welt ihrer Heimat, der sie so lange fern gewesen, jenen großartigen Halbkreis von Montreux bis hinüber nach Meillerie, in welchem sich Schönheit an Schönheit reiht, wie Edelsteine in einem Diadem, wie Blumen in einem Kranze. Die Schneefelder des Dent du Midi leuchteten schon wie glühende Rosen unter dem Strahl der sinkenden Sonne; die Dame du lac, jene optische Täuschung, welche die Schatten des Abends an den sonderbaren Formationen der Felsen von St. Gingolph hervorbringen, schwebte riesig und geisterhaft über dem Rande des Sees, und von der grünen Wand der nahen abschüssigen Berge hob sich das Schloß Chillon mit seiner damaligen Herrlichkeit der zwanzig Thürme und mit seinen weißen Mauern und vergoldeten Thurmspitzen, die wie Kohlen glühten, wie ein schönes Bildwerk in Marmor ab. Claire fühlte ihr Herz klopfen, als sie das Schloß erblickte, in dem ihre Jugend verflossen war und in welches sie nun mit ernsten Gedanken und mit einem wichtigen Auftrage einziehen sollte. So sehr lag ihr dieser Auftrag am Herzen, daß sie gleich beim ersten Anblick der Veste an Beginn der Ausführung gehen wollte. Aber Vorsicht war geboten, wenn sie es nicht sogleich verrathen sollte.

„Da sehe ich schon meine Stube," rief sie, indem sie sich im Schiffe erhob.

„Du weißt, Claire," rief Philibert, „dein Vater hat dir schönere Zimmer im viereckigen Thurme einrichten lassen; dort wirst du bequemer wohnen."

„Im viereckigen Thurme?" fragte Claire, wie unangenehm enttäuscht, und fügte dann lauernd hinzu: „Sind nicht die Gefängnisse gerade darunter?"

„Allerdings, aber sie sind leer." —

„Leer?" fragte Claire erstaunt und mit einem Ausdrucke, dem Philibert den höchsten Schrecken hätte ansehen können, wenn sie sich nicht rasch dem Schlosse zugewendet hätte, wie um es genauer zu betrachten. Nachdem sie sich gefaßt, fragte sie wieder: „In Chillon sind also jetzt keine Gefangenen?"

„Doch, doch, aber tief unten, in den Kellern."

„Also gräßliche Verbrecher?" fragte Claire weiter.

„Hm, hm," murmelte Beaufort, „nicht eigentlich gräßliche, aber wichtige, vielleicht gefährliche."

„Wer denn zum Beispiel?" fragte Claire und gab sich Mühe, die gleichgültigste Miene zu machen.

„Zum Beispiel," sagte Beaufort, „zum Beispiel Bonnivard."

„Bonnivard!" wiederholte das Fräulein und unterdrückte einen tiefen Athemzug, der ihre Brust sichtbar heben wollte. „François Bonnivard, der Prior von St. Victor in Genf?"

„Derselbe."

„Hast du ihn jemals gesehen, Philibert?"

„Den bekommt kein menschliches Auge und kein Sonnenstrahl zu sehen. Selbst am Geburtstag des Herzogs kommt er nicht in den Hof, wie die andern Gefangenen."

Dießmal war Claire nicht stark genug, um den Seufzer zu unterdrücken, der sich mit Gewalt aus der Tiefe ihres Herzens hervorarbeitete.

„Du hast Recht, zu seufzen, Klärchen," sagte Philibert, „das Leben dieses Mannes ist traurig, und nun währt es beinahe sechs Jahre so."

Während Philibert sprach, wandte sich das Schiff gegen

das Schloß, und ein frischer Windhauch wehte es rasch seinen Mauern zu.

„Siehst du," fuhr Philibert fort, „siehst du dort die kleine Scharte in der Mauer, ungefähr mannshoch über dem See? Der Strahl, den diese Scharte manchmal auf den feuchten Boden tief unter ihr durchläßt, ist François Bonnivards einziges Licht."

Claire war nahe daran, auszurufen: „Der wortbrüchige Herzog rächt sich also an ihm, weil er Bonnivard das Wort gebrochen, weil er ihn trotz sicherem Geleit auf offener Heerstraße hinterlistig, feig, verrätherisch aufheben ließ, ihn, den edlen, guten, trefflichen Bürger," — aber ein großes Jubelgeschrei verhinderte sie, ihrer Entrüstung Worte zu geben. Es kam vom Ufer, wo die Dienstleute des Kastellans von Beaufort standen und Claire erwarteten, während der Sire von Beaufort selbst in einem leichten Kahne seinem Kinde entgegenflog.

Zweites Kapitel.

Der Bischof.

Barberouge's Sorgen waren unbegründet. Als er, eine gute halbe Stunde vor Claire, mit seiner Schaar in Chillon ankam, war das Festmahl, das dem Bischof von Lausanne, Sebastian von Montfaucon, zu Ehren gegeben wurde, noch in voller Blüthe, und als Claire durch den Hof kam, präsidirte er daselbst an dem obersten Ende einer langen Tafel dem Mahle, an dem sich die Leute des Bischofs und die Offiziere von Chillon versammelt hatten. Schon mußte er sich mit der einen Hand auf den Tisch stützen, als er sich mit der andern erhob, um das einziehende Fräulein zu begrüßen. Claire mußte rasch ihre Kleider wechseln, um noch am letzten Viertel der Mahlzeit Theil zu nehmen, die in dem großen, mit gepreßtem Goldleder und Holz-

schnitzereien ausgelegten Speisesaale des ersten Stockwerkes stattfand und welcher der Bischof selbst präsidirte. Seine Eminenz wollten nicht früher aufbrechen, als bis sie etwas über die Vorgänge in Genf aus dem Munde des Ankömmlings gehört hatten. Als Claire eintrat, erhob sich der Bischof mit ritterlicher Höflichkeit und verneigte sich wie ein ausgemachter Hofmann; dann erst nahm er eine salbungsvolle Miene an, nannte sie, die er eben Mademoiselle genannt hatte, seine Tochter, segnete sie und küßte sie auf die Stirne. Der bischöfliche Kanzler, der an seiner Linken saß, mußte etwas tiefer rücken und dem Fräulein von Beaufort Platz machen. Monseigneur de Lausanne fragte dann sogleich, wie sie sich den teuflischen Krallen der Ketzer entwunden habe, und versicherte, er erwarte eine lange Odyssee von Abenteuern, denn so einfach sei sie auf die Zurückberufung ihres Vaters gewiß nicht entkommen; sie müßte gewiß vielen Abenteuern und Gefahren Muth und List entgegengesetzt haben. Aber er war sehr betroffen und offenbar unzufrieden, als sie ihm, wie schon früher Philibert, versicherte, daß von Gefahren gar nicht die Rede sei, und daß sich die Genfer sehr zuvorkommend und ritterlich gezeigt hätten.

„Aber die armen Nonnen von St. Klara," rief er, „welchen Beleidigungen, welcher Unbill müssen Die ausgesetzt gewesen sein, als man sie aus dem Kloster jagte. Dich, meine Tochter, hat man geschont, aus Furcht vor deinem tapfern Vater, dem edlen Sire de Beaufort — aber an jenen Hülflosen hat man wohl sein Müthchen gekühlt."

„Verzeiht, Hoheit," erwiderte Claire, „ich habe es selbst gesehen; die Nonnen zogen paarweise aus dem Kloster, durch eine ungeheure Volksmenge; aber nicht eine Hand, ja nicht eine Stimme regte sich, um sie zu beleidigen. Die alte dreiundachtzigjährige Schwester Rosalie wurde sogar von zwei starken Männern des Hafens auf die Arme genommen und so bis über die Brücke von Carouge auf savoyischen Boden getragen. Dahin begleitete das Volk die Abziehenden, und sie hätten sie wohl noch weiter

begleitet, um ihnen ihre Habseligkeiten tragen zu helfen, wenn die Genfer heute einen einzigen Schritt über ihr Stadtgebiet hinauswagen dürften."

Der Bischof schüttelte den Kopf, hüstelte und sagte endlich: „Liebes Kind, erzähle Dergleichen nicht weiter. Abgesehen davon, daß es dir Niemand glauben wird, so ist es auch nicht gut, Ketzer zu loben für Wohlthaten und Güte, hinter denen sich nur des Teufels List verbirgt. Ketzer loben heißt den Teufel loben, und den Teufel loben ist eine Todsünde."

Dann nahm er eine weltlichere Miene an und fragte lächelnd: „Nun, Mademoiselle, was haben Sie sonst gehört von der Stimmung in dieser rebellischen Stadt? Wozu ist man entschlossen? Gibt es viele Parteien, oder ist man einig? Was fürchtet man von Seiner Hoheit, Monseigneur, dem Herzog von Savoyen? Bewaffnet man sich? Befestigt man die Stadt?"

Willst du mich zu deinem Spion machen? dachte Claire und sagte lächelnd: „Ehrwürdiger Vater, wie sollte ich, die ich aus der Stille des Klosters komme, über Dergleichen berichten können?"

„Wohl!" sagte der Bischof, „aber in so bewegter Zeit dringt doch manches profane Gerücht selbst durch die geheiligten Mauern eines stillen Klosters. Und Mademoiselle de Seyssel, Euere fromme Oberin, waren immer mit den edelsten Familien Genfs und der ganzen Umgegend, besonders Savoyens, in Verbindung."

„Sie hat uns Pensionärinnen," lächelte Claire, „nicht eingeweiht in ihre Geheimnisse."

Der Bischof lächelte mit, als ob er zugeben wollte, wie kindisch es sei, sich bei einem jungen Mädchen, das eben aus dem Kloster geholt wurde, nach Dingen von hoher politischer Wichtigkeit zu erkundigen. Ernsthafter wandte er sich zu Claire's Vater und sagte mit gefalteter Stirne, indem er das rothe Käppchen zurückschob: „Messire de Beaufort, wir leben in einer schlimmen Zeit; die Mäßigung und Ruhe, welche diese Genfer in so aufgeregten Verhältnissen zur Schau tragen, lassen mich das Schlimmste befürchten. Von dem Tode des Freiburger

Canonicus Verli, den sie in einer Volksversammlung ermordeten, habe ich das Beste gehofft, aber da waren die Freiburger so ungeschickt, eine Untersuchung zu veranlassen, und da kam es denn heraus, daß er selber der angreifende Theil und an seinem eigenen Tode Schuld war. Die Augustiner waren auch so einfältig, in solcher Zeit Wunder zu thun, da doch vorauszusehen war, daß die Reformatoren und Rathsherren gleich mit ihren Spürnasen dahinter sein würden. Da hat man ihnen das Wunderthun verboten und dabei noch erfahren, daß es nicht die tugendhaftesten Weiber waren, die ihnen dabei geholfen. Aber Gott wird seine Kirche nicht verlassen. Im jetzigen Augenblicke stehen die Dinge nicht schlecht. Die Freiburger halten treu zur römischen Kirche und werden, trotz der Bundesgenossenschaft und beschworenen Mitbürgerschaft, den Genfern nicht zu Hülfe kommen; die Berner, ihre andern und mächtigern Bundesgenossen, hat Euer kluger Herr, Seine Hoheit der Herzog von Savoyen, auf seine Seite gebracht, und sie können nicht gegen ihn auftreten. So ist denn die gottverfluchte Stadt, wie sie es verdient, verlassen und abgeschnitten. Die Löffelritter und die Verbannten bringen sie zur Verzweiflung, und sind sie erst vor Hunger und Elend bis auf die Knochen abgemagert, wird Karl III. herbeieilen, um ihnen den Gnadenstoß zu geben und die Souveränität in Besitz zu nehmen, die sie dem hochedlen Hause von Savoyen seit Jahrhunderten streitig machen."

„Das hoffe ich und erflehe ich," rief der Kastellan von Chillon, „von jenem Gotte der Waffen, der aus den kleinen Grafen die mächtigen Herzoge von Savoyen gemacht hat! Ist Karl III. nicht der Bundesgenosse des mächtigsten Herrn der Welt, des Kaisers des Abendlandes, des Herrn von Hispanien und der Goldgruben von Chili und Peru? Hat ihm dieser großmächtige Kaiser nicht noch neuerlich seine Rechte auf Genf verbrieft und bestätigt, wie es schon Karolus IV. von Luxemburg dem Ahnherrn gethan hat? Sitzt nicht ein Medizeer, Klemens VII., der Anverwandte meines hohen Herrn, auf dem Stuhle

als Statthalter Christi auf Erden? Und ist nicht Franz von Frankreich meines gnädigen Herrn Neffe? Sollte er, obwohl sein Feind, zugeben, daß ein fürstlicher Herr in seinen großen Entwürfen von einer Handvoll Krämer aufgehalten werde? Er, der ritterliche König? Dann lasse sich die ganze Ritterschaft begraben; ihre Zeit ist aus, und eine neue gesetzlose Zeit der Schmach beginnt. Nein, hochwürdiger Herr, von dieser Seite befürchte ich nichts; unsere Schwerter werden mit den Hellebarden und Hakenbüchsen der Bürger fertig werden, der Ritter wird sich als Ritter beweisen — wenn nur," fügte der Herr von Beaufort etwas schüchtern, aber doch im Tone des Vorwurfs hinzu, „wenn nur die Priester der katholischen Kirche eben so mit den Prädikanten fertig würden.".

„Seid ruhig," beschwichtigte der Bischof, „die Priester werden das Ihrige thun."

„In Genf," fuhr Sire de Beaufort fort, „haben sie sich leicht schlagen lassen. In allen Disputationen haben sie den Kürzern gezogen, und manche sind nach solchen Disputationen zu den Ketzern übergegangen."

„Das ist wahr, leider wahr," bestätigte der Bischof, „aber unsere Sache ist es nicht, mit Leuten zu disputiren, denen der Teufel mit seiner Logik beisteht. Der Teufel ist ein großer Logiker. Unsere Sache ist der Glaube — und," flüsterte der Bischof, „die Klugheit der Schlangen, die uns die heilige Schrift anempfiehlt. Weil Ihr so geringes Vertrauen habt, Sire de Beaufort," sagte er immer leiser, indem er aufstand und den Kastellan in eine Fensternische zog, „so will ich Euch in ein Geheimniß einweihen."

Der Herr von Beaufort näherte sich dem Bischof, so weit es der Anstand und die Heiligkeit dieser Person erlaubte. Er neigte seine lange Gestalt, um sein Ohr dem Munde des kurzen und dicken Mannes so nahe als möglich zu bringen, und horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit, als dieser so zu sprechen begann: „Seht, Sire de Beaufort, in Genf kommt es nur darauf an,

die Köpfe der Hydra zu zertreten, wie wir Gelehrten uns auszudrücken pflegen. Mit dem kopflosen Leib der Schlange werden wir bald fertig werden. Nun sind in der That kluge Veranstaltungen getroffen, daß die drei Köpfe der Hydra, das ist zu sagen, die drei Hauptketzer Farel, Froment und Viret, auf die kürzeste und stillste Weise auf die Seite geschafft werden. Der Kanonikus Hugonin d'Orsiers ist ein ebenso gottesfürchtiger als tapferer und kluger Kämpfer des heiligen Stuhles Petri, der die Sache in seine geweihten Hände genommen. Die drei Erzschelme Farel, Froment und Viret, sie thun gerne einfach und schlicht, wie es ihrer Angabe nach die Apostel gethan haben, und um das Volk zu verführen, essen sie kaum Eßbares in einer schlechten Herberge. Bettlervolk, das auf seine Mahlzeiten nicht drei Sous verwenden kann — und Die wollen die Welt reformiren? Du mein Heiland! Darum haben sie so große Lust nach den Kirchengütern, die Hungerleider!"

Der Bischof hielt sich den Bauch und lachte, worüber er weiter zu erzählen vergaß. Aber der Kastellan, der neugierig geworden war, fragte: „Und der Anschlag Hugonins?"

„Richtig, der Anschlag. Nun, in jener Herberge dient eine fromme Köchin, eine wahre Judith und Deborah, die der Herr eigens auserwählt und aus der Bresse nach Genf geschickt, auf daß sie unter Anleitung der heiligen Kanonizi und Kapitularen ein großes Werk vollbringe in majorem Dei gloriam."

„Antoina?" rief der Kastellan.

„Ihr wißt?" fragte der Bischof erstaunt.

„Antoina," fuhr der Kastellan fort, „die den Prädikanten ein Pülverchen in die Suppe mischte, das sie von Hugonin erhalten hatte?"

„Ist es geschehen?" fragte der Bischof wieder und hastiger als vorher.

„Hochwürdiger Herr," erwiderte der Andere, „Ihr habt auf Eurer Reise nichts erfahren. Wir, die wir unsere Späher in Genf haben, wissen, daß der ganze Anschlag vereitelt ist. Nur

Viret hat von dem Süpplein gekostet und war nahe daran, dem Teufel in den Rachen zu fahren, aber auch er ist entkommen. Antoina hängt schon seit fünf Tagen an dem Galgen von Champel, und Hugonin ist auf der Flucht. Damit ist es nichts."

Der Bischof hörte die Nachricht mit Entsetzen und sah dem Kastellan mit offenem Munde auf die Lippen. Dann schob er sein rothes Käppchen wieder nach vorn, kratzte sich heftig hinter den Ohren und war nahe daran, einen Fluch auszustoßen. — „Wie dumm! wie dumm!" murmelte er, auf- und niedergehend. „Einfältige Person! Eine Köchin und nicht einmal eine Suppe versalzen können! Sie hat den Galgen verdient!" Dann hielt er wieder vor dem Kastellan: „Ich versichere euch, Sire de Beaufort, es wird mir ganz bange. Es steht nichts mehr fest auf der Welt, der jüngste Tag bricht an. Ich glaube an den jüngsten Tag, obwohl es heutzutage kein Bischof mehr thut. Helas! der Unglaube hat bei Papst und Bischöfen angefangen, und nun haben sie ihren Lohn dafür. — Fort! Nach Hause, nach Lausanne! Wenn ich jetzt nur drei Tage abwesend bin, fürchte ich, daß ich bei meiner Heimkehr meinen Bischofsitz umgestürzt finde und daß es mir so ergeht, wie Monseigneur Pierre de la Baume von Genf, der nur noch ein Bischof in partibus ist. Auch Lausanne ist angesteckt; in den Vorstädten rumort es, und da soll neulich so ein Zwinglianer — o du mein Heiland! fort! fort!"

Eine große Unruhe bemächtigte sich des ganzen Prälaten, und er gab Befehl, daß gesattelt werde. Er wollte heimreiten und nachsehen, wie es um Lausanne stehe. — „Glücklicher Beaufort!" rief er, „Ihr wohnet hier hinter festen, uneinnehmbaren Mauern, während ich mitten unter Bürgern sitze, und heute ist jeder Bürger ein Ketzer und Feind seines von Gott eingesetzten Herrn."

Raschen Schrittes ging er in dem langen Saale auf und nieder. Herr v. Beaufort folgte ihm aus Höflichkeit, und so kamen die beiden Männer wieder in die Nähe Claire's, und sie konnte hören, was weiter besprochen wurde.

„Wie steht es mit Eurem Gefangenen?“ fragte der Bischof plötzlich und hielt in seinem Gange inne.

„Welchen Gefangenen meint Eure Hochwürden?“

„Nun, den illustren Gefangenen!“ rief der Bischof, nicht ohne Anflug von Hohn, „den Prior von St. Viktor!“

„Bonnivard?“ fragte der Kastellan, „der ist, wo er nun seit fünf Jahren ist.“

„Ich bitte Euch, Messire de Beaufort,“ sagte der Bischof aufs Eindringlichste, „ich bitte Euch im Namen des Herzogs wie der Kirche, habt ein gutes Auge auf ihn. Wenn Der jetzt, gerade jetzt wieder unter den Genfern erschiene, es wäre mit ihnen gar nicht fertig zu werden.“

„Keine Sorgen,“ lächelte der Kastellan, „aus Bonnivards Gefängnisse entkommt man nicht; das ist zur Hälfte in den Felsen gegraben, zur Hälfte besteht es aus Mauern, die so fest sind wie die Felsen.“

„Was treibt er? wie ist er?“ fragte der Bischof.

„Wie er ist, kann ich Euer Hochwürden nicht sagen; seit Jahren hat ihn kein menschliches Auge gesehen, ausgenommen das Auge seines Kerkermeisters, wenn das ihn bei der dort unten herrschenden Dunkelheit sehen kann, denn selbst an den Tagen, da es den andern Gefangenen gestattet ist, an das Licht des Tages, in den Hof hervorzukommen, am Charfreitag und am Geburtstage Seiner Hoheit des Herzogs, muß er allein in seinem Grabe bleiben. Er ist angeschmiedet. Was er treibt? Er schreibt eine Chronik seiner Zeit.“

„Wie? in dieser Dunkelheit?“ fragte der Bischof erstaunt.

„Ein kleines Loch in der Mauer läßt ihm täglich einen Sonnenstrahl ins Gefängniß dringen; seine Kette ist gerade lang genug, um ihm zu gestatten, dem handgroßen, von der Sonne beleuchteten Flecken nachzukriechen, wie er von Westen nach Osten schleicht. In diesem kümmerlichen Lichte schreibt Bonnivard.“

„Daß man aber einem solchen Verbrecher Schreibzeug gönnt!“ rief der Bischof entrüstet.

„Das hat seine Ursachen," lächelte der Kastellan. „Laßt ihn nur schreiben! Eines schönen Tages wird man sich seiner Schriftstücke schon bemächtigen und darin treffliche Anklageschriften gegen manchen Genfer, gegen so manchen Freiheitshelden dieser Krämer auffinden. Das wird ganz gute Anklagepunkte geben, aus denen man Hochverrathsprozesse und Verschwörungen gegen Bischof und Herzog herausspinnen wird, so viele man nur braucht."

„Ein guter Gedanke, ein guter Gedanke! Laßt ihn schreiben!" rief der Bischof, „laßt ihn ausschreiben, den Philosophen, bis er sich und seine Spießgesellen um den Hals schreibt. Wenn der Herzog nur wieder erst in Genf ist, kann diese Chronik in der That von unschätzbarem Werthe werden. Diese Schreiber und Philosophen, wenn sie einmal die Schreibekrankheit ergriffen hat, müssen mit Allem heraus, und sollte es sie zehnmal an den Galgen bringen."

Während er so sprach, schnallte ihm ein Diener einen mit rothem Sammet gefütterten Panzer um, der ihn bei jedem Zuge an den Riemen ächzen machte. Man sah es dem feisten Prälaten an, daß er an solche Gewandung nicht gewöhnt war, auch sah er komisch genug aus, wie er den fetten Hals, mit beständiger Bewegung des Kopfes, der Halsberge entziehen wollte, als ob er sich, während er vom Galgen sprach, selber einer beengenden Schlinge entzöge. Der kriegerische Ruf, den sich der berühmte Schinner, Bischof von Sitten, erworben, reizte sämmtliche Prälaten der umliegenden Länder zur Nachahmung, und wenn sie auch nicht, wie jener kriegerische Kirchenfürst, auf den Schlachtfeldern und an der Spitze ihrer Schaaren erschienen, so liebten sie es doch, wie Jener, das Kriegskleid anzuthun. Das Andenken des Papstes Julius Rovere mochte zu dieser Mode auch beigetragen haben. Sire de Beaufort, der sich im Panzer und Eisenhemd so wohl befand wie in seinem Bette, mußte lächeln, als er den Bischof von Lausanne so arg beengt sah.

„Lächelt nur," sagte dieser, als er es bemerkte; „es ist an

der Zeit, daß die Nachfolger Petri wieder das Schwert ergreifen, denn es ist eine böse Zeit. Wir gehören zur streitenden Kirche, und nie war es so geboten, wie heute, daß wir wieder das Schwert umschnallen."

In der That wurde ihm, während er Dieses sagte, auch ein Schwert umgeschnallt, das er aber sofort auf seinen linken Arm legte, wohl fühlend, daß er ohne diese Vorsicht nicht ohne Gefahr aus dem Saale und die Treppe hinab gelangen könnte. Mit der Rechten gab er noch allen im Saale Anwesenden den Segen, verneigte sich dann aufs Ritterlichste vor Claire und ging in Begleitung seines Wirthes die Treppe hinab. Im Hofe, der von Pechfackeln und Kienholzflammen, die aus den an der Wand angebrachten Eisenkörben aufstiegen und einzelne Funken und Kohlen auf den Boden fallen ließen, beleuchtet war, sah es etwas wild aus. Das Faß Waadtländer Weines, das dem Gefolge des Bischofs und der Chilloner Besatzung zu Ehren des hohen Gastes preisgegeben wurde, hatte seine Wirkung gethan. Die bischöflichen Diener saßen bereits im Sattel, aber auf sehr unsichere Weise, während die Soldaten von Chillon hin- und herschwankten und Alle zusammen beim Abschiedstrunk Lieder sangen, die nichts weniger als geistlich waren. Als der Kastellan mit seinem hohen Gaste erschien, wurde es zwar nicht stiller, aber doch still genug, um Barberouge, der in einem Winkel zwischen zwei Thürmen auf dem Boden saß, weil er sich selbst auf einem Schemel nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, hören zu können, wie er den Bischof mit einer Wassermelone verglich und sich ärgerte, daß so eine Gestalt Schwert und Panzer anzulegen den Muth habe. Als er aber erst auf dem Maulthiere saß, brach Barberouge in lautes Gelächter aus. „Ah!" rief er mit lallender Zunge, „Eminenz, ich danke Euch! Ihr erinnert mich an den schönsten Tag meines Lebens! Ihr seht gerade so aus, wie die Monsignori und Kardinäle, als sie sich in die Engelsburg retteten, an dem großen Tage, da wir unter Karl von Bourbon, Gott hab ihn selig, Rom einnahmen und des Papstes Orvieto aus Meßkelchen

tranken. Das war ein Tag! So sollte der jüngste Tag sein! Ei, wie ist der Papst erschrocken."

Die Rede Barberouge's war wohl Ursache, daß der Prälat mit beiden Waden sehr heftig sein Maulthier spornte und schneller, als es seine Gewohnheit war, über die Zugbrücke dahintrabte, die sofort wieder aufgezogen wurde, sobald der letzte Mann des Bischofs sie verlassen hatte. Lange noch hörte man die Reiterei und die Lieder der Abziehenden, die an der Felswand wiederhallten. Sire de Beaufort ging, als er von der Zugbrücke zurückkam, an Barberouge vorbei und stieß ihn mit dem Fuße. Barberouge aber merkte es nicht; er schlief und träumte von der Plünderung Roms und den Seligkeiten jenes Tages.

Drittes Kapitel.

Die Aebtissin.

Als der Kastellan von Chillon beschlossen hatte, seine Tochter Klara aus dem Genfer Kloster zurückzurufen, weil vorauszusehen war, daß in dieser Stadt alle Klöster aufgehoben und geschlossen werden würden, und weil er sie den Gefahren entziehen wollte, denen man außerhalb der Stadt in Folge übertriebener, von den Mönchen ausgebreiteter Gerüchte jede fromme Christenseele ausgesetzt glaubte, ließ er die schönsten Gemächer des Schlosses herrichten, um das nunmehr herangewachsene Fräulein standesgemäß — die Beaufort standen mit ihrem Adel nicht hinter den Herzogen von Savoyen selbst zurück — und so abgeschlossen und fern als möglich von dem Treiben der Kriegsleute unterzubringen. Es waren dieß die Gemächer im zweiten Geschoß, welche seit Jahren geschlossen und unbewohnt waren und welche vor mehr als achtzig Jahren die in der savoyischen Geschichte berühmte Herzogin Anna, Gemahlin Louis', Tochter des Königs von

Cypern aus dem Hause Lusignan, beherbergten, als sie sich hierher flüchtete, um vor den Verfolgungen ihres eigenen Sohnes, Philipp ohne Land, sicher zu sein. Wiewohl schon Manches in der Einrichtung dieser Gemächer veraltet, verstaubt, von der südlichen Sonne, der sie ausgesetzt waren, verbleicht, ja von Motten zerfressen war, so bestätigte doch der erste Blick auf Wände und Hausrath den Ruf ungeheurer Verschwendung, der an dem Namen dieser Fürstin hing. Die Wände des ersten Saales waren von Holzschnitzereien bedeckt, wie sie damals nur in Florenz von Künstlern verfertigt wurden, die als Schüler aus den Werkstätten großer Bildner wie Ghiberti, Donatello u. A. hervorgingen. Sie stellten Gegenstände aus der heidnischen Mythologie, meistens aus der Geschichte der cyprischen Göttin Aphrodite, als Erinnerung an die Insel Cypern, die Heimat der Fürstin, dar und waren durch das feinste Getäfel von Ebenholz in einzelne Felder eingetheilt. Durch die farbigen Sonnenstrahlen, welche durch die bunten Glasmalereien der Fenster erzeugt wurden, die aus Deutschland und den Niederlanden stammten, wurden die erhabenen Schnitzereien wie belebt. Den Wänden entsprechend, war auch der Hausrath mehr Bildhauer- als Tischlerarbeit. Der Riese Briareus hielt mit hundert Armen die Tischtafel, deren Fläche mit vielfarbiger Marketterie ausgelegt war, wie man sie nur in Bologna verfertigt. Hier wurde ein Schemel von den drei Grazien, dort ein Armstuhl von den vier Jahreszeiten getragen, während ein Triton am Eingange des Saales ein alabasternes Waschbecken aus Volterra überm Kopfe hielt. Der Kunst des ersten Saales folgte die Pracht des zweiten. Orientalische Tücher aus Smyrna und Samarkand bedeckten seine Wände mit glänzenden Farben, mit fabelhaften Vögeln und Blumen, die aus Märchenländern zu kommen schienen, während die Felder zwischen den Balken der Decke und diese selbst sich unter unzähligen Arabesken auf dunklem Grunde zu bewegen schienen

In diesem Saale wurden Bänke und Stühle durch Diva[n] und Polster von karmoisinrothem Sammet oder von scharl[ach]

rothem, mit Stickereien bedeckten Tuche ersetzt. Das dritte Gemach, das einen runden Thurm einnahm und selbst rund war, war mit veilchenblauem, silberdurchwirkten Sammet ausgeschlagen. In einer von dicken Vorhängen verhüllten Vertiefung stand das Bett, während sich diesem gegenüber ein Erker eröffnete, unter dem die Wellen des Sees an die Grundfesten des Schlosses brausten oder lispelten. Hier lud Alles zur Ruhe und Träumerei ein; hier standen nur tiefe, weiche Armsessel und im Erker ein schwellendes Ruhebett, von welchem aus man liegend die ganze Herrlichkeit des obern Sees von den Einmündungen der Rhone an bis gegen Evian und Lausanne überblicken konnte. Der Lärm der wilden Kriegsleute drang nicht bis da herauf, da die Gemächer vom Hof durch dicke Mauern und einen breiten Gang getrennt waren, wohl aber vernahm man hier all die Töne, die Luft und Wasser durch sonnigen Mittag sowohl als durch mondbeglänzte Mitternacht zu geben pflegen. Bei tiefer Nachtstille konnte man freilich auch das Gerassel der Ketten vernehmen, das aus den Gefängnissen, die am See lagen, durch die kleinen Luken, gedämpft, doch nicht minder traurig, herausdrang wie ein Seufzer. Aber das Gemüth Anna's von Cypern war nicht so geartet, daß es sich durch dergleichen Töne im Schlaf oder Traum hätte stören lassen.

Wie sehr auch dieser Aufenthalt mit seiner fürstlichen Pracht im Innern und mit der größern Herrlichkeit seiner Umgebung, die sich jedem Blicke aus jedem Fenster offenbarte, geeignet war, eine Mädchenseele, die eben der klösterlichen Haft und Einsamkeit entronnen war, mit Wohlbehagen zu erfüllen und ihrer Phantasie die glänzendsten Bilder vorzuzaubern, war Claire, die sich beim Abzuge des Bischofs von Lausanne sogleich hierher begeben hatte, doch nicht im Stande, sich dem Genusse hinzugeben, den sie unter andern Verhältnissen mit Freuden eingeschlürft haben würde. Jedes Wort, das unten im Saale gesprochen worden, hatte sie an den Auftrag gemahnt, den sie mit heimgebracht, selbst wenn er ihr nicht so lebhaft vor der Seele gestanden hätte, wie es

wirklich der Fall war. Sie wußte selbst nicht warum, aber es war ihr, als ständen die Worte, die ihre Aebtissin vor drei Tagen in stiller Einsamkeit zu ihr gesprochen, mit flammenden Lettern und fortwährend vor ihren Augen. Wer im ganzen Schlosse des Herzogs von Savoyen hätte geahnt, daß in diesem Augenblicke in dessen Mauern eine Person verweilte, der von einer frommen Aebtissin eines wegen seiner Frömmigkeit berühmten Klosters wie eine heiligste Pflicht aufgetragen, ja in die Seele geprägt worden, Alles zu thun, um einem Feinde des Herzogs, einem seiner Gefangenen und einem Ketzer, Hülfe oder wenigstens Erleichterung zu bringen. Nur drei Tage waren seitdem vergangen, und schon war diese Sendung mit dem ganzen mitleidsvollen, liebenden Wesen Claire's Eins geworden. Hätte sie sich aus Rücksicht für den Vater und aus Furcht vor den Gefahren, die ihn und sie erwarteten, wenn sie sich auf die Unternehmung einließ, von dieser zurückziehen und ihr gegebenes Wort vergessen wollen, sie hätte es nicht mehr vermocht. Auf dem Ruhebette im Erker ihres Schlafzimmers liegend, öffnete sie leise das Fenster und streckte den Kopf hinaus, nicht um die mondbeglänzte Fläche des Sees oder die silberne Krone der Savoyer Berge zu betrachten, sondern um hinabzublicken auf die öde Mauer und mit angestrengt spähenden Augen in der Dämmerung der Mondnacht die kleine Spalte zu suchen, die vielleicht jetzt einen tröstlichen Strahl in den Kerker Bonnivards gelangen ließ. Deutlicher erkannte sie die savoyische Galeere, die nur wenige Ellen vom Felsen, auf dem der Kerker stand, vor Anker lag und es unmöglich machte, selbst von der Seite durch die kleine Luke dem Gefangenen ein Wort der Theilnahme zuzurufen. Seufzend zog sie den Kopf zurück und sank in die Kissen des Ruhebettes.

Wie eine Phantasmagorie, aber so lebhaft, als ob sie Dasselbe noch einmal erlebte, zog die Szene an ihr vorbei, das Erlebniß, das sie so sehr erfüllte.

Am Abende des Tages, da der Brief des Kastellans von Chillon, welcher Fräulein v. Beaufort heimberief, im Kloster

St. Klara zu Genf ankam, wurde sie von einer dienenden Schwester eingeladen, sich, wenn Nonnen und Pensionärinnen schon zu Bette sein würden, in aller Stille zur Aebtissin zu begeben, welche ihr Manches zu sagen habe. Die gute Mutter, dachte Claire, sie wird mir noch ihren mütterlichen Segen und gute Lehren mit auf den Weg geben wollen. Claire hing an der Aebtissin, einer Mademoiselle de Seyssel, mit wahrhaft kindlicher Liebe und Dankbarkeit, denn diese edle, für ihre Zeit hochgebildete Dame aus einem der ersten Geschlechter Savoyens war ihr vom ersten Augenblicke an, da sie das Kloster betrat, mit einer Zärtlichkeit und mit so inniger Theilnahme entgegengekommen, daß Claire ein Glück kostete, welches ihr durch den frühen Tod ihrer Mutter bisher nicht gegönnt war. Sie sah zu Mademoiselle de Seyssel hinauf wie zu einer Heiligen, obwohl diese, trotz ihrem frühen Eintritt ins Kloster, selbst unter dem Schleier und der braunen Sutane immer die Anmuth und überhaupt das ganze Wesen einer Dame von Welt bewahrt hatte, allerdings gemildert durch ihre Stellung wie durch eine große Traurigkeit, die mehr mit ihrem Charakter als mit ihrem Stande zusammenhing. Eine würdige, eine edle Frau konnte sich Claire nur mit den Zügen der Aebtissin von St. Klara vorstellen, obwohl das Alter — sie stand erst im Anfang der Dreißiger Jahre — zu ihrer Würde noch nichts beitrug. Trotz unzähliger feiner Fältchen auf der Stirne, um Augen und Mund, welche ebensowohl auf ein bewegtes Geistes- wie Gemüthsleben deuteten, konnte man Mademoiselle de Seyssel, die Aebtissin, auf kleine Entfernung für ein junges Mädchen von siebzehn bis achtzehn Jahren halten, so jugendlich und zart war ihre Gestalt, so jungfräulich lächelte ihr Mund, so glühend blickte ihr dunkelblaues Auge. Claire, wie sie sie für die edelste Seele hielt, hielt sie auch für ein Ideal der Schönheit und empfand ein eigenes Glück, wenn sie ihr die zarten, weißen und magern Hände küssen durfte.

Klopfenden Herzens schlüpfte Claire an den Zellen vorbei, durch den langen, nur von einer vor dem Madonnabilde bren-

nenden Ampel beleuchteten Gang in die Gemächer der Aebtissin. Sie fand diese in einem Lehnstuhle mehr liegend als sitzend und setzte sich auf ein Zeichen auf den ihr gewohnten Platz, auf einen Schemel, zu Füßen ihrer mütterlichen Freundin. Sie lächelte, aber erschrak gleich darauf, da sie in das Gesicht der Aebtissin blickte und Spuren von Thränen entdeckte und da sie ihre Hand ergriff und diese wie im Fieber glühend fand.

„Was ist dir, Mutter?“ fragte sie besorgt.

„Du wirst es sogleich erfahren,“ sagte die Aebtissin, indem sie sich zu fassen suchte und den Kopf Claire's zärtlich an ihr Knie drückte. Nach einer kleinen Pause bückte sie sich herab, nahm Claire's Kopf zwischen beide Hände und fragte mit zitternder Stimme: „Claire, mein Kind, glaubst du mir einige Liebe schuldig zu sein?“

„Meine Mutter!“ rief Claire gerührt, — „wem sonst auf Erden, wenn nicht dir!“

„Nun,“ fuhr die Aebtissin fort, „ich habe dich um Verzeihung zu bitten.“

„Um Verzeihung? Mich?“ lächelte Claire ungläubig, „was hätt' ich dir zu verzeihen?“

„Ja, Claire, um Verzeihung, um Vergebung einer Schuld,“ sagte die Aebtissin im Tone des tiefsten Ernstes; „ich bin dir eine Beichte schuldig.“

Immer noch ungläubig, doch erstaunt, wandte sich Claire um und setzte sich aufrecht, um der Aebtissin ins Gesicht zu sehen und aus ihren Zügen die Lösung des Räthsels herauszulesen. Diese fuhr ruhig fort; langsam und entschieden sagte sie: „Claire, ich habe dich mit Heuchelei hier empfangen, mit Absicht und Berechnung habe ich mir deine Liebe gewonnen; ehe du einen Fuß auf die Schwelle dieses Klosters setztest, habe ich einen Plan gesponnen und beschlossen, mich mit allen Mitteln in dein Herz zu schleichen, dich zu meiner Kreatur, zu meinem Werkzeuge zu machen, um dich dann nach Gutdünken zu meinen [illegible] wenden zu können.“

„Du liebst mich nicht!“ rief Claire entsetzt und ließ den Kopf auf ihre Knie fallen, während Thränen aus ihren Augen stürzten.

Die Aebtissin küßte sie auf die Stirne und sagte: „Ich kannte dich nur wenige Tage, und die Absicht, die Berechnung wich dem natürlichsten Gefühl, dem absichtslosesten, herzlichsten Wunsche, deine Neigung zu gewinnen, da ich dich von ganzem Herzen liebte, wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann. Eben weil ich dich so liebe, mußte ich es dir sagen, daß ich einen Augenblick dir gegenüber heuchlerische, unaufrichtige Gedanken hatte.“

Das junge Mädchen fragte, ohne aufzublicken: „Warum war das so?“

„Weil du die Tochter des Kastellans von Chillon bist.“

Claire sah ihr erstaunt ins Gesicht.

„Ja, mein Kind,“ fuhr die Aebtissin fort, „höre! Ich habe von der Tochter des Kastellans von Chillon erschmeicheln wollen, was ich jetzt von meinem geliebten Kinde erbitten will!“

„O meine Mutter!“ rief Claire schluchzend, „demüthige mich nicht so, daß du etwas von mir erbittest. Befiehl, daß ich für dich sterbe, und ich werde selig sterben.“

„Nein, mein Kind, ich beschwöre dich, ich flehe dich an, auf meinen Knieen, bei dem Jammer von hundert und hundert schlaflos verbrachten, kummervollen Nächten flehe ich dich an, gehe nicht von mir, ohne mir versprochen zu haben —“

„Alles! Alles!“ rief Claire, die es nicht ertragen konnte, sich von der theuern Frau so demüthig angefleht zu sehen. „Was ist es? Sprich!“

Mit zitternder und tonloser Stimme sagte die Aebtissin: „In den Gefängnissen von Chillon schmachtet seit Jahren ein Mann, an dem meine ganze Seele hängt.“

„Wer ist es?“

„François Bonnivard.“

„Der Prior von St. Viktor?“

„Derselbe.“

„Was soll ich thun?“ fragte Klara dringend, als sollte sie noch in dieser Stunde dem Wunsche der Freundin nachkommen.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete die Aebtissin und fuhr fort: „Damit du aber, weil du mich liebst, mit ganzer Seele thust, was du wirst thun können, so sage ich dir —“ bei diesen Worten neigte sie sich zu Claire hinab und sagte ihr, obwohl flüsternd, doch mit dem Ausdrucke der eindringlichsten Innigkeit, „so sage ich dir, Claire, daß ich ihn liebe, daß ich ihn heute noch liebe wie in meinem sechzehnten Jahre, daß ich ihn ewig lieben werde und daß ich den Schleier genommen, weil ich keines andern Mannes Weib werden konnte. Vergiß diese Worte nicht, Claire; mit diesen Worten mache ich dich zu meiner Schwester und aus einem Kinde zum Weibe. Vergiß sie nicht! Es wäre schrecklich, wenn sie verwischbar wären in einer Seele, der ich sie zum ersten Male nach achtzehnjährigem Schweigen, der ich sie allein anvertraue.“

Anstatt mit Schwüren antwortete Claire mit Thränen, die zugleich mit Küssen der Aebtissin Hand bedeckten. Sie fühlte, um wie viel ihr die hohe Frau, zu der sie bisher nur aus der Tiefe aufgeblickt hatte, theurer geworden und zugleich um wie viel näher sie ihr stand, seit sie ihr Herz, als von menschlichen Leiden heimgesucht, erkannte. Auch die Aebtissin fühlte sich seit dem Geständnisse dem jungen Mädchen näher verbunden. Sie hob sie empor, stand auf, legte ihren Arm um Claire's Nacken und ging mit ihr in der halb erhellten Stube auf und ab. Dann, um ein lange unterdrücktes Herzensbedürfniß zu befriedigen, sprach sie, halb wie im Selbstgespräch, halb erzählend, vor sich hin: „François Bonnivard ist mein Landsmann. Er stammt aus der Stadt Seyssel und ist der Sohn eines alten edlen Geschlechtes. Er kam oft zu uns aufs Schloß, als ich ein Kind war, und er liebte das Kind. Das Kind war Jungfrau, als er in der schönsten Jünglingsblüthe stand. O Claire, welche Erscheinung! Die Poesie hat keine schönere Gestalt geschaffen. Der Heldenmuth des Ritters. die Klugheit des Staatsmannes, die Freiheit des Weltweisen

die Güte einer Kinderseele sprachen schon damals aus seinem ganzen Wesen, und all das Schöne und Große kündigte sich gleich beim ersten Blicke auf seine edle Gestalt in sein offenes, lächelndes Auge an. Und wie herrlich hatten sich alle diese Anlagen entfaltet, als er von seinen Reisen, den Schulen Italiens, aus der Welt der Gelehrten und Künstler dieses gelobten Landes zurückkehrte, erfüllt von den hohen Gedanken des Alterthums und all die Herrlichkeit und Schönheit der Kunstwerke, die seit hundert Jahren dort geschaffen worden, aus seiner Seele wiederstrahlend. Claire, empfinde es, daß wir in einer großen Zeit leben, trotz der traurigen Kämpfe, und glaube, daß François Bonnivard eine der schönsten und edelsten Gestalten dieser Zeit ist. Es hat zur Vollendung dieser Schönheit nichts gefehlt als das Märtyrerthum, und das ist ihm geworden. Der Tag, an dem ich ihn nach seiner Rückkehr aus Italien zum ersten Male wiedersah, war eines Lebens werth. · Aber mein Schicksal war entschieden. Als jüngerer Sohn seines Hauses war er zur Priorei von St. Viktor in Genf bestimmt, die in seiner Familie wie erblich war, und er trat bald in das Kloster, da sein Oheim, der bisherige Prior von St. Viktor, kurz nach seiner Rückkehr starb. Der Prior von St. Viktor war damals beinahe souverän und war ein Prälat von Macht und Reichthum. Bonnivard trat freudigen Herzens an die Spitze seiner Gemeinschaft, denn so erlangte er die Muße, um der Wissenschaft zu leben, und er liebte Macht und Reichthum als Mittel, seine großen Zwecke zu verfolgen. Wie er Das gethan, weiß Genf, zu dessen besten Bürgern er gehörte, dessen Wohl er sich ganz widmete. Er wurde der Freund und Kampfgenosse Philibert Bertheliers, Levriers, Pecolats, der edlen Märtyrer, und Besançon Hugues, des großen Bürgers. Mein Kind, du kommst jetzt in eine Umgebung, in welcher du von diesen Männern als Rebellen wirst sprechen hören. Vergiß es nie, daß sie für ihr Vaterland so viel gethan haben, als jemals die edelsten Männer des Alterthums, die Helden Roms, Sparta's oder Athens für das ihrige thaten; vergiß es nie, daß

sie für das Recht ihrer Mitbürger, für die Freiheit ihrer Stadt kämpften und lebten, und daß das Unrecht und die Tyrannei, der Neid und die Treulosigkeit auf der andern Seite waren und noch sind, auf der Seite des Herzogs von Savoyen und der Bischöfe von Genf, ihrer Kreaturen und Henkersknechte. Karl III. ist ein Tyrann wie Nero und Commodus; Berthelier, Levrier, Pecolat, Besançon Hugues, Bonnivard sind Bürger, Helden, Märtyrer wie Aristides, Mucius Scävola, Curtius. Es ist eine edle Stadt, die solche Märtyrer hervorgebracht hat, und der Samen, den sie gestreuet, wird aufgehen als eine herrliche Saat der Freiheit; ja, sie geht schon auf, und bald wird Genf frei sein von der Tyrannei des Herzogs und der Bischöfe."

„Siehe, Claire," fuhr die Aebtissin nach einer Pause fort, „die Klostermauern, in die ich mich mit meiner Liebe flüchtete, konnten meine Gedanken von Bonnivard nicht trennen: als Aebtissin — und als Mademoiselle de Seyssel war ich es schon drei Jahre nach abgelegtem Gelübde — hatte ich Freiheit genug, allen Wegen, die er einschlug, zu folgen und ihn zu beobachten. Ich wußte bald, welche Partei er ergriff. Die Sache, für die er einstand, mußte eine edle sein, aber ich wollte es wissen, ich wollte es nicht allein meinem Gefühle glauben; so beobachtete ich die Vorgänge und prüfte die Geschichte, und alle meine Wünsche stehen in den Reihen dieser Freiheitskämpfer. Wie konnte es anders sein? Bonnivard ist einer jener Geister, die die Zeiten fühlen, die erst kommen sollen, und Gedanken denken, welche die Welt erst lange nach ihnen begreift. Die Gedanken der Reformatoren, welche jetzt die Länder bewegen, sie waren die Gedanken Bonnivards, lange bevor sie der Mönch von Wittenberg oder der Prediger von Zürich aussprach. Auch diese habe ich geprüft, weil sie seine Gedanken waren, und wenn ich das Kloster verlasse, wird es mir wie die Erfüllung einer Pflicht sein. Auch diese Gedanken gehören mit zu Bonnivards Verbrechen und sind die Ursache, daß weder der Papst noch der Metropolitan von Vienne gegen seine Gefangenschaft Widerspruch erheben."

„O!" rief die Aebtissin wieder nach einer Pause, halb träumend, halb triumphirend; „o, er hat der edlen Verbrechen, die ihm Karl nie vergeben wird, so viele begangen! das erste war, daß er die Geschütze, die er von seinem Oheim ererbte, der Stadt zur Vertheidigung ihrer Freiheit und nicht dem Herzog zur Unterjochung der Stadt schenkte. Das andere, daß er seinen Dolch glänzen ließ und den feigen Mönch zwang, dem Bischof die Vorladung des Metropolitans von Vienne, der ihn zur Verantwortung zog, zu übergeben. Es war, als Herzog und Bischof den guten Pecolat hinterlistig und treulos aufhoben und ihn, gegen alle Privilegien und Freiheiten der Stadt, in ihr Gefängniß werfen und ihn foltern ließen, um ihm Aussagen auszupressen, welche Berthelier aufs Schaffot bringen sollten. Pecolat, fürchtend, daß ihm die Folter eine Lüge oder ein Wort gegen den edlen Bürger abzwingen könnte, schnitt sich die Zunge ab, als er in die Folterkammer abgeführt werden sollte. Bonnivard wollte ihn dem Bischof entreißen und veranstaltete einen Appell an den Metropolitan, und dieser forderte den Bischof vor seine Schranken. Aber Niemand hatte den Muth, dem Bischof, der in Gesellschaft des Herzogs war, die Vorladung zu übergeben. Es war auf den Stufen der Kathedrale. Bonnivard stellte den Mönch mit der Vorladung dahin, und als der Bischof mit dem Herzog heraustrat, ließ er den Dolch vor den Augen des Mönches glänzen, daß dieser in der Furcht vor dem augenblicklichen Tode den Brief übergab. So wurde Pecolat und die Gerichtsbarkeit der Republik gerettet, denn Herzog und Bischof, die schon das Recht, ihre Bürger zu richten, der Stadt entwunden glaubten, mußten sich fügen. Der Herzog schwur damals Bonnivard unversöhnliche Rache, doch versuchte er es, ihn mit Ehrenstellen und Reichthümern zu gewinnen. Das edle Herz blieb unerschütterlich und lächelte über die Schlingen hinweg, die ihm gelegt wurden. Aber als er auch Macht und Reichthümer seiner Priorei der Stadt einverleibte und sie dadurch stärkte, als er der neuen Lehre offen seinen Beifall gab, und als der Herzog durch die Ermordung

Berthéliers und Levriers Herr von Genf zu sein und sich durch seine Verbindung mit dem Kaiser und die Verwandtschaft des Papstes sicher glaubte, da faßte er den Muth, auch Bonnivard zu verderben. Er sicherte ihm frei Geleit zu, als Bonnivard seine kranke Mutter in Seyssel besuchen wollte, aber kaum hatte dieser savoyischen Boden betreten, als er von den Häschern des Herzogs umgeben und in die Gefangenschaft geschleppt wurde. Wie Kaiser Sigismund dem edlen Huß, so brach er treulos Bonnivard das Wort. Er hat nicht den Muth, Hand an ihn zu legen, wie an Berthelier, Levrier, Blanchet, Navis und so viele andere Märtyrer der Genfer Freiheit, weil er geweiht ist und mit den edelsten Geschlechtern Savoyens verbunden — aber er läßt ihn in seinem Kerker elend verschmachten!"

So sprechend, rang sie die Hände und warf sich dann schluchzend auf ein Ruhebett. Der Schleier, den sie krampfhaft faßte, um sich das Antlitz zu verhüllen, löste sich mit der Haube vom Kopfe los, und volle blonde Haare, die sie, nach der damals in den Klöstern herrschenden Freiheit, lang trug, sanken wie ein goldener Wasserfall bis auf den Boden herab. Es war ein Bild tiefsten, liebevollen Schmerzes. Claire warf sich auf die Knie zu ihr nieder und rief, indem sie ihr die Hände von den Augen zog: „Was soll ich thun? Was kann ich für ihn thun?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte die Aebtissin schluchzend — „aber du wirst dort sein, du wirst die Gelegenheit erspähen, ein gütiger Geist, ein Engel des Lichtes wird dir eingeben, was du zu thun hast. Bring ihm irgend welchen Trost in seine Nacht; bring ihm eine Blume von den Bergen, wenn du zu ihm gelangen kannst — sage ihm, daß es Licht wird in der Welt, Das wird ihm genug sein, Das wird ihm Kraft geben — sage ihm, daß man ihn liebt, daß man sein Angedenken segnet — sage ihm, daß die Erinnerung an ihn und seine Freunde die Bürger Genfs zur Ausdauer gestählt hat, daß sie den Kampf nicht aufgeben, sondern muthig mit den alten und den neuen Waffen für ihre Freiheiten weiter streiten. Laß ihn dein mitleidiges Gesicht sehen,

und wenn jene ewige Heiterkeit seiner Seele nicht ganz erloschen ist, wirst du das herrliche Schauspiel genießen, wie sie wieder aufflammt in diesen edlen Zügen, in diesem unsäglich tiefen und klaren Auge."

„Aber, Mutter, wird er mir trauen?" fragte Claire besorgt, „mir, der Tochter des Kastellans von Chillon?"

„Er wird," lächelte die Aebtissin, „gewiß, er wird, mein Kind; wenn nur so viel Licht in seinen Kerker dringt, daß er dir ins Gesicht sehen kann, dann wird er dir vertrauen, wie ich mich hier mit meinem geheimsten Seelengeheimnisse der Tochter des Kastellans von Chillon anvertraue. Doch will ich dir ein Erkennungszeichen mitgeben, das jeden Zweifel aus seiner Seele verbannen wird, wie ungern ich mich auch davon trenne."

Sie erhob sich, zog einen Schlüssel aus dem Busen, öffnete einen mit Elfenbein ausgelegten Schrank und zog eine kleine Agraffe in Mosaik hervor, die eine Madonna mit dem Kinde vorstellte.

„Dieses kleine Kunstwerk," sagte sie, „hat mir Bonnivard aus Florenz mitgebracht. Es ist die Kopie eines Bildes von Andrea del Sarto. Als er es mir übergab, sagte er: Es ist von meinem Freunde Andrea del Sarto, mit dem ich am Arno lustige Tage verlebte. Ich liebe diesen Meister, weil er den Katholizismus in heitere Schönheiten zu verkleiden weiß. Nimm das Bildchen, Claire, zeige es ihm und wiederhole ihm diese Worte. Sie werden ein Schlüssel zu seinem Herzen sein und ihn an glückliche Zeiten erinnern."

Nachdem sie ihrer jungen Freundin die Agraffe übergeben, nahm sie aus demselben Schranke ein anderes kleines Bild hervor, das sie lange allein betrachtete, bevor sie es schweigend Claire vor die Augen hielt. Claire sah eine schöne junge Mannesgestalt in einer Gewandung, die halb einem ritterlichen Wamms, halb einer Kutte ähnlich sah; das Gesicht, über das ein unverwischbar scheinendes Lächeln ausgegossen war, umrahmten dicke braune Locken und weiter gegen rückwärts eine halb herabfallende

Kapuze, wie sie damals italienische Edle und manche Mönchsorden trugen. Eine goldene Kette fiel über die breite Brust; die eine Hand steckte nachlässig neben dem Dolch im Gürtel, der die Tunika zusammenhielt, während die andere auf den Degengriff gestützt war. Man konnte die schöne Gestalt, besonders das bei aller Männlichkeit wahrhaft erstaunlich heitere und klare Gesicht nicht ansehen, ohne unwillkürlich selbst heiter zu werden und zu lächeln. Es erinnerte an einen wolkenlosen, sonnengetränkten Frühlingstag.

„Wer ist dieser Ritter?" fragte Claire erstaunt und zugleich lächelnd beim ersten Anblicke.

„Es ist Bonnivard!"

„Der Prior?" fragte sie weiter und erstaunter als vorher.

„Ja, der Prior!" versicherte die Aebtissin. „Die Schatten des Klosters konnten die Ritterlichkeit und Klarheit dieses Mannes nicht verdüstern. So war er noch, so trug er sich noch, als ihn der Verrath dem heitern Sonnenlichte entzog. So klar, wie du ihn hier siehst, ist er selbst aus dem Gefängniß von Grolee nach zweijähriger Haft hervorgegangen, als ihn der Herzog zum ersten Male verrätherisch aufheben ließ, weil er sich den Verräthern widersetzte, welche die Thore Genfs dem Feinde öffneten. Dort schmachtete er, als Berthelier das Schaffot bestieg; wäre er frei gewesen, er hätte dieses Schwert gezogen, und der große Bürger lebte noch heute. Weil Bonnivard fehlte und Besançon Hugues auf der Flucht war, sah Genf thatlos zu, als sein Befreier gewürgt wurde."

Dann wieder das Bild betrachtend, sagte Mademoiselle de Seyssel: „Weil er so war, als er den Kerker von Grolee verließ, nähre ich die Hoffnung, daß auch die Kerker von Chillon die edle Hülle des edlen Geistes nicht zerstört haben."

Dann verwahrte sie das Bild wieder in den [illegible], den sie schloß, schlang wieder den Arm um den Nacken [illegible] und mit ihr in der Stube auf- und niederwandelnd, e[illegible]
bald von ihrer Liebe, bald, damit sie [illegible]

könne, die Geschichte der Stadt und deren Schicksal in den letzten Jahren. Das junge Mädchen sah mit Rührung in ein von hoffnungsloser Liebe gequältes und geadeltes Herz, dann in ein Netz von Listen und Tücken, das Fürst und Kirche spannen, um eine schwache Schaar heldenmüthiger Bürger zu verderben und in Sklaverei zu versenken. Ihr Geist wie ihr Gemüth entfaltete und stärkte sich in dieser Nacht, als hätte sie große und jahrelange Erfahrungen gemacht. Sie sah die Welt anders, als ihr unschuldiges, argloses Auge sie bisher gesehen. Und so hörte sie und so erzählte die Aebtissin, bis die Spitzen des Montblanc schon sanft geröthet vom anbrechenden Morgenlicht in die Fenster des Klosters sahen. Als sie endlich Abschied nahm, küßte sie die stille duldende Mademoiselle de Seyssel, und mit Thränen in den Augen sagte sie: „Vergiß nicht! Halt Wort!" und dann, wie drohend, mit aufgehobenen Fingern wiederholte sie: „Vergiß nicht! Halt Wort!"

Und wie dort, im Kloster zu Genf, die Morgendämmerung die geheimen Bekenntnisse der Aebtissin und ihre Erzählungen unterbrach, so weckten jetzt die Lichter, die auf den Spitzen des Dent du Midi erschienen, im Schlosse zu Chillon das junge Mädchen aus den Träumereien, in denen sie jene Nacht noch einmal durchlebte, jedes Wort der Aebtissin noch einmal hörte, jede ihrer Thränen noch einmal rinnen sah. Als sie sich gegen Morgen vom Ruhebette erhob, um sich in den Alkov zu begeben, war es ihr, als hörte sie noch einmal die bittende und drohende Mahnung: „Vergiß nicht! Halt Wort!" Sie war es selbst, die diese Worte vor sich hin sagte.

Viertes Kapitel.

Bonnivard.

Chillon, heute nur ein hochromantischer Schmuck der Landschaft und Aufbewahrungsort höchst unschuldiger, meist veralteter, neutraler Waffen, Chillon zählte durch Jahrhunderte zu den kostbarsten Besitzthümern der Grafen und Herzoge von Savoyen. Es war der Schlüssel des Rhonethales, und seine Macht reichte wenigstens bis an die Engen von St. Maurice, und der Ruf seiner Stärke trug viel dazu bei, daß sich die Macht der Savoyarden von hier aus auch rasch nach Westen zu ausdehnte und befestigte. Gegen Chillons Willen konnte kein Maulthier aus dem Wallis ins Waadtland, aus dem Waadtland ins Wallis gelangen. Die Grafen von Savoyen hatten ihre lüsternen Blicke kaum auf diese, am nördlichen Ufer des Lemans gelegenen Ruinen des burgundischen Reiches geworfen, als sie auch schon die Wichtigkeit jenes Felsblockes erkannten, zwischen welchem und dem festen Lande der See brandete und in dessen Nachbarschaft der einzige Pfad, der an ihm vorüberführte, durch eine schmale Pforte geschlossen werden konnte. Auf diesem Felsblocke erhob sich schon im dreizehnten Jahrhundert Schloß Chillon, ebenso gewaltig als prächtig. An zwanzig höhere und niedrigere Thürme erhoben sich, aus seinen Festungsmauern hervorwachsend oder auch aus dem Innern der Höfe, sämmtlich durch Zinnen und Zacken gekrönt, untereinander durch Treppen und Galerien verbunden, geschmückt mit Altanen und Balkonen. Denn Chillon war nicht nur der Schlüssel des Rhonethales, die Zwingburg des obern See's und des Waadtlandes, es war auch der Lustsitz der Fürsten und Fürstinnen von Savoyen. Und wahrlich, sie konnten in ihren weiten, von der Natur so reichlich, so groß ausgestatteten Län[illegible]werlich eine andere Stelle finden, in welcher sich Anmuth [illegible]öße so schön vermählte — wo ein

blauer See, freundliche, grüne Höhen, riesige, von ewigem Schnee bedeckte Berge, Golfe, in denen der Lorbeer und die Granate gedeihen, ein herbeistürzender gewaltiger Bergstrom und Hunderte von Schlössern, die sich im See spiegelten, in kleinem Raume so viel des Schönen und Gewaltigen versammelten, als sonst weite Länderstrecken nicht besitzen.

Aber diese Perle in der Perlenkette von Schönheiten, die sich dort um den Hals des Lemans legen, dieser Sitz der Lust üppiger Fürsten, dieses einem Zauberschlosse gleichende Chillon barg in seiner Tiefe die grausamsten Kerker, und seit die Herzoge von Savoyen ihren Kampf gegen die Freiheit Genfs begonnen, bargen diese grausamen Kerker die muthigsten Vertheidiger jener Freiheit.

Auf dem nackten Felsen, über dem der herrliche Bau sich erhob, zwischen den Säulen, welche die Grundvesten bildeten, lag und schmachtete seit Jahren Bonnivard, der Mann, von dem man in Genf nur noch wie von einer Erscheinung schönerer alter Zeit zu sprechen pflegte, der der letzte Rest jener Epoche war, die man das Helden- und Märtyrerzeitalter der Genfer Freiheit nannte, der Mann endlich, um dessen Befreiung, wie um Erfüllung einer heiligsten Pflicht, hoch oben über ihm, in den prächtigen Zimmern der Prinzessin von Cypern, sich ein junges, reines Mädchenherz abquälte.

Die Ursache seines Unglückes war die Ueberfülle herrlichster Gaben, mit denen ihn die Natur wie das Schicksal ausgestattet hatten und die ihn seinem Feinde Karl von Savoyen doppelt furchtbar machten, selbst als die Schaar der Patrioten, die ihn einst umgab, längst gefallen war.

Der Zufall hatte ihm einen edlen, in seiner Welt hochgeehrten Namen gegeben, die Natur einen Geist, der selbst unter den zahlreichen hohen Geistern, mit denen beinahe alle europäischen Länder zur Zeit der Renaissance und Reformation gesegnet waren, als ein ebenbürtiger und hervorragender erschien, der die ganze tiefe Bedeutung jener Uebergangszeit begriff und

die Ziele erkannte, dahin sich alle geistigen Strömungen drängten. Diese Eigenschaften verschafften ihm bald eine hohe Stellung, welche Macht und Reichthum, alle äußerlichen Mittel gewährte, deren er zur Verfolgung seiner Zwecke bedurfte. Seine eigene Wahl gab ihm, dem Prälaten von Fürstenrang, eine Vaterstadt, die in einem großen Kampfe für Freiheit gegen einen eroberungssüchtigen Nachbar, gegen eine verrätherische Geistlichkeit und gegen einen räuberischen Adel begriffen war: also einen Schauplatz, der seiner würdig war und den seine hohe Seele in der Ferne gesucht haben würde, wenn er ihn nicht in seiner nächsten Nähe gefunden hätte. So begabt und so gerüstet, durfte es ihn wohl doppelt schmerzen, aus dem Kampfe zu scheiden, bevor er beendet war, und die kräftigsten Jahre des Mannes in grausamer Gefangenschaft zu verlieren. Und Bonnivard, der Philosoph und Geschichtsschreiber, wußte, wie langsam die Geschichte vorschreitet, wie sie oft erst über die zertretenen Herzen ganzer Menschenalter an ihre Ziele gelangt. Er konnte sich nicht mit der Hoffnung in süße Träume lullen, daß die kleine Republik Genf im Laufe weniger Jahre drei gewaltige, alte, auf Jahrhunderte fußende Mächte, die herrschsüchtige Monarchie, die tiefgewurzelte Kirche, die ein Jahrtausend alte Feudalität besiegen werde, um dann ihre Bürger aus der Haft befreien zu können. Und wie hoffnungsvoll sein Geist war, so oft er an den großen Kampf, die großen Grundprinzipien dachte, so hoffnungslos betrachtete er seine Gefangenschaft.

Zwischen den vier Säulen, welche die Wölbung trugen, und den Mauern, mit denen man die Bogen ausfüllte, um das Gefängniß zu verengern, im nächtlichen Dunkel, gingen ihm einförmig und tonlos die Stunden dahin — die Stunden, die Tage, die Wochen, die Monden, die Jahre: eine Stunde der andern, ein Jahr dem andern gleichend. Kein frohes, kein trauriges Ereigniß, kein Wechsel der Jahreszeit — kaum der Wechsel von Tag und Nacht — brachte in diese Oede abwechselndes Gefühl, abwechselnde Stimmung, oder verschiedene Färbung.

Die Zeiten fielen von ihm ab, wie die verwitterten Fetzen des Gewandes, in dem er gefangen worden. Sein Hauptthaar floß über den Nacken herab, und sein Bart reichte an den Gürtel. Auf dem kleinen Raume, den ihm die Kette schreitend zu durchmessen erlaubte, waren die Spuren seines Fußes bereits in den Felsen eingedrückt, in den harten Felsen, der die Feste Chillon trägt. Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende müssen über den Felsen hingehen, bis sie die Fußtapfen verwischen, die ihm Bonnivard in sechs Jahren eingedrückt, diese Zeugnisse, wie dieser von einem Feuergeiste belebte Mann sich gleich einem Löwen im Käfige bewegte.

Keine Maus, keine Spinne, die manchmal die unglückliche Einsamkeit des Gefangenen mit einem Funken von Leben unterbrechen, denen er aus unfruchtbar verrinnendem Borne der Liebe einen Tropfen spenden kann, wohnte auf der Wüste dieses Felsens oder spannte ihr Netz in diesem öden Dunkel, und kein Vogel rastete singend, Frühling verkündend in der Mauerluke seines Fensters, das nur die feuchte Kälte seines Kerkers ausathmete. Durch diese Luke drang nur während des Sommers ein schmaler Lichtstreifen und kroch, als ob er hier rasch versiechte, langsam von einer Wand zur andern, nichts beleuchtend als gefühlloses und undurchdringliches Gestein.

In diesem Jahre — im Jahre 1535 — brachte ihm dieser Lichtstrahl einen Segen, eine Wohlthat, um deren willen er seinen Feinden alle Grausamkeit zu verzeihen bereit war. Er hatte Papier, Tinte und Feder. Er durfte schreiben, so lange das ärmliche Licht in seinen Kerker fiel, und an seiner Kette schleppte er sich, auf dem Boden liegend, dem theuern Strahle nach, der breit genug war, um einige Zeilen zu beleuchten. Er schrieb die Chronik Genfs, die wir noch heute besitzen — jene Chronik, in der wir ein kindliches Gemüth neben der hohen Anschauungsweise eines an der Größe des Alterthums genährten Geistes bewundern — jenes merkwürdige Werk, das die Reize irrthümlicher Aufzeichnungen, wie die Musen Herodots oder

die Bücher Joinville's und Froissarts mit den Errungenschaften hoher Bildung und mit jener philosophischen Einsicht verbindet, welche Vergangenheit und Zukunft, das Gute und das Böse, das Wahre und das Falsche gleich tief durchdringt. Er beschreibt uns die Geschichte einer kleinen Stadt; aber im kleinen Spiegel das Bild der ganzen Zeit auffassend, steht er neben seinen Zeitgenossen Machiavelli, Guicciardini, Philippe de Commines und d'Avila, welche große Geschicke weiter Länder und ganze Welten umfassende Begebenheiten erzählten, nur daß sich hier die Absicht des Staatsmannes und der weite Gedanke des Weltweisen hinter einer harmlosen, beinahe kindlichen, immer lächelnden Erzählung verbirgt, welche überall ein vertrauensvolles Gemüth und einen Mann verräth, der sich eines reinen Lebens und seines Rechtes bewußt ist.

Die Aufzeichnung der Geschichten Genfs gewährte ihm höhere Freuden, als seine Feinde vermutheten, sie hätten wohl sonst in ihrem Haß gegen Bonnivard schwerlich die Erlaubniß dazu ertheilt, trotz der Hinterlist, die sich hinter dieser Gnade versteckte. Sein Leben im Gefängniß war ihm nicht verloren, verstrich nicht thatenlos; sein Bewußtsein fühlte sich gehoben, er war nicht, wie er bis jetzt glaubte, bestattet und begraben. Was er in der Freiheit, für die Freiheit gethan, er durfte es in dem erhabenen Berufe des Geschichtsschreibers fortsetzen, er durfte als Zeuge auftreten für die Wahrheit mit der Feder in der Hand, wie als Gefangener in dem harten Kerker des Herzogs von Savoyen. Was er mit gefesselten Armen, mit Ketten an den Knöcheln nicht ausführen konnte, vielleicht thut es in später Zeit das Beispiel, das er aufstellte, das Zeugniß, das er ablegte, das schlichte Wort, das er niederschrieb. Mit freudiger Seele, in raschen und kühnen Strichen malte er die Jahrhunderte des Kampfes der Genfer gegen die Herzoge von Savoyen, gegen die Uebergriffe der Bischöfe und die räuberischen Anfälle des Adels; mit Stolz hob er die Ausdauer hervor, mit welcher die kleine Stadt ihre Freiheiten vertheidigte und die verlorenen, freilich um s

immer wieder zu verlieren, immer wieder eroberte. Nun aber war er in einer Zeit und bei Menschen angekommen, die er schon selber gekannt hatte, und in die Begeisterung und Ruhe des Geschichtschreibers drängte sich jetzt manchmal das Gefühl des Freundes, die Klage des Zeitgenossen, der Schmerz des persönlichen Zuschauens, großen Duldens und ungeheuern Unrechts. Hatte er nicht von den ewigen Torturen des armen, ehemals so lustigen Pecolat, seines Tischgenossen, zu erzählen, von jenem gewaltigen, kräftigen, ruhevollen Besançon Hugues, der verkörperten Ehrenhaftigkeit des Bürgerthums, der sein Leben auf beständiger Flucht und wie ein Abenteurer und Verbrecher in Verstecken und Schlupfwinkeln, wie ein wildes Thier in Schluchten und Klüften, zubringen mußte? Von Levrier, der, weil er das Recht nicht beugen wollte, den Nacken dem Henkerbeil beugen mußte? Und waren sie und so viele andere Märtyrer nicht seine geliebten Freunde und die Genossen seiner freudigen Symposien? O, der schönen Stunden, die in dem großen Saale von St. Viktor in Gesellschaft dieser freudigen, in ihrer Ueberzeugung so beruhigten Menschen, in Gesprächen über vergangene und zukünftige Kämpfe, im Genusse des gehofften Sieges, der einstigen Freiheit Genfs, dahingegangen! Nicht das Dunkel des Kerkers allein, viel öfter war es noch die Thräne, die sein Auge jetzt, da er bei dieser Epoche der Geschichte Genfs angekommen, beschattete und am Schreiben verhinderte. Und nun stand er vor dem Blocke, auf den der herrlichste aller der Märtyrer, sein Freund, der anmuthige, liebenswerthe, tapfere Philibert Berthelier, sein Haupt niederlegen sollte. Seit Tagen stand Bonnivard vor diesem Blocke und wagte es nicht, weiter zu schreiten; er rang nach der Ruhe, die er sich bei Ablegung seines Zeugnisses zur heiligsten Pflicht gemacht hatte. Endlich, da ein goldner, holdlächelnder Sonnenstrahl hereindrang, der ihn an den ewig lächelnden Blick Bertheliers erinnerte, ergriff er die Feder und schrieb mit ruhiger Seele:

„Berthelier hatte außerhalb der Stadt, nahe der Rhone bei

Gerneau, einen Garten, dahin er jeden Tag zu gehen pflegte, und den er der Feinde wegen, die er in Genf hatte, jetzt nicht oft verließ. Und wie um mit der Gefahr zu spielen, trug er in seinem Busen ein kleines Wiesel, das er sehr liebte und das er, hin- und herwandelnd, streichelte. Am dritten Tage, nachdem der Vizedom des Herzogs Zusag erhalten hatte, begab sich dieser mit seinem ganzen Gefolge dahin, um ihn gefangen zu nehmen. Berthelier sah sie wohl ankommen, aber er wich nicht aus, sondern ging geraden Weges auf sie los, so stolz, als ob er den Vizedom gefangen nehmen sollte. Der Vizedom legte seine Hand auf ihn im Namen des Bischofs, denn es war ihm verboten, es im Namen des Herzogs zu thun; als er ihm seinen Degen abnahm, sagte Berthelier stolz: ‚Gebt wohl Acht, was Ihr mit diesem Degen beginnet, denn Ihr werdet darüber Rechenschaft abzulegen haben.‘ Er wurde nach der Insel geführt, während er, um über seine Feinde zu spötteln, mit seinem Wiesel spielte. Seine Wächter sagten zu ihm: ‚Bittet Seine Hoheit um Gnade!‘ — ‚Welche Hoheit?‘ fragte er. — ‚Die Hoheit von Savoyen, Euern und unsern Fürsten.‘ — ‚Er ist ganz und gar nicht mein Fürst,‘ erwiderte er, ‚aber selbst wenn er es wäre, würde ich ihn nicht um Gnade anflehen, denn ich habe nichts verbrochen. Mögen Verbrecher um Gnade flehen, Ehrenmänner thun es nicht.‘ — Der Bischof leitete seinen Prozeß nicht nach den Rechten und Freiheiten Genfs ein, welche besagen, daß jeder eines Verbrechens angeklagte Laie den Syndicis als den ihm zustehenden Richtern überliefert werden müsse. Er setzte für diese Angelegenheit einen Prevost ein, einen alten jetzt in Genf wohnhaften Mann aus Chambery, der sein Leben lang Zahnausreißer gewesen und sich Jehan Desbois nannte. Dieser kam auf Befehl des Bischofs auf die Insel, um Berthelier zu verhören, aber er wollte ihm nicht Rede stehen, sagend, daß er nicht der ihm zukommende Richter sei. Und um sich frei von aller Furcht zu erweisen, schrieb er auf die Wand seines Gefängnisses: ‚Non moriar sed vivam, et narrabo opera Domini.‘

„Am andern Morgen kehrte der Prevost wieder mit der ganzen Schaar der Bewaffneten und ihren Kapitänen, welche die Insel besetzten und die Brücken, die zu ihr führten. Besagter Prevost forderte Berthelier aufs Neue auf, ihm Rede zu stehen, und da dieser sich abermals weigerte, that der Prevost seinen wahnsinnigen und bösen Spruch: ‚Für seine vergangenen Missethaten, wie für den Ungehorsam, den er jetzt seinem Fürsten zeige, solle ihm sein Haupt abgeschlagen, sein Körper an den Galgen vom Champel gehängt, sein Kopf im Plainpalais ausgesteckt und solle seine Habe zu Gunsten des Fürsten konfiszirt werden.‘ Man brachte ihm den Beichtvater und den Henker. Dem Beichtvater hatte er nicht Vieles zu sagen. Worauf ihn der Henker ergriff, ihn auf den Platz vor dem Inselschlosse führte, wo Berthelier nichts Anderes sagte, als nur ausrief: ‚Ha! Ihr Herren von Genf.....!‘ Worauf er niederkniete und enthauptet wurde....."

So weit hatte Bonnivard geschrieben, als er einhalten mußte. Seine Hände zitterten, daß er keinen Federzug mehr thun konnte, seine Augen füllten sich mit Thränen, und sein Gesicht fiel, als ob der Streich nach Bertheliers Nacken ihn selbst getroffen hätte, vorn hin auf das Papier, und „Berthelier! mein theuerer, edler Berthelier!" rufend, breitete er beide Arme aus, um den harten Felsen, der ihm als Schreibtisch diente, zu umarmen.

Der Sonnenstrahl, der ihn beleuchtete, war längst von ihm fortgekrochen; er lag wieder in tiefer Dunkelheit, und auch in seiner Seele war es wieder dunkel geworden. Die Geschichte der Welt sah er jetzt nur von ihrer traurigsten, schwärzesten Seite. Ueberall und zu allen Zeiten schwebten ihm nur die Holzstöße, Kreuze und Schaffote jeglicher Art vor, auf denen die Edelsten der Menschheit den Martertod litten, während er unter Triumphbogen und auf Thronen ihre Quäler sah, die Feinde des Menschengeschlechtes, die Verhöhner der edelsten Gedanken. Er erhob sich, ließ die Arme herabsinken und saß aufgegeben und trauernd

da. „O mein Grab von Chillon! wärest du wirklich ein Grab!“ rief er aus und kroch nach der Säule zurück, an der seine Kette befestigt war. Er umklammerte sie, als wollte er sie brechen, die Grundvesten Chillons erschüttern und sich unter seinen Trümmern begraben.

Da, in diesem Augenblicke höchster Trostlosigkeit, erscholl es in seinem Gefängnisse von einer menschlichen, kräftigen und doch sanften Stimme. Diese rief: „Hoffe, hoffe, Bonnivard! Gruß von Genf, Bonnivard!“

Bonnivard sprang in die Höhe und blickte um sich. Es war ihm, als hätte er eine himmlische Erscheinung. Er glaubte geträumt zu haben, aber es hatte zu deutlich gesprochen, noch klangen die Worte in seinem Ohre und in seinem Herzen: Hoffe, hoffe, Bonnivard! Er wiederholte sie immer wieder, hob die Arme dankend gen Himmel, die Trostlosigkeit war dahin, und er hoffte in der That, wie es ihm die Stimme geboten hatte. Thränen der Freude schwemmten den letzten Rest jener Thränen der Verzweiflung aus seinem Auge.

Am Abend desselben Tages trat der Kastellan von Chillon mit zornigem Gesichte in die Salle de justice, setzte sich auf den großen Thronsessel, auf dem er zu Gericht zu sitzen pflegte, und befahl einem Diener, sofort den Kapitän Barberouge hieherzubescheiden. Dieser trat auch nach wenigen Minuten ein, lächelte, als er sich in der Salle de justice sah, warf einen Blick auf die Thüre, welche in die anstoßende Folterkammer führte, verneigte sich vor dem Kastellan und sagte mit etwas spöttischer Unterthänigkeit: „Messire de Beaufort, Ihr ladet mich in die Salle de justice, soll ich foltern helfen oder vielleicht selbst gefoltert werden? Gebt Euch keine Mühe, ich will plaudern und alle meine Verbrechen gestehen, ohne Meister Jehan Goulé zu bemühen. Was steht zu Diensten? Was habt Ihr zu befehlen?“

„Barberouge,“ sagte Herr von Beaufort, ohne weiter auf die Scherze einzugehen, „Ihr habt heute meine Tochter, Mademoiselle de Beaufort, an den Fuß des Schlosses gerudert, über

den Kreis hinaus, den ich zu überschreiten erlaubt habe — Ihr habt ihr dann den Felsen hinaufgeholfen — gerade am Gefängnisse Bonnivards.“ —

„So ist es, ganz richtig, Ihr seid vortrefflich unterrichtet,“ erwiderte Barberouge mit einer Verneigung, als ob er seinem Kommandanten über seine Allwissenheit ein Kompliment machen wollte.

„Wie kam Das? Wie war Das alles?“ fragte der Kastellan mit strenger Miene.

„Das kam so,“ erzählte Barberouge, ohne sich durch das finstere Gesicht des Sire de Beaufort einschüchtern zu lassen. „Nach dem Essen stieg ich unter der Zugbrücke in den Kahn, um auf den See hinaus zu rudern und draußen, wie es meine Gewohnheit ist, vom See eingewiegt, mein Mittagsschläfchen zu machen. Fräulein von Beaufort, die draußen unter den Bäumen auf- und abging, sieht Das und sagt: „Monsieur Barberouge, nehmt mich mit.“ Ich, gleich bereit, einem jungen Fräulein mein Mittagsschläfchen zu opfern, reiche ihr die Hand und helfe ihr in den Kahn und fahre an der Galeere vorbei, hinaus in den See. Und wie sie so dasaß und ich sie ansah, denke ich, daß ich für sie auch in den See springen könnte, obwohl ich nicht schwimmen kann. Sollte ich da nicht wieder zurückrudern, als sie es verlangte, und zwar geradaus vor das Schloß und just da halten, wo sie es verlangte, nämlich unter dem Gefängnisse Bonnivards? Dort angekommen, sagte sie: „Barberouge, bindet hier den Kahn an.“ Das ist nun sehr schwer, an dem Felsen den Kahn anzubinden, aber mit Hülfe einiger elender Wurzeln, die da in den Ritzen stecken, bringe ich es doch zu Stande. Gleich darauf steht Fräulein Claire auf dem Felsen, was sie bei der Abschüssigkeit dieses Felsens nur vermittelst eines sehr kleinen Fußes thun konnte. Verzeiht, Sire de Beaufort, aber ich bin Euch Wahrheit schuldig: Sobald ich dieses Füßchen sah, mußte ich erst vollends Alles thun, was sie von mir verlangte. Und sie verlangte, daß ich sie nun hinaufhebe, daß sie

mit ihrem Gesichte bis an das Gefängnißfenster reiche. Das habe ich denn gethan, obwohl ich sie warnte und sagte: Fräulein Claire, wenn Das Euer Vater erfährt, geht es mir schlecht und Euch vielleicht auch, denn mit Bonnivard versteht Sire de Beaufort keinen Spaß, und er hat die strengsten Befehle gegeben. Während ich Euch da hinaufhebe, schießt mir vielleicht so ein Kerl von der Galeere in den Rücken. Aber sie hat es gewollt — sollte ich vor dem Kerl auf der Galeere Angst haben? — und so hob ich sie hinauf. Das ist Alles."

„Und was that sie oben?" fragte Sire de Beaufort.

„Sie sagte etwas, das ich nicht verstand. Auch habe ich nicht Acht gegeben, ich war zerstreut."

„Und dann?" fragte der Kastellan weiter.

„Dann nichts mehr; sie sprang rasch wieder hinab in den Kahn, weil sie mich der Kugel von der Galeere nicht länger aussetzen wollte, das gute Fräulein — und dann ruderten wir ums Schloß herum in den Graben, Fräulein Beaufort dankte mir und eilte so schnell als möglich ins Schloß. Ich blieb draußen und sah den Schurken von der Galeere, der vorhin hereintrat, um mich und Fräulein Claire zu verrathen, womit er nur seine Pflicht gethan hat und wofür ich ihm nächstens seine Zähne in den Hals schlagen werde."

„Ich werde dich auf vierzehn Tage in den Thurm werfen lassen!" rief Herr von Beaufort.

„Thut Das," erwiderte Barberouge, „ich wußte ja, daß ich Das bekomme — aber vierzehn Tage Thurm sollen mich nie von der Höflichkeit abbringen, die ein guter Kriegsmann den Damen schuldig ist, nota bene in Friedenszeiten, denn als wir unter dem Konnetable Rom einnahmen —"

„Genug, geh!" herrschte ihm Sire de Beaufort zu, und Barberouge ging.

Philibert, der in der Halle das Gespräch mit angehört hatte, ging, um Claire mitzutheilen, daß es ihr Vater wisse, wie sie sich heute dem Gefängnisse Bonnivards genähert habe, und sie

zu warnen. Er freute sich, ihr einen Dienst erweisen zu können, denn er hoffte, dadurch ihr Benehmen gegen ihn wieder etwas freundlicher zu gestalten. Er wußte, was sie ihm halb mitgetheilt, was er halb errathen hatte, daß sie zu Bonnivard zu gelangen strebte, und er durfte sie nicht unterstützen, obwohl sie es ihm schon ans Herz gelegt hatte. Mit Schmerzen sah er sie kalt an sich vorübergehen, sie, deren Ankunft er mit solcher Sehnsucht entgegen geharrt, und er grollte der Zeit, welche überall Parteien schuf, Zwietracht bis in die Familien säete und innig Vereinigtes trennte. In kurzen Worten theilte er ihr mit, was er unten angesehen hatte, und war erstaunt, mit welcher Ruhe sie die Nachricht aufnahm.

„Ich danke dir, Philibert, für die Warnung," sagte sie, „aber sie war überflüssig. Ich bin entschlossen, mich an den Vater selbst zu wenden; ich will ihn bitten, mich ein Mal ins Gefängniß zu Bonnivard gehen zu lassen."

„Um Gottes willen nicht! thue es nicht!" rief Philibert und zwar mit einer Heftigkeit, als ob er sie von einer sehr verderblichen That abhalten wollte.

„Und warum nicht?"

„Weil" — stotterte Philibert verlegen — „weil — ich kann es dir nicht sagen. Aber glaube mir, er wird es dir nie erlauben — zwischen Bonnivard und deinem Vater muß Todfeindschaft sein."

„Sage mir mehr," flehte Claire.

„Ich kann nicht — aber um dich von einem unbedachten Schritte abzuhalten, um dir zu zeigen, Claire, daß ich dein alter Freund bin, wenn ich auch nicht Alles thun kann, was du von mir verlangst, will ich dir einen Rath geben — will ich dir sagen, an wen du dich wenden sollst."

Claire reichte ihm dankbar die Hand und fragte dringend: „Wer ist es?"

„Jehan Goulé!"

„Der Gefängnißwärter? Der Henker?" — rief Claire erschrocken.

„Sein Amt," sagte Philibert, „darf dich nicht abschrecken; sein Amt ist es ja eben, das dir den Zutritt zu Bonnivard erleichtert."

„Aber," fragte Claire zweifelnd, „wie sollte dieses Ungethüm, das meinem Vater mit Leib und Seele verfallen ist, auf meine Wünsche eingehen? Es ist ja bekannt, daß er sich lieber auf die Folter spannen ließe, ehe er um eines Haares Breite von den Befehlen seines Herrn abwiche."

„Wie ich ihn kenne," versicherte Philibert, „wird er, sobald du willst, nur dir gehorchen und mit derselben Hundetreue wie deinem Vater. Versuche es nur."

„Erkläre mir," bat Claire noch immer ungläubig.

„Seit wann," fragte Philibert, „ist Jehan Goulé deinem Vater so ergeben, als hätte er ihm seine Seele verschrieben? Seit deiner Geburt. Savoyen war damals im Kriege mit Wallis, und Jehan Goulé, ein Walliser, schon damals Knecht in Chillon, verrieth das Schloß und wollte um Mitternacht den Feind einlassen. Er selbst wurde verrathen, und dein Vater ließ ihn vor dem Thore aufknüpfen — in diesem Augenblicke brachte man ihm die Nachricht von deiner Geburt, und um das Ereigniß auf seigneurale Weise sogleich zu feiern, ließ er ihn wieder abschneiden. Seit damals tritt Jehan Goulé nicht mehr aus dem Thore Chillons und ist er aus Dankbarkeit der Hund deines Vaters. Von deiner Kindheit an hat er dich immer als seinen Schutzengel betrachtet, obwohl er dich nie zu berühren und kaum anzublicken wagte. Als du aus Genf zurückkehrtest, ging er zum ersten Male seit Jahren bis ans Thor, um dich ankommen zu sehen. Ich glaube, daß er ohne alle weitere Ueberlegung, ohne den geringsten Widerspruch thun wird, was du von ihm verlangst, und daß er von dem Augenblicke an dein Knecht sein wird und nicht der deines Vaters."

„Ich danke dir, Philibert," rief Claire freudig. „Du erweisest mir eine Wohlthat — ich danke dir, aber — schweige, was du auch immer beobachten mögest."

Philibert zuckte die Achsel und sagte seufzend: „Ist es nicht genug, daß ich Andern das Glück, dir zu dienen, überlassen muß — mußt du mich auch noch bitten, daß ich dich nicht verrathe? Claire, noch einige solche Verkennungen, und ich springe in den See oder ich werde ein Ketzer und thue, was du willst.“

Fünftes Kapitel.

Der Besuch.

Doch verfloß geraume Zeit, ehe Claire den Rath Philiberts benutzen konnte. Sire de Beaufort hatte ihr keine Vorwürfe gemacht, hatte nicht einmal auf ihr Vergehen, sich Bonnivards Kerker genähert zu haben, angespielt, aber sie konnte wohl bemerken, daß sie beobachtet und ihrem Vater verdächtig war. Er hatte offenbar seine Ursache, warum er jede Gelegenheit vermied, bei welcher der Name des Gefangenen zwischen ihm und seinem Kinde genannt werden könnte; Das hatte ihr ja auch schon Philibert angedeutet. Er zog es vor, anstatt ihr die Annäherung an die Gefängnisse geradezu zu verbieten, diese mit Wachen zu umstellen. An allen Eingängen zu den untern Geschossen begegnete sie Hellebardierern, und wenn sie auf den See hinausfuhr, lag zwischen der Galeere, die die Seeseite des Schlosses bewachte, und der Stelle, die sie mit Hülfe Barberouge's erklettert hatte, eine Barke mit Bewaffneten, die aufmerksam wurden, sobald sie versuchsweise Miene machte, derselben Stelle zuzusteuern. Es war wie ein stiller Krieg, der zwischen ihr und ihrem Vater ausgebrochen war. Sie sah ein, daß sie einen günstigen Moment werde abwarten und die Nacht werde zu Hülfe nehmen müssen.

Es waren Gesandte der Herren von der Ligue — so nannte man damals die gefürchteten Regierungen der Schweizer, die Besieger Karls des Kühnen von Burgund — mit Aufträgen an den

Bischof von Sion vorbeigekommen und in Chillon eingekehrt. Sire de Beaufort wußte sehr wohl, wie viel dem Herzog von Savoyen die Freundschaft der Herren von der Ligue werth war, da es von ihrem guten Willen abhing, ob er diesseits des See's festen Fuß fassen könne oder nicht — da er sich schon mehrere Male, wenn auch zähneknirschend, ihrem schiedsrichterlichen Spruche hatte fügen müssen, und da vorauszusehen war, daß sie in naher Zeit, sobald die Genfer Händel zum endlichen Austrage kommen, ihr Schwert in die Wagschale werfen würden. Verschwendete doch der Herzog von Savoyen jährlich Tausende und Zehntausende von Goldgulden, um sich vorzugsweise im Rathe von Freiburg und Bern Stimmen und Späher zu kaufen. Die Gesandten der Herren von der Ligue, obwohl Berner, d. i. Ketzer, da Bern damals schon die Reformation auf seinem ganzen Gebiete eingeführt hatte und Niemand mehr im Rathe der großmächtigen Herren sitzen konnte, der noch der alten Religion anhing, wurden mit noch viel größerem Pompe in Chillon empfangen und bewirthet, als es vor Wochen mit Monseigneur von Lausanne, dem treuen Diener der Kirche und unterthänigen Anhänger Savoyens, der Fall gewesen. Kurz nach ihrem Abzuge, welcher Abends stattfand, da sie in dieser Nacht noch St. Maurice erreichen wollten, lag Chillon in einem todähnlichen Schlafe. Ein Theil der Besatzung war ihnen zu Schutz und Begleitung mitgegeben worden; nur der Theil, der nach dem Trinkgelage des Tages nicht mehr aufsitzen konnte, war zurückgeblieben. Im Innern war die Zahl der ausgestellten Wachen weit geringer als sonst.

Claire, die auf jeden Umstand lauerte, entging es nicht, daß diese Nacht geeignet wäre, ihr Vorhaben auszuführen. Mit pochendem Herzen saß sie in ihren Gemächern und horchte bei offenen Thüren und Fenstern auf jedes Geräusch, bis sie bemerkte, daß die Schritte der Wachen immer seltener wurden, je nachdem die Hellebardierer auf den Posten einschliefen, und daß es endlich so stille ward, daß sie die Wellen am Fuße des Felsen

lispeln hörte. Ja, sie hörte sogar ein fernes dumpfes Kettengeklirre. Es war ihr, als ob sie dieser Klang riefe. Sie steckte eine kleine Laterne an, zog die Schuhe von den Füßen und schlüpfte die beiden Wendeltreppen hinab, vorbei an der Schlafstube ihres Vaters im ersten und dann an der salle des gardes im untersten Geschosse — dann weiter die gerade Treppe hinab in den Gang, der schon halb unterirdisch zu den Gefängnissen führte. Heute fehlte hier der Wachposten, und sie gelangte ungestört bis an das Ende des Ganges. So weit war sie, ohne eigentlich zu wissen, wie? gekommen — gedankenlos, in der Aufregung, wie in Träumen, wie von einer unsichtbaren Macht getragen. Hier, im Angesicht der vielen Thüren, kam sie zur Besinnung, aber nur um ihre Angst zu fühlen. Philiberts abenteuerlichem Rathe, Jehan Goulé zu befehlen, traute sie nicht viel; sie hoffte, auch ihn eingeschlafen zu finden und ihm die Schlüssel entwenden zu können — aber selbst, wenn ihr Das gelang, wie sollte sie die Thür entdecken, die zu Bonnivards Gefängniß führt? und wird sie mit ihrer schwachen Kraft die eiserne öffnen können, selbst wenn sie Meisterin des Schlüssels wird? Sie hielt inne und wollte sich fassen. Da stand plötzlich Jehan Goulé, nüchtern wie immer, vor ihr, im Strahl ihrer Laterne, mit erstaunten Augen und grinsendem Gesichte. Sie fuhr zurück. Der Gedanke, in dieser Stunde und in dieser Oede mit dem Ungethüme, das so viele Menschen vom Leben zum Tode gebracht, der auf Folterwerkzeugen schlief, allein zu sein, erfüllte sie mit Entsetzen; sie wankte und lehnte sich an die feuchte Wand, um nicht zu fallen. Aber Jehan Goulé neigte sich, ergriff den Saum ihres Kleides und küßte es. Seine Berührung machte sie schauern, aber sie glaubte jetzt dem Rathe Philiberts. Sie faßte sich rasch und sagte mit gebieterischer Stimme: „Wo ist das Gefängniß Bonnivards?"

Jehan Goulé streckte die Hand aus und deutete auf eine nahe niedrige, mit Eisenplatten bedeckte Thüre.

„Oeffne!" befahl Claire.

Er sah sie mit offenen Augen an und kratzte sich hinter dem

Ohr. Claire wurde besorgt. Aber plötzlich flog ein Grinsen über sein Gesicht, das ein Lächeln sein sollte, und so lächelnd ergriff er das Schlüsselbund an seinem Gürtel, suchte einen der Schlüssel hervor und öffnete. Claire setzte einen zitternden Fuß auf die Schwelle, aber nur um sich zu überzeugen, daß sie noch nicht in einem Gefängniß, sondern in einem kurzen und schmalen Gang angelangt war, der in die Tiefe führte und an seinem Ende eine andere, noch niedrigere Thür sehen ließ. Sie ließ den ganzen Schein der Laterne in den Gang fallen und sagte: „Dort diese Thüre!“ Jehan Goulé ging raschen Schrittes durch den Gang, nahm einen zweiten Schlüssel hervor und öffnete wieder. Claire stand neben ihm, streckte die Laterne in das Gefängniß und überblickte den traurigen Raum. Jehan Goulé stieß einen unartikulirten Laut der Befriedigung aus und leitete den suchenden Blick Claire's mit zeigendem Finger nach einem Winkel. Dort, auf faulem Stroh, mit dem Gesichte der Wand zugekehrt, lag Bonnivard: sein Haupt ruhte auf einer Hervorragung des unebenen, felsigen Bodens, am Fuße der Säule, in welcher ungefähr ein Fuß hoch über seinem Haupte der Ring steckte, an dem die Kette mit dem einen Ende angebracht, während sie mit den zwei andern Enden, in die sie sich abzweigte, über seinen Füßen um die Knöchel angeschmiedet war. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als sie ihn im zerfetzten braunen Gewande so daliegen sah. Welch ein Abstand von der freudigen schönen Rittergestalt, die ihren Gedanken vorschwebte, seit sie das Bild der Aebtissin gesehen!

„Geh zurück in den Gang und wache, daß ich nicht überrascht werde!“ befahl sie ihrem Begleiter, und er that, wie sie befahl. Dann lehnte sie die Gefängnißthüre zu und ging leisen Schrittes weiter. Sie bückte sich zu dem Gefangenen hinab und beleuchtete sein Gesicht — o das edle, bleiche Duldergesicht! die herrliche klare Denkerstirne! Unendliches Mitleid erfüllte ihre ganze Seele; sie kniete nieder und lauschte dem ruhevollen Athem des Schlafenden. Er schlief, als läge er im weichen Bette, nach einem in Glück und Liebe verbrachten Tage; ein Lächeln ruhte auf seinen Lippen, als

ob er schön träumte, und sie hatte ihn nicht eine halbe Minute betrachtet, als ihr schon der Dulder in der zerfetzten Kutte schöner erschien, als jener von Andrea del Sarto gemalte Ritter. Sie hatte nicht den Muth, ihn zu wecken, und überlegte noch, ob sie ihm so viel Trost bringen könne, wie dieser Schlaf, als er die Augen aufschlug und überrascht ausrief: „Licht! Licht!" Rasch wendete er sich dem Lichte zu, aber geblendet mußte er die an das Dunkel gewöhnten Augen ebenso rasch wieder abwenden.

„Herr von Viktor!" sagte Claire.

„Auch eine Stimme!" rief Bonnivard, indem er die Hand vor die Augen hielt und sich wieder der Stimme zukehrte, „eine Stimme, die ich kenne," fügte er hinzu, „es ist dieselbe, die mir Grüße aus Genf brachte und Hoffnung, Trost, das Glück all dieser Tage. Gesegnet sei die Stimme! — Warst du es nicht?"

„Ich war es," stammelte Claire gerührt.

Bonnivard erhob sich halb auf seinem Lager, stützte sich auf die Linke und suchte, mit zuckenden Augen, sich an das Licht zu gewöhnen, um die Gestalt der Rednerin unterscheiden zu können. Sobald er nur die Umrisse erkennen konnte, faßte er ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. „So sei ewig bedankt," rief er, „du Engel des Trostes, du Bote der Gnade."

Claire schluchzte. Er nahm ihr die Laterne aus der Hand und leuchtete ihr ins Angesicht. „Ein holdes liebes Mädchenantlitz," sagte er. „Der Gott der Güte hat seinen Boten gut gewählt," fügte er lächelnd hinzu. „Wer bist du, meine Friedenstaube?"

„Ich bin Claire von Beaufort, die Tochter des Kastellans von Chillon."

„Beaufort!" rief Bonnivard erstaunt und runzelte einen Augenblick die Stirne.

Claire zog rasch die Agraffe aus dem Busen, die ihr die Aebtissin als Beglaubigungszeichen mitgegeben, um sie ihm zu zeigen, aber schon war der düstere Zug aus dem Gesichte Bonnivards verschwunden und dem glücklichen Ausdruck von vorhin

gewichen. Dennoch sagte sie, ihm das Bildchen übergebend: „Daran sollt Ihr, Herr von Viktor, erkennen, daß Ihr mir vertrauen dürft.“

Der Prior ergriff es und lächelte in Erinnerung glücklicher Zeiten, und lächelnd zitirte er den schmerzlichen Vers Dante's, als ob er ihn Lügen strafen wollte:

„Nessun maggior dolor che riccordarsi
Del tempo felice nella miseria.

O mein Andrea, wo sind die Zeiten, da ich in der Annunziata neben dir saß auf dem Gerüste und dir zusah, wie du die herrliche Madonna schufst — o ihr glücklichen Tage am Ufer des Arno! — Wem bracht' ich," fragte er sich besinnend — „diese Mosaik mit? Ach! ihr, die diesem Bilde so ähnlich war, der guten, lieblichen Beatrice von Seyssel!“

„Sie ist es, die mich zu Euch schickt," sagte Claire, „und die mir dieses Erinnerungszeichen gab, daß Ihr mir vertrauet.“

Bonnivard gab es ihr zurück, sah ihr ins Auge und sagte: „Du bedurftest dessen nicht, mein Kind, dein Gesicht ist dein Beglaubigungsschreiben. Siehe, Kind, ich bin in meinem Leben viel betrogen und verrathen worden, und am Hofe von Turin lebte ich in einer Welt des Truges; die schönsten Jahre meines Daseins führten über Fallstricke, aber lieber wollte ich noch tausend Mal verrathen und betrogen werden, ehe ich einem solchen Gesichte mißtraue. Glaube, Kind, Das wäre schlimmer als das Gefängniß von Chillon. Ihr aber, der guten Beatrice, Segen dafür, daß sie mich nicht vergessen und daß sie dich mir sandte. Sie hat reichlich bezahlt, was ihr Oheim Claude de Seyssel,[1]

[1] Claude de Seyssel, ein berühmter, absolutistischer Schriftsteller seiner Zeit, Verfasser des Buches: „De la Monarchie de la France," ehemals maître des Requestes und allmächtig unter Ludwig XII., jetzt Rathgeber Karls III. von Savoyen und von diesem auf den Bischofssitz von Turin erhoben, welchen der Papst, ihm zum Gefallen, in einen erzbischöflichen erwandelte. Bonnivard sagt von ihm: Il était grand monarchiste

der Turiner Priester und böse Rathgeber Herzog Karls, an mir verbrach."

Dann legte er sich weiter zurück an die Wand und schob ihr sein Strohlager zu. „Hierher setze dich, mein Kind," sagte er, „ich kann dir keinen andern Sitz und keinen Teppich für deine Füße anbieten. Arme, barmherzige Seele! kamst du nicht in den Strümpfen! stelle die Füßchen aufs Stroh, daß du dich auf diesem kalten Felsen nicht erkältest. So! Jetzt sprich! Laß mich eine liebe Menschenstimme hören und erzähle mir. Woher kommst du? Wie blühte der barmherzige Gedanke in dir auf, mich in meinem Elende aufzusuchen? Was weißt du von Genf?"

Claire that, wie er verlangte; sie setzte sich zu ihm aufs Stroh und erzählte von der Aebtissin und Alles, was ihr diese von der Geschichte und den Angelegenheiten Genfs mitgetheilt hatte, wie die neue Lehre daselbst Wurzel gefaßt, wie Pierre de la Beaume, der Bischof und Helfershelfer des Herzogs, aus Genf geflohen, um nie wieder zurückzukehren, wie das Inselschloß, das savoyische Zwing-Genf in der Mitte der Stadt, in den Händen der Bürger sei, wie diese unter Leiden und Kämpfen fortgehen auf dem Wege, den ihnen Berthelier, Besançon Hugues und Bonnivard gezeigt, wie die Anhänger Savoyens, die sogenannten Mameluken, alle aus der Stadt gejagt seien und wie man sich eben jetzt zum letzten entscheidenden Kampfe vorbereite.

„Sie werden siegen!" rief Bonnivard begeistert, „der Gott der Freiheit ist mit ihnen. Nun mögen meine Gebeine hier vermodern und mein Angedenken ausgelöscht sein aus dem Gedächtnisse der Menschen, ich habe die gute Botschaft gehört."

Er wollte sich von seinem Lager erheben, sank aber kraftlos zurück. Claire stützte ihn, und er richtete sich langsam auf. Die Hand auf ihre Schulter gelegt, sagte er gerührt: „Mädchen, mit welchen Worten hast du mir dieses Grab verklärt! Ach, bis auf

dépriseur de chose publique, gouvernée par plusieurs. Er war es, der Karl III. zur Unterdrückung Genfs und zu allen dahin zielenden Gewaltthaten und Verräthereien aufmunterte.

diesen Tag war es kaum, kein Laut drang zu mir, als das Heulen des Windes und das Geräusch der Brandung, die sich an meinem Kerker brach. Nachts hörte ich als die Schmerzenslaute der Natur, und sie waren mir wie Musik in meiner Öde — während der Schiffer im Kahne vor ihnen in Todesangst erbebte, mußte ich mich ihrer freuen. Und hier erscheint nun deine gute Botschaft, und mein Grab ist vom Licht erfüllt."

Er sprach wie ein Verzückter und Seher, während er ihren Kopf an sein Herz drückte.

Aber mit der Erzählung Claire's und Bonnivards Fragen waren rasch die Stunden vergangen; mahnend erschien Jehan Goulé an der Thüre und rasselte mit dem Schlüsselbund.

„Gehe," sagte Bonnivard und drückte einen Kuß auf ihre Stirne, „gehe und komme, o komme wieder! Wisse und vergiß es nicht, daß du eine Auserwählte bist, denn dir ist es gestattet, ein Glück zu gewähren, wie es nur wenige Menschen auf Erden gewähren können."

Sie versprach, in der nächsten Nacht wieder zu kommen, und ergriff die Laterne, die sie neben sich auf den Boden hingestellt hatte. Aber wie sie sich niederbeugte, erblickte sie zu Häupten des Lagers, von der Laterne beleuchtet, eine Anzahl beschriebener Blätter — und sie erinnerte sich der Worte, die ihr Vater am Tage ihrer Ankunft zum Bischof von Lausanne gesprochen hatte.

„Ist Das die Chronik Genfs?" fragte sie rasch.

Bonnivard bejahte.

„So gib sie mir," fuhr sie fort, „daß ich sie in Sicherheit bringe, denn sie lassen dich nur schreiben, um von deiner eigenen Hand Zeugnisse gegen dich und gegen deine Freunde zu erhalten. Bald werden sie kommen, um sie dir zu entwenden."

„O!" rief Bonnivard beinahe lachend, „daran erkenne ich sie, und an dieser Warnung hätte ich dich als wahrhaftig erkannt, wenn ich nicht schon deinem Auge traute. Das ist ihre Art. Sie haben dem Genfer Rath seine Register entwendet und glaubten

die Geschichte und das Recht zu vernichten. So mußten wir die Urkunden des Tages von Payerne nach Freiburg retten, denn der Herzog ließ den Boten auflauern, die sie nach Genf bringen sollten. Und doch war der Tag von Payerne auf seine Bitte zusammengetreten und enthielten die Dokumente nichts anders als den Schiedsrichterspruch der Herren von der Ligue, die er selbst zum Obmann zwischen Genf und ihm wählte. Aber weil ihr Spruch unser Recht bestätigte, sollten die Urkunden uns geraubt werden, damit man dann geschworene Eide wieder brechen, bekräftigtes Recht wieder leugnen könne. Daran erkenne ich sie! Nein, nicht allein, weil sie Anklagen gegen mich und die Männer von Genf darin zu finden hoffen, weil sie wissen, daß meine Chronik eine Geschichte und Bekräftigung des Rechtes ist, darum wollen sie ihr habhaft werden. Aber darum soll sie nicht ihnen zur Vernichtung in die Hände fallen, sondern meinen Brüdern von Genf zukommen, denen ich sie versprochen und so Wort halte. Hier, mein Schutzgeist," sagte er, indem er die Blätter eiligst zusammenraffte, „nimm sie, bewahre sie gut, denn du bewahrst ein Stück heiliger Wahrheit, ein Zeugniß des Rechtes vor Mit- und Nachwelt, das ich, fern und abgelöst von aller Welt, ohne Haß niedergeschrieben habe."

Sie nahm die Blätter, verbarg sie unter ihrem Tuche und schlüpfte, da Jehan Goulé wiederholt mahnte, zum Gefängniß hinaus, das der Kerkermeister sofort verschloß. Aber im Gange angekommen, bemerkte sie mit Schrecken, daß vor demselben schon mehrere Hellebardierer auf- und abgingen, und daß sie nicht mehr unbemerkt auf ihre Stube gelangen konnte. Zögernd stand sie vor der Gangthüre und überlegte, was zu thun, als Jehan Goulé, der, um beide Thüren zu verschließen, eine Zeitlang zurückgeblieben war, hinter ihr stand, sie am Kleide zupfte und nach dem entgegengesetzten Ende des Ganges deutete. Sie folgte ihm und stand an einer kleinen Pforte, die er mit einem seiner Schlüssel, aber mühevoll öffnete, da das Schloß verrostet war und die Thüre in Pfosten und Angeln feststak, als ob sie seit

vielen Jahren nicht geöffnet gewesen wäre. Sie trat durch den niedrigen Eingang und befand sich auf einer kleinen, staubigen Wendeltreppe, die von Spinnegeweben angefüllt war, wie von unzähligen Vorhängen. Jehan Goulé nahm ihr die Laterne ab und ging vor ihr her, während er mit der einen Hand die Spinneweben über seinem Kopfe niederriß und nach den Seiten schob, um Claire einen Weg zu bahnen. So stieg sie zwei Geschosse hinauf, bis Jehan Goulé wieder eine Pforte öffnete. Sie trat hinaus und fand sich erstaunt auf dem Gange, der sich längs ihrer Gemächer hinzog. Als sie umsah, war die Pforte wieder geschlossen und Jehan Goulé verschwunden. Aber den Schlüssel zu dieser Pforte hatte er außerhalb von Seiten des Ganges in dem Schlüsselloche stecken lassen. Sie drehte ihn um, zog ihn heraus und eilte in ihre Stube.

Es war ihr, als hätte sie geträumt. Erschöpft sank sie aufs Bett, und doch war ihr unendlich wohl; sie hatte eine Pflicht erfüllt, sie hatte eine Wohlthat erzeigt, und sie besaß die Mittel, diese Wohlthat wieder erzeigen zu können. Sie fiel in einen glückseligen Schlaf; als sie bei hellem, schönem Tageslichte erwachte, glaubte sie wieder nur geträumt zu haben — aber die Laterne, die Bonnivards Kerker beleuchtet hatte, brannte noch, und neben ihr lagen die beschriebenen Blätter der Chronik und auf der Chronik der Schlüssel, der sie wieder zu ihm hinabzuführen versprach.

Sechstes Kapitel.

Vorbereitungen zur Flucht.

Seit jener Nacht wurde Claire nur selten im Schlosse gesehen. Sie schlief lange in den Tag hinein, da sie viele Stunden der Nacht im Gefängnisse bei Bonnivard verbrachte, und während des Tages saß sie einsam auf ihrer Stube, nachdenkend über jedes

Wort, das er zu ihr gesprochen, die Gedanken ausbildend, die er in ihre Seele warf und die sie über jene Anfänge einer Umwandlung ihres ganzen Wesens, ihres Fühlens wie ihres Glaubens, die sie aus Genf mitgebracht, aufklärte. Bonnivard war ihr Lehrer und Apostel geworden; im Gefängnisse saß sie ihm zu Füßen und horchte seiner heitern und doch so ernsten Lehre; auf ihrer Stube las sie in den Blättern, die er ihrer Verwahrung anvertraut. Wie anders sah sie die Welt aus diesen Blättern an, als aus den Lehren und Erfahrungen, die sie im Kloster und im Umgang mit der ritterlichen Welt empfangen. Sie lernte einen heldenmüthigen, Jahrhunderte langen Kampf des Schwachen gegen den Starken, und alle edlen Güter des Menschen kennen, einen Kampf, der noch vor wenigen Jahren, als sie schon lebte, große Märtyrer erzeugte. Es war ihr, als lese sie fabelhafte Geschichten aus der Heldenzeit, und doch sah sie jede Nacht einen der besten Kämpfer aus diesem Streite. Wenn sie zu ihm hinabstieg, war es ihr, als ginge sie in eine bessere Welt; wenn sie dann seine Blätter las, dachte sie sein mit Andacht. Und in der That waren viele dieser Blätter der Art, daß sie ein weibliches Herz mit noch größerer Verehrung für den Schreiber erfüllen mußten, als das jahrelange Märtyrerthum in einem unbarmherzigen Kerker. Mit Thränen in den Augen las sie den Anfang des 22. Kapitels, das so lautet: „Dem Herzog Philibert, der ohne Kinder verstarb, folgte sein Bruder Karl; von dessen Sitten und Wesen ist es nicht nothwendig, daß ich spreche, denn da ich von ihm manches Uebel erfuhr, würde man, wenn ich Böses von ihm sagte, gegen mich den Verdacht hegen, daß ich es thue, um mich zu rächen; wenn ich Gutes von ihm sagte, daß ich es thue, um mir den Ruhm zu erwerben, dem Rachegefühl nicht unterworfen zu sein. Und darum habe ich beschlossen, nur von seinen Thaten zu sprechen, welche sich auf die Angelegenheiten, welche ich behandle, beziehen, das Urtheil über den Werth derselben dem Leser überlassend, und glaube nicht der Lüge verdächtig zu werden, dieweil es sich nur um offenkundige Dinge handelt."

Schon stand sie mit der ganzen Seele, mit der ganzen Begeisterung, deren ein Weib fähig ist, auf Seiten der Unterdrückten, als sie auf dem letzten Blatte der Chronik anlangte und daselbst Worte las, die sie mit Entsetzen erfüllten und zugleich mit der Ueberzeugung durchdrangen, daß sie das Aeußerste wagen müsse, um ein Verbrechen gut zu machen, das, ach, ein ihr so nahe stehender Mann begangen hatte. Es war die Stelle, da Bonnivard erzählt, wie er trotz freiem Geleit des Herzogs auf seinem Gebiet gefangen worden.

„In Lausanne angekommen, ging ich mit einem Führer nach Moudon, wo Tagsatzung gehalten wurde, an die ich gewiesen war, um die Entscheidung des Herzogs entgegenzunehmen; aber von dort zurückkehrend, als wir nahe vor St. Katharina waren, auf dem Jorat, da erschien der Kapitän von Chillon, Namens Messire Antoine de Beaufort, Seigneur de Bierre, mit einem Bailly von Thonon, Namens Du Rosey, welche hinter dem Busche im Hinterhalte lagen, mit zwölf oder fünfzehn Gesellen, die aus dem Hinterhalte auf mich hervorbrachen. Ich sporne mein Maulthier, um mich zu retten, und lege die Hand ans Schwert. Mein Führer aber, anstatt vorwärts zu jagen, kehrt sein Pferd und fällt mich an, und mit einem Messer, das er bereit hielt, schnitt er mir den Schwertgurt ab. Unterweilen stürzten sich jene Ehrenmänner auf mich und machten mich zum Gefangenen im Namen Seiner Hoheit. Wie oft ich ihnen auch den Geleitsbrief zeigen mochte, sie führten mich gebunden und geknebelt nach Chillon ..... Dieß ist meine Passion."

Also ihr Vater war es, der die Schandthat verübt hatte. Sie konnte nicht zweifeln; da stand es mit allen Titeln und Namen: Kapitän von Chillon, Messire Antoine von Beaufort, Seigneur de Bierre! Jetzt begriff sie die Warnung Philiberts, und warum er von Todfeindschaft zwischen ihm und Bonnivard gesprochen; jetzt verstand sie auch den Schrecken und das Staunen des Gefangenen, als sie sich ihm nannte. Weinend ließ sie ihren Kopf auf das Blatt fallen, das eine so furchtbare Enthüllung,

eine so schmachvolle Anklage enthielt. Es war ihr, als wäre sie plötzlich verwaist, und wieder, als hätte sie eine große Sendung, ein Verbrechen wieder gut zu machen und eine Schmach zu verwischen. Sie dankte Gott, daß er sie wunderbarer Weise nach Genf und gerade unter die Obhut der Frau geführt hatte, welche Bonnivard liebte und welche sie durch ihr Vertrauen auf den Weg brachte, auf dem sie die Sendung erfüllen konnte, die sie als eine Pflicht und als ein hohes Glück betrachtete.

Seit der schmerzlichen Entdeckung dachte und brütete sie nichts Anderes, als wie sie Bonnivard seine Haft erleichtern und ihn endlich ganz befreien könnte. Bisher konnte sie, wie sie meinte, nur Kleinigkeiten zu Stande bringen, nicht bedenkend, welches Glück ihm ihre Gesellschaft, ihre Erzählungen aus Genf, ihre Mittheilungen über die Vorgänge da draußen, ihr bloßer Anblick gewährte. Wie kindisch kam sie sich vor, wie arm, wie wenig genügte sie sich selbst, wenn sie ihm eine Blume, eine Frucht brachte; sie fühlte sich nur beschämt, wenn sie es sah, wie er sich mit solchen kleinen Dingen freute und ihr dankbar war, als hätte sie ihm die Freiheit selbst gebracht. Besseres zu thun, war ihr nicht vergönnt. Als sie Jehan Goulé eine Decke ihres Bettes gab, daß er sie dem Gefangenen überbringe, weigerte sich dieser und brummte nur: „Es wird nachgesehen, und dann ist Alles verrathen!“ Jehan Goulé's Vorsicht war begründet, und sie mußte es aus Klugheit sich versagen, dem Gefangenen mehr als augenblickliche Freuden zu bereiten.

All Das machte den Wunsch in ihr, etwas Entscheidendes zu thun, nur noch dringender, und je tiefer sich der Kummer über die verrätherische That ihres Vaters in ihr Herz nagte, desto fester stand der Gedanke in ihr, daß sie sich nur bei gänzlicher Befreiung Bonnivards genügen dürfe, und sollte sie selbst darüber Freiheit und Leben verlieren. Noch in derselben Nacht, die auf den Tag folgte, der ihr das traurige Geheimniß enthüllt hatte, stieg sie in den Kerker hinab, um Bonnivard ihren Entschluß mitzutheilen und ihn um seinen Rath zu bitten. Er lächelte

abwehrend: „Nach Allem, was du mir mitgetheilt, mein theures Kind, gehen die Dinge ihren raschen Gang; ich werde nicht mehr lange hier schmachten — und wenn auch, mehr als die Hälfte der Last meiner Leiden hast du von meinen Schultern genommen und selbst die andere Hälfte mir beinahe theuer gemacht. Soll ich zum Dank dafür in eine That willigen, welche Vater und Tochter für ewig trennen würde?"

Als er sah, wie seine Weigerung, auf ihre Befreiungspläne einzugehen, sie betrübte, fügte er, sie liebkosend, hinzu: „Sieh, Kind, ich bin glücklich! In der Nacht bringst du mir Trost und den Anblick deines Gesichtes; während des Tages denke ich über die glücklichen Folgen all der Vorgänge in Genf und in der Welt überhaupt. Es ändert sich die Zeit, die alten Mächte stürzen, es wird Licht, wie sollte ich mich betrüben, daß ich hier liege, als ein Zeuge für diese neue Zeit, wie eine Schwelle, die aus dem Gefängnisse in lichte Räume führt. Lasse sie über mich hinwegschreiten, sie gehen zum Bessern. Die Tage werden mir nicht lang," tröstete er weiter; „meine Chronik habe ich unterbrochen, aber auf das Papier, das sie mir gönnen, schreibe ich ihnen eine Belehrung, die ich gerne in ihre Hände gelangen lasse, eine Belehrung über Vergangenheit und Zukunft."

Claire warf einen Blick auf das Papier und las: „Traktat über den Adel und die drei Verfassungen, die monarchische, aristokratische und demokratische." Und auf einem andern Blatte las sie: „Ueber die Tyrannei des Papstes und durch welche Listen die Päpste so hoch gestiegen sind.[1] Trotzdem ihr Bonnivard noch lange und auf die heiterste Art zu beweisen suchte, daß er sich jetzt im Gefängnisse wohl fühle, machte ihr der Anblick des öden dunklen Kerkers und seine blassen Wangen doch denselben traurigen Eindruck wie damals, als sie diese Räume zum ersten Male betrat, und sie verließ ihn mit dem festen Vorsatze, das Aeußerste zu wagen.

[1] Zwei Traktate François Bonnivards auf der Bibliothek in Ge

Sein edler Einwand, das Kind nicht vom Vater trennen zu wollen und lieber seine Freiheit noch länger zu entbehren, hatte, ach, keinen Grund; sie fühlte sich vom Kastellan von Chillon längst durch unübersteigliche Abgründe getrennt, und als ob er eine Ahnung von den Regungen in ihrem Innern hätté, wich er ihr mit einer ängstlichen Scheu aus. Welchen Richter fürchtet ein Vater mehr als den, der im Herzen seines Kindes sitzt? Und der Kastellan von Chillon schien es gewußt zu haben, daß ihn das Herz seiner Tochter verurtheilte. Unter dem Vorwande, daß sie nicht mit den Kriegsleuten, mit denen er die Mahlzeiten einnahm, an einem Tische sitzen sollte, ließ er ihr jetzt die Speisen auf ihre Gemächer bringen, und da die Zahl der Kriegsleute in der Veste zunahm, ließ er ihr durch Philibert den Wunsch ausdrücken, so viel als möglich in ihrer Stube zu verweilen. So saß sie da wie eine Gefangene. Sie ertrug es ruhig, aber sie erschrak, als sie vernahm, daß der Vater einen reitenden Boten nach Thonon abgeschickt, um in dem dortigen Kloster der heiligen Rosalia anzufragen, ob noch ein Platz für seine Tochter da sei?

Eile that Noth, wenn sie nicht wieder aus Chillon verschwinden sollte, ohne für Bonnivards Befreiung etwas gethan zu haben; der Gedanke, wieder in die Ferne zu gehen und den Gefangenen, mit dem sich nun ihr Herz seit Monaten unausgesetzt beschäftigte, der ihr — sie war sich Dessen mit Rührung bewußt — so viel Glück und Trost verdankte, wieder in seiner ehemaligen Einsamkeit zurückzulassen, quälte sie aufs Grausamste. Aber sie allein konnte die Unternehmung nicht zu Ende führen, und wohin sich wenden, um einen Helfer zu finden? Jehan Goulé bewies ihr nun seit Wochen eine Treue, die um so tiefer und verläßlicher erschien, je geheimnißvolleren Charakter sie hatte, als ob sie auf einem Zauber, auf einem wunderbar wirkenden Geheimmittel beruhte. Sie wußte, sie konnte in Allem auf ihn zählen, und sie hatte, nachdem sie sich einmal an sein unheimliches Wesen und seine häßliche Gestalt gewöhnt, auch so viel liebe-

volles Vertrauen zu ihm, daß sie nicht angestanden hätte, ihn in alle ihre Pläne einzuweihen, wenn er überhaupt ein Helfer in irgend welcher verwickelten Angelegenheit hätte sein können. Aber dieses sonderbare Wesen handelte immer nur wie im Traume, wie vom bloßen Instinkte getrieben, und die bestangelegte Unternehmung konnte durch ihn im entscheidenden Momente scheitern. So wandte sie ihre Blicke wieder auf Philibert; Jehan Goulé's Hülfe sollte nur gebraucht werden, wo sie nothwendig war.

Philibert, der sich in der ersten Zeit ihrer Anwesenheit auf Chillon von ihr zurückgezogen hatte, theils aus Angst, die Gedanken der Neuerer, die im Keime schon in seinem Herzen schlummerten, in Claire's Gesellschaft sich entwickeln zu sehen, theils aus Scham vor ihr, die ihn durchschaute, daß er seine Grundsätze seinem Ehrgeize und seiner Eitelkeit aufopferte, näherte sich ihr wieder, als er sie mehr und mehr zur Einsamkeit verdammt und ihre Stirne von Sorgen und Kummer verdüstert sah. Er ahnte auch, daß sie Manches aus der Geschichte ihres Vaters erfahren haben mochte, und fühlte mit, was ein reines Herz, wie Claire's, in solcher Lage des Schmerzes fühlen mußte. Das Mitleid weckte seine Liebe mit neuer Gewalt, und er suchte sie oft auf, um sie trösten zu können, und bald war der Wunsch in ihm lebendig, ihr hülfreich zu sein. Er fühlte auch, wie die Entfernung zwischen ihm und Claire, dem einzigen Geschöpf auf Erden, an dem er mit ganzer Seele hing, immer größer und endlich zur gänzlichen Entfremdung werden müsse, wenn sie, mit ihm unter einem Dache lebend, ein Geheimniß in sich trüge, das er nicht theilte, und eine wichtige That ausführte, ohne daß er ihr beigestanden hätte. Und immer trauriger ging er von ihr, wenn er auf ihrer Stube oder auf kleinen Wanderungen Stunden mit ihr verbrachte, ohne um seine Mithülfe angesprochen worden zu sein.

Aber es kam noch ein anderer Umstand hinzu, der die Beiden zu einander drängte. Die dringende Gefahr, daß Claire wieder

in ein Kloster geschickt werde, ging zwar rasch vorüber, aber es trat eine tiefer gehende an ihre Stelle.

An demselben Tage, da der Bote aus Thonon zurückkehrte und die Versicherung brachte, daß das Kloster der Karmeliterinnen zur heiligen Rosalia ein Fräulein von Beaufort mit Freuden in seine Mauern aufnehmen werde, sei es als bloßen frommen Schützling, sei es als Novize, an demselben Tage ritt in Chillon ein Kavalier ein, den Messire de Beaufort als Abgesandten seines Herzogs wie wegen seines eigenen Werthes mit höchster Auszeichnung aufnahm. Es war dieß der Junker von Belay, der einzige Sohn eines Hauses, das zum savoyischen Hofe in demselben Verhältnisse stand, wie die Beauforts, das aber in Chambery und Turin mit der größten Zuvorkommenheit behandelt wurde, weil seine Güter an der Rhone, zwischen Savoyen und Frankreich, lagen und die Belays als Gränzbewohner eben so nützliche Freunde waren, als sie gefährliche Feinde werden konnten. So bald sie sich König Franz, als ihrem Souverän, unterwarfen, hatte Frankreich einen Schlüssel mehr in der Hand, der in einen wichtigen Theil von Savoyen diesseits des Mont-Cenis führte. Die Savoyarden schmeichelten darum den Belays und belohnten sie mit vielen Gütern jenseits der Berge, um ihre Interessen an die des herzoglichen Hauses zu knüpfen. Es war dieselbe Politik, die sie mit den Seyssels, ehemals auch mit den Bonnivards, überhaupt mit den an der Rhone sitzenden Geschlechtern befolgten. Der Junker Aimé de Belay, der eben in Chillon ankam, war außerdem ein persönlicher Günstling Herzog Karls, weil er diesseits der Berge seine Lage benutzte, um die Genfer in ihrer Verbindung mit Frankreich zu behindern und den Löffelrittern Vorschub zu leisten, und weil er sich jenseits der Berge in den kriegerischen Händeln mit Salluzzo als tapferer Kriegsmann ausgezeichnet hatte.

In Chillon hieß es, der Herr von Belay sei nur auf der Durchreise nach seinen Gütern begriffen, in der That aber kam er mit Aufträgen an den Kastellan. Sie lauteten, daß Chillon

auf seiner Hut sein sollte. Genf lasse nicht von der mit Bern abgeschlossenen Mitbürgerschaft, und da die Genfer die neue Lehre in letzter Zeit durch allgemeinen Beschluß des engen Rathes und der Bürgerversammlung angenommen, so sei vorauszusetzen, daß die Herren in Bern durch ihr reformirtes Volk früher oder später gezwungen sein werden, sich, trotz der Allianz mit Savoyen, für Genf auszusprechen und vielleicht zu den Waffen zu greifen. Das Waadtland liege dann auf ihrem Wege; sie könnten es überschwemmen, bevor der Herzog, der eben in Italien beschäftigt sei, mit Heeresmacht herbeieilen könnte. Es komme dann darauf an, die festen Plätze zu halten, daß sie dem Herzog, wenn er endlich komme, die Hand zur Wiedereroberung des Landes reichen. Die Neuschateler seien schon zum Aufbruche bereit. Auch erfahre der Herzog durch seine Spione, daß die Genfer mehrere Schiffe ausrüsten. Vielleicht seien diese bestimmt, einen Handstreich auf Chillon auszuführen, um Bonnivard zu befreien; dieser aber sei der einzige Uebrige von jenen Männern, die in Genf die Unruhen erregt haben; es liege viel daran, daß die Partei nicht eines der alten republikanischen Häupter wieder an ihrer Spitze sehe; er sei also doppelt streng zu bewachen, bis sich Zeit und Gelegenheit finde, ihn vielleicht in das Innere von Savoyen, oder in eine Festung jenseits der Berge, etwa nach Pignerol, zu bringen.

Der Kastellan nahm diese Aufträge mit der schuldigen Ehrerbietung entgegen, und der Ueberbringer wurde festlich bewirthet. Claire mußte ihre Gemächer wieder verlassen, um als Dame des Hauses den Gastmahlen vorzustehen. Herr von Belay war von ihrer Schönheit überrascht, legte in ihrer Gegenwart rasch das Wesen des Kriegers ab, um es mit dem eines an italienischen Höfen gebildeten Hofmannes zu vertauschen. Hatte er doch an jenem Hofe, in jenen Palästen und Gärten zu Turin gelebt, die Torquato Tasso in seinem „Befreiten Jerusalem“ als die Gärten der Armida schildert. Schon am zweiten Tage seines Aufenthaltes übergab er ihr italienische Stoffe und Goldarbeiten als

Gastgeschenke, die sie nach der Sitte der Zeit, die das erlaubte, und mit Freude an deren Schönheit annahm. Eben so gerne lauschte sie seinen Erzählungen aus Italien, dessen Kunst und Pracht damals eben auf jener schwindelnden, unerreichten und vielleicht nie wieder erreichbaren Höhe standen, von der sie bald abwärts steigen mußten, die aber zur Zeit ewig schienen und Italien allen Menschen diesseits der Berge zu einem Feenlande machten. Die freundliche Annahme seiner Geschenke, wie die Aufmerksamkeit, mit der sie seinen Erzählungen lauschte, waren ihm genug; er verlängerte seinen Aufenthalt in Chillon, und nach wenigen Tagen bat er Messire de Beaufort um die Erlaubniß, seiner reizenden Tochter den Hof machen und ihr seine Liebe zeigen zu dürfen. Der Kastellan antwortete ihm, daß er sehr glücklich sein würde, ihn seinen Eidam zu nennen, und gestattete ihm den unumschränkten Umgang mit seiner Tochter. Noch bevor Messire de Beaufort seinem Kinde die geringste Mittheilung gemacht hatte, war es im Schlosse ausgemachte Sache, daß der Oberst Messire de Belay Fräulein von Beaufort als Gattin heimführen werde. Diese Sache kam auch Claire zu Ohren, und in Verbindung mit den wenigen Worten ihres Vaters, die ein übertriebenes Lob des Obersten und eine dringende, beinahe drohende Mahnung zu freundlichem Entgegenkommen enthielten, erschien ihr das Gerücht glaublich und klärte sie über die Absichten ihres ehrgeizigen Vaters auf. In dieser Gefahr, einem Manne verbunden zu werden, zu dem sie nichts hinzog, als die Erfahrungen, die er in einem schönen Lande gemacht, die aber ohne alle Wirkung auf sein innerstes Wesen geblieben waren, erwachte die alte, mit ihr von Kindheit erwachsene Neigung zu Philibert, die nur durch die fortwährende Beschäftigung mit dem Loose des Gefangenen in den Hintergrund ihres Herzens gedrängt worden war.

Unter so dringenden Verhältnissen war es den beiden Bedrängten, augenblicklich Getrennten leicht, sich wieder zu finden und zu verständigen.

Claire erhob sich eben von einem Gastmahle, bei dem ihr

Herr von Belay schon mit großer Vertraulichkeit seine Aufmerksamkeit erwiesen und bei welchem es, da der landesübliche Hypokras, ein mit Gewürzen stark versetzter heißer Wein, schon mehrere Male die Runde gemacht hatte, leicht zu einer entscheidenden und offenen Erklärung hätte kommen können. Herr von Belay in seinem angeregten Zustande erlaubte sich Anspielungen, denen der Kastellan von Chillon Beifall lächelte. Um diesen Anspielungen auszuweichen, zog sie sich, wie es die Sitte erlaubte, von dem Trinkgelage, das jetzt ausschließlich begann, auf ihre Gemächer zurück. Philibert, der am untersten Ende der Tafel saß, um dem Gefolge des Herrn von Belay zu präsidiren, waren diese Anspielungen nicht entgangen; aufgeregt, aber vorsichtig, erhob auch er sich und schlich davon, um Claire zu folgen. Er fand sie in ihrem Erker.

„So ist es wahr, Claire?" fragte er, „du wirst nächstens Baronin von Belay?"

Der Ton seiner Stimme sagte ihr deutlich genug, was er bei dieser Frage fühlte. Sie streckte ihre Hand aus und sagte: „Schlage hier ein, Philibert!"

Rasch ergriff er ihre Hand, und ein Strahl freudigster Hoffnung beleuchtete sein ganzes Gesicht.

Claire fuhr fort: „Ohne Umschweife, Philibert, und ohne Ziererei! Die Zeit und meine Lage ist zu ernst für mädchenhafte Spielerei! So höre: Hier gebe ich dir mein Wort, daß ich keines andern Mannes Weib werde, wenn nicht deines!"

Philibert sank vor ihr aufs Knie und drückte die dargebotene Hand an die Lippen.

„Aber, Philibert," fuhr Claire feierlich fort, „vor Allem muß ich ausführen, was ich mir in meinem Innersten als heilige Pflicht gelobt habe: die Befreiung Bonnivards. Du mußt mir helfen. Die Schmach des Hauses Beauforts ist mit der Gefangenschaft Bonnivards verbunden, und da du eitel bist auf deinen Namen Beaufort, solltest du mir schon darum helfen, weil meine That einen Theil dieser Schmach verwischt. Denn bedenke: Die

führte ihn in das Innere des Schlosses, durch einen langen Gang, in ein abgelegenes kellerartiges Gemach. Er bat ihn, daselbst zu verweilen, und verließ ihn, um bald in Gesellschaft des Kellermeisters, der zwei gewaltige Kannen voll Weines in Händen trug, wieder zu erscheinen. „Hier, Bruder Kapuziner,“ sagte Philibert, „labt und erholt Euch von dem Aerger, den Euch die wilden Landsknechte verursachten.“

Der Kapuziner nippte an der einen Kanne und schnalzte voll Wohlbehagens mit der Zunge. „Ein gesegnetes Naß,“ sagte er, „darin der Geist des Herrn steckt. Alle Heiligen mögen Euch dafür beschützen, Herr Ritter, Ihr seid noch ein alter Gläubiger von ächtem Schrot und Korn, der einen Mann der Kirche zu schätzen und auf die richtige Weise zu trösten weiß in Leid und Drangsal. Diese Heiden da draußen, wie gottlos sind sie mit meinen Reliquien umgegangen, die ich doch den ganzen gestrigen Tag mit Mühe und Noth auf unserm Kirchhofe zusammengesucht habe, da er durch den Handel, den vierunddreißig Brüder mit der heiligen Waare treiben, ganz und gar erschöpft ist, wie eine alte Goldgrube. Aber ich sehe schon, daß dieser edle Wein von Boloz und Amigné, unverfälschte Gewächse guter katholischer Erde, allen meinen Gram zerstreuen wird.“

„Ergebt Euch dem geistlichen Genuß mit Ruhe und Andacht,“ sagte Philibert aufmunternd, „ich lasse Euch allein und ziehe den Schlüssel ab, damit Ihr von den Heiden da draußen, die Euch den Trunk mißgönnten, nicht gestört werdet.“

„Ja, dreht den Schlüssel um und laßt mich, wenn es Euch so gefällt, allein,“ sagte der Mönch, „ich fürchte die Einsamkeit nicht. Die Engel des Herrn sind immer mit mir, und ein Kapuziner versteht die Kunst, seinen frommen Betrachtungen nachhängend, allein zu trinken.“

Philibert ging und steckte den Schlüssel in die Tasche. Bald darauf ertönten aus dem verschlossenen Gemache allerlei Lieder, die es verriethen, daß der Kapuziner sich über den Verlust seines Krames zu trösten begann, und andere folgten ihnen, deren

regung. Ein Kapuziner aus Evian, angezogen von dem Duft der Gastmähler, die seit der Anwesenheit des Herrn von Belay in Chillon gefeiert wurden, und in der Hoffnung, als Reliquienkrämer bei der großen Versammlung von Kriegsleuten, welche seine Reliquien hieb- und stichfest machen sollten, einen guten Markt zu finden, war diesen Nachmittag in Chillon angekommen und bot nun in der Mitte des Hofes, auf einer Kiste stehend, seine Waare aus. Er mußte gewaltig schreien, denn der Hohn der Landsknechte übertönte seine Stimme. Seinen Anpreisungen des Fußknöchels der heiligen Barbara oder der Wunderkraft eines Barthaares des heiligen Servatius antwortete man mit unflätigen Witzen, und der gute Kapuziner hätte sich überzeugen können, daß damals selbst bei den Vertheidigern der Reliquienverehrung aller Glaube rein ausgegangen war. Empört, seine Waare so verachtet zu sehen, ging seine marktschreierische Rede nach und nach in eine Strafpredigt über, in der er seine Zuhörer Völler, Mörder, Türken und Lutheraner nannte. Aber die Landsknechte jener Zeit waren nicht daran gewöhnt, sich Strafpredigten halten zu lassen; über seine Reden ergrimmt und vom Weine erhitzt, fielen sie über seinen Kram her und warfen Reliquien, Bilder, Medaillons und geweihte Rosenkränze, die der Papst selbst berührt hatte, auf das Unehrerbietigste durch- und auseinander und fingen endlich mit den bestgerühmten Knöcheln und sonstigen Knochen an, Fangball und Kegel zu spielen. Und um sich noch empfindlicher an dem unberufenen Prediger zu rächen, schlugen sie ihm die Weinkanne, mit der er sich trösten wollte, aus der Hand und verboten dem Kellermeister, sie ihm wieder zu füllen, da ein so edles Getränk sündig verschwendet werde an einen Heiligen, der das Gelübde der Entsagung abgelegt habe. Der Kapuziner schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, nannte sich einen ruinirten Mann und sah sich nach allen Seiten um, ob ihm nicht irgendwo Hülfe komme. Diese kam ihm mit Philibert.

Philibert näherte sich dem Bedrängten, bewog ihn, von seiner Kanzel herabzusteigen, und lud ihn ein, ihm zu

Dieser Tag kann leicht vergehen, ohne daß man im Schlosse etwas von der Flucht bemerkt."

Claire's Augen leuchteten vor Glück, doch sprach sie leise und trat noch leiser auf, als ob sie Angst hätte, irgend einen Späher zu wecken; sie umarmte Philibert und dankte ihm mit Thränen. Dann setzte sie sich hin und schrieb nur zwei Zeilen, die sie Jehan Goulé mitgeben wollte, und die an die Aebtissin, jetzt in Annecy in Savoyen, gerichtet und bestimmt waren, ihr Jehan Goulé zu empfehlen. Sie that es in wenigen, aber so warmen Worten, als ob sie ihr einen Wohlthäter ihres Lebens empföhle.

Gegen Mitternacht stiegen sie die verborgene Treppe hinab; Philibert trug die Kutte und die Laterne, Claire ein kleines Packet Mundvorrath, den Brief an die Aebtissin und einen Beutel voll Goldes. Diesen übergab sie Jehan Goulé, der unten auf seinem Posten stand, und sagte: „Nimm dieß, mein Freund, und mache dich fertig, während wir im Gefängnisse sind. Du gehst auf Reisen. Herr von Bonnivard wird für dich sorgen und die Dame, der du diesen Brief nach Annecy bringen wirst. Lebe wohl, mein Freund," sagte sie weiter mit gerührter Stimme, während sie die Hand faßte, die ihr einst ein solches Grauen eingeflößt, und sie drückte, „lebe wohl, ich werde nie vergessen, was ich dir schulde, und du sollst es erfahren, wenn ich, wie ich hoffe, dich in bessern Zeiten wiedersehe. Du glaubtest mir dein Leben zu schulden — du hast mich reichlich bezahlt. Ich danke dir."

Jehan Goulé war in dem Augenblicke, da sie seine Hand faßte, wie überwältigt auf die Kniee gesunken; anstatt aller Worte stieß er einige dumpfe Töne aus, während er den Saum ihres Kleides wiederholt an seine Lippen drückte. Mit Thränen in den Augen bat sie ihn noch einmal, das Gefängniß zu öffnen. Er that es mit zitternden Händen.

Bonnivard, gewohnt, sie um diese Stunde zu empfangen, stand wartend an die Mauer gelehnt, als Claire zuerst ins Gefängniß trat. „Bist du es, mein Schutzgeist?" rief er ihr entgegen, „komm, bringe mir Trost und Geduld. Geduld vor Allem!

Du hast mir die Ungeduld gebracht, da du mich vom Grabe zum Leben wecktest. Seit ich durch dich wieder lebe und von den Leiden und Freuden da draußen höre, möchte ich wieder hinaus und meine Pflicht thun, anstatt hier angeschmiedet zu liegen, ein Lebendig-Todter."

„So kommen wir gerade zur rechten Zeit," lächelte Claire, „wir kommen, um deine Ketten zu brechen."

Ein Strahl höchster Wonne leuchtete in Bonnivards Gesicht auf, seine Hände hoben sich dankend zum Himmel, während ihm Claire ihren Begleiter zeigte, der mit Zangen und Brecheisen eintrat, ihm ihre Pläne mittheilte und ihn von den Mitteln und der Leichtigkeit der Flucht in Kenntniß setzte. Schon kniete Philibert ihm zu Füßen, um das Schloß zu prüfen, das die breiten Ringe an seinen Füßen festhielt. Auch Claire beugte sich herab, um Philibert zu leuchten und ihm behülflich zu sein. Aber beim Anblick der beiden jungen Leute zu seinen Füßen, die in so barmherziger Weise um ihn beschäftigt waren, veränderte sich plötzlich der Ausdruck in Bonnivards Gesicht; er schüttelte den Kopf, lächelte schmerzlich und wehrte Philibert von der Arbeit, indem er sanft und liebevoll sein Haupt zurückdrückte.

„Nein," sagte er, „laßt nur von Euerer Arbeit ab, so ist es nicht gemeint. Um diesen Preis will ich meine Freiheit nicht erkaufen; lieber hier noch jahrelang schmachten und verschmachten. Du, Claire, du weißt, warum ich die Freiheit nicht aus deiner Hand annehmen kann; es war Ernst, als ich dir sagte, daß ich um meinetwillen das Kind nicht vom Vater trennen will. Ihr, Beaufort, Ihr werdet von Karl von Savoyen, wenn Ihr mir zu meiner Freiheit verhelft, als ein Verräther betrachtet und behandelt — und ich weiß es, wie Karl verfolgen kann. Ihr rennt in Euer Verderben! Warum für mich? Warum mir? Ihr thut es aus Liebe zu Claire — ich danke Euch nicht minder — Ihr habt ihr bewiesen, was Ihr aus Liebe zu ihr zu thun entschlossen seid — sie wird es Euch nicht vergessen. Wenn Euch aber Karl ins Verderben stürzt, Euch so im Gefängniß schmachten läßt wie

mich, wird sie es auch nicht vergessen, daß sie Euch ins Elend brachte, und Euer Leben wird verbittert sein — das Leben meiner Wohlthäterin, des Engels in meiner Finsterniß. Soll ich ihr so danken? Niemals!"

Claire weinte und flehte zu seinen Füßen, daß er sich doch retten möge, da jetzt die Wege offen seien; Philibert versicherte, daß er sich den Gefahren zu entziehen wissen werde und daß er entschlossen sei, die Dienste Herzog Karls zu verlassen und sich ein, wenn auch bescheidenes Loos außerhalb Savoyens zu begründen. — Bonnivard blieb unerschütterlich.

„Nein," rief er, „ich bleibe hier, bis die Genfer kommen, mich zu befreien — aber eure Ruhe soll um keine Stunde gestört werden."

Traurig und um eine große Hoffnung ärmer, verließen sie gegen Morgengrauen das Gefängniß und sagten zu Jehan Goulé, der vor der Thüre bereit stand, daß für heute aus der Reise nichts werde.

Siebentes Kapitel.

Jehan Goulé.

Als Herr von Belay Abschied nahm, gab er Claire die bedeutungsvolle Versicherung, daß er hoffe, bald und in schönen Friedensgeschäften nach Chillon zurückkehren zu können. Nach seinem Abzuge wurde es im Schlosse um so stiller, als auch bald darauf ein Befehl des Herzogs einen Theil der Besatzung abberief, obwohl der Kastellan nach den durch Herrn von Belay gebrachten Anweisungen sich in Vertheidigungszustand setzen sollte; diese Befehle deuteten auf eine große Bedrängniß Savoyens. Man sprach von einem bevorstehenden Ausbruch des Krieges zwischen den beiden großen Nebenbuhlern, Franz von Frankreich und Karl von Spanien, welcher nun zum dritten Male die Welt

mit Blut und Jammer erfüllen sollte. Franz bedurfte, um sich in Italien frei bewegen zu können, Savoyens und Piemonts; Herzog Karl mußte seine Gränzen sichern und mit Genf so rasch als möglich fertig zu werden suchen. Daher die Zusammenziehung seiner Streitkräfte an den Gränzen Frankreichs. Chillon blieb unter der Hut weniger Savoyarden und der von Barberouge angeworbenen und herbeigeführten Walliser.

Traurig schlich Claire durch die beinahe leeren Räume; niedergeschlagen und mit ödem Herzen, da ihr ein theurer Plan mißlungen war und Gedanken, die sie die letzte Zeit so ganz ausgefüllt hatten, mit einem Male wie ausgeglühte Kohlen in ihrem Herzen lagen. Sie wollte Bonnivard befreien, und nun sollte sie sich damit begnügen, nur von Zeit zu Zeit in seinen Kerker zu ihm hinabzusteigen; wie wenig schien ihr Das! Hoffend, daß er etwas von ihr verlangen, daß er ihr vielleicht einen Auftrag geben werde, schlüpfte sie in der zweiten Nacht nach des Obersten von Belay Abzuge die geheime Wendeltreppe hinab und in den untern Gang, als sie erschrocken im Scheine der Laterne zwei Gesichter erkannte, zwei Hellebardierer, die vor dem Gefängnisse Bonnivards auf- und abgingen. Sie betrachteten sie erstaunt, ließen sie aber ungehindert weiter, als sie an ihnen vorbeieilte, um in die Zelle Jehan Goulé's zu gelangen und ihn über die Ursache dieser Veränderung zu befragen, schon besorgt genug, daß sie ihn nicht wie sonst auf seinem Posten und sie erwartend fand. Sie öffnete leise die Thüre und steckte die Laterne in die Zelle, aber noch mehr erschrocken, als vor den Hellebardierern, fuhr sie zurück, als ihr auch hier ein fremdes Gesicht entgegenstarrte: offenbar ein neuer Kerkermeister, denn der alte Soldat, der sich bei ihrem Eintritte vom Lager erhob, trug den Schlüsselbund Jehan Goulé's an seinem Gurt. All Das war ihr wie ein böser Traum; sie floh wie vor Gespenstern und kam, sie wußte nicht wie, auf ihrer Stube an. Athem- und besinnungslos sank sie auf ihr Lager und glaubte noch immer zu träumen. Sie war also verrathen! Selbst das Glück, Bonnivard manchma

besuchen zu dürfen, das sie noch vor einer Stunde so gering geachtet, war jetzt dahin, und sie fühlte den Verlust aufs Schmerzlichste. Und Jehan Goulé, das treue Thier, der ihr so hingebend beigestanden, was ist aus ihm geworden? In welches Verderben hat sie ihn gestürzt!

Sie schloß kein Auge, die ganz Nacht durchrannte sie ihr Zimmer, immer nach den Spitzen der Berge blickend, ob sie nicht schon das Frühlicht beleuchte. Vom Morgen hoffte sie Trost; sie wird Philibert sehen, sie wird sich im Schlosse erkundigen und vielleicht erfahren, was vorgefallen ist. Aber sie sollte es noch vor dem Morgen von Dem erfahren, um den sie jetzt am Tiefsten besorgt war.

Noch vor dem Frühroth öffnete sich leise die Thüre ihres Gemaches, sie eilte hinzu, und Jehan Goulé stand vor ihr. Ein Freudenschrei entfloh ihrer Brust. Jehan Goulé aber warnte sie mit einem St! nicht zu laut zu werden, und beredter, als sie ihn je gesehen, sagte er rasch: „Messire de Beaufort war bei Bonnivard; auf Bonnivards Stroh lag eine Blume. Alles verrathen. Ein anderer Kerkermeister.“

„Und du, Jehan? was wird aus dir?“ fragte Claire dringend.

Jehan Goulé lächelte, wie sie ihn nie hatte lächeln sehen. „Weiß nicht,“ sagte er lächelnd, zuckte die Achsel, öffnete die Thüre hinter sich und verschwand im dunklen Gange.

Noch aufgeregter durch diese Mittheilung, blaß und mit glühenden Augen, irrte sie des Morgens durch den Hof, ohne zu wissen, was sie suchte, als ihr Barberouge begegnete und ihr zurief: „Fräulein de Beaufort, wenn Ihr Euch in unserm Neste langweilet, so könnt Ihr Euch heute an einem Schauspiele ergötzen, dergleichen Ihr vielleicht noch nie gesehen habt.“

Claire, die überall Gefahr und Unglück ahnte, fragte ihn, was er meine.

„Was wird's sein?“ rief Barberouge, „Jehan Goulé hat die Welt durch sein Dasein lange genug entstellt. Er wird gehenkt.“

„Jehan Goulé!“ schrie Claire. — „Warum? Was hat er verbrochen?“

„Das wissen wir nicht. Messire, Euer Vater, macht ein Geheimniß daraus. Er hat hier Gewalt über Tod und Leben und braucht Niemand Rechenschaft abzulegen. Uebrigens hängt das Urtheil seit zwanzig Jahren über ihm.“

„Er wurde damals begnadigt,“ stammelte Claire.

„Nein, mein Fräulein,“ erwiderte Barberouge, „nicht begnadigt; das liegt nicht in der Art Eueres Herrn Vaters. Die Vollstreckung wurde nur aufgeschoben. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Messire de Beaufort hat es sich vorbehalten, ihn, wann und wo er will, hängen zu lassen. Verzeiht, ich muß jetzt vors Thor, denn dort soll er zum Schmuck und zur Zierde des Schlosses prangen.“

„Nehmt mich mit!“ flehte Claire, die keines Schrittes mächtig war.

„Ihr seid zu weich,“ sagte Barberouge, wie er sie so zitternd und elend vor sich stehen sah, und reichte ihr mitleidig den Arm. „Chillon ist kein Kloster; in Chillon muß man stärkere Nerven haben. Man sollte doch glauben, daß der tägliche Anblick des Steines, auf dem zweihundert Juden geschlachtet worden, das Herz stärker mache, als Eueres zu sein scheint. Indeß, Fräulein sollen weiche Herzen haben; ich liebe Das. Die Härte gehört uns Männern. Seid ruhig, Fräulein; Jehan Goulé hat so Viele gehenkt und gefoltert, daß er an Dergleichen gewöhnt sein muß. Glaubt mir, es ist so, Das wissen alte Kriegsleute. Auch vom Sterbensehen lernt man sterben, und wer Viele getödtet, stirbt selbst leichter. Ich will Euch was sagen: Das kommt daher, daß man einsieht, wie wenig das Leben eigentlich ist. Uebrigens ist das wie eine Waare, die heute so viel und morgen so viel werth ist. Das wissen wir Schweizer. Glaubt Ihr, daß wir zu allen Zeiten gleich bezahlt werden? Gott bewahre! Unter Sforza waren wir sehr theuer; seit Marignan sind wir schrecklich billig. Die Zeiten verschlimmern sich, und es gibt Momente, da ist ein

Menschenleben nicht mehr werth als ein Hundeleben. Ich spreche von Männern; was Fräulein betrifft, das weiß ich nicht, und es wird wohl auch anders sein."

Während Barberouge so philosophirte, kamen sie auf der Zugbrücke an, auf welcher rechts und links Hellebardierer aufgestellt waren. Auf dem Stein am Thore saß der Mann, den sie heute Nacht in Jehan Goulé's Zelle gefunden hatte; über seinem Kopfe, an einer aus der Mauer hervorragenden Eisenstange mit einem Ringe, der eine Fackel zu tragen bestimmt war, hing ein Strick. Claire schwindelte beim Anblick dieser Vorbereitungen; sie faßte sich erst, als sie ihren Vater mit Philibert durch den Hof herbeikommen sah und unmittelbar hinter ihnen zwei Knechte, welche Goulé gebunden heranführten. Sie stürzte ihrem Vater entgegen, warf sich ihm zu Füßen und rief: „Gnade, Vater! Gnade!"

Messire de Beaufort sah sie mit drohenden Blicken an und ließ sie eine Zeit lang auf dem Boden liegen; dann bückte er sich, hob sie am Arme unsanft auf, zog sie in die Tiefe des Thores und sagte ihr ins Ohr: „Merke es dir, daß du ihn tödtest; ich will dir die Lust verderben, gegen mich und meinen Herzog Ränke zu spinnen. Du selbst solltest mir deinen Verrath bei den Barfüßerinnen büßen, Verrätherin und Ketzerin, wenn du nicht die Braut Aimé de Belay's wärest!"

Er gab den Knechten, die mit Jehan Goulé hinter ihm Halt gemacht hatten, als er im Thorwege stehen blieb, ein Zeichen und wollte selber vorwärts schreiten, als ihm Claire aufs Neue zu Füßen sank und ihn, seine Kniee umklammernd, am Weitergehen hinderte. Sie wollte sprechen, aber sie brachte nur ein tiefes Schluchzen hervor. Messire de Beaufort wollte sich ihrer entledigen, indem er ihre Arme mit Gewalt von seinen Knieen herabdrückte, als Philibert hervortrat und sagte: „Ihr seht den Schmerz, den Ihr Euerer Tochter bereitet; schenkt dem armen Sünder das Leben!"

„Schweig, Philibert," rief der Kastellan zornig, „und freue dich, daß ich schweige."

„Ich will nicht schweigen, ich will reden!“ erwiderte Philibert ebenso entschieden. „Ich habe ein Recht, zu fragen, in meinem Namen und im Namen Aller, die in Chillon sind, ob der Mann ein des Todes würdiges Verbrechen begangen? Noch ist Chillon nicht berennt, und Ihr habt nicht das Recht, ohne unsern Rath, ohne Beiziehung der Offiziere einen Einzigen vom Leben zum Tode bringen zu lassen!“

„Willst du Empörung säen, Philibert?“ fragte der Kastellan spöttisch. „Willst du fortsetzen, was du angefangen hast? Gib Acht! Gib Acht! Philibert, ich könnte auch den letzten Träger des Namens Beaufort so tief begraben lassen wie — einen andern Verräther — wie z. B. Bonnivard.“

„Droht, so viel Ihr wollt. Hier erkläre ich, daß ich nicht mehr einem Regimente diene, das solche Gerechtigkeit übt; Ihr habt mich zur rechten Zeit an Bonnivard erinnert. Meinen Namen kann ich Euch ebenso froh vor die Füße werfen wie meinen Platz hier, denn dieser Name ist seit sechs Jahren der Name eines Wegelagerers, eines Häschers und Kerkermeisters.“

„Fort!“ rief der Kastellan wüthend den Knechten zu, die Jehan Goulé führten, und sie setzten sich in Bewegung. Aber sie hielten wieder inne, da Claire, immer noch die Füße ihres Vaters umklammernd, ausgestreckt auf ihrem Wege lag, so daß sie über sie hätten hinwegschreiten müssen. —

„Vorwärts!“ rief der Kastellan wieder, als er ihr Zaudern bemerkte, aber ein kräftiges „Halt!“ antwortete ihm, und die Knechte gehorchten unwillkürlich. Es kam dieses Halt aus dem Munde Barberouge's, der die Scene von ferne mit angesehen hatte und sich jetzt näherte.

„Messire Antoine de Beaufort,“ sagte er freundlich, „wenn ich etwas über Euch vermag, so gebt diesen Sünder frei.“

„Nein!“ rief Beaufort.

„Doch, ich bitte Euch,“ fuhr Barberouge fort — „thut's aus Höflichkeit für eine Dame, die Euch so sehr bittet; ich halte viel auf Höflichkeit!“

„Keine Narrheiten!" rief Beaufort, „es muß sein; ich habe meine Ursachen!"

„Euere Ursachen in Ehren, aber von Narrheiten ist hier nicht die Rede. Ich will einmal einem Fräulein einen Dienst leisten, aus Courtoisie, ich, der Bauernkerl aus dem Wallis, weil Ihr, der Ritter, es nicht thun wollt. Ich halte viel auf Courtoisie. Ich bitte Euch noch ein Mal."

„Du bist ein Narr!" schrie der Kastellan, „Jehan Goulé wird gehenkt. Vorwärts!"

„Ein Narr? Das wäre uns nicht lieb," sagte Barberouge kopfschüttelnd; nun hört, Messire de Beaufort, jetzt bitte ich Euch zum dritten Male: gebt den armen Sünder los. Mehr als drei Mal wird um das Leben eines armen Sünders nicht gebeten."

„Ich glaube, du drohst!" lachte Herr de Beaufort, „jetzt ist Jehan Goulé's Leben verfallen! Vorwärts!"

„Ja, ich drohe," sagte Barberouge in einem höhern Tone und trat näher, „und Jehan Goulé's Leben ist nicht verfallen, wenn Barberouge droht. Barberouge droht nicht umsonst. Erfahrt, Messire de Beaufort, vor Rom habe ich dem Papste gedroht, und Ihr wißt, daß ich ihm manchen Tort gethan. Also Messire de Beaufort, höret! Jehan Goulé ist ein Walliser, und wenn Ihr darauf bestehet, ihn zu hängen, nur weil es Euch so Freude macht, so wird Jehan Goulé nicht nur nicht gehenkt, sondern er zieht noch heute, noch in dieser Stunde mit uns Wallisern, seinen Landsleuten, ab, der Rhone entgegen. Darauf habt Ihr mein Bauernwort, Herr Ritter! Wir verstehen es, wenn es uns gerade einfällt, besonders aber aus Höflichkeit, einen Landsmann in Schutz zu nehmen. Des rückständigen Soldes wegen braucht Ihr nicht in Sorge zu sein, wir werden aus Chillon Feldschlangen und Dergleichen so viel mitnehmen, als der Sold ausmacht, und die Waare in Sion bei unserem kriegerischen Bischof gegen baares Geld vertauschen. Da habt Ihr gleich nach der Drohung den ganzen Plan der Ausführung."

Barberouge lächelte und spielte mit dem Bandelier an seinem Degen. Herr von Beaufort biß sich auf die Lippen. Er wußte, daß Barberouge ausführte, was er drohte, und er war ganz in seiner Gewalt. Wenn Barberouge mit seinen Valaisanern abzog, blieben ihm nicht zehn Mann zur Vertheidigung der Beste, in einem Augenblicke, da er einen Entsatz vom Heere des Herzogs, der am westlichen Ende seiner Staaten vollauf beschäftigt war, nicht hoffen konnte, und da die Partei der Genfer und Berner mit der Ausbreitung der neuen Lehre ringsumher im ganzen Waadtland immer mächtiger wurde. Diese konnten sich dann des Schlosses leicht bemächtigen, abgesehen davon, daß auch die Berner jeden Augenblick ihr Banner erheben und in das Seeland herabsteigen konnten. Barberouge mit den Wallisern oder Valaisanern, die, nach Art der Schweizer Söldner, zuerst ihm, als ihrem Hauptmann, und dann erst dem Fremden, der sie besoldete, gehorchten, war seine einzige Stütze. Er mußte ihm nachgeben. Er schüttelte die Arme seiner Tochter ab und eilte ins Schloß zurück. Barberouge sagte zum wartenden Henker: „Wenn du dich jetzt selbst hängen willst, so sei dir Das vergönnt; dich werde ich nicht hindern!" Dann ging er auf Jehan Goulé zu, schnitt mit seinem Dolche die Stricke entzwei, die seine Hände über dem Rücken zusammenschnürten, und übergab ihn den Wallisern, daß sie ihn wohl behüten und kein Haar auf seinem Kopfe krümmen lassen sollten. „Aus Courtoisie für das Fräulein, Ihr Bauernlümmel!" fügte er belehrend hinzu. Dann sah er sich um, und als er Claire erblickte, die ihm mit verklärtem Gesichte entgegenlächelte, sagte er, sich verneigend: „Mademoiselle de Beaufort, eben habe ich Euch auf meinen Knieen um meinen Lohn bitten wollen, um einen ganz kurzen Kuß, da ich Euch aber so glücklich lächeln sehe, bin ich belohnt genug!"

Trotzdem lag in demselben Augenblicke Claire an seinem Halse und küßte ihn auf die rauhe, sonnenverbrannte Wange.

„Sehr gut," murmelte dann Barberouge und streichelte den langen Schnurrbart; „Das ist gewiß, keine Tugend wird

Erden so belohnt wie die Courtoisie. — Abgemacht! Marsch! und zurück ins Schloß!"

Während Barberouge seine Rotte, mit Jehan Goulé in der Mitte, zurückführte, schwankte Claire erschöpft am Arme Philiberts ihren Gemächern zu. Kaum daß sie die Treppe hinauf gelangen konnte. Dort angekommen, sagte sie zu Philibert: „Jetzt, mein Freund, ist deines Bleibens nicht mehr in Chillon. Du hast zu muthig dein Inneres verrathen und dich zu edel meines Mitschuldigen angenommen, als daß dir vergeben werden könnte. Ich danke dir und erneuere dir die Schwüre, Niemand auf Erden, nur dir anzugehören, wenn auch vielleicht noch viel Zeit und Leid darüber hingehen. Fürchte nicht, daß mir irgend eine Tortur am Altare ein Ja erpressen und mich zum Weibe Belay's machen könne."

„Ich kenne dich, Claire," versicherte Philibert, „und ich bin ruhig."

„Jetzt aber," fuhr Claire fort, „müssen wir uns trennen, mußt du Chillon verlassen."

„Ich weiß es," sagte Philibert, „ich bin aus dem Dienste deines Vaters und des Herzogs getreten, ich würde hier frei umhergehen, so lange die Besatzung nur aus den Leuten Barberouge's besteht; so bald Zuzug anlangt, bin ich nicht mehr sicher. Ich würde gefangen nach Thonon oder Pignerol geschickt werden."

„Darum mußt du fort, aber deine Flucht soll keine zwecklose sein, du mußt Jehan Goulé mit dir entführen und ihn in Sicherheit bringen. Die Aebtissin von St. Clara, jetzt in Annecy, wird für ihn sorgen — und dann — wir haben Bonnivard nicht retten können, retten wir das Werk seiner Gefangenschaft. Mein Vater war in seinem Kerker; die Chronik Bonnivards muß ihm gefehlt haben, er weiß, daß ich sie verborgen habe; sie muß, ehe sie mir entrissen wird, gerettet sein und dann dem Rathe der Stadt Genf übergeben werden. Willst du, Philibert?" Die letzten Worte sprach Claire mit so flehendem Ausdrucke, daß ihr Philibert

nur mit einem liebevollen Blicke antworten konnte. Sie erhob sich und holte die Blätter hinter ihrem Kopfkissen hervor.

„Rette dieses Zeugniß der Wahrheit," sagte sie feierlich, indem sie ihm die Papiere übergab, „du erwirbst dir damit eine neue Heimat, dir und mir."

Die Liebenden wußten, daß ihnen vielleicht eine lange Trennung bevorstand, daß ihr Schicksal mit den großen Weltbegebenheiten zusammenhing, und daß Jahre vergehen konnten, bevor der große Kampf, der begonnen hatte, zu Ende geführt werde. Aber sie klagten nicht. Das Bewußtsein, mit so großen Geschicken zusammenzuhängen, und die Ueberzeugung, in diesem großen Kampfe auf Seiten des Guten zu stehen, erhob ihre Gemüther, und sie verbrachten die letzten Stunden ihres Zusammenseins in einer, wenn auch ernsten, doch mehr freudigen als trüben Stimmung.

Am Abende dieses Tages, der so aufregend begonnen hatte, in dem Augenblicke, als die Zugbrücke aufgezogen werden sollte, trat Philibert, in seinen Mantel gehüllt, wie ein einsamer Spaziergänger, der die Schönheit des Herbstabends genießen will, langsam aus dem Schlosse, und langsamen Schrittes ging er durch den schmalen Paß zwischen Schloß und Berg nach der Richtung von Montreux. Erst als er um den vorspringenden Berg gebogen und, der gewaltigen daselbst aufgehäuft liegenden Felsblöcke wegen, bei dem hellen Mondscheine von Chillon aus nicht beobachtet werden konnte, beschleunigte er seinen Gang, bis er unterhelb Veto ankam, das damals hinter einem Busche von Nußbäumen versteckt lag. Dort, im Schatten eines der Jahrhunderte alten Nußbäume, wie sie jene Gegenden in großer Zahl bis auf den heutigen Tag schmücken, stand unbeweglich wie eine steinerne Gestalt ein Mann, der zwei gesattelte Pferde am Baume hielt. Er half Philibert das eine besteigen, schwang sich dann selbst auf das andere, und ohne ein Wort zu sprechen, trabten die beiden Reiter in die Nacht hinein, dem Westen zu.

Achtes Kapitel.

Der Abt von St. Claude und die Patrioten.

Ungefähr zwei Stunden nach Mitternacht saßen dieselben zwei Reiter vor einer Herberge, die unmittelbar am westlichen Thore Lausanne's lag. Sie waren um die Stadtmauer herumgeritten und hatten daselbst Halt gemacht, um die Pferde zu füttern und ihnen und sich selbst einige Ruhe zu gönnen. Der Herbergsvater, nachdem er die Pferde mit Heu und Haber, die Reiter mit Brod und Wein versorgt, war wieder zu Bett gegangen; von Einheimischen kam den beiden Reisenden Niemand zu Gesichte, als der Arkebusierer, der auf dem Walle auf und abging. Diese Ruhe benutzte Jehan Goulé, um sich, auf einem Eckſteine der Herberge sitzend, einem tiefen Schlafe hinzugeben. Es ist vorauszusetzen, daß er die vergangene Nacht, die er für seine letzte hielt, wenig geruht hatte; den Morgen darauf stand er unter seinem Galgen, und den Abend ging er auf die Flucht, die Nacht verbrachte er rasch trabend zu Pferde — kein Wunder, daß er wie ein Stein auf dem Steine saß und daß er selbst nicht erwachte, als er vom Steine herabrollte. Die tiefen Töne eines Geschnarches, die allein die Stille der Nacht unterbrachen, verriethen die Tiefe seines Schlafes, und Philibert, bedenkend, wie ihm nach solchen dreißig Lebens- und Sterbensstunden Ruhe und Vergessenheit wohl thun müsse, verweilte sich vor der Herberge länger, als es seine Absicht gewesen, und ging vor dem Schlafenden auf und nieder, als wäre er nur da, um ihn zu bewachen. So wurde die Nacht immer heller, daß er die Häuser in der Stadt und endlich die in Stein gehauenen wilden Gesichter an den Thoren der Stadt unterscheiden konnte. Plötzlich wurde das Thor geöffnet und die Zugbrücke herabgelassen. Beides geschah, wie es Philibert schien, auf sehr vorsichtige Weise und wie in der Absicht, so wenig Geräusch als möglich zu verursachen,

als ob es sich darum handelte, Jemand in aller Stille aus der Stadt entwischen zu lassen. Er wurde aufmerksam. Gleich darauf kamen drei Reiter hervor, die langsamen Schrittes die Brücke passirten und auf dem Platze vor der Herberge Halt machten. Ihnen folgte ein etwas grösserer Haufe ritterlich geschmückter Reiter und diesem wieder ein Troß von Knechten, welche eine Anzahl hochbepackter Maulthiere umgaben. Diese ganze Kavalkade, die wohl aus fünfundzwanzig bis dreißig Reitern bestand, hielt auf dem Platze, um sich zu ordnen und dann in gewisser Ordnung die Reise anzutreten. Den Mittelpunkt bildete offenbar der dickbeleibte Reiter, der von Allen der stillste war und ruhig abwartete, bis Alles nach der Anweisung eines höheren Offiziers geordnet war. Philibert war sehr erstaunt, als er in dem Ritter Monseigneur Sebastian von Montfaucon, den Bischof von Lausanne, erkannte. Er wollte sich rasch in den Schatten zurückziehen, als der Bischof, der ängstlich um sich sah, ihn erblickte und wegen der neuen Erscheinung einige Worte an seinen Nachbar richtete. Dieser ritt sogleich aus dem Kreise hervor und näherte sich Philibert. „Ich soll,“ rief er in gebieterischem Tone, „bei Euch anfragen, wer Ihr seid, was Euch hierher führt und wohin Eure Reise geht?“

„Herr v. Chatelard,“ sagte Philibert lächelnd, „seit wann habt Ihr Euch gewöhnt, so en grand seigneur zu mir zu sprechen?“

„Siehe da, Philibert v. Beaufort!“ rief der Andere, ihn erkennend und laut genug, daß es auch der Bischof hören konnte.

„Herr v. Beaufort!“ rief dieser angenehm überrascht, „kommt heran, junger Beaufort, und reicht mir die Hand.“ Und als Philibert der Einladung folgte, fuhr der Bischof fort: „Verzeiht, daß ich Euch so anhalten ließ, aber wir leben in einer bösen Zeit, und es ist erlaubt, überall Feinde zu sehen. O, lieber Beaufort, welche Zeit, welche arge Zeit! Ich versichere Euch, der jüngste Tag steht vor der Thüre! Wißt Ihr, in welchem argen Momente Ihr mich wieder sehet? Errathet Ihr?“

Philibert machte eine fragende Geberde, und der Bischof fuhr

fort: „Auf der Flucht seht Ihr mich! Auf der Flucht! Wie unser Heiland vor Herodes nach Aegypten, so muß ich mich vor der neuen Lehre, ich weiß nicht wohin, flüchten."

„Auf der Flucht?" fragte Philibert, „ich begreife nicht!"

„Ja, ja, es ist auch schwer zu begreifen. Aus einer Stadt, deren Fürst ich bin — o Sodom! Sodom! — muß ich mich nächtlicherweise fortschleichen wie ein Dieb. Und warum? Weil unmittelbar unter meinem bischöflichen Hirtenstabe im Schatten meiner Bischofsmütze nach und nach Alles zum Ketzer wurde. Der reißende Wolf hat mir ein Schaf nach dem andern entwunden, und jetzt bin ich ein Hirt ohne Heerde."

„Und nun muß Eure Hoheit vor der ehemaligen Heerde fliehen?"

„Das eigentlich nicht. Sie haben mir nichts zu Leide gethan, sie sind Ketzer geworden, ohne sich um mich zu kümmern — aber sie könnten mir doch etwas anthun, und wenn nicht sie, so sind immer die verfluchten Berner da, die jeden Augenblick herabsteigen können. Vor Allem Vorsicht! sagt der heilige Augustinus. Ach, wo sind die Zeiten, da wir in Chillon so lustig zechten! Ihr erinnert Euch, es war an dem Tage, an dem das Fräulein aus dem Kloster heimkehrte."

„Und wohin gedenkt Monseigneur jetzt seine Schritte zu lenken?"

„Ich gehe jetzt zum Abbé von Bomont und von da zu Monseigneur, dem Herzog von Savoyen, wenn Frankreich den Weg dahin noch nicht abgeschnitten hat. Und Ihr, Beaufort, wohin führt Euer Weg?"

„Mich führen Aufträge ebenfalls nach Westen."

„Das trifft sich ja gut; Ihr geht mit uns, da haben wir eine gute Klinge mehr, uns zu vertheidigen. Man kann nicht wissen, das ganze Land ist der Ketzerei voll, und wenn sie unter meinem ritterlichen Gewande die bischöflichen Weihen merken, kann ich hie und da in Fährlichkeiten gerathen."

Philibert überlegte einen Augenblick. Er fand, daß er in

Gesellschaft des Bischofs die Reise am Sichersten zurücklegen könnte. Die Löffelritter, die er vor Allem fürchtete, werden ihn, so sagte er sich, ungehindert durch ihr Gebiet bis an die Genfer Gränze gelangen lassen, wenn sie irgendwie erfahren, daß er, ein Beaufort, in Begleitung eines Bischofs, des Werkzeuges und Knechtes von Savoyen, angekommen sei — und er ging bereitwillig auf den Vorschlag ein. Er winkte Jehan Goulé und stieg zu Roß, ohne diesem seinem Begleiter die geringsten Verhaltungsbefehle zu geben. Er wußte, daß Jehan Goulé nur schweigen könne. Der Bischof lud ihn ein, an seiner Seite zu reiten, und der Zug, um zwei Reiter vermehrt, setzte sich in rasche Bewegung, da der Tag immer heller heraufzog.

Erst gegen Mittag wurde im Schlosse zu Nyon, das dem Herzog von Savoyen gehörte, Halt gemacht. Hinter seinen dicken Mauern glaubte der Bischof eine Zeit lang in Sicherheit ausruhen zu können, doch hielt er es nicht für sicher genug, um daselbst einen längern Aufenthalt zu nehmen, da es nur einige Stunden von Genf entfernt war, obwohl ihm der Gouverneur betheuerte, daß hier von Genf aus nichts zu fürchten sei, da die Stadt von dieser Seite aus von den Mameluken, wie man die Genfer, aus der Stadt verbannten Anhänger des Herzogs nannte, und von den Löffelrittern eng eingeschlossen sei und von der Wasserseite durch den Baron v. Yvoire, den Herrn des Sees, überwacht werde. Die Genfer, versicherte der Gouverneur von Nyon, seien in einer Schlinge, die sie nächstens erdrosseln müsse. Die Neufchateler seien ihnen zwar gegen den Willen ihrer Gräfin zu Hülfe gekommen und vor einigen Tagen bis hierher nach Nyon vorgedrungen, aber die Berner seien dazwischen getreten und hätten die Neufchateler zum Rückzug bewogen. „Das ist eine große Sache!“ rief der Gouverneur, „nun müssen die Genfer Rebellen erkennen, daß sie auch von den Ketzern verlassen werden, wie sie schon von den frommen Freiburgern verlassen worden, und nächstens müssen sie sich Karl III. auf Gnade und Ungn ergeben. Vielleicht ist Das schon in diesem Augenblicke gesc

denn seit einigen Tagen sind in Coppet Unterhandlungen eröffnet worden, und ich weiß, daß die Genfer drei Abgeordnete dahin abgeschickt haben. Was bleibt diesen anders übrig, als sich dem Herzog unter jeder Bedingung zu unterwerfen?"

Während er dem Bischof so freudige Nachrichten mittheilte, bemerkte er einen Trupp Reiter, der von Coppet herkam und sich dem Schlosse von Nyon näherte. Er strengte sein Auge an und rief: „Bei Gott, da kommen Leute des Herzogs gerade von Coppet her — da werden wir gleich die letzten Neuigkeiten erfahren."

Bevor er mit dem Bischof unten im Hofe ankam, war der Trupp schon eingeritten. Es war ein Haufe von zehn Reitern, die drei in lange schwarze Röcke gekleidete Männer in ihrer Mitte hatten, welche, nach ihrem Anzuge und dem Barett zu schließen, bürgerlichen Standes waren, obwohl sie einen Schwertgurt, freilich ohne Schwert, umgeschnallt hatten. Waffenlos, wie sie waren, und von den Reitern sorgfältig umgeben, konnte man sie gleich als Gefangene erkennen. Die Reiter saßen ab und erlaubten auch den Gefangenen, abzusteigen, nachdem sie das Thor des Schlosses hatten schließen lassen. Dann näherte sich der Anführer dem Gouverneur mit den Worten: „Seigneur de Prangins, wir kommen nur, um kurze Gastlichkeit zu bitten und, nach Befehl, noch um zehn oder zwanzig Mann Seiner Hoheit des Herzogs, die uns weiter begleiten sollen."

„Was ist? Welche Befehle habt Ihr?" fragte der Gouverneur.

„Diese Drei" erwiderte der Offizier, auf die Gefangenen deutend, „sind nach Chillon zu bringen."

„Wer sind diese Drei? und warum kommen sie nach Chillon?" fragte der Bischof neugierig.

Der Offizier zuckte die Achsel, als ob er keine Auskunft geben könne, aber an seiner Statt ergriff einer der Gefangenen, ein alter Mann, das Wort, indem er an den Bischof herantrat und mit lauter Stimme sagte: „Wollt Ihr Auskunft über uns, Monseigneur de Lausanne? Die kann ich Euch in aller Ausführlich-

keit geben. Auf Veranlassung der Berner zogen die Neufchateler, unsere tapfern Bundesgenossen, nach einem Siege über die Savoyarden in ihre Heimat zurück und eröffnete der Herzog, wie er sich für diesen Dienst gegen die Berner verpflichtet hatte, in Coppet eine Friedenskonferenz. Man lud Genf ein, die Konferenz zu beschicken, und der engere Rath wählte uns zu Abgeordneten, mich Toquet und hier meine beiden Mitbürger d'Arlod und Lambert. Vertrauensvoll, als heilige und in allen Landen als geheiligt erachtete Friedensboten, begaben wir uns nach Coppet. Als wir dort ankamen, waren die Neufchateler bereits abgezogen; da hatte Herzog Karl III. wieder Muth, jenen Muth, den er schon so oft gezeigt, den Muth der Treulosigkeit, und anstatt zu unterhandeln, ließ er uns gefangen nehmen und sendet uns nun nach Chillon, wo schon Bonnivard schmachtet, den er mit gleicher Schändung aller menschlichen und göttlichen Gesetze dahin gebracht. So hat er Levrier auf savoyischen Boden gelockt, um ihm das Haupt abzuschlagen, so hat er Blanchet Navis in Pignerol ohne Recht und Gericht gehenkt und geviertheilt, so Pecolat gefoltert; ein zehn Schritte breiter Raum gehört ihm in Genf, den hat er mit dem Blute Berthelier's getränkt. Bald wird Savoyen keinen Fuß breit Erde besitzen, die nicht als Mordstätte für Genfer Kinder diente."

Die Reiter hörten dem Bürger zu, als ob er eine Schaudergeschichte erzählte, die ihnen nur die Zeit vertreiben sollte; der Gouverneur schlug die Augen nieder, der Bischof aber fiel dem Redner entrüstet ins Wort, indem er rief: „Ketzern gegenüber hat man keine Pflicht, Ketzern darf man nicht Wort halten, das haben Päpste und Konzilien ausgesprochen, und was Euch betrifft, Herr Toquet, so geschieht Euch ganz Recht, daß Ihr dahin geschickt werdet, wo schon Bonnivard ist, denn Ihr seid ein Sünder wie er, da Ihr es wagt, Eure Zunge gegen Euern Herrn zu bewegen."

„Unsern Herrn?" rief Toquet, „er war es nie und wird es mit Gottes Hülfe niemals. Seit zweihundert Jahren streben die Herzoge von Savoyen nach der Herrschaft in Genf mit Dolch

und Gift, Heuchelei und Verführung; aber Genf hat sie trotz aller Leiden nie als Herren anerkannt und wird es nicht, und sollte darüber das letzte Haus der alten Stadt in Asche liegen. Wir Bürger, Herr Bischof, wir geben unsere Freiheit nicht so leichten Kaufes dahin, wie Monseigneur de la Beaune seine geistliche Souveränetät und wie sein Mitbruder, Monseigneur von Lausanne, ebenfalls gethan hat, eigene Rechte mit den anvertrauten der Bürger zugleich verrathend und verkaufend."

„Schweigt, Ihr Lästerer!" rief der Bischof keifend, „oder ich schreibe an meinen gnädigen Herrn, den Herzog, und bitte ihn, Euch eigens für Eure ketzerischen Lästerungen besonders hart bestrafen zu lassen."

Toquet warf ihm einen Blick der Verachtung zu und wandte ihm dem Rücken. Der Bischof, über diese Behandlung in großer Unruhe, blickte verlegen rings umher, ob man die verachtungsvolle Bewegung bemerkt habe, und gab in seiner Verlegenheit das Zeichen zum Aufbruche.

Während man sattelte und aufstieg, benutzte Philibert das Gewirr und den Lärm, um sich dem muthigen Gefangenen zu nähern und ihm mit leiser Stimme zu sagen: „Messire Toquet, wenn Ihr beim Einzug in Chillon zufällig ein Fräulein im Hof stehen seht, sucht ihr zuzuflüstern, daß ich, Philibert de Beaufort, während ich Euch sprechen hörte, entschlossen war, nicht nur die Papiere Bonnivards nach Genf zu bringen, sondern auch das Lager der Treulosigkeit und des Unrechts zu verlassen, um vielleicht auf den Wällen Genfs für die Freiheit und die neue Lehre zu fallen."

Der so Angeredete sah dem jungen Manne überrascht ins Gesicht. — „Papiere Bonnivards?" fragte er leise.

„Hier drunter sind sie," antwortete Philibert, indem er die Hand auf seinen Panzer legte.

„Behaltet sie nicht lange bei Euch," flüsterte Jener wieder und rascher, „vertraut sie dem Abbé von Bomont."

„Einem Abbé?" fragte Philibert nun seinerseits erstaunt.

„Ja, dem Abbé, dem Freunde Genfs und Bonnivards."

Der Bischof rief, und Philibert mußte aufsitzen. Er lächelte bei dem Gedanken, daß es gerade der Bischof sein mußte, der ihn unter seiner sichern Hut dem Freunde Genfs und Bonnivards entgegenführen sollte; er fand darin eine gerechte und milde Vergeltung des Gebahrens, das sich der Priester dem muthigen Gefangenen gegenüber zu Schulden kommen ließ, und sagte sich, daß die Feinde der Wahrheit und des Guten in den wunderbaren Verwicklungen der Welt überhaupt, so wie hier der Bischof, vielleicht bestimmt sind, zu fördern, was sie am Liebsten vernichten möchten. Von Nyon aus ging es geraden Weges dem Jura zu, denn dort, am Fuße des höchsten Berges der Jurakette, der Dôle, lag die in jener Zeit berühmte Abtei St. Claude, in welcher der Abbé Bomont, ehemaliger Vikar von Genf, residirte und ein Jäger= und Ritterleben führte. Er kämpfte als Herr der Gebirgsschluchten lieber mit Bären und Wölfen, als mit den Ketzern Genfs, die ihn um sein einträgliches Amt brachten und bei denen er doch mit ganzem Herzen war. Es schmeichelte ihm, daß sie ihn noch jetzt l'élu de Genève nannten, den Auserwählten Genfs, denn als sie vor Jahren ihr uraltes Recht, ihren Bischof in allgemeiner Volksversammlung selbst zu wählen, wieder beleben wollten, vereinigten sich alle Stimmen auf seinem Haupte, und nur der Anmaßung des Herzogs von Savoyen, der ihnen zweimal nach einander seine Kreaturen aufdrängte, hatte er weichen müssen. Der kleine Staat der Abtei war wie eine glückliche friedliche Insel mitten in diesen Gegenden, in denen nun seit Jahren unaufhörliche große und kleine Kämpfe zwischen Genfern und ihren Bundesgenossen, zu denen ehemals die Freiburger, dann die Neufchateler und abwechselnd die Berner gehörten, und zwischen den Herzoglichen, Bischöflichen, Löffelrittern und Mameluken stattfanden. Den Abt von Bomont schonten beide Parteien, da ihn jede, die eine wegen seiner persönlichen Neigung, die andere wegen der katholischen Würde, zu den Ihrigen zählte oder wenigstens hoffte, ihn im entscheidenden Momente

ganz für sich gewinnen zu können, und weil er schon zu wiederholten Malen den nützlichen Vermittler gespielt hatte. Auf seinem Gebiete angekommen, steckten Ritter und Landsknechte das Schwert in die Scheide und hörte man auf, rechts und links in die Büsche zu spähen, ob daselbst nicht ein Feind im Hinterhalt liege. Man konnte da manches Schauspiel genießen, das das Land auf viele Meilen in der Runde seit Jahren nicht mehr gewährte: der Bauer arbeitete ruhig auf dem Felde, ohne bewaffnete Wächter wurde das Vieh auf die Wiese getrieben, an den Fenstern der Bauernhütten saßen die Bewohner und schnitzten kleine Kunstwerke in Holz, die sie dieß- und jenseits des Jura als Künstler berühmt und zu wohlhabenden Leuten machten. Die Mönche in ihren Gassenpredigten wiesen damals auf die Unterthanen der Abtei von St. Claude als auf ein Beispiel hin, wie Diejenigen glücklich und im gesegneten Frieden weiter leben, die dem alten Glauben der Väter treu blieben, hüteten sich aber, zu verrathen, daß unter den Unterthanen der Abtei eben so viele, wenn nicht mehr Ketzer waren, als gutgläubige römische Christen, und daß sie nur darum in Frieden lebten, weil sie ihr Herr, der Abt, glauben ließ, was sie glauben wollten, und daß diese Holzschnitzer schon aus dem nahen Neufchatel mit der daselbst eben übersetzten und gedruckten Bibel von Olivetan versorgt wurden, ja, daß sie, indem sie ihre Holzschalen, Messer, Gabeln u. dgl. auf die Märkte brachten, selbst mit der Bibel einen bedeutenden Handel trieben.

Die Reiter, die von Nyon kamen, hatten nicht die Muße, sich an diesem Stillleben zu erfreuen. Kaum hatten sie die Wege betreten, die allmählig steigend dem Jura entgegenführen, als sie schon der Winter mit seinem ganzen Gefolge, mit Kälte, Hagel und Schneegestöber empfing. In ihre Mäntel gehüllt, ritten sie auf den schmalen Pfaden in langer Reihe, einer nach dem andern, langsam und vorsichtig über den schlüpfrigen Boden dahin. So kam man erst bei später Dunkelheit in der von weiten Ringmauern umgebenen Abtei an. Es war ein altes, weitläufiges

Gebäude, das aus der Ferne so aussah, als stecke es unmittelbar im dichtesten Busche eines Tannen- oder Fichtenwaldes, von dem es aber durch breite Höfe und durch zahllose Nebengebäude getrennt war. Da waren die weiten Stallungen, bestimmt zum Winteraufenthalte der großen Rinderheerden, die den Sommer auf den Höhen verbrachten; andere für die Pferde und Maulthiere, deren der ritterliche Abt für sich und sein großes Gefolge von Edelleuten, Pagen, Jägern und weltlich gesinnten Kaplänen viele bedurfte; dann Wohnungen für die Hunde jeglicher Art und endlich, außerhalb der Ringmauer und an diese gelehnt, schön gebaut und vielfach verziert, lange Reihen von Holzhütten, in denen Unterthanen des Klosters hausten, die nicht mit Land und Feld belohnt werden konnten und sich in frühern Zeiten, um ihre Kunst der Holzschnitzerei in Sicherheit üben zu können, hierher, unter den unmittelbaren Schutz des heiligen Hauses gerettet hatten.

Im Hofe des Klosters, das so eine eigenthümliche und ganz abgeschlossene Welt bildete, herrschte, als die neuen Ankömmlinge eben einritten, ein sehr bewegtes Leben, trotz Sturm und Schneegestöber. Bei Windlichtern und Laternen betrachteten die Jäger einen gewaltigen Bären, der vor dem Thore ausgestreckt dalag, während einige Burschen ihm die Haut abzogen, und bewunderten den Lanzenstich, der zwischen der vierten und fünften Rippe geradenweges ins Herz führte, und erzählten dabei, wie rasch die Sache gegangen war und wie sicher der Abbé den Stoß geführt hatte, obwohl er dabei auf Geröll gestanden und sein Mantel in dem Augenblicke, da der Bär auf ihn losging, sich im Gestrüpp verwickelte und ihn zum Theil hinderte. Es war der erste Bär, der diesen Winter erlegt worden, und es war ein Prachtthier. Man kam darin überein, daß es nur natürlich und gerecht sei, daß der Abt, als Herr der Gegend und zugleich als der beste Jäger, das erste Wild des Winters und zugleich das schönste Thier der Schluchten erlegte.

Philibert, den das Schauspiel im Hofe zurückgehalten hatte, trat später in den Saal als der Bischof, den er schon am Kamine

vor einem gewaltigen brennenden Balken an der Seite des Abtes sitzen fand. Vom Abte freundlich begrüßt, zog er sich in die Schaar der andern jungen Edelleute zurück, entschlossen, das Wesen seines Wirthes zu beobachten und sich so zu benehmen, daß der Bischof es nicht merken sollte, daß er ein besonderes Geschäft mit ihm abzumachen hatte. So saß er auch schweigend bei Tische am untern Ende der Tafel, unter den andern Edelleuten, ohne an dem Gespräche theilzunehmen, das an dem obern Ende stattfand, wiewohl der Abt, als liebenswürdiger Wirth, von Zeit zu Zeit auch an die Jüngsten ein freundliches Wort richtete. Er wurde aufmerksam, als der Bischof nach längerm Gespräche plötzlich ausrief: „Es sind schlechte Zeiten!“ ein Wort, mit dem er immer politische Betrachtungen oder Unterhandlungen einleitete. In der That fügte er gleich darauf hinzu: „Diese schlechten Zeiten können nicht besser werden, wenn nicht alle Diejenigen, die das alte gute Recht und den alten Glauben lieben, zusammenstehen, um die alte gute Zeit wieder heraufzuführen. Und Ihr, Herr Abt, werdet Ihr Euch nicht bald für Seine Hoheit den Herzog offen erklären? Seine Sache ist heute Sache der Kirche. Ihr seid so nahe von Genf, und wie Ihr heute das wilde Unthier erlegt habt, so könntet Ihr das Unthier der Ketzerei ersticken helfen. Werdet Ihr nicht?“

Der Abt, offenbar so angesprochen, um vor einer großen Gesellschaft zu einer Erklärung gezwungen zu sein, verbannte plötzlich den heitern Ausdruck aus seinem Gesichte und antwortete ernst und eben so laut, als der Bischof gesprochen hatte: „Nein, Monseigneur, ich werde nicht!“

„Und warum nicht? Gegen Ketzer? Ihr, ein fürstlicher Abt?“ fragte der Bischof etwas verlegen und zugleich mit einigem Vorwurf im Ton der Stimme.

„Was die Ketzerei betrifft, Herr Bischof, so handelt es sich hier nicht um eine Disputation; es handelt sich um den Krieg, der mit der Ketzerei nichts zu thun hat, den man nur gerne mit der Ketzerei in Verbindung bringen und zu einem Kreuzzuge

machen möchte, um eine freie Stadt zu unterjochen. Da müssen die Bischöfe Genfs auf Seiten Genfs stehen, denn die Freiheit der Stadt war von jeher die Freiheit der Bischöfe — und ich bin der rechtmäßige Bischof von Genf, von den Bürgern nach ihrem uralten Rechte gewählt. Soll ich Theil nehmen an einem Kriege, der ihnen den elenden Pierre de la Beaume, den Knecht Savoyens aufdrängt? einen verkauften Helfershelfer, der die beschworenen Freiheiten der Stadt verschachert an einen eroberungssüchtigen Feind, an den Herzog von Savoyen? Mir haben die Genfer nichts zu Leide gethan; mich lieben sie, und ich liebe sie wieder. Ich bin der Erwählte Genfs! so nennen sie mich noch heute trotz ihrer Ketzerei, und ich bin stolz auf diesen Titel, den mir Bürger geben, die ich wegen ihrer Ausdauer, wegen ihres Muthes und wegen des Unrechts, des ungeheuern Unrechts, dem sie nicht erliegen, bewundere und beklage —"

Plötzlich unterbrach sich der Abt, als ob er fürchtete, zu viel zu sagen, und führte den Becher an den Mund. Dasselbe that der Bischof vor Verlegenheit. Er bedauerte um so mehr, den Abt vor so zahlreicher Gesellschaft zu solchen Worten veranlaßt zu haben, als er in Lausanne dieselbe Rolle gespielt hatte, die der Abt an den Bischöfen von Genf verurtheilte. Um die Sache in Scherz zu verwandeln, und um zugleich den Abt vor den Zuhörern zu verdächtigen und den Eindruck seiner Rede abzuschwächen, fügte er lächelnd hinzu: „Nun, nun, es ist bekannt, Herr Abt, daß Ihr ein klein wenig, so bis an die Knöchel ungefähr, wenn nicht bis an die Knie, in Ketzerei watet."

„Vielleicht noch etwas tiefer," erwiderte der Abt ruhig und fügte hinzu: „aber auf keinen Fall so tief als der Mediceer, der jetzt auf dem Throne Petri sitzt, und wie jener Mediceer, unter dem die Ketzerei angefangen hat."

Der Bischof sah ein, daß bei einer Fortsetzung des Gespräches nichts zu gewinnen war, lachte und fing von dem todten Bären zu sprechen an, wohl wissend, daß der Abt auf diese Weise am Leichtesten von Politik und Kirchenangelegenheiten abzulenken war.

Nachdem er den Eindruck jenes Ausbruches des Abtes verwischt glaubte, bat er um Urlaub und erhob sich, um zu Bett zu gehen.

Mit dem frühesten Morgen brach er sammt seinem ganzen Gefolge auf, indem er sich nur durch den Haushofmeister seinem Wirthe, dem Abte, empfehlen ließ; er erlaubte nicht, daß man ihn wecke, da er, wie er sagte, ihn nicht stören wollte. Philibert, den er im Hofe traf, forderte er auf, mit ihm weiter zu ziehen. „Glaubt mir," flüsterte er ihm zu, „es ist ein gefährlicher Aufenthalt, diese Abtei; der Abt ist ein Ketzer und Feind des Herzogs. Ich fürchte, daß er mich bei längerem Aufenthalte den Lausannern ausliefert, und Euch könnte er als Geisel für Bonnivard den Genfern übergeben. Macht, daß Ihr fortkommt. Folget mir zum Herzog, er wird uns dankbar sein, wenn wir ihn frühzeitig davon unterrichten, daß er besser thut, wenn er die Abtei wegnimmt."

Philibert entschuldigte sich mit Geschäften und ließ ihn, den Bischof, allein abziehen. Dieser ritt längs des Jura gegen Bellegarde, wo er die Rhone überschritt, um sich dann mit den Herzoglichen, die bei St. Julien am Fuße des Salève standen und von jener Seite Genf bedrängten, zu vereinigen. Der Abt aber hatte von seiner Schlafstube aus den eiligen Abzug des Bischofs mit angesehen. Er zuckte verächtlich die Achsel und lächelte. „Der fromme Bischof hat Angst," sagte er vor sich hin, „und beeilt sich, mich dem Herzog als Feind anzuzeigen. Gehe hin, Späher und Angeber! Bevor Ihr an den Jura gelangt, wird sich in diesem Lande Manches geändert haben, das Euch die Wege verrammelt." — So denkend, erblickte er Philibert mit Jehan Goulé, die im Hofe auf- und niedergingen. Er fragte sich, was diese Leute aus dem Gefolge des Bischofs noch in St. Claude wollten, und befahl einem Diener, den jungen Ritter zu ihm einzuladen.

Einige Minuten darauf trat Philibert in das Gemach.

„Hat Euch," sagte der Abt, „der Bischof mit einem Auftrag zurückgelassen?"

„Nein, Herr Abt, erwiderte Philibert, „ich bin nicht von des Bischofs Leuten; ich bin nur zufällig in seinem Gefolge gekommen."

„Wer seid Ihr?"

„Verzeiht, Herr Abt, daß ich mich nicht schon gestern vorstellte — ich hatte meine Ursachen. — Ich bin Philibert von Beaufort."

„Beaufort?" fragte der Abt erstaunt — „aus Chillon?"

„Aus Chillon!" bestätigte Philibert, „und ich habe einen Auftrag an Euch, Herr Abt."

Der Abt ging einigemal die Stirne runzelnd in der Stube auf und nieder, dann blieb er vor Philibert stehen, der indessen die Papiere aus seiner Ledertasche gezogen hatte, betrachtete die Blätter und sagte mit einem Tone, der Verdruß und Aerger nicht verbergen sollte: „Was kann Euer Anverwandter, der Kastellan von Chillon, von Bomont wollen? So viel ich weiß, passen die beiden Männer ebenso wenig zusammen, als sie jemals etwas mit einander zu thun gehabt haben."

„Ich komme auch nicht vom Kastellan," sagte Philibert, „sondern vom Gefangenen von Chillon."

Das Gesicht des Abtes heiterte sich auf. „Von Bonnivard!" rief er freudig — aber schnell gefaßt, fügte er hinzu: „Beweise!"

Philibert legte die Blätter auf den Tisch und sagte: „Hier sind sie. Diese Blätter enthalten die Chronik Genfs von Bonnivards eigener Hand; ich soll sie in Sicherheit bringen und vertraue sie, da ich nicht weiß, wie ich sie den Genfern zukommen lasse, nach dem Rathe Messire Toquets, dem ich gestern als Gefangener des Herzogs begegnete, Euerer Hut."

„Ja, ja, das ist seine Hand," rief der Abt, indem er in den Blättern wühlte, „armer Bonnivard, armer Freund! Dank Euch, Beaufort, für das Vertrauen; es wird nicht getäuscht werden."

Philibert mußte sich hinsetzen und ihm erzählen, wi- Besitz dieser Papiere gekommen, von den Vorgängen i

und Alles, was er von Bonnivard wußte. Nach vielstündigem Gespräche war es zwischen den Beiden ausgemacht, daß Philibert nicht mehr nach Chillon und in die Dienste des Herzogs zurückkehren könne. Er hörte es mit Vergnügen, als ihm der Abt sagte: „Euer Platz ist im Lager der Freiheit und der neuen Lehre, nicht in jenem des alten Götzendienstes und der Tyrannei. Ihr müßt nach Genf und mit Euerm Schwerte Denen helfen, auf deren Seite Ihr mit Herz und Geist steht."

Hierauf vertraute ihm der Abt, daß er in wenigen Tagen eine Gesandtschaft an den Herzog absenden werde, um scheinbar zwischen ihm und den Genfern zu vermitteln, eigentlich aber handle es sich nur darum, um Zeit zu gewinnen, bis sich die Berner besonnen und der hart bedrängten Stadt zu Hülfe kommen. Diese Gesandtschaft werden die Löffelritter und Mameluken, die im Norden und Westen Genf umzingelten, eben so frei passiren lassen wie die Genfer; mit ihr würde Philibert in Genf einziehen und daselbst verbleiben.

„Ihr werdet da," sagte der Abt, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, „eine neue und freie Heimat finden und an einem Kampfe theilnehmen, der nicht zugleich ein Kampf mit Euerm Gewissen sein wird, da Ihr für die gute Sache streitet und zugleich den Schandfleck auswischt, den Euer Anverwandter dem alten Namen Beaufort anheftet."

Aber mehrere Tage vergingen, und der Abt erhielt die erwartete Botschaft nicht, auf die hin er seine Gesandten an den Herzog abschicken sollte. Von der Höhe der Abtei aus sah man oft Flammensäulen in und bei Genf aufsteigen; die Genfer verbrannten ihre Vorstädte, um sich besser vertheidigen zu können, und die Mameluken und Löffelritter verheerten Alles, was im Weichbilde der Stadt lag, und verwandelten die ganze Umgegend in eine Wüste. Es verging kein Tag ohne irgend eine Neuigkeit. Immer neue Heerschaaren kamen aus Savoyen, ihre Vorposten standen bereits auf der Arvebrücke, ja hatten schon Notre dame de Grace, diesseits der Arve, unmittelbar vor den Mauern

Genfs, eingenommen. Aber Tags darauf wurden sie wieder hinausgeworfen und Notre dame de Grace vernichtet. Peter Vandel, der Sohn eines Märtyrers, hat diese That mit einer Handvoll Bürger ausgeführt und wird dafür in der allgemeinen Versammlung zum General-Kapitän der Stadt ernannt. Was soll das helfen? Der Herzog besitzt die bischöflichen Schlösser Jussy, Peney, waffnet Gaillard, läßt auf dem See neue Galeeren bauen, und Löffelritter und Verbannte lagern bereits unter den Thoren. Die Hülfstruppen, achthundert Mann, die Franz von Frankreich den Genfern zu Hülfe schickte, sind in den Rhoneschluchten vernichtet worden, oder vielmehr, sie ließen sich, der Auswurf der französischen Armee und zusammengerafftes Gesindel, wie sie waren, auseinanderjagen, und nur ihr Kapitän Verey ist allein bis Genf vorgedrungen.

Alle diese Nachrichten, verbunden mit der Versicherung, daß die Stadt sich unmöglich mehr lange halten könne, empfangen im Angesichte der hartbedrängten Stadt selbst, waren Philibert eben so viele Vorwürfe für seine Saumseligkeit und eben so viele Stachel, sobald als möglich an dem Kampfe Theil zu nehmen. Mit dem Wunsche, den Schwachen zu helfen, verband sich in seinem Herzen die freilich sehr schwankende Hoffnuug, daß ein Sieg Genfs ihn wieder mit seiner Geliebten, mit Claire, zusammenführen werde; es war ihm, als müßte der Krieg vor Schloß Chillon und mit der Befreiung Bonnivards enden.

Da, eines Abends kehrte ein Jäger, den der Abt ausgeschickt hatte, um die Spuren eines Bären aufzusuchen, den er am nächsten Tag verfolgen wollte, athemlos in die Abtei zurück mit der Nachricht, daß er in den Schluchten des Jura, kaum eine Stunde weit von St. Claude, eine Schaar Bewaffneter entdeckt habe, die sich, wie es scheine, der Abtei zu nähern gedenke.

„Das können nur Mameluken oder Löffelritter sein!" rief der Abt erzürnt — „will mir das Volk meine Ruhe stören

Der Jäger versicherte, daß die Leute weder den Man

noch den Löffelrittern ähnlich seien, daß sie eher Leuten aus dem Volke, ehrsamen Handwerkern und Bürgern glichen. —

„Das wollen wir selbst untersuchen," erwiderte der Abt. Er gab Befehl, daß man sich für den nächsten Morgen bereit halte, als gelte es eine große Jagd. „Wenn wir," sagte er, „die Bekanntschaft dieser Leute gemacht haben, werden wir wissen, ob wir den Bären oder sie jagen sollen."

Am nächsten Morgen ritt der Abt in Begleitung Philiberts und eines zahlreichen, aus Edelleuten, Jägern und bewaffneten Vasallen bestehenden Gefolges aus den Thoren von St. Claude. Er ging südwärts dem Lande Gex entgegen. Nach ungefähr halbstündigem Ritte stieg man von den Pferden, um die steilen Jurapfade zu Fuß hinanzusteigen. In einer breiten, von Wildwassern ausgeschwemmten Schlucht, die jetzt von Schnee und Eis erfüllt war, machte man zum zweiten Male Halt, denn im Hintergrunde der Schlucht, die durch einen kümmerlichen Tannen- und Buchenwald geschlossen war, sollten die unbekannten Bewaffneten ihr Lager aufgeschlagen haben. In der That sah man aus dem Walde einzelne Rauchsäulen aufsteigen, die in dieser Jahreszeit nicht von Kohlenmeilern oder Hirtenfeuern kommen konnten. Einen Theil seines Gefolges schickte der Abt voraus; sie sollten den Kamm des Berges zu erklimmen suchen, um die Fremden zu umgehen, damit sie, wenn sie sich als Feinde zu erkennen gäben, zwischen zwei Feuer genommen werden könnten. Er selbst setzte seinen Weg mit dem übrigen Gefolge langsam fort, indem er sich dem Holze entgegen bewegte. Erst, als man von der Höhe herab das verabredete Jägersignal hörte, drang man raschen Schrittes in die dichten Waldgänge hinein, den Rauchsäulen entgegen. Da bot sich ein eigenthümlicher Anblick dar.

Um mehrere Wachtfeuer lagen einzelne Rotten bewaffneter Männer in tiefem Schlaf. Ihren Schuhen sah man es an, daß sie einen langen und beschwerlichen Weg zurückgelegt hatten; ihre übrige Gewandung war zerrissen und ärmlich; hier und da ein

Verband deutete auf Wunden und überstandene Kämpfe, obwohl die Männer, trotz der Waffen, welche die Einen auch während des Schlafes in den Armen hielten, die Andern neben sich auf dem Boden liegen ließen, nicht das Aussehen von Kriegsmännern hatten. Eine gewaltige Ermattung schien sie in den tiefsten Schlaf versenkt zu haben, und das ganze Schauspiel hatte Etwas, das Mitleid einflößte.

„Das sind," sagte der Abt, „weder Löffelritter noch Mameluken; wer und was sie aber sind, wüßte ich nicht zu sagen."

Er befahl, daß eine Büchse abgefeuert werde. Das geschah, und bei dem Knall, dessen Wiederhall sich in der Schlucht unzählige Male und gewaltig wiederholte, fuhren die Ruhenden plötzlich aus dem Schlafe und standen sämmtlich mit den Waffen in der Hand auf den Füßen, noch ehe sie die Betäubung des tiefen Schlafes ganz abgeschüttelt hatten. Einer derselben, der in den vordersten Reihen geschlafen hatte, rieb sich die Augen und starrte erschrocken der Gegend entgegen, woher der Schuß gekommen war. Aber sein Gesicht heiterte sich auf, und er rief seinen Gefährten einige beruhigende Worte zu, als er den Abt, der sogleich auf ihn zugeschritten war, erkannte.

„Seid Ihr es, Herr Abt," sagte er froh, indem er sich verneigte, „dann haben wir keine Ursache zur Furcht."

„Ihr kennt mich?" fragte der Abt.

„Sollte ich nicht? Euch, den Erwählten Genfs? Wie oft habe ich Euch in der Kathedrale St. Pierre gesehen!"

„Wer seid Ihr?" fragte der Abt weiter.

„Wir sind arme Leute, Handwerker aus Genf, aber in der Fremde ansässig. Als die Pest Genf elend gemacht hatte und darin die Unruhen ausbrachen, trieb uns die Noth in die Fremde, um dort für Weib und Kind Brod zu suchen. Wir, die Ihr hier seht, wir alle saßen und arbeiteten in Lyon schon seit Jahren. Da hörten wir von der Bedrängniß unserer Vater-
stadt und daß sich Herzog und Bischof verbunden haben,
und mit einem Schlage unsere Freiheit zu ersticken,

machten uns auf, um unsern Mitbürgern zu Hülfe zu kommen und, wenn es nicht anders sein kann, mit ihnen zu sterben. Wir konnten doch nicht in Lyon bleiben und ruh'g nähen, weben und schmieden, während die Genfer so hart zu streiten haben."

„Ihr kommt jetzt von Lyon?"

„Nein, Herr Abt. Wir haben Lyon schon vor mehr als drei Wochen verlassen. Seitdem schlugen wir uns an der Rhone herum und können nicht nach Genf durchdringen; bald haben wir es mit Savoyarden, bald mit Löffelrittern und Mameluken zu thun. Auch die Bauern der Löffelritter ziehen manchmal gegen uns. Seit zwanzig Tagen leben wir in einem beständigen Kampf, aber wir können die Linien der Belagerer nicht durchbrechen. Vorgestern versuchten wir es, das Schloß Peney zu überrumpeln, weil die Mameluken von da aus den Genfern großen Schaden zufügen, aber wir wurden zurückgeschlagen und bis hierher in den Jura verfolgt. Wir waren hundertzwanzig, jetzt sind wir dreiundachtzig."

„Herr von Beaufort," sagte der Abt zu Philibert, „ich glaube, wir haben Ursache, uns unseres Adels zu schämen. Jene Mameluken, die ihre Vaterstadt so elend machen, sind die Adeligen Genfs; diese Männer hier, die ihren ruhigen Herd, Weib, Kind und Gewerbe verlassen, um für ihre Vaterstadt so zu leiden und zu kämpfen, sind das gemeine Volk Genfs." — Und dann wieder zu dem Manne gewendet: „Ihr lagert da in der Wildniß, und wie ich sehe, fehlt es Euch an Allem, an Kleidern in dieser strengen Jahreszeit und an Speise und Trank. Warum seid Ihr nicht etwas weiter gezogen, bis zur Abtei St. Claude, um dort auszuruhen? Glaubt Ihr, daß der Erwählte Genfs den Genfer Kindern Obdach, Speise und Trank versagt hätte?"

„Verzeiht, Herr Abt, wir haben wohl in unsern Nöthen öfter an Euch gedacht, besonders gestern, da wir uns mit vielen Verwundeten, auch wohl etwas entmuthigt, in diese Wildniß zurückzogen; von dieser Höhe sahen wir St. Claude und sagten

uns, daß wir dort wieder einmal ruhen und uns stärken, auch wohl einen guten Rath finden könnten, aber wir gaben es auf, in St. Claude vorzusprechen. Ihr hättet uns die Gastlichkeit nicht versagt, und Das würde Eueren Frieden mit dem Herzog und den Löffelrittern, die Euch überall umgeben, gebrochen und Euch in viele Unannehmlichkeiten verwickelt haben, denen wir den Freund Genfs um Unsertwillen nicht aussetzen wollten. So unterließen wir es, Euere Hülfe anzusprechen."

Der Abt war von dieser rücksichtsvollen Art der armen Leute gerührt, die sich so vieler Mühsal aussetzten, um ihm nicht eine geringe Verlegenheit zu bereiten. Mit einem bedeutungsvollen Blicke sah er Philibert ins Auge, dann reichte er dem Redner die Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Ihr habt klug und weise gehandelt. Es ist in der That vielleicht klug, meine Mittlerstelle noch zu halten; kann ich in Genf nicht beim Herzog dienen, so werden meine Vorstellungen bei den Bernern vielleicht nicht ohne Erfolg sein. — Wie heißt Ihr, braver Mann," fragte er dann den Redner, „und wer seid Ihr?"

„Ich heiße Violet und bin meines Zeichens Waffenschmied."

„Ihr scheint mir der Führer dieser Schaar?"

„Ich bin es. Weil ich Waffenschmied bin und die Meisten von ihnen mit Waffen aus meinem Lager versorgte, wähnten sie mich geeignet und berechtigt, die Waffen zu führen und den Oberbefehl zu nehmen. Aber es ist leider nichts damit. Ich sehe ein, daß bei dem guten Willen meiner Gefährten schon mehr und Besseres hätte gethan werden können, wenn wir von einem im Waffenhandwerk erfahrenen Mann geführt würden."

„Dafür wird gesorgt werden," versicherte der Abt. „Nun aber müßt ihr euch an Speise und Trank laben und frische gute Kleider verschaffen."

So sprechend, wandte er sich an einen seiner Jäger und flüsterte ihm allerlei ins Ohr. Dieser nickte und eilte sofort die Schlucht hinab in das Thal.

„Dort unten," fuhr dann der Abt, zum Waffenschmied

gewendet, fort, „dort unten liegt ein mir gehöriges Dorf St. Sergue; es ist mit allem Nothwendigen wohl versorgt. Ich rathe euch, in dieses Dorf zu brechen, es als Feinde einzunehmen und es zu plündern, bis ihr euch mit Allem, was euch fehlt, versehen habt."

Der Waffenschmied lächelte verständnißvoll; so thaten dessen Gefährten. Aber voll Jubel drängten sie sich an den Abt heran, als dieser, auf Philibert deutend, fortfuhr: „Seht hier diesen jungen Ritter, es ist ein freier Mann, mit mir in keinerlei Verbindung, der sich vom Herzog von Savoyen losgesagt, als Freund Genfs bewährt und schon auf manchem Schlachtfelde Proben abgelegt hat. Der wäre im Stande, euch durch die Reihen der Löffelritter und Mameluken in die Stadt zu führen."

Philibert hob unwillkürlich die Hand wie zum Schwure, daß er sie treu und muthig führen wolle, als er sich plötzlich von der Schaar umringt sah. Jehan Goulé drängte sich mit hinein in den jubelnden, hoffnungsvollen Haufen.

Neuntes Kapitel.

Eine Volksversammlung.

Die Mauern Genfs mit ihren Thürmen blickten kahl und traurig nach allen Seiten ins Land hinaus. Die Vorstädte, die sich noch vor wenigen Wochen dicht bevölkert und so lebhaft, wie die innere Stadt, an sie anlehnten, waren verschwunden, ebenso wie die zahllosen Kirchen, Klöster und Landhäuser, die das ganze Gebiet der Republik von der einen Gränze bis zur andern bedeckten. Flammen und Spaten hatten erbarmungslos aufgeräumt und die prächtigsten Bauten dem Boden gleich gemacht. Die Zahl der Einwohner war durch mehrere Pestseuchen, durch die Flucht der Aengstlichen, durch den Abfall der Verräther und durch die

beständigen Kämpfe zu sehr zusammengeschmolzen, als daß sie Stadt und Gebiet zugleich hätten vertheidigen können; man mußte sich mit der Vertheidigung auf die eigentlichste innere Stadt und auf die einzige Vorstadt St. Gervais, die ebenfalls mit Mauern umgeben war, beschränken. Außerhalb der Mauern, im Südwesten der Stadt, stand nur noch die prächtige und großartig ausgedehnte Priorei St. Viktor, die Bonnivard so eingerichtet hatte, daß man sie allerdings als ein Kastell und Vorwerk hätte benutzen können, wenn es nicht an Vertheidigern gefehlt hätte. So aber vergrößerte sie nur die Gefahr, wenn sie, so nahe der Stadt, den Herzoglichen in die Hände fiel. Sie mußte gebrochen werden. Man hatte sie aus Liebe zu Bonnivard am Längsten geschont; er hatte sie der Stadt geschenkt, und sie war ihr ein theures Andenken, obwohl die dreiundzwanzig Dörfer, die mit der Priorei verbunden waren und der Republik kostbarstes Gebiet ausmachten, sich längst im Besitze des Herzogs befanden. Ueber dem Thore und auf der Courtine von Bourg du four stand eine dichtgedrängte Menge und sah traurig dem traurigen Schauspiele zu, wie die Flammen überall aus den Rundbogenfenstern des prächtigen und alten Baues schlugen, der den Genfern theuer war, weil sie wußten, welche Rolle er in der Geschichte ihrer Kämpfe um die Freiheit spielte. Es wäre ihnen schon genug gewesen, daß er Bonnivard beherbergt hatte, aber sie wußten auch, daß hier die entscheidendsten Berathungen mit Berthelier und Levrier stattgefunden; daß hier Pecolat, nachdem er sich verstümmelt aus den Kerkern Jeans von Savoyen, des Bischofs und Bastards, gerettet, gastlich aufgenommen worden; daß Besançon Hugues, dessen Andenken noch in allen Herzen lebte und der ihnen, obwohl er erst vor drei Jahren begraben worden, doch schon in einem verklärten, heroischen Licht erschien, hier der liebste Gast gewesen. Es war Denen von Genf, als ginge mit St. Viktor ein schönes Stück guter alter Zeit, ja eines Heldenzeitalters zu Grunde.

„Wenn es wahr ist," sagte ein alter Mann
„daß sich die Todten im Grabe bewegen, wen

geschieht, was ihrem Herzen schmerzlich gewesen wäre, so muß ich glauben, daß es Bonnivard in seinem Grabe zu Chillon jetzt sehr weh zu Muthe sein muß."

„Es ist nicht an der Zeit, jetzt Dinge zu sagen, welche die Herzen weich machen," erwiderte auf die Worte des alten Mannes eine etwas gebieterische Stimme.

„Es hat nicht Jeder ein eisernes Herz wie Ihr, Herr Baudichon," entschuldigte sich der alte Mann. „Verzeiht, ich meine nicht, daß Ihr ein hartes Herz habt, ich will nur sagen, daß Ihr ein starkes Gemüth seid. Das wissen wir Alle, und es wird mich Niemand mißverstehen. Es weiß es Jeder, daß Ihr der Erste waret, der für die neue Lehre das Schwert erhob, und daß Ihr Euch in Euerem Hause muthig von Pfaffen und Pfaffenknechten habt belagern lassen, wie in einer uneinnehmbaren Zitadelle. Es hätte Euch schlecht gehen können, denn die Zahl der Reformirten war damals noch sehr gering in Genf, und die Pfaffen schleppten Kanonen herbei, um Euch in Grund zu schießen. — Es war eine große und nützliche That, Herr Baudichon, denn Genf erfuhr, daß der Herzog nicht alle muthigen Männer hatte richten lassen, und ganz Genf bekam wieder Muth — freilich, wären die Berner Gesandten nicht dazwischen getreten, sie hätten Euch und Euer kleines Häuflein über die Klinge springen lassen. Ach Gott! Du mein lieber Gott!" fuhr der alte Mann in seiner beredten Art fort, „damals traten die Berner noch tapfer für uns ein, heute lassen sie uns im Stiche trotz aller Mitbürgerschaft und müssen wir uns gegen einen zehnfach überlegenen Feind hoffnungslos vertheidigen."

„Hoffnungslos!" rief Baudichon entrüstet. „Ihr sprecht wie ein schwacher alter Mann, und als wäret ihr nie der Freund Amy de la Joie's, des tapfern Apothekers, gewesen. Nur wer sich selber aufgibt, ist aufgegeben. Uebrigens handelt es sich gar nicht darum, ob wir siegen oder unterliegen. Ob wir Recht haben oder nicht? das ist die einzige Frage, und wenn wir Recht haben, mag der große Salève auf uns losrücken und uns mit Weib und

Kindern unterdrücken — Recht bleibt Recht! und besser vom Salève oder vom Herzog von Savoyen zerquetscht werden, als in Sklaverei leben."

Ein gewaltiges Beifallsgeschrei antwortete diesen Worten Baudichons, der fortfuhr: „Was die Berner betrifft, so ist es auch nicht gut, sie so geradezu zu verurtheilen. Ich kann es ihnen nicht übel nehmen, daß sie erst zusehen wollen, ob wir es mit der Religion und mit der Freiheit so recht aufrichtig meinen. Haben sie sich erst davon überzeugt, dann werden sie kommen, das glaubet! Und dann! Die Berner sind Bundesgenossen des Herzogs, wie sie die unsern sind; ehe sie uns zu Hülfe kommen, müssen sie erst den einen Bund auflösen."

So sprechend, stieg Baudichon auf die Brustwehr, um von einer größeren Zahl gehört zu werden. „Hört, was ich euch sage," rief er von der Höhe herab, „wir haben einen Berner Abgesandten in unsern Mauern. Er wird dieser Tage eine Generalversammlung berufen und euch die Mitbürgerschaftsbriefe zur Zurücknahme vorlegen; rührt sie nicht an, nehmt sie nicht zurück, und sollte er besser sprechen als Farel. Laßt euch durch nichts bewegen, die Mitbürgerschaft mit Bern aufzulösen, und sollte er euch in Versuchung führen, wie Satan unsern Heiland. Dann glaubt, daß er abzieht, um mit dem fliegenden Bären zurückzukehren; dann gilt es nur, unsere elenden Mauern so lange zu vertheidigen, als er Zeit braucht, nach Bern zu eilen, und als der Bär Zeit braucht, von den Bergen herabzusteigen."

Die Zuhörer hoben, wie sie es von den Abstimmungen bei den Generalversammlungen gewohnt waren, sämmtlich als Zeichen ihrer Zustimmung die Hände empor.

„Bravo!" rief Baudichon, „lasset euch von diesem Entschlusse nicht abbringen und suchet überall die Bürger in diesem Sinne zu stimmen. Davon hängt unser Heil ab. Jetzt als Zeichen, daß ihr euch ein rechtes Herz gefaßt, hinaus und St. Viktor in den Grund zerstört, sonst sitzen heute Abend die Savoyarden fest in der Brandstätte."

Baudichon zog den Degen und rückte an der Spitze seiner Kompagnie zum Thore hinaus. Das Volk folgte ihm, mit den Hacken und Spaten bewaffnet, die am Thore behufs der Festungsarbeiten bereit lagen. Baudichon mit seinen Bewaffneten stellte sich jenseits der Priorei auf, während das Volk in seinem Eifer, einen beherzten Muth zu zeigen, in den weiten Bau eindrang, obwohl ihm noch hie und da einzelne Flammen entgegensprangen. Sonderbares Schicksal meiner armen Vaterstadt, dachte Baudichon, vor seiner Schaar stehend und dem Lager der Savoyarden, das ungefähr sechshundert Schritte von ihm begann, entgegenblickend — sonderbares Schicksal. Wie oft schon seit Hunderten von Jahren, wenn die Genfer hinauszogen zur Traubenlese oder zur Ernte, mußten Bewaffnete vor ihnen herziehen, um sie zu schützen, während sie die Frucht auf eigenem Felde sammelten. Wie oft blitzten Schwerter, flogen Lanzen und Pfeile in der ersten Reihe, während in der zweiten eilig die Sichel arbeitete; und ertönte Schlachtgeschrei, wenn auf glücklicheren Feldern Ernte- und Weinlieder erschallen. Armes Volk! Und jetzt mußt du deine eigenen Häuser zerstören, und deine Mitbürger müssen dich schützen, daß du bei dem traurigen Werke nicht gehindert werdest — wie ehemals bei Weinlese und Ernte.

Er hatte noch nicht ausgedacht, als schon im Lager der Savoyarden eine, zwei, drei Arkebusen knallten und die Kugeln vor seinen Füßen niederfielen.

„Vorwärts!“ rief Baudichon und rückte an zweihundert Schritt weiter; zu gleicher Zeit kamen einzelne Rotten aus den Verschanzungen der Savoyarden hervor, und während in den Ruinen St. Viktors die Flammen noch prasselten und hier und da schon die Mauern mit gewaltigem Krachen zusammenstürzten, zitterte die Luft über der Arve von Hunderten von Büchsenschüssen, und hier und da wurde sie durch die Kugel einer Feldschlange zerrissen, die von jenseits des Flusses herüberflog, daß es pfiff und raschelte. Dort drüben, hinter aufgeworfenen Erdschanzen, die, wie Igel ihre Stacheln, viele und lange Feld-

schlangen nach allen Seiten ausstreckten, stand Herzog Karl und freute sich bei der Nachricht, daß Bonnivards glänzende Residenz von der Erde verschwinde, und doch gab er Befehl, Schaar auf Schaar nachrücken zu lassen, nur um die gewaltigen Trümmer zu retten, in denen er noch diesen Abend sich festzusetzen hoffte.

Aber je heißer der Kampf wurde, desto eifriger arbeiteten die Genfer in St. Viktor, wie berauscht vom Geknall, als ob sie mitten im Gefechte ständen. Die Mauern wurden hier unterwühlt, dort stückweise mit Haken niedergerissen und lösten sich da und dort wie gewaltige Felsmassen und erschütterten den Boden, daß die Häuser in der Stadt erbebten. Aber die Arbeit war lang und schwierig, denn Mörtel und Gestein waren im Laufe der Jahrhunderte in Eine Masse zusammengewachsen, und der ganze gewaltige Bau war gleich einem in ein Felsgebirge eingehauenen Palast. So dauerte auch der Kampf durch Stunden, und erst als Baudichon die Ruinen immer tiefer sinken sah, bis sie kleinen Erdhügeln glichen, zog er sich langsam zurück, vertheilte die Schaar rechts und links von den Trümmern, hinter welche sich indessen die Schaar Amy Perrins, eines der Kapitäne, lauter erprobte Scharfschützen, gelagert hatte. Die Savoyarden, welche die zurückweichenden Genfer bis an die Schutthaufen verfolgt hatten, wurden da plötzlich von einem Kugelregen empfangen, wandten sich und flohen unter den Schutz ihrer Lagerverschanzungen zurück.

Wie nach einem Siege kehrten Arbeiter und Kämpfer singend von dem Zerstörungswerke heim, an das sie mit so traurigen Gefühlen gegangen waren. Ihr Trost war, daß Bonnivard, wenn er zugegen gewesen wäre, wohl selbst den Befehl zur Zerstörung seiner Residenz gegeben hätte. „Deß,“ versicherte Baudichon, als einer der Heimkehrenden diesen Gedanken aussprach, „deß könnt Ihr gewiß sein. Er gab uns seine Kanonen, dann seine weiteren Güter, dann seine Freiheit — würde er uns nicht sein Haus gegeben haben? Hoffen wir, daß wir diese Versicherung noch einmal aus seinem Munde hören.“

„Wie sollte das kommen?“ fragte ein Zweifler aus der Menge, „wie sollten wir Chillon erobern?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Baudichon, „aber es wird kommen.“

Und in der That begannen die Ereignisse sich so zu drängen, als wollten sie die Zuversicht des ehemaligen Generalkapitäns, die in Genf sprüchwörtlich geworden und doch traurig belächelt wurde, rasch zu Ehren bringen, oder zu Schanden machen.

Schon einen Tag nach dem Gefechte von St. Viktor ertönte die Glocke der Kathedrale von St. Pierre, die Clemence, die nach uraltem Herkommen nur gezogen wurde, wenn die Bürger zu einer Generalversammlung gerufen wurden. Ihr tiefer Ton schwebte feierlich über die Stadt dahin und erfüllte die Luft mit einem geheimnißvollen Summen, auf dessen Grunde die einzelnen Schläge unendlich ernst und andächtig verhallten. Gewohnt, diesen Ton nur in entscheidenden Zeiten zu hören, nur wenn wichtige Grundgesetze oder tief eingreifende Beschlüsse des obersten Rathes dem gesammten Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden sollten, erschien er dem Bürger wie eine Schicksalsstimme und sprang Jeder von seiner Arbeit, von seinem Herde oder Tische, oft selbst der Kranke aus dem Bette, um nach dem Molard, dem großen Platze der Versammlung, zu eilen. Schon nach wenigen Schlägen belebten sich die Straßen mit Herbeieilenden und belebte sich jedes Gesicht mit dem Ausdrucke der höchsten Erwartung und fiebrischer Spannung. Seitdem die Bischöfe an Savoyen verkauft waren, tönte die Clemence nur selten; die Bischöfe fürchteten das versammelte Volk und wollten sein uraltes Recht, sich zu versammeln und an der Gesetzgebung Theil zu nehmen, in Vergessenheit gerathen lassen. Unter dem Bischof Johann, dem Bastard von Savoyen, der sein und der Stadt Rechte heimlich an Savoyen verkauft und sich verpflichtet hatte, die Republik in die Hände des Herzogs zu liefern, trotzdem er die alte Charte des großen Bischofs Ademar Fabri beschworen, wurde das Läuten dieser Glocke für einen Hochverrath

und für Aufforderung zum Aufruhr erklärt, und ein guter Bürger, Bernard, der es damals doch gewagt hatte, die Clemence in Bewegung zu setzen, als man die Verfolgungen begann, und ein anderer guter Bürger und Vertheidiger der Freiheiten, Vandel, wurde deßhalb ins Gefängniß geworfen, gefoltert und zum Tode verurtheilt. Der Ton der Glocke, weil er unter der Tyrannei verstummen gemußt, erscholl jetzt den Bürgern noch deutlicher als Stimme und Zeichen ihrer Freiheit, und weil er seit dem Ausbruche des Kampfes gegen Bischof, Kirche und Herzog öfter und immer in gefahrvollen Augenblicken sich hören ließ, erfüllte er jedes Herz mit Andacht und Muth, mit Trauer und Zuversicht, mit Angst und Ruhe zugleich.

Von allen Seiten strömte es nach dem Molard herbei, wie Ströme und Bächlein einem See entgegenfließen, aus der breiten Straße der Deutschen und der Rue Basse, wie aus den engen gewundenen Gäßchen, die steil und glatt oder in Treppen verwandelt von der Höhe der Stadt, aus der Gegend des Stadthauses und der Kathedrale auf die schmale Ebene mündeten, welche damals den Berg, auf dem die Häuser sich übereinander aufthürmten, vom See trennte. Der Molard nahm damals die ganze Breite dieser Ebene ein, denn der See brandete beinahe unmittelbar an das Thor und die Thorthürme, deren Reste noch heute diesen Platz schließen, und die Barken lagen da vor Anker, wo heute der große Damm mit seinen prächtigen Häuserreihen, ein dem See abgerungenes Gebiet, schön und breit dahinläuft. Die beiden Langseiten des Molard, die gegen das Thor mit seinen Thürmen und Steinpforten zuliefen und daselbst das große Viereck etwas verengten, waren von alten über Haus hohen Häusern gebildet, die zum Theil auf Arkaden ruhten, mit Balkonen und Erkern und vielfacher Steinmetzarbeit geschmückt, hier und da von Thürmchen, ja von hohen, runden, zugespitzten Thürmen überragt waren.

An jenem Tage lehnte sich an eine der Arkaden ein hölzernes Gerüst, das mit rothem Tuche bedeckt war und sich stufe

bis an das erste Geschoß des Hauses erhob. Auf der obersten Stufe auf vier Schemeln saßen die vier Schöffen des Jahres und ihnen zu Füßen, auf den tieferen Stufen, die Mitglieder des kleinen Rathes oder des Rathes der fünfundzwanzig, denn dieß war die Gesammtzahl des obersten Rathes, in welcher auch die vier Schöffen mit inbegriffen waren. Der große Rath oder der Rath der Zweihundert, der zur Zeit der savoyischen Bischöfe eingesetzt und dem die Vollgewalt der Generalversammlung übergeben worden, weil man hoffte, sich seiner leichter bemächtigen und bedienen zu können, als der Versammlung sämmtlicher Bürger, die ihre Freiheit liebten und nicht zu bestechen waren — der große Rath hatte seine Bedeutung verloren, seit mit der wiedererwachten Freiheit die Generalversammlung wieder aufgekommen und das Volk seine Angelegenheiten nach altem Rechte aufs Neue in die eigene Hand genommen. Er war nicht als Körper versammelt; seine Mitglieder vertheilten sich unter das Volk und belehrten es über den Gegenstand, der ihm heute zur Entscheidung vorgelegt werden sollte, ohne ihre eigene Meinung über den zu fassenden Beschluß auszusprechen. Man horchte ihnen überall mit großer Aufmerksamkeit. Selbst die Bise, jener scharfe Nordwind, die Plage Genfs, konnte die Andacht der Versammlung nicht stören. Obwohl sie mit jener eisigen Kälte wehte, mit der sie in den Wintermonaten auftritt, fiel es doch Niemanden ein, das Seethor zu schließen und sie so wenigstens theilweise vom Molard abzuschneiden; denn es war althergebrachter Brauch, daß das Thor bei diesen Versammlungen offen blieb, und dieser Brauch war darin begründet, daß der Blick auf den herrlichen See das Gefühl der Versammlung erhöhte und veredelte, ihr das Bewußtsein gab, wie unwürdig es sei, in so schöner Welt unfrei zu leben, ihren Muth stärkte, die Freiheit zu vertheidigen, und sie mit frischer Vaterlandsliebe erfüllte.

Als die Clemence schwieg, erhob sich Amy Perrin, der erste Schöffe, und verkündete dem Volke, daß Herr Augspurger, der Abgesandte der guten und mächtigen Stadt Bern, im Namen der

Herren dieser guten und mächtigen Stadt, der Verbündeten Genfs, eine Botschaft und einen Antrag zu bestellen habe. Die tiefste Stille herrschte in der Versammlung dieser Tausende; nur die Bise pfiff, als ein alter Mann in schwarzem Wamms, eine breite goldene Kette auf der Brust, einen Degen mit silbernem Griffe an der Seite und ein mit weißer Feder geschmücktes Baret in der Hand, auf die unterste Stufe des Gerüstes vor einen kleinen Tisch trat und sich vor der Versammlung verneigte. Ein tausendstimmiges Hoch! auf Bern begrüßte ihn. Er verneigte sich in sichtbarer Verlegenheit und strich zu wiederholten Malen seinen grauen Zwickelbart. Dann begann er mit zitternder, doch kräftiger Stimme:

„Meine lieben Mitbürger von Genf! Im Namen meiner Herren, des Rathes und des Volkes von Bern, die mich hergesandt. — Eure arge Bedrängniß erfüllt uns mit dem heißen Wunsche, euch beizustehen. Aber wir können es nicht in der Weise thun, in der ihr es wünschet: mit Heeresmacht und mit Kampf in offenem Felde. Des Herzogs von Savoyen Hoheit, euer Feind und Widersacher, ist unser Freund und geschworener Bundesgenosse, wie es auch Genf ist, diese gute und tapfere Stadt. Der Kaiser Karolus Quintus, des Herzogs Verwandter und Bundesgenosse, auch unser Bundesgenosse und allergnädigster Herr, hat uns in eigenen Briefen gemahnt und gebeten, nicht die Waffen gegen den Herzog Karl III. zu erheben, da er vom König von Frankreich so arg bedrängt und schon eines großen Theiles seiner Länder beraubt sei. Auch euch hat desselben Kaisers Majestät ermahnt, mit dem Herzoge Frieden zu halten und ihm die Rechte einzuräumen, die ihm Seine Majestät zuerkennt. Wie kann euch da Bern mit den Waffen in der Hand zu Hülfe kommen? Nur als Rather und Vermittler können wir zwischen die beiden Lager treten. Aber Savoyen kann unsere Vermittlung nicht annehmen, so lange als Bern und Genf Eins sind, das ist, so lange unsere Mitbürgerschaft besteht; Savoyen verlangt, daß allzuvor unser Bund der Mitbürgerschaft gelöst werde. Wie soll auch unser Wort Gewicht haben, wenn wir wie

für uns sprechen, so bald wir das Wort zu euren Gunsten erheben? So hat man uns nach langen Berathungen auf dem Tage von Aosta geantwortet, und wir wußten nicht, was zu erwidern. Rath und Stadt von Bern verlangen daher von euch: Löset die Mitbürgerschaft, und Bern tritt zwischen euch und euren Feind als Obmann, und wir versprechen euch, über eure Rechte zu wachen. Löset uns vom Eide, gebt uns die Briefe der Mitbürgerschaft und nehmt hier die euren zurück."

Der Berner schwieg, aber nicht eine Stimme erhob sich, um ihm zu antworten. Was ihm antwortete, war eine vollkommene Todtenstille. Herr Augspurger blickte überrascht über die schweigende Versammlung hin. „Nehmt," rief er noch einmal, indem er eine Pergamentrolle in die Höhe hielt. Aber wieder antwortete ihm nicht eine Stimme, und nicht eine Hand streckte sich aus, um die Rolle entgegen zu nehmen. Da legte er sie auf das Tischchen vor sich hin und sagte laut: „Hier liegen die Briefe, hier lege ich sie nieder!" Aber dieselbe Regungslosigkeit, dieselbe Todtenstille antwortete auch diesen letzten Worten. Der Berner Abgesandte sah sich nach den Schöffen und Räthen um; er begegnete in ihren Gesichtern demselben Ausdruck stummer Entschlossenheit, der ihm schon in den tausend Gesichtern der Versammlung, als ob er aus einem einzigen Antlitze käme, beinahe Furcht eingeflößt hatte. Er schüttelte den Kopf, lächelte und steckte die Rolle ins Wamms und stieg von der Erhöhung hinab. Jetzt erst ging ein Ton durch die Versammlung, als ob sie wie Ein Mann tiefen Athem holte oder auch aufseufzte. Vielleicht war es ein entscheidender Moment; vielleicht wollte Bern nur seine letzte Pflicht thun, Genf zum letzten Male zur Versöhnung mit Savoyen und zur Auflösung der Mitbürgerschaft aufgefordert haben, um es dann mit einem Scheine von Recht gänzlich verlassen zu können. Durfte man nach dem Gebahren, das sich das mächtige Bern in den letzten Monaten zu Schulden kommen ließ, auf sein fürderes Benehmen schließen, dann war Genf allerdings seinem Schicksale überlassen.

Es hatte mit dem Herzog über Genf unterhandelt, ohne Genf zu Rathe zu ziehen; es ließ die Genfer Abgeordneten, die doch an sie gesandt und so widerrechtlich und verrätherisch aufgehoben worden waren, in Chillon schmachten, ohne Widerspruch zu erheben, wohl aber zwang es Genf, die zwei savoyischen Edelleute, welche die Stadt als Geisel für jene Chilloner Gefangenen festgesetzt hatte, frei zu geben. Diese so mächtig gewordenen Herren von Bern, denen damals die beiden Nebenbuhler um die Herrschaft Europa's, Karl und Franz, gleich sehr schmeichelten und die so gerne an ihre Bundesgenossenschaft mit Fürsten und Königen erinnerten, schienen sehr geneigt, die Freundschaft einer kleinen Stadt der Allianz mit einem fürstlichen Herrn zu opfern. An all Das dachten die Genfer, als Herr Augspurger mit seiner goldenen Kette vom Gerüste herabstieg, und sie hatten das Bewußtsein gänzlicher Verlassenheit. Die Versammlung hatte eigentlich auf dem Molard nichts mehr zu thun, dennoch trennte sie sich nicht. Schweigend blieb man zusammen; nur hie und da murmelte ein Nachbar dem andern seine Besorgnisse und Befürchtungen ins Ohr. Traurig sahen die Schöffen vor sich hin und über die Tausende von Bürgern, deren Häupter in sichtbarer Niedergeschlagenheit gebeugt waren.

„Seid nicht betrübt, ihr Genfer!“ rief plötzlich eine Stimme von derselben Stelle, die eben Herr Augspurger verlassen hatte, „für den Bundesgenossen, den ihr verliert, biete ich euch einen mächtigeren Freund und Beschützer!“

„Wer ist's? Wer spricht da?“ fragte es von allen Seiten, und hie und da rief man: „Es ist Verey, der französische Kapitän — was will er? Wie darf er hier sprechen?“

„Ich bin Verey, Kapitän der achthundert Mann, die euch König Franz zu Hülfe schickt,“ fuhr der Redner fort, „freilich kam ich allein hier an, da meine Leute in den Schluchten zersprengt wurden, aber daß ich mich doch und allein zu euch durchschlug, ist ein Zeugniß meiner Liebe für diese unglückliche Stadt. Höret, Genfer, einen Freund. Mit fünfzehntausend wohl-

geschulten Kriegern steht der Herzog vor eurer Stadt; sein Feldgeschütz ist so zahlreich, daß er eine Veste von weit größerem Umfange und weit festeren Mauern in wenigen Tagen in Schutt verwandeln kann; die Schaaren der Löffelritter und der Verbannten sind ungezählt, und diese kennen das Land ringsumher, jeden Weg und Steg in und außer der Stadt, so gut wie ihr. Die Schlösser des Herzogs allein, Gaillard, Jussy, Peney, wären hinreichend, euch ohne Schwertschlag zu unterwerfen, denn sie sperren euch die Wege nach allen Seiten ab, und das Land ist bis an eure Thore eine Wüste, die keinen Bissen mehr zu liefern vermag. In der That hungert ihr seit Wochen, obwohl ihr alle Mameluken mit Weib und Kind aus euren Mauern verjagtet und eure Zahl so klein ist, daß ihr kaum die Wälle hinreichend zu besetzen vermöget. Ihr habt heldenmüthig und klug ausgehalten, denn ihr hofftet auf die Hülfe Berns. Nun aber verläßt euch Bern. Ich biete euch einen mächtigen Bundesgenossen. Ich biete euch den Sieger aus der Schlacht der Riesen, den Helden von Marignan, den mächtigen König der tapfersten Nation dieser Erde, den König Franz von Frankreich!"

Kapitän Verey hielt inne, um die Wirkung seiner Rede zu beobachten. Ein tiefes Summen ging zuerst durch die Versammlung, vielfaches Geschrei erhob sich, daß kein Wort zu unterscheiden und nicht zu erkennen war, ob die Worte des Franzosen einen günstigen oder ungünstigen Eindruck hervorgebracht, bis eine gewaltige Stimme alle anderen übertönte und die Frage stellte: „Unter welchen Bedingungen?"

„Unter den günstigsten Bedingungen!" rief Verey zurück, „eure Freiheiten werden euch verbürgt; ihr erkennt nur König Franzens Oberherrlichkeit über eure Stadt an."

Ein furchtbares Stimmengewirr war die Antwort. Die Einen lachten laut auf, die Anderen schrieen „Nein! Nein!" die Dritten fluchten und riefen: „Nieder mit Frankreich! Keinen Fürsten! Keinen Tyrannen!" Einzelne suchten die Ruhe wieder herzustellen und wünschten, daß der Kapitän weiter spreche, man

würde sich vielleicht verständigen können, aber diese Friedensstifter reizten den Zorn der ungeheuern Mehrheit noch tiefer, daß ein Tumult entstand. „In die Rhone mit dem französischen Agenten!“ erscholl es aus einem Haufen, der sich dem Gerüste zudrängte. „In die Rhone! Nie, nie soll Genf französisch werden! Es lebe der Ketzerverbrenner Franz I.!“ Solche ernste, zornige oder höhnische Rufe erfüllten die Luft, während die Schöppen und Rathsherren ihre Sitze verließen, um den bedrohten Franzosen schützend zu umgeben. „Sonderbares Volk,“ sagte dieser erstaunt, „sie wollen nicht französisch werden! Ist Das begreiflich?“ Indessen ist das Gedränge um ihn und das Geschrei: „In die Rhone! In die Rhone!“ immer heftiger geworden, und es wäre dem erstaunten Kapitän vielleicht schlimm ergangen, wenn nicht in dem Augenblicke aus der Straße der Deutschen ein Fähnlein von hundert Reitern herbeigesprengt wäre, das die Stadt verlassen sollte, um im offenen Lande einige Lebensmittel aufzuraffen. Als Verey ihrer ansichtig wurde, rief er: „Ihr sollt erfahren, wie der Mann, den ihr in die Rhone werfen wollt, sich für euch schlagen kann!“ Und so sprechend, sprang er mitten durch das Gedränge, halb und halb über die Schultern der Menge mit einer unglaublichen Geschwindigkeit den Reitern zu, die ihn rasch in ihre Mitte nahmen, ihm ein Pferd überließen und mit ihm davonsprengten. Erlustigt über die rasche Art, mit der sich der Franzose zu retten verstanden, lachten selbst Diejenigen auf, die ihn soeben wüthend in den Fluß hatten werfen wollen.

„Nun, Herr Augspurger,“ raunte Baudichon dem Abgeordneten von Bern ins Ohr, „was meint Ihr von einem solchen Volke, das Ihr der Gnade und Ungnade eines treulosen Fürsten hinwerfen wollt?“

„Herr Baudichon,“ antwortete Jener, „Ihr habt Recht, auf Euer Volk stolz zu sein; es ist nicht gemacht, einem Herrn zu dienen, und es würde sich wohl wie Sagunt vertheidigen. W ich sonst meine und denke, werdet Ihr wohl erfahren und

Gott will, in naher Zeit. Glaubt Ihr, daß den Berner Herren damit gedient wäre, wenn Frankreich einen Fuß in unsere Berge setzt? Kapitän Verey ist vielleicht ein tapferer Soldat — aber zur rechten Zeit zu sprechen oder zu schweigen, als ein guter Politikus, Das versteht er nicht. Doch glaubte er den klügsten Moment erfaßt zu haben," lächelte Herr Augspurger, „Das ist nun so französisch."

Zehntes Kapitel.

Kämpfe.

Das Häuflein Genfer, das den Kapitän Verey in seine Mitte genommen, zog indessen zum Thore hinaus, und da in der nächsten Umgebung der Stadt Alles wüste lag, selbst die Bauernhütten verlassen waren, trabten sie raschen Schrittes, aber vorsichtig nach allen Seiten ausspähend, weiter ins Land hinein. Verey schüttelte den Kopf, als sie schon die Gränzen der Landschaft Gex überschritten, ohne eines einzigen Bewaffneten ansichtig zu werden. „Sie haben irgend einen großen Streich vor," sagte er, „und sammeln sich auf irgend einem gewissen Punkte, da es hier so leer ist. Wir thäten vielleicht gut, nach Genf zurückzukehren und Denen in der Stadt die Nachricht zu bringen." Aber die Schaar wollte ohne Mundvorrath, dessen die ausgehungerte Stadt so sehr bedurfte, nicht zurückkehren; jedenfalls sollte man bis in das Dorf Meyrin vordringen, das bewohnt war und in dem sich gewiß etwas Frucht oder Vieh vorfinden werde. Allein einige hundert Schritte vor dem genannten Dorfe angekommen, bemerkte man ausgestellte Vorposten vor demselben, und hinter den Vorposten vor und in den Gassen des Dorfes eine starke Bevölkerung von Bewaffneten. Die Genfer stutzten, und als plötzlich von einer kleinen Anhöhe in ihrer Nachbarschaft ein Reiter hervorstürzte, den sie, da er hinter Gebüsch

versteckt war, nicht bemerkt hatten, und er rasch wie der Blitz dem Dorfe zuflog, offenbar um Alarm zu geben, fing man an, an den Rückzug zu denken. Aber Granson, der Führer, meinte, man solle doch abwarten, in welcher Stärke der Feind auftreten werde. Kapitän Verey lachte: „Sie werden wohl schwerlich stärker sein als wir. Wie viel Häupter zählen wir? Hundertundzehn! Gerade etwas mehr als ein Drittheil der Schaar des Leonidas! Herr Granson, habt Ihr vielleicht Lust, ein dreifacher Leonidas zu werden?"

Granson, durch den Scherz gekränkt, rief seiner Schaar mit Entschiedenheit zu: „Wir bleiben und nehmen den Kampf auf. Diese Herren Franzosen glauben, daß sie allein sich zu schlagen verstehen. Herr Kapitän, Ihr sollt es erfahren, welche Soldaten Euer König bekommen hätte, wenn Genf so einfältig gewesen wäre, auf Euern Antrag von heute Morgen einzugehen."

„Das will ich mit Vergnügen sehen;" erwiderte der Kapitän, ohne auf den zornigen Ton Gransons einzugehen, „welches Schauspiel kann einem Soldaten angenehmer sein?"

Während sie so sprachen, kamen die Savoyarden aus dem Dorfe hervor, sämmtlich Arkebusiere, von zwei ritterlichen Reitern geführt. Nach einer Minute sagte Verey: „Parbleu! es sind ihrer schon so viele als wir," und wieder nach einer Minute fügte er hinzu: „ich schätze sie schon auf dreihundert," dann weiter: „beim heiligen Gott, Herr Granson, wenn Ihr noch länger bleiben wollt, so nenne ich Euch einen zweiten Bayard, denn ich schätze die ganze Schaar auf sieben- bis achthundert."

Granson wandte sich zu den Seinigen zurück und fragte: „Wollt ihr das Feld räumen oder euch brav schlagen?"

„Wir wollen nicht umsonst ausgeritten sein," erwiderte Einer, und die Andern thaten zum Zeichen ihrer Beistimmung einige Schritte vorwärts.

„Das läßt sich hören," sagte wieder Verey, „aber ich erlaube mir die Bemerkung, daß all diese Savoyarden Arkebusiere sind und daß man die Arkebuse nur erprobten Leuten anvertraut."

Da er keine Antwort erhielt, wandte er sich wieder der Gegend zu, daher die Savoyarden kamen, schützte die Augen vor der Sonne, die über dem Jura lag, und spähte dem Feinde entgegen. „Es ist ein Löffelritter, der sie führt — ich sehe einen Löffel an seinem Hut stecken — und der andere Führer — pardi, den kenne ich wohl, es ist der alte Chavanne aus Burgund, ein ausgepichter, alter Wegelagerer.“ — Dann wieder zu Granson gewendet: „Erlaubt mir, daß ich Euch wenigstens einen Rath gebe. Laßt Eure hundert Leutchen nicht so dastehen auf dem breiten Wege wie ein ausgestecktes Ziel für achthundert Arkebusen. Mit so kleiner Schaar vertheidigt man nur Defileen, und wo keins ist, schafft man sich eins. Hier ist die Sache nicht schwer, da wir rechts und links hohe Hecken haben und kleine Dämme. Laßt die hinteren Leute absitzen und ihre Pferde weit zurück jagen, dann sollen sie sich rechts und links hinter die Hecken vertheilen; so an zwanzig Leutchen lasset den Weg schließen und den Feind verlocken, daß er vorrücke, an den versteckten Schützen vorbei. Diese sollen auf einmal losknallen, wenn sie den Feind in ihrer Mitte haben — und dann werden wir sehen, wie es mit Gottes Hülfe weiter geht. Kommen die Savoyarden in Verwirrung, dann laßt die zwanzig Reiter in sie hineinsprengen, daß die Verwirrung noch größer wird.“

Die Genfer, die diese Worte des Kapitäns mit angehört, thaten auf einen Wink Gransons, wie er gesagt hatte. Nur so Viele, als nothwendig waren, um drei Mann hoch den Weg abzuschließen, blieben zu Pferde, die Andern jagten ihre Rosse rückwärts und versteckten sich schnell hinter die Büsche, wo sie sich an einzelnen Lücken in zwei lange Linien vertheilten. Es war hohe Zeit, denn der Feind war schon in der Nähe. Die Reiter, die auf der Straße geblieben waren, zogen sich nun langsam zurück und lockten die savoyischen Arkebusiere nach. Chavanne und der Löffelritter sprengten voraus, Chavanne vorzugsweise durch Verey angelockt, den er ebenfalls erkannt hatte und der ihm herausfordernde und beleidigende, nichts weniger

als ritterliche Geberden entgegenschickte, während er sich langsam zurückzog. Wahrscheinlich kannte er den Charakter des alten Burgunder Wegelagerers und wollte, indem er ihn zornig machte, seine Aufmerksamkeit von den Gebüschen abziehen, hinter deren winterlichen und durchsichtigen Reihen die Genfer Schützen nur sehr unvollständig versteckt lagen. Fluchend sprengte Chavanne, seinen Degen schwingend, voran, und die Arkebusiere, gewohnt, ihm vertrauensvoll zu folgen, eilten ihm raschen Schrittes nach. Der Löffelritter, nicht so zornverblendet wie der Burgunder, bemerkte einige Schützen im Hinterhalte und eilte diesem nach, um ihn aufmerksam zu machen, als es im Gebüsche blitzte und der alte Chavanne auf den Hals seines Pferdes fiel; eine zweite Kugel streckte den Löffelritter nieder. In demselben Augenblicke knallte es längs der Gebüsche. Die Arkebusiere sahen sich umgeben und zugleich ihrer Anführer beraubt; die Einen wollten vorwärts, die Andern wandten sich zur Flucht. Es entstand eine ungeheure Verwirrung und ein dichtgedrängter Knäuel, als sie sich überzeugten, daß sie den Feind auch im Rücken hatten, denn obwohl nur wenige Genfer aus dem Gebüsche hervorgesprungen waren, um den Weg hinter ihnen abzuschneiden, erschienen ihnen diese Wenigen im Augenblicke des panischen Schreckens wie eine große Schaar. Sie drängten sich so sehr zusammen, daß sie von den Arkebusen keinen Gebrauch machen konnten. Die versteckten Schützen erschienen nun auf dem kleinen Damme an der Landstraße und feuerten in den Knäuel, während die Reiter heransprengten und mit ihren Schwertern einhieben.

Das Geschrei der Genfer, die ihren Ueberfall so sehr gelungen sahen, vermehrte noch das Entsetzen der Savoyarden. Nur wenige Schüsse fielen von ihrer Seite. Die Genfer nahmen sich auch nicht mehr die Zeit, ihre Büchsen zu laden, zogen ihre Schwerter und hieben die Erschrockenen nieder. Dieß war der entscheidende Augenblick, da Verey das historische Wort ausrief: „Laßt doch Hände übrig, die das Land bebauen.“ Aber die Genfer ließen nicht ab, und als die Savoyarden nur du

Wucht ihrer Masse, die sich instinktmäßig rückwärts bewegte, die dünne Zahl der Feinde durchbrachen, verfolgten sie die wenigen Reiter, die im Sattel geblieben waren, während die andern hinliefen, um ihre verlassenen Pferde zu holen und an der Verfolgung Theil zu nehmen. Die Flucht war allgemein, noch Mancher fiel, bevor die Savoyarden das Dorf Meyrin erreichten, und sie wären vor den siegestrunkenen Genfern wohl auch hinter den Mauern des Dorfes nicht sicher gewesen, wenn nicht die Nacht die Verfolgung und Aufsuchung des Feindes, so bald er hinter Häusern verschwunden war, unmöglich gemacht hätte. So kehrten sie denn siegestrunken zurück über die lange, schmale Walstatt, die von Todten bedeckt war.

Dieß ist der berühmte Tag von Meyrin, welchen die Chroniken ein Wunder Gottes nennen und von welchem Bonnivard sagt: „Dieses aber war ein Wunder, daß hundert oder hundert und zwanzig Männer sieben- bis achthundert aufs Haupt schlugen und noch dazu nicht mehr als einen Mann verloren." Dieser und ein ähnlicher Kampf zwischen Chêne und Cologny veranlaßten auch verschiedene Historiker zu der Behauptung, daß die Genfer ihre Freiheit nicht nur dem Rechte, sondern auch dem Schwerte und der Eroberung verdankten, und noch andere vergleichen sie mit den Schlachten von Platäa und Marathon.

Die Nachricht von dem Siege bei Meyrin, den die Sieger selbst überbrachten, erfüllte die Stadt mit Jubel und erfrischte wieder den Muth, der in Folge der Versammlung am Molard tief gesunken war. Der Widerstand, den man dem Berner Abgesandten geleistet, die Zurückweisung des mächtigen französischen Schutzes hatte zwar die Herzen mit großem Bewußtsein erfüllt, und man war im Allgemeinen mit sich zufrieden, die Freiheit selbst zu so lockendem Preise nicht verkauft zu haben; aber bei längerem Nachdenken sah man ein, wie schwierig, ja wie hoffnungslos die Lage der Republik werde, sobald sich Bern zurückziehe, und der Antrag des französischen Kapitäns bewies, daß man sich den Genfern gegenüber schon Alles erlaubt glaubte, daß

man die Stadt für eine todte Frucht hielt, die dem Grafen Peter in den Schooß fallen könne. Nun aber sah man sich im Kleinen siegreich einer achtbaren Macht gegenüber; sollte man es nicht im Großen versuchen? Diese neue Ermunterung kam zur rechten Zeit. Ein Verwundeter, bei Nernier aufgehoben und menschlich nach Genf gebracht, um ihn zu pflegen, sagte aus, daß Herzog Karl einen allgemeinen Sturm auf die Stadt vorbereite. Herr Augsburger war aus Genf verschwunden. Die Gefahr war nahe, Hülfe zeigte sich von keiner Seite. Freilich erzählte derselbe Verwundete, daß im Rücken der Löffelritter und der burgundischen Miethlinge des Bischofs seit einiger Zeit oft eine Schaar aus den Schluchten des Jura hervorbreche und sie fortwährend beunruhige, aber Niemand wußte sich das Dasein dieser den Genfern befreundeten Schaar zu erklären, die nach der Aussage des Verwundeten dem Belagerer großen Abbruch thue und den Herzog selbst beunruhige, da er sie für Berner oder Neuschateler halte. Aber die Genfer wußten zu gut, daß weder Berner noch Neuschateler für sie im Felde standen. Man vermuthete, daß es Genfer Verbannte waren, die, ihren Verrath am Vaterlande bereuend, sich dasselbe durch patriotische Thaten zurückerkaufen wollten, wie unwahrscheinlich es auch war, daß die verjagten Patrizier, von jeher Freunde des Herzogs und mit die grausamsten Feinde Genfs, plötzlich ihre Art geändert haben sollten.

Mittlerweile rüstete man sich. Pierre Vandel bekam als Generalkapitän neue und ausgedehntere Vollmachten, Claude Bernard, Sohn eines der ersten Märtyrer Genfs, und Henri Dolens wurden ihm beigegeben; Baudichon bekam die Oberaufsicht über das Geschütz- und Befestigungswesen; Granson führte die Kompagnie der Fremden, welche die Stadt liebgewonnen, sie im Unglück nicht verlassen wollten und sich zu ihrer Vertheidigung waffneten. Tag und Nacht stand Jedermann auf seinem ihm angewiesenen Posten. An jeder Gassen- und Straßenecke lagen die Ketten bereit, welche die Straßen schließen sollten, um im gegebenen Falle Stadt und Freiheit Schritt für Schritt in

den Straßen selbst zu vertheidigen, wenn die Wälle nicht mehr zu halten sein sollten.

So kam die Nacht des 14. Januar 1536 heran, die für das Schicksal Genfs entscheidende Nacht.

Sie war so, wie sie Herzog Karl von Savoyen zur Ausführung seiner Kriegsthaten liebte, sternenlos und dunkel. Die Finsterniß wurde noch durch jene Nebel verdichtet, die im Winter so oft aus dem See und dem angeschwemmten Boden der ganzen Landschaft dick und in einer unübersehbaren, selbst der Sonne undurchdringlichen Masse aufsteigen und Stadt und Land so dicht verhüllen, wie Wolkensäulen, die auf dem Montblanc liegen. Da bildet selbst die flammende Fackel nur einen kleinen matten Lichthof, der kaum den nächsten Schritt des Wanderers beleuchtet, geschweige, daß er ihn dem Entgegenkommenden verriethe. Aber weil die Nacht so war, wußten die Genfer, daß Herzog Karl sie überfallen werde. War doch auch der Boden vom Nebel so durchweicht, daß er das Heranrücken ganzer Geschwader unhörbar machte und den Katzenschritt, den der Feind ebenso liebte wie eine solche Nacht, begünstigte. Die Genfer waren auf ihren Posten. Die Thore Rive und St. Viktor waren am Stärksten besetzt. Denn vor ihnen lagerte das Gros der Armee mit dem Zelte Karls, das dieser Tage von St. Julien hierher übertragen worden, in seiner Mitte. Das Glockenspiel von St. Pierre tönte melancholisch gedämpft durch die dicke Luft und verkündete die eilfte Stunde, als die Schüsse der einzelnen Schützen, die man vor die Thore gesandt hatte, das Nahen des Feindes berichteten. Die Geschütze wurden diesem Halle entgegengerichtet, und die Arkebusiere nahmen ihre Waffen schweigend zur Hand, während Knaben, Frauen und Mädchen sich um Steinhaufen sammelten, die man zusammengetragen hatte, um sie den Stürmenden aufs Haupt zu werfen, und die sie nun im gegebenen Momente der Brustwehr zutragen sollten. Die ausgesandten Schützen flüchteten sich durch die Thore, und kaum waren die Brücken hinter ihnen aufgezogen, als man auch die Savoyarden mit plötzlichem Geschrei

an die Gräben eilen und Säcke mit Erde und Reiserbündel hineinwerfen hörte. Die Genfer ließen ihre Geschütze spielen, und hinter ihnen erklangen die sämmtlichen Glocken der Stadt, die Sturm läuteten. Die Arkebusiere schossen in die Nacht hinein, ohne Ziel, in die Richtung des Geräusches und der Kommandoworte, die aus der Tiefe kamen. Hier und da wurde eine Leiter an die Mauer gelegt, und dorthin eilte man dann mit den Körben voll Steinen, um ihren Inhalt hinabregnen zu lassen. Aber nirgends am Thore und an der Courtine von St. Viktor kam es zu einer Erstürmung, obwohl die Savoyarden einen furchtbaren Kanonendonner hören ließen. —

„Mein Freund Vandel," sagte Baudichon zum Generalkapitän, der beim ersten Lärm herbeigeeilt war, „erlaubt mir eine Bemerkung. Ich glaube, daß uns Seine Hoheit nasführen will; das ganze Ding sieht mir gerade so aus, wie ein falscher Angriff; es sind mir zu wenig Sturmleitern angelegt worden, und es wird da mit den Feldschlangen, die uns doch nichts anhaben können, ein viel zu zweckloser Lärm verführt. Das ist offenbar angefangen, um unsere Aufmerksamkeit von einem andern Punktte abzulenken. Ich will nach der Porte du Rive laufen, wo ebenfalls stark geschossen wird. Finde ich es dort wie hier, dann wette ich meinen Kopf, daß es auf das Thor und die Bastionen von St. Gervais abgesehen ist, und ich werde mich dahin begeben."

„Thut es, Baudichon," antwortete Vandel, „Ihr sprecht da einen Gedanken aus, der mich selber quält."

Baudichon eilte nach der Porte du Rive und fand es dort wie am Thore St. Viktor. Er war nun überzeugt, daß der wahre Angriff dem fernen, jenseits der Rhone gelegenen Theile der Stadt, St. Gervais gelte. Er wandte seine Schritte sofort dahin. In allen Straßen begegnete er großen Haufen Bewaffneter, die alle den Gegenden zuströmten, daher er eben kam.

„Thoren!" rief er ihnen zu, „Ihr lauft Alle dahin, wohin euch der Herzog mit leerem Geknall locken will. In St. Gervais ist es noch am Ruhigsten, aber dort wird erst der rechte Tanz

losgehen, wenn sie uns Alle schon bei St. Viktor und Rive glauben! Mir nach!"

Das Volk, gewohnt, der Stimme des ehemaligen Generalkapitäns zu gehorchen, folgte ihm überall, so daß er nach wenigen Minuten an der Spitze von mehreren Hunderten die Inselbrücke überschritt, die nach St. Gervais führte. Sofort schickte er Einige in die Kirche gleichen Namens, daß sie Sturm läuteten.

In St. Gervais herrschte Todtenstille. Wäre nicht der Geschützeslärm und das Sturmgeläute von jenseits der Rhone und den Wellen herübergedrungen, man hätte sich hier mitten in friedlichen Zeiten denken können. Der größte Theil der kräftigen Einwohner von St. Gervais, damals schon das Arbeiterviertel der Stadt, stand drüben, um die Cité vertheidigen zu helfen. Der Nebel war hier in der Niederung noch dichter als drüben. Selbst auf den Wällen war es öde. Vor diesen Wällen breitete sich ein kleiner Golf des Sees aus, und an diesen schloß sich bis an das Thor von Cornavin ein breiter Halbgürtel von Sumpf und Moorgrund, der diesen Theil der Stadt besser vertheidigte und unzugänglicher machte, als dieß die festesten Mauern hätten thun können. Die Kähne des kleinen Golfes waren alle herübergebracht und lagen am Fuße der Mauer. Von dieser Seite befürchtete man keinen Angriff und keine Ueberrumpelung. Selbst die kleine Besatzung, die man der Vorsicht halber hieher gelegt, hatte zum großen Theile ihren Posten verlassen und war über die Rhone geeilt, als die Sturmglocken ertönten. Die kleine Glocke von St. Gervais läutete vergebens, die wenigen Bürger, die sie in diesem Theile noch aus dem Bette locken konnte, folgten, einmal in der Straße, dem mächtigen Geläute und dem Kampflärm bei St. Viktor und Rive. Selbst die Bürger, die Baudichon gefolgt waren, schlichen sich von den Wällen von St. Gervais wieder fort, als sie hier Alles so ruhig fanden, und eilten hinüber, wo sie dem Feinde und ihren Weibern und Kindern, die sie vertheidigen wollten, näher waren, und Baudichon ging wie ein einsamer Spaziergänger zwischen den einzelnen, hölzernen

Hütten auf und ab, in denen sich die Gruppen der wenigen Bürger sammelten, um sich an dem kleinen Wachtfeuer zu erwärmen.

Jenseits der Sümpfe aber war es lebhafter, als man in St. Gervais vermuthete. Allerdings war am rechten Rhoneufer seit vielen Tagen kein savoyischer Mann, kein Mameluk und kein Löffelritter zu sehen gewesen und hatte es den Anschein, als ob der Herzog seine ganze Streitmacht wie alle seine Bundesgenossen am Fuße des Salève gesammelt hätte, um die Stadt an beiden Ufern, die eigentliche Stadt Genf, zu nehmen. Aber am Abende vor jenem Angriff war bei Peney eine starke Abtheilung von Savoyarden und Verbannten über die Rhone zurückgegangen, um sich in einem großen Bogen über Saconnex dem See zu nähern und St. Gervais zu nehmen, wenn die ganze Bevölkerung durch einen gewaltigen und lärmenden Scheinangriff nach der entgegengesetzten Seite der Stadt gelockt sein würde. Die Nebel waren Schuld daran, daß diese Abtheilung hinter dem wuchernden Gehölz von Weiden und Erlen bei Paquis an den Sümpfen etwas später, als beabsichtigt, aber doch nicht zu spät ankam. Der Herzog hatte die Ausführung dieses Streiches seinem Liebling, dem Herrn v. Belay, anvertraut. Im Gehölze ordnete er noch einmal seine Schaaren und prägte ihnen zum letzten Male ein, was sie zu thun hätten. Sie sollten sich, sobald die Mauern erklommen seien, nicht einen Augenblick auf den schwach besetzten Wällen aufhalten; Jeder, dem es möglich sei, solle sofort von den Wällen hinab in die Straßen und unter dem Schutze der Nacht und des Nebels geraden Weges dem Schlosse auf der Insel zueilen. In dem Schlosse, das einst dem Herzog gehörte, seien noch einige Diener des Herzogs, die ihnen beim Rufe „Savoyen" sogleich die Thore öffnen werden. Man werde sich so mitten in der Stadt festsetzen und der Schrecken, den Das verursachen werde, werde hinreichend sein, die Stadt zur Uebergabe zu bewegen, denn sie könne nicht eine Belagerung aushalten, während sie im Innern selbst einen festen Punkt zu belagern habe.

Dann schärfte Herr v. Belay seinen Leuten ein, auf dem schmalen Sumpfspfade, dem sie jetzt folgen werden, Einer nach dem Andern zu marschiren und, um Dieses in der Dunkelheit ausführen zu können, Einer dem Andern die Hand auf die Schulter zu legen, denn ein Schritt nach rechts oder links habe den Tod im Sumpfe zur Folge. Wer während dieser Wanderung einen Laut von sich gebe, sei des Todes.

Hierauf wandte er sich zurück und rief: „Herr v. Sarran!" Niemand antwortete. „Wo ist der Genfer?" fragte Herr v. Belay zornig, „habe ich nicht befohlen, daß man ein wachsames Auge auf ihn habe? Wenn er uns jetzt fehlt, ist Alles mißlungen. Er war noch vor einer Minute da; schnell sucht ihn!"

Die Soldaten vertheilten sich in die Büsche und kamen nach einer Viertelstunde, während welcher ihr Anführer am Sumpfe fluchend auf- und abgegangen war, mit einem jungen Manne zurück, der die Arme über die Brust gekreuzt hatte, die Zähne knirschte und von Zeit zu Zeit entrüstet die Schultern schüttelte, an denen ihn zwei kräftige Soldaten vorwärts schoben. Herr v. Belay that, als bemerkte er seinen Widerwillen nicht, und sagte freundlich: „Nun, Herr v. Sarran, jetzt ist der Moment gekommen, um Euch an den Genfern zu rächen, die Euch aus der Stadt verbannt, Eure Güter eingezogen und Euch zum Hängen und Viertheilen verurtheilten, und dem Herzog einen Dienst zu erweisen, für den er Euch mit Gütern und Ehren belohnen wird."

Der junge Mann antwortete auf die freundliche Anrede mit einem verdrießlichen Gebrumme.

„Ihr kennt also," fuhr Herr v. Belay fort, „einen Pfad, der mitten durch die Sümpfe an die Stadtmauer führt."

„Ob ich ihn kenne!" rief Sarran, — „in glücklichern Zeiten ging ich ihn oft, um wilden Enten nachzustellen!"

„Nun, so führt uns!"

„Herr v. Belay, es ist was Anderes, auf die Entenjagd zu gehen, und was Anderes, den Feind in seine Vaterstadt zu führen als ein Verräther."

„Das hättet Ihr früher überlegen sollen," rief Herr v. Belay ungeduldig — „nun aber seid Ihr ein Verräther, so seid es recht. Glaubt Ihr, es sei jetzt Zeit, mit Euch zu unterhandeln? Jetzt werdet Ihr uns führen, oder Ihr hänget in der Zeit von fünf Minuten au diesem Baume, mit dem Gesichte der Stadt zugekehrt, die Euer zartes Gewissen nicht verrathen will."

Sarrans Blick folgte dem Finger Belay's, der auf den Baum deutete, dann stieß er einen Fluch aus und schritt vorwärts. Belay folgte ihm, und diesem schlossen sich die andern Soldaten an. Schon gingen sie in langer Reihe, Einer nach dem Andern schweigend und leisen Schrittes auf dem Sumpfspfade, als plötzlich hinter ihnen ein Schuß fiel. Belay hielt erschrocken inne und sagte zu seinem Hintermann: daß der Mann, dem der Schuß losging, augenblicklich niedergestoßen werde; sag's weiter! — Der Befehl ging von Mund zu Mund, bis er an die Hintersten kam, die, noch in Haufen gedrängt, am Ufer standen. Aber dort war der Schuß nicht gefallen. Er war aus dem Gehölz gekommen. Der Bericht kam von Mund zu Mund bis an Herrn v. Belay. Er stutzte einen Augenblick, aber erkennend, daß er schon viel Zeit verloren hatte und daß er nicht erst zurückkehren konnte, um die Sache zu untersuchen, stieß er Sarran vorwärts, marschirte weiter, und die Andern folgten. Es war ein schlimmer Weg, meist schlüpfrig und weich, da die nächtlichen Wanderer selbst auf den einzelnen Stellen, wo er fest war, nur langsam und mit größter Vorsicht aufzutreten wagten. Hie und da glitt wohl auch Einer aus und riß seinen Vordermann mit sich nieder, an dessen Schulter er sich anklammerte, dieser wieder den seinigen, da sie alle wie die Glieder einer Kette an einander hingen, so daß manchmal eine ganze Reihe zugleich niederstürzte. Wenn sie sich auch wieder aufrafften, war doch die Waffe des Einen vom Wasser durchnäßt und die Waffe des Andern gänzlich verloren, da sie in den Sumpf gefallen und nicht Zeit da war, sie zu suchen. Herr v. Belay, dem fortwährend solche Berichte, von Mund zu Mund gehend, zukamen, wurde um so verdrießlicher, als Sarran an

mancher Stelle erklärte, daß er sich nicht zurecht finde. Sarran war nach seiner Weigerung, die er am Ufer ausgesprochen, nicht zu trauen, und dem Anführer wie der ganzen Schaar war es, als führte er sie geraden Weges ins Verderben. Doch schritten sie tapfer vorwärts; sie hatten schon eine lange gewundene Reise zurückgelegt, als am Ufer hinter ihnen ein zweiter Schuß fiel, dann gleich darauf ein dritter, vierter. Es war kein Zweifel, sie hatten einen Feind hinter sich, und der Feind vor ihnen wird geweckt und wird sie gerüstet empfangen. Herr v. Belay ermaß die Länge des zurückgelegten Weges, und seiner Berechnung nach mußte schon seine ganze Schaar, wenn auch in Einer Reihe, sich tief im Sumpfe befinden. Seine Leute machten dieselbe Berechnung, und da in demselben Augenblicke auch von der Stadtmauer gefeuert wurde, bemächtigte sich ihrer eine große Unruhe.

Jener erste Schuß im Gehölz von Paquis hatte in der That Baudichon aufmerksam gemacht. Rasch lief er von Hütte zu Hütte und stellte die Leute der Reihe nach an der Brustwehr auf. Der ganze Plan ward ihm klar: der Feind wird, von einem Verräther geführt, über die Sümpfe herankommen. Die Schüsse waren ihm allerdings unerklärlich, aber Das konnte ihn nicht abhalten, seine Geschütze so richten zu lassen, daß sie den Sumpf bestreichen konnten. Als dort drüben der zweite Schuß fiel, war Alles geordnet, und er befahl, in die Dunkelheit hinauszufeuern. Erst nachdem die Bürger so drei oder vier Mal ihre Geschütze entladen hatten, gab ihnen ein Geschrei und allerlei Lärm da unten die Richtung an, die sie ihren Geschossen geben sollten. Belay, der sich von hinten abgeschnitten wußte, erkannte auch, daß er nicht umkehren konnte; die hintersten seiner Leute hatten ja keinen Führer, der sie auf dem gefährlichen Pfade an dem Rand des Sumpfes zurückzuleiten vermocht hätte. Auch hatten sie dort keinen Offizier. Und er hatte daselbst seine unentschlossensten Leute aufgestellt, denen er den Muth nicht zutraute, sich am Ufer zu schlagen, wenn dieses vom Feinde besetzt war. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als vorwärts zu gehen und seine Leute

mit sich fortzureißen, mit verzweifeltem Muthe die Mauer zu stürmen und sich trotz Allem, wie es verabredet war, irgendwo in der Stadt festzusetzen. Aber selbst die besten Leute in seiner Nähe, alte eingeübte Soldaten, kamen in Unruhe, als sie sich zwischen zwei Feuer genommen sahen und rechts und links kein Ausweichen möglich war. Ein zufällig gut gezielter Kanonenschuß von der Mauer mochte mehrere niederreißen und die Kette durchbrechen. Dieß geschah auch, und plötzlich stand die größere Hälfte der Rotte ohne Führer und Richtung da, mitten im Sumpfe, mitten in dunkler Nacht und undurchdringlichem Nebel. Die Abgetrennten hielten im Marsche inne und schrieen den Vordern zu, daß sie sie holen möchten. Aber Belay stieß Sarrau vorwärts. Dieser machte eine rasche Bewegung, entwand seine Schulter der Hand seines Drängers und war mit einem Sprunge aus dessen Bereiche. Nun war auch Belay führerlos. Er fluchte und gab Befehl, daß man die Fackeln entzünde, die man für alle Fälle, auch um die Stadt in Brand zu stecken, mit sich trug. Die Soldaten, die jetzt nichts inniger wünschten, als den Boden vor ihren Füßen zu sehen, gehorchten schnell und entzündeten Fackeln und lange Blechröhren, die mit Pech gefüllt waren, während hie und da eine Kugel einschlug. Nach wenigen Minuten war die ganze Reihe beleuchtet, wie ein festlicher Zug.

Nunmehr wußten zwar die Belagerten, wohin ihre Geschütze zu richten, da die sich selbst beleuchtenden Angreifer wie ein ausgestecktes Ziel bei nächtlichen Schießübungen waren, aber Baudichon, da er eine große Zahl erkannte und sah, wie sie verzweifelnd heranstürmten, während die Besatzung der Mauer so gering war, wurde erst jetzt mit rechter Besorgniß erfüllt. Am Fuße der Mauer zog sich ein langer Streifen festen Bodens hin, auf dem die Stürmenden eine große Zahl von Leitern anlegen konnten, um auf mehreren Punkten zugleich heranzuklimmen. Es war zweifelhaft, ob Baudichon Leute genug hatte, um einen Sturm auf vielen Punkten zugleich abzuschlagen, und doch mußte er mehrere Männer in verschiedenen Richtungen absenden



Hülfe zu holen, und so seine kleine Schaar noch verringern, ohne Hoffnung, diese Hülfe bald ankommen zu sehen, da die Vorstadt St. Gervais wie ausgestorben war und seine Boten über die Rhone bis an die entgegengesetzten Ecken der Stadt laufen mußten. Er eilte von einem Posten zum andern, um aufzumuntern, und legte überall selbst Hand an, um Steine hinabzuwälzen und die Leitern, die hie und da schon angelegt waren, umzustürzen, oder auch einen kühnen Vordermann, der sich schon auf die Brustwehr schwang, niederzuhauen. Dennoch standen schon Einzelne auf der Brustwehr und wurde schon auf dem Walle selbst gekämpft, da es unmöglich gewesen, die Stürmenden überall zurückzuhalten. Ja, mehrere Savoyarden waren bereits, nachdem sie in der Dunkelheit unbemerkt und in einiger Entfernung von der Stelle, wo der Kampf am Lebhaftesten war, die Mauer erklommen hatten, von dieser unaufgehalten hinab in die Straßen gestürzt, die sie mit Siegesgeschrei: „Hoch Savoyen! Savoyen und das Kreuz!" erfüllten.

Die kleine Besatzung erschrak, als sie dieses Geschrei hinter sich hörte, sie stutzte in ihrer bisher unermüdlichen Arbeit, und Baudichon fürchtete, sie im nächsten Augenblicke fliehen zu sehen, als plötzlich eine Sturmleiter nach der andern zusammenbrach und unten, am Fuße der Mauer, mit dem Rufe: „Hoch Genf und die Freiheit!" ein tobender Kampf begann.

Es war wie ein Mirakel, wie eine wunderbare, vom Himmel gesandte Hülfe in der höchsten Noth. Baudichon erinnerte sich der Schüsse, die vorhin jenseits der Sümpfe im Rücken des Feindes gefallen waren; es mußten Freunde sein, die da unten für Genf kämpften, obwohl er sich nicht erklären konnte, woher diese Freunde kommen sollten. Auf einer Leiter, die man wenige Minuten vorher hinaufgezogen hatte, klomm oder vielmehr sprang er hinab, und die Besatzung der Mauer folgte ihm mit flammenden Scheiten von den Wachtfeuern in der Hand. Die savoyischen Soldaten in ihren Uniformen waren leicht von Denen zu unterscheiden, welche gegen sie kämpften, da diese in gewöhnlicher

bürgerlicher und Handwerkertracht waren und, während sie schlugen, immer den Ruf: „Hoch die Genfer!“ erhoben. Die wenigen Savoyarden, die noch aufrecht standen, streckten die Waffen, als sie auch die Vertheidiger des Walles herabkommen sahen, und der gewaltige Kampflärm verstummte plötzlich.

„Wer seid Ihr,“ rief Baudichon, indem er einen der ihm zunächst Stehenden an der Hand faßte, „die Ihr wie Engel des Himmels im rechten Momente die nöthige Hülfe brachtet?“

„Wer wird's sein, Herr Baudichon,“ antwortete eine kräftige Stimme, „als gute Genfer?“

„Die Stimme kenne ich,“ rief Baudichon, „ist es nicht unser braver Waffenschmied Violet?“

„Er selbst!“

„Aber seid Ihr nicht seit lange von Genf abwesend?“

„Allerdings, ich und meine Kameraden; wir kommen aus Lyon, um Genf zu helfen, und mit Gottes Hülfe ist es uns gelungen.“

„Ja,“ rief Baudichon und schloß ihn in die Arme, „Das war Hülfe in der Noth. Ohne Euch wäre jetzt Genf verloren. Euch dankt es seine Freiheit!“

„Nicht uns, Herr Baudichon,“ antwortete Violet, „diesem tapfern Ritter danket. Ohne ihn wären wir längst aufgerieben und hätten die Mauern unserer lieben Vaterstadt nie gesehen. Er wußte unser kleines Häuflein dem Verderben zu entziehen und uns so zu führen, daß wir dem Feinde im entscheidenden Momente in den Rücken fallen konnten.

Baudichon war erstaunt, daß es ein Edelmann sein sollte, dem Genf seine Rettung verdankte, und noch mehr erstaunt war er, als der Waffenschmied diesen Edelmann als Herrn Philibert von Beaufort vorstellte. Bei Nennung dieses Namens erhob sich ein Verwundeter am Fuße der Mauer, blickte beim Lichte der Fackeln Philibert ins Gesicht und rief mit bitterm Lachen: „Seid Ihr es, Herr von Beaufort, der mir den schlechten Stre' spielte? In der That, Ihr seid es! Ihr habt Euch gut ge-

dafür, daß ich Euch Euer Fräulein Claire entführen wollte. Euer Ohm hat mir wohl von Eurer Flucht geschrieben und mich beauftragt, auf Euch zu fahnden; nun habt Ihr mich erwischt. So geht's. Das Leben ist ein Würfelspiel. Aber glaubt nicht, daß Ihr damit Euer Mühmchen gewinnt; Messire Antoine de Beaufort wird Das zu verhindern wissen. Chillon ist ein guter Käfig für Ketzer. Ade! Herr Beaufort, viel Glück bei den Ketzern!"

Herr von Belay sank zurück und streckte sich, und indem er die Hand auf seine Brustwunde drückte, murmelte er noch: „Es ist aus! hol der Teufel den Herzog!"

Mit Mühe brachte man den Verwundeten die Leiter hinan auf die Mauer; als man ihn oben hinlegte, war er eine Leiche. Auf den Leitern, die man nun sorglos in großer Anzahl aufstellte, klomm die Schaar Philiberts hinan, und die Einen küßten den Boden der Vaterstadt, die Andern wurden von Freund und Bekannten umarmt. Die Wälle von St. Gervais füllten sich mit Volk und Bewaffneten, die auf den Ruf der Boten Baudichons in um so größerer Zahl herbeieilten, als sich die Savoyarden von den Thoren St. Viktor und Rive zurückzogen.

Die Sonne ging auf und beleuchtete ein Volk, das im Bewußtsein seiner Rettung glücklich und trunken, und einen Kampfplatz, der von Leichen bedeckt war. Vor einer derselben, die mit ausgebreiteten Armen auf dem Rücken lag und auf Brust und Gesicht breite Wunden gen Himmel wandte, kniete Philibert und sah in ihre weitaufgerissenen Augen. „Armer Jehan Goulé!" seufzte er, „sonderbare Menschenschicksale: da ist der Henker von Chillon für eine gute Sache gefallen! Friede deiner Asche, armer Jehan!"

Als die eigentlichen Sieger wurden die Handwerker aus Lyon, mit Philibert an der Spitze, umgeben von einer jubelnden Volksmenge, vor die Schöffen und den kleinen Rath geführt, um den Dank des Vaterlandes zu empfangen.

Zur selben Stunde eilten einzelne Streifpartien zu allen Thoren hinaus, um für das jubelnde, aber hungrige Volk Mundvorrath zu holen. Am rechten Rhone-Ufer war das Land

vom Feinde frei bis an den Jura. In der Gegend von Versoise stieß eine der Streifpartien auf eine berittene Schaar; es war Herr Augspurger mit Gefolge, der aus Bern zurückkam. Als ihm berichtet wurde, was diese Nacht vorgegangen, ritt er kopfschüttelnd weiter und sagte zu Herrn Diessenbach, der mit ihm kam, um durch Genf weiter in das Lager des Herzogs zu reiten: „Ihr seht, Herr Diessenbach, wie Recht ich hatte. Bern hat zu lange gezögert; Ihr kommt mit Euerm Absagebrief an Savoyen zu spät. Genf hat sich ohne unsere Hülfe gerettet; unser Verdienst wird jetzt nur ein geringes sein. Desto besser für Genf!"

Elftes Kapitel.

Chillon.

Wenige Wochen nach jener Nacht war die Welt um den Genfer See so verändert, als wären mehrere Menschenalter mit den mannigfaltigsten Umwälzungen über sie dahingegangen. Das Volk von Bern war von dem treuen Ausharren der Genfer bei der Mitbürgerschaft und von ihrem Muthe in tiefsten Nöthen gerührt und zeigte sich mit den Herren von Bern unzufrieden; diese erkannten, daß sie sich mit der heldenmüthigen Stadt einen nützlichen Bundesgenossen retteten, und erschraken über die Absichten Frankreichs, die Verey vor Herrn Augspurger verrathen hatte, denn sie wünschten es keineswegs, daß König Franz einen Fuß diesseits des Jura habe. Das Berner Volk war gerüstet, und als ihr Führer, der alte Hans Franz Naegeli, die Fahne mit dem Bären wehen ließ, strömte es schon zwei Tage, nachdem Herr Diessenbach in St. Julien dem Herzog den Absagebrief übergeben, wie in gewaltigen Wildbächen von den Bergen herab ins Waadtland. Die Schaaren des Herzogs flohen und zerstoben, ohne zu wissen, wohin sie sich retten sollten, denn während er

vor Genf seine Kräfte verschwendete, anstatt die Pässe Savoyens zu bewachen, hatte sich König Franz dieses Landes bemächtigt, um sich den Weg zu einem neuen Einfalle in Italien zu sichern. Die Berner nahmen das Waadtland im Sturmschritt und mit dem Waadtland das Bisthum von Lausanne. Die savoyischen Kastellane öffneten in panischem Schrecken überall die Thore; die Burgen der Löffelritter wurden in Asche gelegt und der Erde gleich gemacht, die Löffelritter selbst flohen dem Herzog ins italienische Land nach, um bei ihm oder seinem Bundesgenossen Karl V. Dienste des Kriegsknechts zu thun, oder sie unterwarfen sich demüthig den Herren von Bern, froh, wenn sie als Bailly's in einem ihrer Schlösser belassen wurden. Der Löffel, das Symbol ihrer Gefräßigkeit, war verschwunden. Wie diesseits das Waadtland, so fielen, nachdem sie Genf durchzogen und mit den Genfern das Fest der Befreiung gefeiert, jenseits des Sees die weiten und milden Landschaften des Chablais und Faucigny in ihre Gewalt; erst in Chambery, der Hauptstadt Savoyens, machte Naegeli Halt, während Herzog Karl flüchtig und ohne Land in die Fremde irrte.

Auch die Genfer erhoben ihre Fahne aufs Neue, stürmten aus ihren Mauern hervor und brachen die Schlösser des Herzogs: Peney, woher ihnen noch vor Kurzem die Mameluken so vielen Schaden angethan, Jussy und Gaillard, in deren Kerkern so oft ihre besten Bürger geschmachtet, Sacconex, das von seinem lieblichen Hügel so düster herabdrohte, und eroberten all das Land, das ihnen noch heute gehört und mit dem sie später als Kanton in den Bund der Eidgenossenschaft traten. Den siegreichen Schaaren der Berner folgten überall die Prediger der neuen Lehre und predigten nun auf offenem Markte in denselben Städten, in denen sie vor einigen Tagen, um des Evangeliums willen, hätten das Blutgerüst besteigen müssen. So weit war es gekommen, daß, wie es aus den Rathsregistern von Genf aus dem Jahre der Befreiung 1536 heißt: „Niemand diesseits des Sees es wagte, sich als Savoyarden zu bekennen.“

Keine Erdscholle rings um den herrlichen See gehorchte mehr dem savoyischen Herzog — nur Chillon stand noch aufrecht, und von Chillons viereckigem Donjon wehte noch allein die herzogliche Fahne.

Wie ein Geist, der nicht zur Ruhe kommen kann, eilte Messire de Beaufort durch die düstern Räume des Schlosses; nur auf der höchsten Galerie machte er manchmal Halt, um gegen Westen auszuspähen, ob der Feind nicht schon in Vevey zu Lande oder zu Schiffe auf dem See herbeieile. Drüben in Meillerie und diesseits in Clarens wehte schon, wie ihm zum Hohne, die Berner Fahne, und die Bewohner des nahen Montreux kamen oft auf die grünen Höhen in nächster Nähe des Schlosses mit einer Standarte, auf die ein unförmlicher Bär gemalt war, um die letzte Veste des Herzogs von Savoyen zu verspotten, und unter den Nußbäumen am Ufer sammelten sich oft große Mengen, um den neuen Predigern zu lauschen und nach den Predigten Psalmen anzustimmen, deren langsame und feierliche Melodie der Seewind bis an das Ohr des Kastellans herübertrug. Seine Stirn verdüsterte sich mehr und mehr. Obwohl die Zugbrücke aufgezogen war, die Geschütze überall drohend ihre Mäuler nach allen Seiten hervorstreckten, fürchtete er doch, daß jene Mengen, die ihn verhöhnten, eines Tages plötzlich mit ihren Predigern an der Spitze hereinbrechen könnten, um im Hofe von Chillon selbst ihren ketzerischen Gottesdienst zu halten und die Kapelle des heiligen Riton, des Schutzpatrons des Sees, zu entweihen. Der Gedanke, die Veste an eine unsoldatische Volksmenge zu verlieren, war ihm am Unerträglichsten.

Ueberall sah er Verräther, die, während er eben nach den Feinden ausspähte, unten die Zugbrücke fallen lassen und das Thor öffnen könnten. Aber die kleine Schaar der Valaisaner unter Barberouge's Anführung, welche die Besatzung des Schlosses bildete, durfte er nicht dadurch kränken, daß er ihnen den geringsten Verdacht zeigte, obwohl er auch sie fürchtete, seit er wußte, daß auch ihre Landsleute, Die von Wallis, obwohl katholisch, eben so wie

die Freiburger das Unglück Savoyens benützend, losgebrochen waren, um sich eines Antheils an der Beute zu versichern. Seine Besorgniß ging so weit, daß er selbst die Gefangenen in den Kerkern fürchtete, und wenn es nur Einem von ihnen unter diesen Umständen gelang, sich mit der Besatzung in Verbindung zu setzen, wie leicht konnte er sie entmuthigen oder zum Abfall bewegen. Sie waren Ketzer, und Ketzern traute er die größte Hinterlist, vor Allem eine unwiderstehliche Ueberredungskunst zu. Halb in diesem Gefühle, halb um sich an ihnen, als zum Feinde gehörig, zu rächen, hätte er ihre Haft gerne verschärft, wenn es möglich gewesen wäre. Ihre Gefängnisse waren die tiefsten und schlechtesten des ganzen Schlosses; sie waren schon an Händen und Füßen angeschmiedet und von jeder menschlichen Gesellschaft abgeschnitten. Er konnte nur die Wachen vor ihren Thüren verdoppeln und jeden Tag zu ihnen hinabsteigen, um sich zu versichern, daß Flucht oder Hervorbrechen oder irgend welche Verbindung mit außen unmöglich sei.

Aber Chillon beherbergte noch eine Person, die er mehr fürchtete, als alle anderen, und der gegenüber die Furcht sich in einen stillen Haß verwandelte, da er es nicht vermeiden konnte, daß er eben sie am Meisten fürchten sollte. Die Person war seine Tochter Claire. Seit der Flucht Philiberts betrachtete er sie als eine gegen ihn Verschworene, doch schwieg er aus Rücksicht für die Braut des Herrn von Belay; aber seit dem Tode dieses Ritters hatte jene Rücksicht aufgehört. Er behandelte sie als Ketzerin und als offenen Feind. Sein Plan, sie wieder und zwar für immer, sei es als Nonne, sei es als Büßerin, in ein Kloster zu stecken, um die Schande der Familie zu ersticken, wurde aufs Neue aufgenommen; aber bevor er ins Werk gesetzt werden konnte, war alles savoyische Land in die Hände des Feindes gefallen, das katholische Wallis in der Nachbarschaft und Freiburg in seinem Rücken erklärten sich ebenfalls gegen den Herzog, und alles andere Land hinter ihm war der neuen Lehre zugethan. Es blieb Herrn von Beaufort nichts übrig, als seine

Tochter in Chillon zu behalten; aber hier mußte er sie, die ihre ketzerischen Gedanken nicht mehr verbarg und bei der Zuvorkommenheit, die ihr Barberouge bewies, die Besatzung oder wenigstens ihren Führer zum Abfall bewegen konnte, in sicheren Gewahrsam bringen. Wenn sie ihm ehemals seinen treuesten Diener Jehan Goulé abwendig machen und sich zu Bonnivard schleichen konnte, wie leicht konnte sie jetzt, wenn Verwirrung oder Auflösung eintreten mochte, mit den Gefangenen gemeinschaftliche Sache machen, vielleicht die Veste verrathen. Claire war ihm nur noch ein Feind und eine Staatsgefangene.

Sie bewohnte nicht mehr die prunkvollen Gemächer Annens von Cypern, sondern eine einsame Zelle in einem der runden Thürme, die der Landseite zugekehrt sind. Sie, die vor wenigen Monaten mit der Absicht, einen Gefangenen zu befreien, nach Chillon gekommen war, war nun selbst eine Gefangene in Chillon. Sie wußte nun, trotzdem das Tageslicht zu ihr gelangen konnte, trotzdem sie auf der grünen Bergwand vor ihr manchmal einen Jäger oder Wanderer vorbeistreifen sah und von unten die Lieder der Soldaten hörte, wie öde, bang und traurig sich die Tage der Haft dahin spinnen. Diese Erfahrung machte das Andenken an Bonnivard nur schmerzlicher; sie machte sich Vorwürfe, daß sie nicht auf Mittel gesonnen, ihn mit Gewalt, auch gegen seinen Willen, zu befreien, und sann neue Pläne aus für die Zukunft. Oft träumte sie von Philibert, der eines Tages zurückkehren werde, um für sie auszuführen, was ihr mißlungen war. Seit er für sie mit seiner ganzen Vergangenheit gebrochen, für sie in freiwillige Verbannung gegangen war, knüpfte sie jedes ihrer Gefühle, jeden Gedanken an ihn, bis all ihr Dichten und Trachten in den Träumen der Einsamkeit unauflöslich mit ihm verwachsen war und ihr diese Einsamkeit, in der sie ungestört seiner denken konnte, lieb wurde.

Bald nach dem Anfange ihrer Haft, als Barberouge ihr Verschwinden bemerkt und ihren Aufenthalt ausgekundschaftet hatte, kam er an ihre Thüre und bot ihr seine Hülfe an, um sie,

wie es die Courtoisie gebot, zu befreien. Aber sie dankte ihm ablehnend. Es widerstrebte ihr, ihren Vater in der bedrängten Lage seine Abhängigkeit von Barberouge noch einmal um ihretwillen fühlen zu lassen. Seitdem begnügte sich der fröhliche Bandenführer aus Wallis mit einzelnen Aufmerksamkeiten, indem er ihr durch die Frau des neuen Kerkermeisters, die sie bediente, manchmal einen Blumenstrauß zuschickte oder am Fuße ihres Thurmes einzelne Sänger aus seiner Schaar aufstellte, die, ohne zu wissen, für wen sie es thaten, aus Italien mitgebrachte Lieder singen mußten. Es fiel ihnen dabei nur das Eine auf, daß Barberouge bei solchen Serenaden alle wilden Landsknechtlieder mit ungewohnter Sittenstrenge verpönte und ihnen nur die zartesten wälschen Balladen zu singen gestattete.

Schon begann der Berg vor ihrem Fenster — jener schöne Berg, der Chillon so hold umrahmt und diesen Theil des Sees selbst im Winter vor kalten Stürmen schützt — sich mit dem ersten goldnen Grün zu bekleiden. Einzelne Rinderheerden gingen schon langsamen Schrittes über seine gewundenen Pfade hin und ließen ihre Glocken durch die feuchte Luft des Vorfrühlings melodisch und melancholisch erklingen. Claire's Augen füllten sich zum ersten Male seit ihrer Gefangenschaft mit Thränen der Sehnsucht nach Freiheit und nach einem glücklicheren Leben, darauf jedes junge Gemüth Ansprüche erhebt. Die Trauer leitete ihre Gedanken in Bonnivards Gefängniß, dem selbst das Glück fehlte, das solche traurige Stimmung bei den ersten Blicken und Stimmen des Frühlings sogar im Kerker gewährt. Beim Anblicke der friedlichen und holden Natur schien ihr das menschliche Leben unendlich grausam, im verzweifeltsten Widerspruche mit der schönen Schaubühne, auf der es seine Trauerspiele aufführt. Ihr ganzes Wesen empörte sich gegen den Gedanken, daß dieser Widerspruch eine Nothwendigkeit sei, und bekräftigte sie in der Ueberzeugung, daß es besser werden müsse in dieser traurigen Welt — und so verwandelte sich ihre Trauer in Hoffnung. Noch mit thränenden Augen blickte sie zum engen Thurmfenster hinaus

und steckte sie — ein schönes Bild in traurigem Rahmen — das junge Haupt aus dem Gitter hervor, um den Frühling so weit als möglich zu sehen, als sie tief unter sich die Galeere, die vor dem Schlosse auf der See Wache gehalten hatte, eilig hereinrudern sah, um da, wo der See zwischen Chillon und dem Festlande eine Art von Festungsgraben bildete, unterhalb der Zugbrücke, anzulegen. Die Galeere war offenbar auf der Flucht und suchte Schutz hinter dem Schlosse.

Vor wem konnte die Galeere fliehen? Kein Widersacher des Herzogs konnte auf dem See Schiffe ausrüsten, als Genf. Kamen sie endlich, um Bonnivard zu befreien?

An demselben Tage sah sie, hart vor ihr, auf allen Pfaden, die sich den Berg hinaufschlängelten, große Schaaren Bewaffneter erscheinen, die sogleich die gewaltigsten Baumstämme fällten und auf allen Vorsprüngen und Plateau's die Erde aufzuwühlen begannen. Nach wenigen Stunden war der Berg, hoch über Chillon, mit Brustwehren bedeckt. Ochsen und Maulthiere trugen auf ihrem Rücken Geschütze herbei, die gleich darauf aus den Schanzen hervorlugten und ihre ehernen Mäuler dem Schlosse entgegen gähnen ließen. Auf der mittelsten der Schanzen entfaltete sich, ehe die Sonne sank, die Standarte Berns. Chillon war belagert.

Zwölftes Kapitel.

Freiheit.

Die Berner, als sie das Waadtland unter Hans Franz Naegeli eroberten, hatten, um sich in ihrem Siegeslauf nicht aufhalten zu lassen und um Genf rechtzeitig zu entsetzen, von Lausanne aus ihren Marsch westwärts gerichtet und Chillon im Osten vernachlässigt. Von Genf aus setzten sie ihren Zug, auf Bitten der Genfer selbst und mit diesen vereinigt, weiter fort in

die Staaten des Herzogs und eroberten, wie schon erzählt, Chablais, Faucigny und das eigentliche Savoyen. Erst im Monat März, nachdem diese Eroberungen vollendet und befestigt waren, konnten sie daran denken, die des Waadtlandes durch die Einnahme von Chillon zu vollenden. Die Genfer rüsteten freiwillig fünf Galeeren aus, oder vielmehr verwandelten fünf elende Barken in Galeeren, beluden sie mit Geschützen und sandten sie aus, um die Berner von der Seeseite aus zu unterstützen und ihre Gefangenen zu befreien. Die größte der Barken rüstete man mit den vier Geschützen aus, welche Bonnivard der Stadt geschenkt hatte, eine That, welche die Reihe seiner patriotischen Thaten eröffnete, und welche zuerst das Mißtrauen des Herzogs auf ihn zog.

Die Geschütze von St. Viktor sollten nun den Prior von St. Viktor befreien helfen. Als sie auf dem Damme in Genf eingeschifft wurden, umgab sie das Volk mit Segenswünschen und gab ihnen Grüße mit an ihren ehemaligen Herrn. Die Genfer hatten auch gewaltige Wollenballen mitgenommen, die sie rings auf den Rändern der Barken aufschichteten, um sich hinter ihnen vor den Kugeln der Feinde zu schützen; zwischen den Ballen blickten die Geschütze hervor wie aus Schießscharten, so daß die Barken wie kleine schwimmende Festungen aussahen.

Die Kanonen Bonnivards eröffneten das Feuer; ihnen folgten die andern Geschütze der Genfer, und diesen schlossen sich sofort die Berner von der Höhe des Berges an. Es war bei Tagesanbruch, und zwar den 28. März. Chillon erbebte in seinen Grundfesten. Vom nahen Berge wiederhallte der Kanonendonner mit doppelter Gewalt, rollte über den See hin, wo er, auf Felswände stoßend, zurückprallte, um neuem Kanonendonner und Wiederhall zu begegnen. Der ganze große Kessel des obern Sees zwischen Vevey und den Mündungen der Rhone war wie von einer unendlichen Zahl gewaltiger Gewitter erfüllt. In der That glaubte Bonnivard von einem Frühlingsgewitter geweckt zu werden; er erhob den Kopf vom Steine und horchte mit

traurigem Lächeln. „Da ist der Donner wieder,“ sagte er vor sich hin, „der Bote des Frühlings! Es wird bald Frühling werden, und mein Sonnenstrahl wird mich bald besuchen.“ Aber da er länger horchte, konnte er wohl die einzelnen Schläge unterscheiden und endlich erkennen, daß jenem Donner von Außen ein Donner von Innen antwortete. Bei dieser Entdeckung schnellte er vom Boden empor, und mit einer Kraft, von der er sich längst verlassen glaubte, stürzte er die wenigen Schritte vorwärts, die ihm seine Kette zu machen erlaubte. Drei Schritte vom Ringe, an den er gefesselt war, mußte er innehalten. Niemals seit sechs Jahren riß er mit solcher Ungeduld, mit solchem Zorne wie jetzt an seiner Kette, die ihm nicht gestattete, bis an die kleine Scharte vorzudringen, welche ihm vielleicht einen Blick nach Außen erlaubt hätte. Mit unendlicher Sehnsucht blickte er hinauf zu ihr; bei jedem Donnerschall spannte er die Kette aufs Neue und strengte er sich an, sie zu sprengen, bis sein schwacher Körper unter den fortwährenden fruchtlosen Anstrengungen und der mächtigen Aufregung zusammenbrach und so die Kette, im Falle, näher an den Ring zog. Aber auf dem Boden liegend und zu kraftlos, um nur noch den Kopf empor halten zu können, murmelte er: „Freiheit! Freiheit!“ Und nachdem ihm so qualvolle und glückselige Stunden langsam und rasch dahingegangen waren und plötzlich, wie es ihm schien, über seinem Haupte sich ein mächtiges, stürzendes Gepolter vernehmen ließ, als ob die Berge zusammenfielen, da eine Mauer, vielleicht ein Thurm zusammenstürzte, rief er, die Arme erhebend: „Brechet zusammen, Kerkermauern! Bedecket und begrabet mich mit eurem Schutte, wenn sie nur siegen!“

Es war die obere Hälfte eines südwestlichen Thurmes, die zusammenstürzte, einen Theil der Mauern niederriß, eine Platform durchbrach, den Hof mit Trümmern anfüllte und in den dichten Pulverdampf eine Wolke von Staub mischte, daß die Belagerten zu ersticken dachten und das Feuer für einige Zeit einstellten. Die durchbrochene Platform war die einzige Stelle, von

der aus die Belagerten mit leichten Geschützen und Büchsen, vor den Bernern auf dem Berge durch einen vorstehenden Thurm geschützt, dem Feuer der Genfer antworten, ja ihre Fahrzeuge beherrschen konnten. Die andern Galerien und Platformen waren, trotz ihrer Zinnen und Brustwehren, den Bernern, die auf dem Berge einen höhern Standpunkt einnahmen, so sehr ausgesetzt, daß sie gleich nach der Eröffnung des Feuers mit Verlust verlassen werden mußten.

Die Belagerer erkannten das Günstige ihrer Lage, und da nach dem Einstürzen des Thurmes das Feuer in Chillon schwieg, glaubten sie, das Schloß habe die Artillerie der Verbündeten genugsam erprobt und werde zur Kapitulation geneigt sein. Baudichon, der die Genfer kommandirte und die Veste, die vier edle Genfer als Gefangene beherbergte, nicht in Grund schießen wollte, sandte mit Einwilligung der Berner einen Herold ab, in Begleitung eines Fahnenträgers und eines Trompeters.

Barberouge, der von den Zimmern der Prinzessin von Cypern die Einschiffung des Genfer Herolds beobachtet hatte, stieg in den Hof hinab, um dem Kommandanten die Nachricht zu bringen. Er fand Messire de Beaufort auf einem Mauertrümmer sitzend, den Kopf in die Hand gestützt. Als dieser Barberouge nahen sah, sagte er: „Kapitän, glaubt Ihr, daß das Schicksal der Menschen und Staaten, ja der einzelnen Häuser in Zahlen zu berechnen sei?“

„Ihr meint, wie die Rechnung eines Menschen bei einem Weinwirth auf dessen Durst schließen läßt?“ fragte Barberouge.

Aber ohne auf diesen Scherz einzugehen, sagte Messire de Beaufort: „Es ist wohl mehr als Zufall, daß Chillon in diesem Jahre gerade drei Jahrhunderte alt ist. Es wurde im Jahre 1236 von Amadeus V. gebaut. Es ist ihm wohl bestimmt gewesen, sich gerade dreihundert Jahre im See zu bespiegeln. Es ist wohl auch kein Zufall, daß gerade Chillon, wo Philipp von Savoyen durch einen großen Sieg sich den Besitz des Waadtlandes sicherte, wieder der letzte Punkt sein soll, den er im Waadtlande verliert.“

„Herr von Beaufort," sagte Barberouge, nachdem er ihn einige Zeit erstaunt angesehen, „Ihr kommt mir sehr empfindsam vor. Es ist übrigens möglich, daß hinter allen diesen Dingen sehr viel Astrologie steckt, vielleicht auch Astronomie. Aber von den Dingen verstehe ich nichts. Meine ganze Astrologie besteht darin, daß ich weiß, wie vor dreihundert Jahren von den Dingen, die wir Kanonen nennen, noch keine Spur bestand, und daß man damals sehr klug sein und ein festes Schloß am Fuße eines Berges erbauen konnte. Euer Amadeus war wahrscheinlich ein sehr kluger Mann, daß er das Schloß hierher baute, wo es den Eingang in das Waadtland beherrschte, denn zwischen Berg und Schloß konnte sich damals kein Feind durchdringen, so eng ist der Paß. Heute aber wäre Euer Amadeus ein ganzer dummer Herzog, wenn er das Schloß wieder an dieselbe Stelle und an den Fuß des Berges bauen wollte, wo man Euch so viele Kugeln auf den Kopf regnen läßt, als man nur will, so daß alle Eure Galerien und Zinnen nutzlos sind. So viel erkenne ich ohne alle Astrologie und hätte ich, wenn ich überhaupt an Denken gewöhnt wäre, erkennen sollen, bevor ich meine Valaisaner auf Euere Platformen aufstellte, wo sie zusammengeschossen wurden wie die Vögel auf laublosen Bäumen. Und so glaube ich auch, werdet Ihr dem Herold Gehör geben, den die Genfer so eben von ihren Schiffen absenden."

„Die Genfer!" rief Herr von Beaufort, indem er erzürnt aufsprang — „niemals werde ich mit den Genfern unterhandeln; sie sind Rebellen gegen meinen gnädigen Herrn. Wären es noch Die von Bern, vielleicht — geht hin, Barberouge, empfanget den Herold an der Brücke und lasset ihn nicht zu Worte kommen."

Barberouge zuckte die Achsel und sagte nach einigem Besinnen: „Ihr seid hier der Befehlshaber. Gesegne es Euch Gott; aber ich sage Euch, Chillon ist nicht zu halten."

Barberouge ging und bestieg die Galerie über dem Thore in dem Augenblicke, als der Herold draußen erschien. Noch

bevor dieser ins Horn stieß, rief er ihm zu: „Gebt Euch keine Mühe, Herr Herold! Messire de Beaufort will von Uebergabe nichts wissen."

Dennoch stieß der Herold ins Horn, da aber Barberouge sich wieder von der Galerie zurückzog, weder ein Anderer an seiner Stelle erschien, noch die Zugbrücke heruntergelassen wurde, ging er unverrichteter Sache wieder zu den Schiff zurück.

Doch wurde den Rest dieses Tages hindurch Waffenruhe gehalten; nur manchmal warfen die Verbündeten eine Kugel ins Schloß, wie um an ihre Anwesenheit zu erinnern. Sie bereiteten sich zu einem kräftigeren Angriff vor, und zu diesem Zwecke wurde Baudichon, ein Kenner des Geschützwesens, auf den Berg zu den Bernern eingeladen, daß er ihnen Rath behufs neuer Schanzenlager ertheile. Er benutzte diesen Besuch im Lager der Verbündeten, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie tiefere Theile des Schlosses zu schonen hätten. „Dort," sagte er, „befinden sich die Gefängnisse, und in diesen Gefängnissen schmachten die Besten unserer Landsleute, darunter Bonnivard, die allein die Eroberung dieses Felsens wünschenswerth machen. Wir wollen nicht, indem wir ein altes Schloß erobern, uns selbst um gute Bürger bringen und sie unter den Trümmern begraben."

Während draußen große Thätigkeit herrschte, war das Innere des Schlosses von traurigem Schweigen erfüllt. Der letzte Soldat hatte nach den ersten Angriffen erkannt, daß Chillon nicht zu halten sei. Man hielt es für überflüssig, den erlittenen Schaden auszubessern, und ließ Alles, wie es war, von Schutt und Steinen erfüllt. Messire de Beaufort saß immer auf seinem Mauertrümmer, den Kopf in die Hand gestützt, und wälzte Gedanken in seinem Hirn, welche die Besatzung nicht für ermuthigend hielt. Gegen Abend setzte sich Barberouge zu ihm, sah ihn kopfschüttelnd an und fragte endlich, ob er für die Nacht keine Befehle zu ertheilen habe. Der Kastellan starrte ihm lange prüfend ins Gesicht und sagte endlich: „Barberouge, lasset den ganzen Pulvervorrath aus dem Thurme in die untersten Gewölbe tragen."

Barberouge machte große Augen. „Verstehe ich Euch, Messire de Beaufort?“

„Wenn Ihr ein rechter Soldat seid und etwas auf Eure Ehre haltet, so versteht Ihr mich,“ erwiderte der Kastellan, ohne aufzublicken.

„Ihr wollt das Schloß und uns in die Luft sprengen.“

„Dazu bin ich entschlossen. Es war dem Schlosse bestimmt, gerade dreihundert Jahre zu leben. Die Herzoge von Savoyen haben es gebaut, ihnen gehört es, und es soll diesen Krämern und Kuhhirten nicht in die Hände fallen. Schade genug, daß die fünfzig Schlösser des Herzogs, der Ritter und der Bischöfe so rasch nacheinander fielen wie vergiftete Fliegen. Der letzte Besitz des Herzogs auf diesem Grunde soll wenigstens auf gute alte Weise von der Erde verschwinden.“

„Und wir Alle mit?“ fragte Barberouge.

„Ja, wir Alle mit!“

„Das thut mir leid! Jetzt gerade, da es wieder in Italien losgegangen. Rom wird vielleicht wieder genommen, und ich sage Euch, wer einmal dabei gewesen, der wünscht sein Leben lang, dieses Vergnügen zum zweiten Mal zu genießen. Von Chillon aus wollte ich geraden Weges über den Simplon nach Wälschland reiten; seit Wochen träume ich nichts Anderes. Nun soll ich hier in die Luft und zum Teufel fahren. Aber Ihr habt zu befehlen, und zur Zeit ist meine Seele Euch verschrieben.“

Barberouge ging, um den Befehl des Kastellans zu vollziehen und den Pulvervorrath in die untern Gewölbe tragen zu lassen, aber nach wenigen Schritten kehrte er wieder zurück.

„Sire de Beaufort, sollen die Gefangenen mit in die Luft fahren, oder werden sie vorher freigelassen?“

„Sie bleiben, wo sie sind!“ antwortete der Kastellan.

„Das mögt Ihr mit Eurem Gewissen ausmachen, Herr von Beaufort, wenn Ihr Leute, die an der Kette liegen, mit in die Luft sprengt oder unter den Trümmern Eurer Thürme begrabt. Das geht mich nichts an. Aber da sind auch einige Weiber im

Schlosse und unter andern Euer Fräulein. Sollen die auch mit?"

Der Kastellan schwieg. Barberouge fuhr fort: „Es ist gegen die Courtoisie! Was weiblichen Geschlechts ist, muß aus dem Schlosse, Das mache ich Euch zur Bedingung, wenn ich Euch zu der Luftfahrt verhelfen und Gesellschaft leisten soll."

„Thut, wie Ihr wollt," antwortete der Kastellan kurz, „nur daß für morgen Alles bereit sei."

Barberouge wandte sich wieder, um zu gehen, hatte aber noch eine Frage zu stellen: „Und wem, Sire de Beaufort, habt Ihr die Ehre zugedacht, den Funken in das Pulverfaß zu werfen?"

„Mir selbst!"

Barberouge zog den Hut, verneigte sich und sagte: „Erlaubt mir, Euch mein Kompliment zu machen, wenn ich Euch nicht mehr sehen sollte."

Er putzte den Staub von Wamms und Stiefel, strich sich den Bart in Ordnung und stieg die Thurmtreppe hinauf, die zu Claire's engem Gemach führte; aber er fand die Thüre offen, und das Gemach war leer. Die Thüre hatte sich während der Beschießung des Schlosses, als alle Mauern beim Einstürzen des einen Thurmes erschüttert worden, von selbst geöffnet, und Claire war hinabgeeilt in die unteren Gänge. Unwillkürlich floh sie in die Nähe der Gefängnisse, und dort fand sie den Kerkermeister, von einem herabstürzenden Stein getödtet, ausgestreckt liegen. Sie nahm den Schlüsselbund von seinem Gürtel und öffnete mit unendlicher Mühe die beiden Thüren, die zu Bonnivards Gefängniß führten. Erschöpft von den Anstrengungen des Tages, sank sie kraftlos neben ihm nieder, kaum fähig, ihm, was draußen vorging, in klaren Worten mitzutheilen. Aber ihm war die Gegenwart genug; sie erschien ihm wie ein Bote der Freiheit, und die Thüren, die offen blieben, sagten ihm, daß er sie bald frei durchschreiten werde, wenn sein guter Schutzgeist Claire auch nicht fähig war, die Fessel von seinen Füßen zu lösen und den Ring aus der Mauer zu reißen, an den er angeschmiedet war.

„Dieß,“ sagte er ihr tröstend, „werden die Genfer thun!“

Aber die Stille, in der die Stunden des Nachmittags und des Abends vergingen, erfüllten sie wieder mit ängstlicher Spannung; nur wenn hier und da sich ein einzelner Kanonenschall hören ließ, athmeten sie in Hoffnung auf. Sie erschraken, als Barberouge spät Abends eintrat und ausrief: „Ich habe mich also nicht geirrt, Fräulein von Beaufort — ich wußte, daß Ihr hier sein werdet, als ich Euer Nest dort oben leer fand. Habt die Güte und folgt mir!“

„Wohin?“ fragte Claire erschrocken.

„Seid unbesorgt, Barberouge lockt Damen nicht in einen Hinterhalt. Hier ist Eures Bleibens nicht!“

Claire wollte sich weigern, aber Bonnivard, dem Barberouge's Wesen Vertrauen einflößte, forderte sie selber auf, ihm zu gehorchen, und sie ging.

Eine Stunde später, es war schon tief in der Nacht, wurde die Zugbrücke herabgelassen, und aus dem Schlosse, an der Spitze mehrerer Frauen, trat Claire, von Barberouge bis jenseits des Grabens begleitet. — „Jetzt,“ sagte dieser, „geht nur nach links, den Weg nach Montreux entlang. Er ist von Feinden frei. Es thut mir leid, daß ich Euch nicht weiter geleiten kann. Mein edles Fräulein, geht mit Gott und denket manchmal des alten, höflichen Soldaten.“

„Und mein Vater?“ fragte Claire, „warum erlaubt er nicht, daß ich Abschied von ihm nehme? Soll ich ihn nicht wieder sehen?“

„Auf all Das kann ich Euch nicht antworten, lebet wohl; geht mit Gott!“

Mit raschen Schritten ging er in das Schloß zurück: die Zugbrücke wurde hinter ihm aufgezogen, und die Frauen standen draußen allein in der dunkeln Nacht. Claire schien es vergessen zu haben, daß sie weiter wandern sollte, denn sie setzte sich auf einen Stein und weinte bitter. Sie weinte, daß sie von ihrem Vater gehen mußte, ohne den Kummer empfinden zu können

den sie bei einem solchen Abschiede lieber empfunden als vermißt hätte, und doch that es ihr weh, daß er nicht einmal ein Wort des Abschiedes an sie richten wollte. Dann sollte sie den alten Bau verlassen, in dem sie so viel erlebt hatte und über dem, wie sie ahnte, schon in dieser Nacht vielleicht, ein entscheidendes Schicksal schwebte und in dessen bedrohten Mauern ein Unglücklicher verweilte, mit dessen Geschick seit langer Zeit alle ihre Gedanken verwachsen waren; und hier draußen, außerhalb der Mauern, in denen sie ihre Kindheit verbracht, war sie gänzlich verlassen und einsam, als ob sie durch keine Bande mehr mit der Welt zusammenhinge. So stark sie sich oft bewährt hatte, jetzt brach die Kraft ihres Gemüthes zusammen; sie weinte und sagte sich, daß sie ein Recht habe, zu weinen. Die Frauen, die sie als ihre Führerin betrachteten, hielten ebenfalls inne, setzten sich zu ihr und ließen ebenfalls ihre Thränen fließen, während von Zeit zu Zeit eine glühende Kugel über die Häupter der traurigen Gruppe dahin flog.

Sie erhoben sich, um weiter zu wandern, als sie in den Gebüschen einen Mann bemerkten, der sie zu beobachten und sich endlich zu nähern schien. Aber sie hatten nur wenige Schritte zurückgelegt, als derselbe Mann ihnen in den Weg trat und mit dem Ausrufe: „Bist du es?“ auf Claire losstürzte.

„Philibert!“ rief Claire und sank an seine Brust, „dich sendet ein gütiger Gott!“

„Konntest du glauben, daß ich ferne sein werde, wenn dir Gefahr droht?“ fragte er vorwurfsvoll. „Ich zog nicht als Feind Chillons mit den Verbündeten; ich kam mit ihnen, nur um dir nahe zu sein, nur hoffend, daß ich dir einen Dienst leisten könnte. Den ganzen Tag und diese ganze Nacht irrte ich um das Schloß, immer nach dir spähend, und nun halt' ich dich in den Armen!“

Das Gefühl der Verlassenheit war von ihr genommen; an seinem Arme hängend, folgte sie ihm mit den Frauen in die Nacht hinaus, gegen Montreux, wo er sie in Sicherheit bringen wollte. Sie waren dort noch nicht angelangt, als sie mit

erstem Morgenanbruche hinter sich aufs Neue die Kanonen donnern hörten.

„Das Feuer," sagte Philibert, „ist heute noch heftiger als gestern. Chillon wird sich den Tag hindurch nicht mehr halten können."

In der That tobte heute der Donner mit verdoppelter Gewalt. Die Nebel auf dem See und auf den Bergen zitterten und zerstreuten sich bald, als ob sie ängstlich die Flucht ergriffen. Chillon erbebte noch heftiger als gestern, und öfter als gestern stürzten Bruchstücke von Mauern und Thürmen in die Tiefe, bald nach innen in den Hof, bald in die Wasser des Sees, die dann hoch aufbrausten. Von den zwanzig Thürmen, die Chillon damals ein so stolzes und gewaltiges Aussehen gaben, hoben nur noch wenige unversehrt ihre Häupter empor, und die hohen Mauern klafften mit weiten Rissen nach allen Seiten.

Herr von Beaufort stand an einen Pfeiler des Hofes gelehnt und sah der Verwüstung zu. Von Zeit zu Zeit wandte sich sein Blick nach dem Kreuze, das sich über dem viereckigen Thurm in der Mitte, dem gewaltigsten des Schlosses, erhob. Wenn das Kreuz fiel, dann sollte die Stunde der letzten Entscheidung geschlagen haben. Aber es stand fest, und des Kastellans bemächtigte sich beinahe eine gewisse Ungeduld, da die Kugeln rechts und links einschlugen, ohne es zu berühren. Er fragte sich, ob es nicht Feigheit von ihm sei, daß er vom Zufall ein Signal erwarte, das auch ausbleiben konnte. Er steckte sich ein anderes Ziel, dem nicht auszuweichen war. Wenn der Schatten des Kreuzes, der in den Hof fiel, bis an die Mauer vorgerückt ist und diese berührt, dann soll die That geschehen, selbst wenn das Kreuz noch aufrecht steht. Aber der Schatten hatte die Mauer noch nicht erreicht, als das Kreuz, von einer Kugel der Genfer getroffen, herabstürzte und vor seinen Füßen zersplitterte. Messire de Beaufort that einen tiefen Athemzug und schritt über die Trümmer des Kreuzes hinweg, in den Gang, der in die untern Gewölbe führte. An einem Pfeiler dieses Ganges, in einem

Ringe, steckte eine Fackel, deren Flammen unruhig hin- und her-flackerten. Er ergriff sie und verschwand auf der untersten Treppe.

Aber nach wenigen Minuten erschien er wieder im Gange; er warf die Fackel gegen die Wand und sah zornig und mit bleichem Gesichte um sich. — „Ihr habt mir einen schlechten Streich gespielt,“ rief er Barberouge zu, der eben von der Platform herabstieg, „ich habe unten nicht ein Pfund Pulver gefunden.“

„Nicht ich habe Euch diesen Streich gespielt, Herr von Beaufort, aber meine Leute. Als sie heute Morgen die Pulverkammer leer fanden, schöpften sie Verdacht, suchten und fanden Euer Pulver, wohin ich es während der Nacht hatte bringen lassen. Sie sagten, sie wollten es bis zum letzten Korn verschießen, wenns Noth thue, aber sich um nichts in die Luft springen lassen, Das wollten sie nicht. Unter uns gesagt, Herr von Beaufort, die Leute haben Recht. Ich habe Euch zugesagt, weil mich mein ritterlicher Sinn verleitete, Euch bei einer solchen Unternehmung Gesellschaft zu leisten; aber was erwartet Ihr von solchen Bauernkerlen? Die sehen nicht ein, warum sie um nichts in die Luft springen sollen. Und weil es denn einmal so ist, und weil es wirklich nicht länger geht, so thätet Ihr gut, Herr von Beaufort, wenn Ihr den Herold hören wolltet, den sich die Berner anschicken, an Euch abzusenden. Ich habe es von der Platform aus beobachten können.“

Anstatt aller Antwort ging Herr von Beaufort in den Marstall, aus dem er sein Pferd herauszog. Er sattelte es selbst und bestieg es. „Jetzt, Meister Barberouge, laßt mir die Brücke fallen; ich reite davon; Ihr könnt kapituliren, so viel Ihr wollt.“

„Meint Ihr es so? Nun, Das geht auch an, wenn Ihr es nicht übers Herz bringen könnt, zu kapituliren.“

Barberouge ließ selber die Brücke herab, Herr von Beaufort verneigte sich vor ihm und ritt, ohne sich umzusehen, langsamen Schrittes zum Thore hinaus und wandte dann sein Roß rechts,

auf den Weg, der nach Wallis führt. Als die Berner einen Reiter bemerkten, der aus Chillon herauskam und ins Land hineinritt, wandten sie ihm rasch ihre Büchsen zu, und es folgte ihm ein Hagel von Kugeln. Herr von Beaufort ritt weiter, ohne den Kopf nach rechts oder links zu wenden, ohne seinem Pferde den Sporn zu geben, langsamen Schrittes. Erst als er aus dem Bereiche der Kugeln war, griff sein Pferd aus und trug ihn in wenigen Minuten bis an den Eingang in das Rhonethal. Dort erst sah er sich um und sah die weiße Fahne auf Chillon flattern. Er zuckte die Achsel und verschwand hinter den Bergen.

Bevor Barberouge den Befehl gegeben, daß die weiße Fahne aufgepflanzt werde, hatte er den Rest seiner kleinen Schaar im Hofe versammelt und so zu ihnen gesprochen: „Jetzt, Jungens, werden wir das Nest Denen da draußen überlassen. Sie werden uns nichts anhaben wollen, weil wir Walliser sind; uns können sie auch nicht brauchen, weil die Schweizer selbst losschlagen, wo sie was zu schlagen haben. Meine Meinung ist also, wir marschiren geradeswegs nach Italien zu Kaiser Karl oder König Franz, je nachdem. Ich meine, König Franz ist heut zu Tage dem Kaiser Karl vorzuziehen. Denn dießmal ist es wohl König Franz, der Rom plündern wird, da Papst Klemens der Alliirte des Kaisers ist."

„Nach Italien!" riefen die Söldner, und Barberouge ließ die Fahne aufstecken und zugleich die Zugbrücke fallen. Er rückte zum Schlosse hinaus und sah ruhig zu, wie die Berner, gleich einem Wildbach, von den Bergen herabstürzten und sich in das Thor drängten. Zu gleicher Zeit ruderten die Kähne der Genfer heran, um an der Zugbrücke anzulegen. Bald war das ganze Schloß erfüllt und tobten die Sieger durch Gänge und Gemächer.

Dieß geschah am neunundzwanzigsten Tage des Monats März des Jahres Ein Tausend Fünf Hundert Dreißig und Sechs.

Aber die Genfer vergaßen es im Taumel des Sieges nicht, warum sie ihre Barken in Galeeren umgewandelt, und warum sie

den Zug gegen Chillon, für sie ein Kreuzzug, mitgemacht. Während die Berner die weiten Hallen einnahmen und die schönen Waffen des Herzogs von Savoyen aus erbrochenen Schränken holten oder auf die Thürme eilten, um von da aus ihr Siegesgeschrei, wie sie es als Hirten oder Gemsenjäger gewohnt waren, als ständen sie auf Alpenspitzen, in die Welt hinauszusenden, während die Söhne der Wengern-Alp und des Grindelwaldes die Pracht der cyprischen Gemächer anstaunten und sich auf die morgenländischen Ruhebetten warfen, drangen die Genfer in alle untern und dunkeln Gänge, immer „Bonnivard! Bonnivard!“ rufend. Sie kannten die Gänge in die Gefängnisse nicht, die tiefer lagen, als sie dachten, und stießen und brachen alle geschlossenen Thüren auf, immer hoffend, den geliebten Gefangenen endlich zu entdecken, und immer aufs Neue enttäuscht. Es war Niemand da, der sie führen konnte, denn die Besatzung war abgezogen, und die wenigen zurückgebliebenen Bewohner hatten sich beim Hereinstürmen der Eroberer verborgen. Schon hatte sich der Genfer die Sorge bemächtigt, die Gefangenen seien vor ihrer Ankunft entfernt, aus Chillon entführt oder vielleicht ohnmächtiger Rache geopfert worden, und in dieser Sorge begannen sie in der Tiefe des Schlosses, ohne Plan und Ziel, zu graben und zu wühlen, als plötzlich, zu ihrem Staunen, ein junges Mädchen unter ihnen erschien und ihnen zurief: „Folget mir! Ich führe euch zu Bonnivard!“ — Es war Claire, die, als sie von Montreux aus die weiße Fahne über dem Schlosse flattern sah, mit Philibert herbeigeeilt war.

Sie ließ eine Fackel anzünden, und mit dieser in der Hand eilte sie den Genfern voraus, die tiefste Treppe hinab, den feuchten Gang entlang, durch die beiden Thüren, die noch offen standen.

Bonnivard stand an die Mauer gelehnt, unfähig, zu antworten, als er seinen Namen von den Heranstürmenden rufen hörte, und unfähig, die Arme zu erheben, als sie nun, von Claire geführt, hereinstürzten. Im Augenblicke war der Kerker von

ihnen erfüllt und Bonnivard von zwanzig Armen umschlungen. Die Einen lagen an seinem Halse, die Andern umschlangen seine Kniee. „Ihr seid frei, Bonnivard! Wir sind Genfer, Herr von St. Viktor!“ riefen sie durcheinander, Jeder begierig, ihm die Kunde seiner Befreiung mitzutheilen. Bonnivard nickte nur lächelnd mit dem Kopfe. Plötzlich erfüllte, trotz dem Gedränge, tiefe Stille den ganzen Kerker; denn da sie um sich blickten, die öden Kerkermauern, den felsigen Grund erkannten und dann das bleiche Gesicht des Gefangenen, seinen Bart, der halb ergraut über die Brust herabfloß, seine Kleidung, die in Fetzen an dem abgemagerten Leibe hing, bemächtigte sich ihrer eine tiefe Andacht. Man hörte nur die Küsse, die die Einen auf die Fetzen seines Kleides drückten, und das Schluchzen, das aus mancher Männerbrust heraufstieg. Dann wieder rafften sie sich auf, um ihn auf ihren Schultern hinauszutragen, aber da erklirrten die Ketten, und sie ermahnten sie, daß Bonnivard angeschmiedet war. Ingrimmig zogen sie die Schwerter, um die Ketten zu zerhauen, oder rissen sie an dem Ringe, der sie an der Mauer festhielt. Ketten und Ring widerstanden, bis man Zangen und Brecheisen herbeibrachte. Endlich wich der Ring, und in demselben Augenblicke saß Bonnivard auf zwei kräftigen Schultern, und unter einem Jubelgeschrei, das die alten Wölbungen erzittern machte, trugen ihn die Genfer hinaus ans Licht und in die Freiheit.

Bald folgten ihm die drei anderen Genfer Gefangenen, Arlod, Toquet und Lambert.

Die eine der Genfer Galeeren, die Bonnivards Kanonen trug,[1] wurde in ein Lustschiff verwandelt und spannte noch am selben Tage die Segel. Sie trug Bonnivard und Claire und Philibert, welche die Genfer als ihre Mitbürger proklamirten. Ein sanfter Ostwind trieb sie gegen Genf.

[1] Die Kanonen Bonnivards (mit seinem Wappen: fünf Muscheln im Kreuze) wurden von der Stadt Genf wie eine Reliquie aufbewahrt, bis sie die Franzosen in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Paris entführten, wo sie verschwanden.

Vor sechs Jahren, als es Bonnivard verlassen, lag es unter dem eisernen Fuße eines herrschsüchtigen und tyrannischen Herzogs, der ein Schloß, ein Zwing-Genf, in seiner Mitte besaß, in der Schlinge eines verrätherischen Bischofs und als preisgegebene Beute eines räuberischen Adels da. Er sah es wieder: frei, eine Republik, beleuchtet vom Lichte der neuen Lehre, die Kalvin noch nicht entstellt hatte.

Bonnivard war einer der glücklichen Märtyrer, welche die Früchte ihrer Leiden sehen konnten.

In Genf bewohnte der ehemalige fürstliche Herr von St. Viktor eine kleine ärmliche Wohnung; aber es war das Vaterland, das sie ihm gab, und neben ihm, als seine Gattin, lebte die ehemalige Aebtissin von Sancta Clara.

Die letzten Tage eines Königs.

Historische Novelle.

Erstes Kapitel.

Der alte Republikaner.

Heilig sei der Gastfreund, theuer
Sei der Sänger, der ihn preist.
Hermann Lingg.

Schimmernder Purpur bedeckte das Meer; nur am südlichen und östlichen Horizonte hatte es seine tiefdunkle, blaue Farbe bewahrt, gegen Abend glühte, ja loderte es wie in hellen Flammen, und die Felsen von Marseille waren wie Erz, das zu schmelzen bereit ist, denn über ihnen stand die heiße Augustsonne der Provence, deren Gewohnheit es ist, im Sinken ihre höchste Macht und Pracht zu entfalten. Die Luft war unendlich klar und durchsichtig, und der Blick hätte von den Hügeln bei Toulon bis nach Korsika's Küsten dringen können, wenn ihn nicht die Lichtströme, die vom Himmel fielen, um ins Meer zu münden, geblendet hätten. Aber dieses zauberhafte Meer hatte trotz aller Licht- und Farbenwunder eines Augustabends für Anwohner dieser Küste doch etwas Oedes, Trauriges, Wüstes, denn von dem gewohnten Treiben und Leben auf dieser unendlichen Fläche war nirgends eine Spur. Wie einladend die ruhevollen Wellen den Fischern winken mochten — von den Hunderten weißer Segel, die sonst in einem großen Halbkreise hier das Land umspannten, war eben so wenig etwas zu sehen, als von Kauffahrern und Postschiffen. Es war leicht zu erkennen, daß man hier ein Meer vor sich hatte, von dem irgend eine Kalamität,

Krieg oder Pest oder etwas Dem Aehnliches die meerbelebenden und bevölkernden Fahrzeuge weggefegt haben mußte. Nur hie und da bewegte sich langsam oder lag vor Anker ein Schiffskoloß, von dessen Verdecke Kanonenmäuler drohten, und von dessen Masten Old Jack, die britische Flagge, wehte. Diese Schiffe, obwohl dem meerbeherrschenden Volke gehörig und ein Theil der Flotte, der jetzt alle Gewässer der Erde gehorchten, die allein aus dem seit zwanzig Jahren wüthenden Kriege unbesiegt hervorgegangen, hatten, wie sie so träge dalagen oder hin und herkrochen in langsamen Bewegungen, doch etwas Trauriges, Niederschlagendes, etwas von einer Schildwache oder einem Späher. Sie waren da, um die Küste der Provence und besonders Toulon zu bewachen, und gehörten zur Flottille des Admirals Lord Exmouth. Sie lagen da, seitdem sie in Folge der Flucht Joachim Murats von Neapel nichts zu thun hatten, und seitdem Wellington von Waterloo nach Paris marschirt war, um diesem und den Befehlen des eisernen Herzogs näher zu sein und einen Theil des eisernen Ringes zu bilden, der das nunmehr zum zweiten Male besiegte Frankreich umschlang. Außerdem hatten sie noch den Zweck, die Küste polizeilich zu überwachen und nichts entwischen zu lassen, was man der Rache der Bourbons nicht entwischen lassen wollte, und, wenn nöthig, die grausamen Bewegungen zu unterstützen, die sich zur Ausrottung des Bonapartismus mit besonderer Energie im Süden aufthaten. England fühlte sich nicht zu stolz, den Bourbons solche Dienste zu leisten, und hatte, trotz seiner Frömmigkeit, keine Gewissensskrupel, diese Bewegungen zu unterstützen, obwohl sie zum Theil von den Jesuiten und ihrem Freunde, dem Grafen von Artois, späteren Karl X., ausgingen und gegen die Protestanten gerichtet waren. Lord Exmouth war ein würdiges Werkzeug der Politik Castlereaghs. Die blutgierigen Verdets, so genannt nach der Farbe des Grafen von Artois, welche vorzugsweise den sogenannten „weißen Schrecken“ in Szene setzten und das südliche Frankreich mit Mord und Gräuel erfüllten, ebenso wie alle

Royalisten, blickten auf diese Engländer, aller Ehre und aller Vaterlandsliebe vergessend, wie auf liebe Freunde und Alliirte, während der Patriot von ihnen seine Blicke abwandte, um leichter den Seufzer unterdrücken zu können.

Darum war es für Herrn Pascal Morin ein wahres Unglück, daß sein Landhaus in der Nähe von Toulon, nur durch die Landstraße von der heiligen Salzfluth getrennt, eine solche Lage hatte, daß er, im alten Lehnstuhle sitzend, von seinem Fenster aus die englischen Schiffe immer und immer wieder sehen mußte. Es hätte ihm eine Feigheit geschienen, wenn er den Engländern gewichen wäre und, eine beinahe zehnjährige Gewohnheit aufgebend, den Stuhl von seinem alten Platze gerückt hätte. Er blieb und suchte sich nur dadurch zu helfen und zu zerstreuen, daß er sich anstrengte, sich mit allen Sinnen in die alten Geschichten Philipps de Comines und Joinvilles und mit allen Gefühlen in die alte Zeit zu versenken. So oft er aber von alten, ruhmvollen Thaten las, blickte er unwillkürlich auf- und seitwärts nach den verhaßten Flaggen und Masten Altenglands — und da war es ihm, als wäre es für immer zu Ende mit dem Ruhm und der Größe Frankreichs. Sein von einer preußischen Kugel für immer gelähmter Arm, mit dem er mühevoll die Blätter des Buches gewendet hatte, fiel dann wie todt in den Schooß, als ob er Alles aufgäbe und an aller Zukunft verzweifelte, oder er erhob sich steif und drohte wie ein Stock gegen das Meer hinaus.

„Monsieur Pascal," sagte dann die alte Haushälterin Marguerite Beaujean, die trotz der Augusthitze ihren altgewohnten Platz an dem freilich flammenleeren Kamine im Hintergrunde der großen, gewölbten Stube einnahm — es war das kühlste Plätzchen von wegen des beständigen Luftzuges, der da stattfand — „Monsieur Pascal," sagte die gute Alte mit einem Gemisch von Ehrfurcht und Zutraulichkeit, „Ihr lest da wieder ein trauriges Buch."

„Im Gegentheil, ein so kluges Buch, ein so unterhaltendr

Buch, daß es Jeden erheitern müßte, der überhaupt noch einiger Heiterkeit fähig und — kein Franzose wäre."

„Unterhaltend oder nicht! Werft es weg, macht einen Spaziergang, Das wird Euch gut thun — Ihr seid seit drei Wochen nicht vor die Thüre gekommen."

„Ausgehen?" rief Pascal. „Ich werde mich wohl hüten."

„Ich glaube, Ihr habt nichts zu fürchten; Ihr wart nie ein Bonapartist, Das weiß Jedermann; Ihr hattet Muth genug, Das selbst unter dem Kaiserreich offen zu gestehen. Ihr wart immer ein braver Mann von Anno 89 und 93, ein Republikaner, ein Wähler Barbaroux' — und wie die Sachen jetzt stehen, verfolgen sie eigentlich nur Anhänger des Kaisers, nicht der Republik."

„Das ist es nicht," erwiderte Pascal unwillig und machte mit dem steifen Arme eine Bewegung, als ob er eine Beschimpfung abwehren wollte. „Du solltest mich besser kennen, alte Margot. Ich habe keine Angst vor den Buben, die jetzt Muth haben, weil eine Million fremder Soldaten hinter ihnen steht — ich gehe nicht aus, weil ich von neuen Niederträchtigkeiten zu hören fürchte, von neuen Verräthereien, von neuen Mordthaten, Das ist's und Das allein, was Pascal Morin fürchtet."

„Nun gut, ich verstehe ganz gut," versicherte die alte Margot, „und ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich glauben konnte, ein Freiwilliger von 93 fürchte sich vor diesen Bedienten der Cidevants und Emigranten — aber Ihr brauchet frische Luft, Ihr sollt nicht immer die verfluchten Engländer vor Augen haben, geht in die Einsamkeit, in die Weinberge. Die Reben stehen jetzt so hoch, daß Ihr keinen Menschen und daß Euch kein Mensch zu Gesicht bekommt."

„Aber Margot!" rief der alte Soldat von 93 verwundert und fügte mit gedämpfter Stimme hinzu: „Wie kannst du glauben, daß ich mich jetzt auch nur für eine Minute von Hause entferne? Hast du vergessen, wen wir im Hause haben? Weißt du, ob ich nicht vielleicht noch in dieser Stunde die Waffen ergreifen muß, um —"

„Das ist richtig," fiel ihm die Alte ins Wort. „Um Gotteswillen, geht ja keinen Schritt aus dem Hause, ich würde vor Angst vergehen."

„Nun also!" sagte Herr Pascal und sah nach einem alten Gewehre, das an der Wand hing.

Margot murmelte Einiges vor sich hin, dann aber stand sie entschlossen auf, that ihrem Herrn einige Schritte entgegen, warf ihr Nähzeug auf den Tisch in der Mitte der Stube und sagte mit kräftiger, doch gedämpfter Stimme, als ob sie nur von ihm gehört sein wollte: „Es ist gar nicht so arg, Herr Pascal, ich versichere Euch, es ist nicht so arg; ich bin nicht so zaghaft, wie ich es selbst sage. Ich versichere Euch, sie brauchen nur zu kommen — wie ich merke, daß sie etwas wittern, ich selbst ergreife diese Büchse, schieße Zwei nieder und schlage die Anderen mit dem Kolben todt. Ich habe den Muth einer Löwin, wenn ich daran denke, wie er hülfeflehend hier hereingetreten. Ich werde es mein Lebtag nicht vergessen, und ich freue mich, daß Ihr nicht dabei waret, denn es wäre Euch ein Herzeleid bis zur Todesstunde. Ein solcher Mann um ein Stückchen Brod betteln! Ein solcher Soldat, der den Tod auf hundert Schlachtfeldern nicht fürchtete, und ich mußte ihn sehen, wie er ängstlich um sich blickte, wie er in meinen Augen spähte, ob der Verrath drin wohne. Und dann, als ich ihm die Eier vorsetzte, wie er aß — Gott verzeihe mir die Sünde — er aß nicht, er fraß. Es war ein Elend. Und wie blaß sah er aus, ein so schöner und starker Mann! Und wie Ihr dann hereintratet, die neue Angst in seinem Gesichte — und wie Ihr dann die Münze aus der Tasche zoget und auf den Tisch vor ihn hinlegtet, und er darauf sein Bildniß sah und wußte, daß Ihr ihn erkanntet — seine Blicke, die zwischen Euch und mir hergingen, so ängstlich, so besorgt: werdet Ihr mich verrathen? O Gott! O mein Gott! Ich werde es niemals vergessen, niemals! Und wär's Louis Capet gewesen, ich hätte ihn nicht verrathen, wenn sie mich hundertmal dafür guillotinirt hätten."

„Du bist ein gutes Weib," sagte Herr Pascal, der aufstand und ihr sanft die alten, faltigen Backen klopfte. „Du bist ein gutes Weib, aber schweige, sprich nicht davon, die Wände haben Ohren. Ganz Frankreich ist voll von Spionen und Angebern."

„Ihr habt recht, ich will schweigen, aber sagt mir nur Eines, das ich mir nicht erklären kann, seit der — seit Er bei uns ist — sagt mir nur, wie war es möglich, daß der Postmeister Drouet den Louis Capet auf der Flucht aufhalten und ausliefern konnte? Er war doch ein Republikaner, dieser Drouet?"

„Das war etwas Anderes," erklärte Herr Pascal, „Louis Capet hat ihn nicht um seine Hülfe gebeten, war auch nicht sein Gast — jetzt aber still, ich bitte dich — ich höre viele und schwere Tritte — vielleicht kommen sie gerade jetzt."

Der alte Republikaner und seine Bonne hielten den Athem an und lauschten, indem sie unwillkürlich die Köpfe der Landstraße entgegenstreckten. In der That hörte man immer näher kommende schwere und regelmäßige Schritte, die um so mehr einer Schaar von Bewaffneten anzugehören schienen, als sich in ihren regelmäßigen Schall unverkennbar der Klang von Eisen mischte. Margot flüsterte: „Jetzt gilt's, ruhig zu sein; Monsieur Pascal, thun Sie, als ob Sie läsen."

„Ist nicht nothwendig," sagte dieser, der indessen Schritt und Gerassel erkannte, „es sind die Galeerensträflinge, die aus dem Steinbruch zurückkehren."

„So sei Gott und Notre Dame de la Garde gepriesen," rief Margot. „Nur noch wenige Stunden, und er —"

„Stille!" gebot Morin.

Indessen zogen die Galeerensträflinge in geordneten Reihen, zwei und zwei aneinander geschlossen, hart am Fenster der Ferme Morin vorüber. Sie hatten nur einen Arm frei, der Schaufel, Spaten und Steinbrecherwerkzeuge trug; an der einen Hand und an beiden Füßen rasselten schwere Ketten. Vor und hinter dem Zuge marschirten Soldaten und Gendarmen, und

zwei berittene Sergeanten galoppirten fortwährend auf und nieder an jeder Seite desselben. Wie eine böse Erscheinung ging er am Fenster vorüber.

„Hast du nichts bemerkt, Margot?“ fragte Herr Pascal und unterdrückte einen Seufzer.

„Ja wohl!“ antwortete die Alte.

„Und was denn?“

„Es fiel mir auf, daß die Galeerensträflinge nicht sangen, wie sie doch sonst zu thun pflegen.“

„Und dann?“

„Und dann, daß die bewaffnete Eskorte wenigstens dreimal so stark ist wie sonst.“

„Und dann?“

„Und dann? — Nichts weiter, Herr Morin.“

„Nichts weiter?“ sagte Herr Pascal und zuckte die Achseln, „nichts weiter? — Dann hast du die Hauptsache nicht bemerkt — dann hast du nicht bemerkt, daß mehr als die Hälfte dieser Unglücklichen nicht wie Fälscher, Unzüchtige und Mörder aussehen, sondern wie Märtyrer, wie erhabene Dulder, wie unschuldig Leidende. Wie lange ist's her, daß wir die Bourbonen im Lande haben, und schon sind die Bagnos mit Republikanern, Bonapartisten und Protestanten bevölkert. Margot, Margot, ich sage dir, Robespierre's Guillotine war barmherziger als dieses Regiment, das uns die Bajonette der Fremden zurückbrachten. Ach, wie viel Blut ist umsonst geflossen, und wie viele Patrioten werden noch umsonst leiden!“

Er fuhr sich mit der linken Hand über den kahlen Schädel, rieb sich die Stirne, als wollte er ein Gedränge schmerzlicher Gedanken verjagen, und riß dann mit dem steifen Arme das Fenster auf, um einen tiefen Athemzug zu thun, für den ihm die weite Stube nicht Luft genug zu haben schien. Er lehnte sich weit hinaus und starrte in die Pracht des Sonnenunterganges und in die Herrlichkeit des glänzenden Meeres, ohne auch nur das Geringste von all der Schönheit zu sehen. Seit

zwanzig Jahren durch die preußische Kugel, die ihm in den Ardennen den Arm gelähmt, zur Unthätigkeit verdammt und hier auf seinem kleinen Gute lebend, wo er die Republik und das Kaiserreich und die Rückkehr der Bourbonen und eben erst die kurze Tragödie der hundert Tage an sich vorübergehen gesehen, immer in alten Büchern lesend, hatte er sich zu einer Art von Philosophen ausgebildet, den, wie er sich einbildete, nur noch Weniges in Aufruhr versetzen konnte — und doch starrte er jetzt ins Meer hinaus, um seiner Margot das Zucken seiner Gesichtsmuskeln zu verbergen, und redete sich ein, daß ihm das Auge nur von dem Glanze der untergehenden provenzalischen Sonne übergehe. Er sah sich spähend um, und da er keinen Lauscher erblickte, fuhr er rasch mit dem beweglichen Arm in die Höhe und wischte die Thräne ab, in der sich der lächelnde Himmel spiegelte und die dem Elend des Vaterlandes und dem vielen vergebens geflossenen Blute galt.

Aber wie erschrak der alte Soldat der Republik, als gleich auf diese Bewegung, gleichsam als ob sie ein gegebenes Zeichen gewesen wäre, eine andere in dem dichten Gebüsche jenseits der Landstraße erfolgte, die Granatsträucher raschelten und eine sonderbare, fremdartige Gestalt hervor- und rasch wie der Blitz, obwohl gebückt und mit dem Kopf zwischen den Schultern, über den Kies und der Ferme entgegen huschte. Gleich darauf flog die Thüre auf, und dieselbe Gestalt lag vor den Füßen Pascal Morins, der kaum die Zeit gehabt hatte, das Fenster zuzuschlagen.

Margot, die eben auf den Knieen vor dem Kamine lag und das Feuer zur Bereitung des Abendessens entzünden wollte, stieß einen Schrei des Schreckens aus und war unfähig, sich zu erheben; Pascal stand mit aufgehobenen Armen da, wie versteint vor Ueberraschung. Die fremde Gestalt war aber auch der Art, daß sie, so plötzlich vor den Augen erscheinend, mit dem höchsten Erstaunen erfüllen mußte. Alles an ihr war fremdartig, außerordentlich; Tracht und Farbe, wie Gesichtsbildung und Aus-

druck: Alles verrieth, daß man hier ein Kind fremden, fernen Landes und außerordentlicher Verhältnisse vor sich hatte. Die Beine waren nackt bis über die Kniee; in den kurzen, weitbauschigen, blauen Beinkleidern stak ein faltiges, weitärmeliges Hemd, dessen Stoff wie Seide glänzte; der Zipfel eines weißen, wollenen Mantels lag auf der rechten Schulter, während sich der Rest lang, breit und faltig hinter ihm auf dem Boden ausbreitete; ein weißes Tuch schlang sich als Turban um die schwarzen Haare, die zwar kurz, aber dick und üppig sich hervordrängten. Diese morgenländische Kleidung war überall von Staub bedeckt und an vielen Stellen zerrissen, wie bei Einem, der sich durch Dorn und Gestrüpp hatte winden müssen. Der Tracht entsprechend waren Körperbildung und Farbe. Das Gesicht, die unverhüllte Brust, die Beine, Alles war tief dunkelbraun, so braun, wie es selbst in der dunklen Provence selten oder nie zu sehen ist; das Antlitz war ohne alle die Farbenabstufungen, die den Sohn des Nordens auszeichnen, nur daß es über dem braunen Grunde wie ein Schleier von Blässe lag; die schwarzen Augen glühten um so stärker, ja schienen förmlich zu flammen, als sich neben ihrer natürlichen Gluth noch eine ungewöhnliche Fieberhitze zu entzünden schien. Es war ein junger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, stark und stramm gebaut, groß und schlank und mit Gesichtszügen und Ausdruck, die auf den ersten Blick den hellen Geist verriethen, der hinter ihnen brannte und sie durchleuchtete: desto erschütternder war der Anblick, wie er so aufgegeben, offenbar krank und erschöpft und Hülfe flehend da lag.

Margot war die Erste, die die Sprache wieder gewann. „Mein Gott, Das ist ja gerade so, wie — nun, Ihr wißt schon, Herr Pascal, was und wen ich meine — aber gerade so sah er aus. Der Mann da ist ein Flüchtling, ein Verfolgter — der hat seit mehreren Tagen nichts gegessen."

Der Fremde nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Nun, wenn Dem so ist," sagte Herr Pascal ungeduldig, „so sprich nicht lange, du weißt, was du zu thun hast."

„Freilich weiß ich Das, ich habe Erfahrungen. Wenn heutzutage Einer so ins Haus stürzt, weiß man, was Das zu bedeuten hat; die Welt ist wohl voll von Flüchtigen und Verfolgten."

So sprechend, eilte sie hinaus, während Pascal den Fremden aufhob, ihm zuredete und ihn einem Sessel zuführte, wo er ausruhen sollte. Dieser ließ sich auf den Sessel fallen und schloß die Augen, aber nur, um sie sogleich wieder zu öffnen und erwartungsvoll der Thüre entgegen zu sehen. An dieser blieben sie haften, bis Margot mit einem Plateau voll Teller und Töpfen zurückkehrte. Der Fremde erzitterte bei diesem Anblick, und noch ehe Margot die Speisen hingestellt, hatte er mit Wildheit, als ob er einen gewaltsamen Raub beginge, das Brod ergriffen. Er verschlang es mit furchtbarer Gier, während Margot ihrem Herrn zuflüsterte: „So, gerade so hat es Jener gemacht, nur daß er sich abwandte, damit ich es nicht sehe." — Nach hausmütterlicher Weise wollte sie dann die Speisen vor ihm aufstellen, aber ordnungslos griff er bald nach dem geräucherten Fleische, bald nach den eingemachten Weintrauben oder getrockneten Früchten, je nachdem ihm etwas, wie er den Arm ausstreckte, zuerst in die Hand gerieth. Aber schon nach wenigen Minuten konnte man bemerken, daß ihn ein Gefühl der Scham überkam, seinen Wirthen dieses Schauspiel furchtbarer Gier zu geben. Leichte Röthe überflog sein blasses Gesicht; er hielt einen Augenblick im Essen inne und sagte mit eben so anmuthiger Handbewegung als mildem Lächeln: „Verzeihung, seit mehr als drei Tagen bin ich auf immerwährender Flucht, ohne Speise und Trank." Die letzten Worte schienen wieder den ganzen Hunger geweckt zu haben, denn mit erneuter Begier kehrte er zu den Speisen zurück und aß, als ob er die durch seine Rede verlorene Zeit wieder einholen wollte. Es waren die ersten Worte, die aus seinem Munde kamen; sie überraschten sowohl durch die Art und Weise, wie er sie sprach, als wie durch den vollen, schönen Klang seiner Stimme, mehr aber noch durch den vollkommen

guten französischen Accent, der gegen die fremde Kleidung und das ganze fremde Wesen des Flüchtlings abstach. Herr Pascal Morin sagte sich, daß er hier einen gebildeten Mann vor sich habe, und um ihn nicht wieder zu beschämen, wandte er seine Blicke von dem Essenden ab und gab Margot ein Zeichen, ein Gleiches zu thun. Das that sie auch, kehrte aber bald wieder zu ihm zurück, um ihm Wein vorzusetzen. Der Fremde dankte mit einer leichten Kopfbewegung und hielt sanft ihre Hand zurück.

„Warum denn nicht?“ fragte Margot verwundert, „ein kleiner Schluck kann nicht schaden und gibt Kräfte. Ihr seid erschöpft.“

„Ich bin ein Moslem,“ erwiderte Jener, „und der Prophet verbietet mir, Wein zu trinken.“

Margot riß die Augen weit auf. „Der Prophet?“ wiederholte sie und schrie dann beinahe erschrocken: „Er ist ein Heide!“

Pascal wandte sich rasch um und wollte sie zurechtweisen, als ihm der Fremde ins Wort fiel und sanftmüthig sagte: „Nein, gute Frau, kein Heide! Mein Gott ist auch der Eure; der diese Trauben hier vor dem Fenster wachsen läßt, ist derselbe, der der Palme am Hause meines Vaters am Nil das Leben gab.“ Und zu Herrn Pascal gewandt, fuhr er fort: „Ich glaube nicht, daß es eine große Sünde ist, Wein zu trinken, aber ich halte an der Sitte der Heimat fest, als dem einzigen Bande, das mich noch mit dem Lande der Väter verbindet, mit dem Lande der Väter, das ich vielleicht nie wiedersehen werde.“

Pascal nickte zustimmend und setzte seine Wanderung durch die Stube fort, nicht ohne von Zeit zu Zeit mit einiger Unruhe zum Fenster hinaus zu sehen oder der Straße von Toulon entgegen zu horchen. Der Fremde aber benützte die ihm so gewährte Freiheit nicht mehr, um im Essen fortzufahren; er lehnte sich im Stuhle zurück, schloß die Augen und schien sich zu sammeln wie Einer, der, eben einer großen Gefahr entronnen, sich der Rettung zu vergewissern strebt und sich im Hafen fühlt. Tiefe Ruhe lagerte sich über sein noch vor Kurzem aufgeregtes Gesicht, daß

er zu schlummern schien und Margot nur noch auf den Fußspitzen durch die Stube ging. Plötzlich aber öffnete er die Augen wieder und sagte zu Pascal: „Ihr fragt nicht, wer ich bin. Ihr seid ein edler Mann, und es genügt Euch, mich gastlich aufgenommen und gerettet zu haben. Ich aber weiß, wer Ihr seid, wenn ich auch Euren Namen nicht kenne. Auf Eurem Antlitze liegt ein tiefer Kummer, und Das kann nur der Kummer um das Vaterland sein, denn die Feinde weilen zahllos auf eurer Erde, eure Armeen sind besiegt, und ihr wüthet schrecklich gegen einander, als wäre dieses Land von zwei feindlichen Stämmen bewohnt, deren einer den andern vernichten muß, um in den Besitz desselben zu gelangen. Und weil Ihr so traurig seid und in innerster Seele betrübt, bin ich sicher bei Euch, denn ich gehöre mit zu den Besiegten."

Pascal sah ihn fragend an; er fuhr fort: „Ich heiße Nadir und gehöre mit zu jenen Arabern aus Aegypten, die ihr Vaterland verlassen, als ihr Freund Buonaberdi es aufgeben mußte, weil sie treue Freunde der Franzosen gewesen, und weil ihr Leben nach dem Abzuge der Franzosen nicht mehr sicher war. Zehn Jahre war ich alt, als wir uns, dreihundert an der Zahl, einschifften und nach Marseille segelten, wo uns der mächtige Kaiser Wohnung und Nahrung gab und seinen allmächtigen Schutz."

„Nun?" fragte Pascal gespannt und ahnend, daß ihn eine furchtbare Antwort erwarte, „was ist es mit dieser ägyptischen Kolonie?"

Die Frage machte mit einem Male und wie auf einen Schlag der Ruhe Nadirs ein Ende. Er sprang auf und stand groß und gewaltig da. Beide Arme erhob er, streckte die flachen Hände empor, als ob er den Himmel ergreifen wollte, und rief, anstatt Pascal zu antworten: „Wehe den Siegern! Fluch den Mördern!" Dann aber brach er zusammen, fiel auf den Boden, und mit dem Gesichte der Erde zugekehrt, lispelte er eben so sanft und flehentlich, als er eben ingrimmig geschrieen hatte: „Friede den Schlummernden! Friede! Friede!" Und ein Strom von Thränen

folgte diesen wie ein brünstiges Todtengebet ausgesprochenen Worten.

Pascal schlug entsetzt die Hände zusammen: „Was ist geschehen?"

„Der größte Gräuel dieser gräuelvollen Tage, der blutigste Frevel dieses Frevlervolkes. Gott suche sie mit allen Strafen der Hölle schon auf dieser Erde heim, daß ich mich weiden könne an ihren Qualen, Allah tödte ihre Kinder vor ihren Augen und vor meinen, lasse ihre Weiber und Töchter von den Fremdlingen schänden vor ihren Augen und vor meinen. Amin! Amin! Amin! Wie das Korn zwischen zwei Mühlsteinen mögen sie zwischen Noth und Schmach zermalmt werden! Amin! Ihre Gastfreunde haben sie gemordet, ihre Schutzbefohlenen, ihre Freunde, die um ihretwillen das Vaterland verloren und in der Fremde irrten; Schuldlose, Unbewaffnete überfielen sie plötzlich wie die Pest, wie ein Feuer, und Alles metzelten sie nieder, Männer und Weiber, Greise und Kinder — Alle! Alle! — Ich, vielleicht der Einzige, bin entronnen!"

Er ließ den Oberleib, den er aufgerichtet hatte, wieder auf den Boden sinken und verbarg das Gesicht in den Falten des Mantels. Bald lag er wie ein Todter da. Rasch schienen sich Grimm und Rachsucht in ihm auszutoben und stillem Schmerze Platz zu machen. Dafür geberdete sich jetzt Herr Pascal wie ein Verzweifelter, denn er lief in der Stube auf und ab, rang die Hände und rief einmal über's andere: „Es ist aus mit Frankreich! Schande! Schande! Nur noch Mord und Verrath sind bei uns zu Hause! — „O, la belle France!" lachte er dann höhnisch, „la belle France!"

Margot stand indessen unbeweglich vor Nadir und blickte auf ihn hinab, als ob sie von all Dem gar nichts begriffe. Als er sich wieder regte und den Mantel vom blassen Gesichte fallen ließ, um tief aufzuathmen, war es ihr, als ob sie selbst aus einem Traume erwachte, und sie fragte: „Aber warum, warum haben sie das Gräßliche gethan?"

„Warum?“ fragte Nadir zurück, „weil die Armen Bonaparte liebten, vielleicht nur, weil man morden wollte.“

Nadir erhob sich und setzte sich in den dunkelsten Winkel der Stube; der alte republikanische Soldat ging stumm auf und ab. Margot räumte Teller und Töpfe vom Tische ohne das geringste Geräusch, als ob sie die Stille zu unterbrechen fürchtete. So war es mit einem Male todtenstill geworden, wo eben noch Schmerz und Verzweiflung getobt hatten. Nadir war der Erste, der wieder zu sprechen anfing. Er stand auf, stellte sich vor Herrn Pascal hin und sagte: „Du bist anders, als Jene, du erinnerst mich an die Helden, die mit Bonaparte und Kleber nach Aegypten kamen und wie Helden alter Zeiten waren. Du hast mich gestärkt nach dreitägiger Flucht, nach dreitägigem Hunger! Gesegnet sei dein Haus, wie immer du mir jetzt antworten mögest, und auch dein Haupt sei gesegnet, alte Mutter, denn dein Auge leuchtete vor Freude, als du mich speistest. Saget mir, ob ihr mich beherbergen wollt, und ob ich unter eurem Dache ausruhen darf?“

„Freilich, freilich!“ antwortete Margot geschäftig.

Aber Pascal fiel ihr ins Wort: „Nein, mein Freund,“ sagte er rasch, „nicht heute! Siehe zu, wo du dich diese Nacht bergen kannst; morgen früh darfst du wiederkommen und wirst willkommen sein. Nur heute nicht! Deine Spur lockt vielleicht die Verfolger in mein Haus — und nur noch diese Nacht möge ein gütiger Gott sie von meiner Schwelle fern halten.“

„Allerdings!“ stammelte Margot verlegen.

Nadir sah Beide mit seinen klugen Augen prüfend an. „Ihr berget schon Einen,“ sagte er, „und so habt ihr recht. Ich sehe, daß ihr mich nicht aus Unbarmherzigkeit fortweiset, sondern aus Barmherzigkeit. Der Herr behüte, daß ich die Verfolger auf die Spur eines Verfolgten lenke. Lebet wohl! Ich fliehe weiter, aber nicht zu weit, um euch nahe zu sein, wenn ihr meiner Hülfe bedürfet, vielleicht auch er. Noch Eines! Wenn Er es ist, den ihr berget, so seid auf eurer Hut! Die ganze Küste, jedes Haus,

jede Hütte, alle Gärten, Weinberge und Klüfte werden durchforscht von den Spähern der Regierung, wie von Elenden, welche die achtundvierzig tausend Franken gewinnen wollen. Dieser Preis, wenn ihr es noch nicht wißt, ist auf seinen Kopf gesetzt. Lebet wohl!"

Mit unhörbarem Schritt verließ er das Zimmer, warf den Mantel unter den Armen wie einen breiten Gürtel um den Leib, wand sich links um die Ecke des Hauses, bückte sich und war in den Weinbergen verschwunden, von deren weißem Boden, selbst wenn ihn die Reben nicht deckten, sein weißer Mantel und Turban nicht abstachen.

Margot sah ihm durch ein kleines Hinterfensterchen nach, aber ihre Blicke folgten ihm nicht lange, sondern blieben an einem großen, bretternen Verschlage hängen, in dem sich eine zahlreiche Hühnerschaar laut machte und welcher sich mit der hinteren Bretterwand an die steile Berglehne schloß, von der die Reben dick und dicht herabfielen und mehr als die Hälfte des kleinen Bretterbaues verdeckten. Sie konnte die Blicke von diesem an sich unansehnlichen Gegenstande kaum abwenden und betrachtete ihn mit einer Theilnahme, die mehr als ein haushälterisches Interesse für das Geflügel errathen ließ. Herr Pascal aber gebot ihr unwillig, in die Stube zurückzukehren. — „Ich denke," sagte sie leise, „es wird bald Zeit sein, ihm einige Nahrung zu bringen."

„Nein, nicht heute!" sagte er kurz. „Du hast gehört, was der Araber berichtete. Sie können jeden Augenblick ins Haus brechen."

Dann wandte er sich wieder dem Fenster zu und beobachtete die Sonne, die ihm heute viel zu langsam unterzugehen schien.

Zweites Kapitel.

Die Häscher.

Wie wenig ist, was Blutes floß,
Um welke Kränz' im ehrnen Feld,
Vor Allem, was sich still ergoß
Durch jedes Herz, das Liebe schwellt.
Rückert.

In der That war es noch heller Abend, als es plötzlich um die Ferme Pascal Morins von Fußgängern und Reitern, von Leuten mit und ohne Uniform wimmelte. Die Reiter waren noch nicht abgestiegen, und schon war die Stube von den Fußgängern erfüllt und war das ganze Haus umstellt. Die Einen pflanzten sich an allen Thüren und Ausgängen auf, die Anderen liefen hin und her und blickten, gleich Spürhunden, mit spähenden, ja gierigen Augen in alle Winkel, unter und hinter alle Möbel, ohne auch nur die Hausbewohner begrüßt zu haben. Zwei Männer zwangen Herrn Pascal und Margot, sich auf eine Bank in die Ecke zu setzen, und verboten ihnen, sich vom Platze zu rühren. Eine Minute später hörten diese schon, wie es über ihnen, unter dem Dache rumorte und polterte. Die Decke erzitterte von den Tritten, Möbel stürzten und wurden aufgerissen; dabei erschollen von allen Seiten Flüche und Schimpfreden, so oft ein Winkel oder Schrank, Alles, was zu einem Verstecke dienen konnte, durchsucht oder umgekehrt war, ohne daß das Gesuchte gefunden worden. Die Haussuchung war in ihrem vollsten und scheußlichsten Gange; schon sah es aus, als wäre die Wohnung von einem barbarischen und plündernden Feinde erfüllt, als ein Mann eintrat, der ein Bändchen im Knopfloche trug und dem zwei andere Männer mit weißen Schärpen um den Leib folgten. Unter einem dreieckigen Hütchen trug der Mann leichtgepudertes Haar, und dem entsprechend war der Schnitt des breiten Frackes, waren die kurzen Höschen und die

breiten Silberschnallen an den Schuhen. Er war beinahe ganz so gekleidet, wie man sich vor der Revolution getragen, obwohl sein Alter der Annahme widersprach, als hätte er diese Tracht aus Gewohnheit der Jugend beibehalten, da sie schon längst aus Frankreich verschwunden war.

Er ging auf Herrn Pascal zu und sagte, sich vorstellend: „Ich bin der Präfekt von Marseille, Marquis von Rivière."

„Ich habe die Ehre, Sie zu kennen, Herr Marquis," erwiderte Pascal mit einer leichten Verbeugung.

„Sie kennen mich?" fragte Jener verwundert. „Ich bin doch erst seit Kurzem in hiesiger Gegend."

„Wir sind alte Bekannte," versicherte Pascal wieder.

Der Marquis war in einiger Verlegenheit, faßte sich aber bald wieder und sagte lächelnd: „Desto besser, dann werden Sie mich, als einen alten Bekannten, vielleicht um so lieber in Erfüllung meiner Pflicht unterstützen. Wir suchen nach Joachim Murat. Es ist Seiner Majestät, unseres Königs Ludwigs XVIII., ausdrücklicher Wille, daß dieser Schwager des Tyrannen und Usurpator von Neapel gefangen genommen werde. Es ist gewiß, daß er mit zahlreichen Einwohnern dieser Gegend Verbindungen angeknüpft, daß er hier wo verborgen ist und daß seine Gegenwart für die Ruhe und Ordnung in diesem Departement, für das ich verantwortlich bin, gefährlich werden kann. Vor nur wenigen Tagen irrte er hier am Ufer des Meeres, fuhr auch auf einem Kahn hinaus und rief eine Brigg an, daß sie ihn aufnehmen solle. Die Brigg verweigerte die Aufnahme, und er kehrte aufs feste Land zurück. Man sah einen müden und ausgehungerten Mann hier in den Weinbergen umherirren, der nach der Beschreibung und den Aussagen der verhörten Landleute kein Anderer sein kann, als Joachim Murat. Es gilt, der Schätze und Kostbarkeiten, die er mit sich führt, habhaft zu werden und sie an Diejenigen zu vertheilen, die ihn in die Hände Seiner Majestät ausliefern helfen."

Der Marquis schwieg einen Augenblick und erwartete die

Antwort Pascals; da diese aber nicht erfolgte, beugte er sich zu ihm herab und fügte seiner früheren Rede noch leise die Worte hinzu: „Achtundvierzig tausend Franken erhält Derjenige, der sich um seine Gefangennehmung ein besonderes Verdienst erwirbt oder ihn ausliefert.“

Pascals Mund blieb ohne Antwort und sein Gesicht ohne Ausdruck. Eine düstere Wolke zog über die Stirne des Marquis und wollte drohend werden, doch verschwand sie bald wieder und machte einem freundlichen, schmeichlerischen Lächeln Platz. Er nahm wieder das Wort: „Sie sagten, daß wir alte Freunde sind — wann haben wir uns kennen gelernt?“

„Vor langen Jahren.“

„Vor langen Jahren?“ fragte der Marquis gespannt, „und wo?“

„In Grenoble,“ erwiderte Pascal ruhig, „Sie waren wegen Theilnahme an der Verschwörung Cadoudals gegen den Kaiser zum Tode verurtheilt und standen bereits auf dem Richtplatze. Ich war dabei. Auf Bitten der Königin Karoline, der Gattin Joachim Murats, und des Königs selbst wurden Sie begnadigt.“

Der Marquis zuckte zusammen, und seine Hand ballte sich zur Faust. Er machte eine halbe Bewegung, um Pascal den Rücken zu kehren, und offenbar in der Absicht, seinen Leuten einen Befehl zu ertheilen; aber er besann sich, wandte sich wieder zu Pascal und sagte: „Es ist ganz richtig, der König und die Königin von Neapel haben mir das Leben gerettet; dafür bin ich dankbar und will Joachim Murat den gleichen Dienst erweisen. Einmal gefangen, ist er in Sicherheit, aber so herumirrend kann er der Populace in die Hände fallen und ermordet werden, wie Marschall Brune.“

„Marschall Brune ermordet!“ schrie Pascal voll Entsetzen.

„Vorgestern, in Avignon,“ bestätigte der Marquis, „von einem wüthenden Volkshaufen. Demselben Schicksale geht Murat unfehlbar entgegen, wenn es uns nicht gelingt, ihn in unsere Hände zu bringen. Wer ihn uns ausliefert, rettet ihn.“

Der Marquis wartete wieder vergebens auf eine Antwort; es schien ihm nun nicht mehr am Platz, sich länger zu verstellen; er wandte sich zu seinen Leuten und befahl, Haus und Hof und Garten aufs Genaueste zu untersuchen. Dann über die Schulter nach Pascal zurückblickend, rief er mit drohendem Tone: „Wer Joachim Murat versteckt oder auch nur um sein Versteck weiß, ohne ihn der Autorität anzugeben, wird als Theilhaber am Hochverrath ohne weitere Umschweife auf die Galeeren geschickt. Herr Morin, es ist nicht weit von hier nach Toulon.“

Pascal nickte einfach mit dem Kopfe.

Während dieses Gespräches hatten die beiden Männer mit den weißen Schärpen, beide Polizeikommissäre aus Toulon, die alte Margot ins Verhör genommen. Der Eine derselben befahl ihr, bei Notre Dame de la Garde zu schwören, daß sie vom Aufenthalt Joachim Murats nichts wisse. Sie erschrak, aber sie that, was man von ihr verlangte, hoffend, sich nächsten Sonntag in der Beichte die Absolution holen zu können. Dann sagte ihr derselbe Mann, trotz der Schwüre, daß, wenn sie Joachim Murats Versteck kenne und es ihm verrathe, sie achtundvierzig tausend Franken bekommen solle, welche Summe der Minister Fouché für diese patriotische That ausgesetzt habe.

„Fouché!“ rief die Alte einfältig, „Das ist nicht möglich, Das ist ja der schlechte, lügnerische Minister des korsischen Tyrannen!“

„Er ist jetzt der Minister Seiner Majestät Ludwigs XVIII.“

„Nicht möglich!“

„Doch, so ist es.“

„Dann ist es schade, daß ich von Joachim Murat nichts weiß. Achtundvierzig tausend Franken! Für mein ganzes Leben hätte ich ausgesorgt — aber so gut soll es einer armen, alten Magd nicht werden. Sie werden sich überzeugen, Herr Kommissär, das Geld kriegt wieder irgend ein Reicher, der es am Wenigsten braucht, besser wär's, Minister Fouché gelobte diese schöne Summe Unserer lieben Frau Notre Dame de la Garde zu Marseille, dann erwischten Sie Murat gewiß.“

„Und," fuhr der Kommissär fort, „Murat hat unzählige kostbare Juwelen in seinen Kleidern verborgen, einen ungeheuren Reichthum; die Hälfte davon bekommt Derjenige, der uns auf seine Spur verhilft."

„Sehen Sie, Herr Kommissär, Das bedauere ich weniger," sagte Margot treuherzig, „aus Juwelen mache ich mir nichts. Ich habe mein Lebtag keine Juwelen getragen und möchte in meinen alten Tagen nicht anfangen. Man würde mich auslachen, wenn ich Diamanten tragen wollte. Die bekommt auch wieder irgend ein Reicher, Sie werden an mich denken."

Der Beamte wandte ihr verächtlich den Rücken zu und ging aus der Stube in den Hof, wohin sich bereits der Marquis und sein Gefolge gezogen hatten; der andere Beamte mit der weißen Schärpe blieb noch einen Augenblick vor Margot stehen und sah ihr prüfend ins Gesicht. Ein kaum wahrnehmbares Lächeln flog über seinen Mund, dann sagte er in einem Tone, der drohend sein sollte, und doch durch eine gewisse beigemischte Milde verrieth, daß er warnend war: „Wenn wir auch heute nichts finden, so kommen wir doch morgen wieder zurück." Dann ging auch er in den Hof.

Die Geschichte hat den Namen dieses Mannes aufbewahrt, und zwar durch die Feder eines der edelsten unter den Geschichtschreibern, Pietro Coletta's, des italienischen Tacitus. Er hieß Joliclère. Es ist Derselbe, den man schon früher brauchte, als man mit Joachim Murat als mit einer berechtigten Macht unterhandelte, und der sich weigerte, dessen Aufenthalt zu verrathen, als man das Vertrauen täuschen und ihn plötzlich gefangen nehmen wollte. Joliclère büßte seine Treue im Elend, ohne seine Handlungsweise jemals zu bereuen. Doch war der Mann sein Lebtag nichts Anderes als Polizist gewesen. Welche Wohnungen wählt die Tugend!

Indessen wurde in Haus und Hof weiter gesucht und auch nicht der allergeringste Winkel unberücksichtigt gelassen. Man holte Herrn Pascal und seine Haushälterin aus der Stube, ließ

sie im Hofe hinsetzen, und mehrere Beamte beobachteten ihre Gesichtszüge, während die Untergeordneten überall umherspähten und selbst an die massiven, aus Quadern gebauten Mauern klopften, um an dem Schall vielleicht eine Höhlung in denselben zu entdecken. Man hoffte, am Ausdrucke ihres Gesichtes vielleicht zu erkennen, ob man sich dem Verstecke des Verfolgten nähere oder nicht. Aber die beiden Alten blickten, er mit ruhiger Würde, sie mit einem einfältigen Lächeln, in das eifrige, ja fieberische Treiben der Häscher. Erst als mehrere derselben sich dem Hühnerstalle näherten, gerieth Margot in einige Unruhe, und als sie die Thüre mit dem Fuße auftraten und hineindrangen, sprang sie in höchster Aufregung von ihrem Platze und geradenweges in das Geflügelhaus.

„Mein Geflügel," schrie sie, „sollt ihr in Ruhe lassen, das hat mit eurer Politik nichts zu thun, und der König hat euch nicht geschickt, um meine Hühner und Truthühner einzufangen!"

Die Männer lachten und wollten Margot wieder zum Hühnerhause hinausdrängen; sie hielt aber Stand, focht mit den Armen in der Luft, fuhr fort in lauten und schreienden Reden und brachte es glücklich dahin, daß in der übervölkerten Hühnersteige ein furchtbarer Aufruhr und Lärm entstand, eine betäubende Bewegung und Verwirrung. Die Truthühner geriethen in Wuth und flogen wie zum Angriff auf die Fremden los, welche bald, ohne selbst zu wissen, wie es geschehen, aus dem Hühnerhause hinaus gedrängt, ja geflüchtet waren. Margot setzte sich erschöpft an den Eingang desselben, bereit, wie sie versicherte, jeden neuen Angriff auf ihre Lieblinge mit Gewalt abzuschlagen. Man verhöhnte sie und ihre Lieblinge, versuchte es aber nicht zum zweiten Male, nach jener Seite vorzudringen.

Beinahe ohne dämmernde Uebergänge verwandelt sich während der hohen Sommermonate im Süden der Tag in Nacht. Plötzlich brach die von Pascal lange ersehnte Dunkelheit herein und schien jeder weiteren Untersuchung ein Ende machen zu wollen. Aber die Späher wollten auch während der Nacht nicht

ablassen und hatten sich mit Laternen und Fackeln versehen, die jetzt rasch entzündet wurden; und da der Vorrath für die große Mehrzahl nicht hinreichte, flochten sie aus den trockenen Olivenzweigen, die auf dem Hofe aufgeschichtet lagen, schlanke Bündel, tauchten sie in das Oelfaß, das in einer Seitenhalle stand, und improvisirten so neue Leuchten.

„Jetzt in die Weinberge!" kommandirte Herr von Rivière, und den Leuten bei den Pferden befahl er, sich um den Berg nach der anderen Seite zu begeben. Während diese dahin trabten, vertheilte sich der Troß in die Weinberge Pascals, wo die Leuchten wie Irrlichter hin und her flackerten und den beiden im Hofe zurückgebliebenen Alten zeigten, wie so zu sagen hinter jeden Rebstock geleuchtet wurde, aber auch, wie die armen Reben mißhandelt und niedergetreten wurden. Margot näherte sich ihrem Herrn und wollte sprechen, aber er legte ihr schnell die Hand auf den Mund. Man konnte nicht wissen, ob nicht ein Späher zurückgeblieben, der sie in der Dunkelheit belauschte; doch konnte er nicht umhin, ihr die Hand zu drücken und ihr ins Ohr zu flüstern: „Du hast dich brav gehalten, gute Margot!"

Noch lange standen sie da und blickten den Lichtern nach, die sich allmählig den Berg hinaufzogen, bis sie sich an einer gewissen Stelle sammelten, um theilweise gleich wieder zu verschwinden.

„Jetzt sind sie an den Höhlen," sagte Pascal.

Margot zuckte mit den Achseln und sagte verächtlich: „Freilich, man wird sich in Höhlen verstecken, die jeder Ziegenbube kennt; da wäre es leicht, achtundvierzig tausend Franken zu verdienen!"

Wieder nach einiger Zeit verschwanden die Lichter jenseits des Berges. Nun erst wurde im Hause Licht angezündet, und Pascal ging mit einer Laterne rings um die Ferme, um sich zu überzeugen, daß kein Späher zurückgeblieben sei, und das Gleiche that Margot unter dem Vorwande, den Hof wieder in Ordnung zu bringen. Diener waren nicht vorhanden: Pascal hatte sie seit

drei Tagen mit den verschiedensten Aufträgen nach Cannes, Aix, Marseille geschickt, zum Theil an vertraute Freunde, die sie so lange als möglich zurückhalten mußten.

Die frühere Ruhe, nur noch erhöht durch die Stille der Nacht, herrschte in und um die Ferme Morin, kaum unterbrochen durch die Wellen des Meeres, die etwas stärker als unter Tages an das Ufer schlugen. Die Dunkelheit war tief, denn Wolken verhüllten die Sterne, und der Mond ging erst spät auf. Mit Wohlgefallen machte Pascal diese Bemerkung, nur der stärkere Wellenschlag mochte ihm nicht ganz behagen.

„Komm einmal ans Fenster, Margot, du bist hier geboren und die Tochter eines Lootsen — sage mir, was du vom Wetter hältst?"

Margot streckte den Kopf und die Hand hinaus, horchte dem Wellenschlage und betrachtete den Himmel nach allen Weltgegenden. „Schlimm," sagte sie, „schlimm, Herr Morin! Zwar die Nacht bleibt es erträglich, aber gegen Morgen haben wir den Mistral."

„Nun, dann ist's gut," antwortete Pascal beruhigt; „ehe es Morgen ist, hat er sein Schiff erreicht, und der Mistral treibt ihn rasch von der Küste Frankreichs und Korsika entgegen."

„Er geht also doch nach Korsika?"

„Um dort die Antwort des Kaisers von Oesterreich zu erwarten, der ihm halb und halb ein Asyl versprochen."

„Aber wird er in Korsika sicherer sein als hier? Ist Korsika nicht auch französisch?"

„Wohl! Aber der Kaiser stammt aus Korsika, die Korsen werden ihn als zur Familie gehörig aufnehmen; sie sind gastfrei, und wenn er ihnen sagt, daß er sich in ihren Schutz begibt, ist er dort sicherer als irgendwo in der Welt."

„Aber sind nicht auch dort französische Soldaten?"

„Freilich, doch nicht in genug großer Anzahl, um es mit den Korsen aufzunehmen, wenn diese ihn beschützen wollen — und endlich sind es Soldaten, die zum Kaiser halten. Das alles hat der König aufs Genaueste erfahren."

„Der König!“ sagte Margot, „nun ist Euch das Wort selbst entschlüpft.“

„Die Gefahr,“ lächelte Pascal, „scheint vorüber oder wenigstens bald zu Ende. Mache dich bereit, Margot — aber sei still, daß wir das verabredete Zeichen nicht überhören, da das Meer immer lauter wird.“

Pascal zog den Tisch nahe ans Fenster, stellte die Lampe darauf und blieb selbst in der Nähe stehen, immer hinaushorchend, während sich Margot im Hintergrunde zu schaffen machte und ein kleines Bündel voll Lebensmittel zusammenthat. Dann setzte sie sich hin, und eine lange Zeit verging im vollkommensten Stillschweigen. Plötzlich erklang vom Meere her, gedämpft, aber noch deutlich vernehmbar, die erste Strophe jenes provenzalischen Matrosenliedes, das so wehmüthig das Schicksal eines Schiffsjungen beklagt, der im Angesicht der heimischen Küste zu Grunde geht. Pascal und Margot fuhren auf, und die Strophe war noch nicht zu Ende, als sie Beide schon im Hofe und vor dem Hühnerhause standen. Margot riß die Thüren desselben auf und zeigte gegen die Bewohner eine Rücksichtslosigkeit, die gegen die Besorgniß, welche sie vor den Häschern für ihre Schutzbefohlenen verrieth, auf die auffallendste Weise abstach. Sie weckte die Schlafenden und trieb sie mit einem Besen zu ihrem Asyle hinaus; die schlaftrunken von den Sprossen fielen, ergriff sie und warf sie grausam den Fliehenden nach. Dann fegte sie mit dem Besen den Boden des Hühnerhauses so rein, als es in der Hast und Eile, die ihr ganzes Benehmen aussprach, möglich war. Pascal stand indessen neben ihr mit einer Laterne in der Hand, die er mit dem Rockschoß so zu verdecken wußte, daß ihr Schein nur unmittelbar auf den Raum vor ihm in das Hühnerhaus fiel. Dann fuhr er mit der freien Hand über ein Brett des hinteren Verschlages, zog einige vorstehende Nägel heraus, und die Hälfte der Wand fiel ihm entgegen. Margot fing sie auf und legte sie leise auf den Boden. Eine kleine Höhle öffnete sich vor ihnen in der Felswand, an die das Hühnerhaus hingebaut war, und von

der die Reben über dasselbe herabfielen, eine jener Höhlen, die man in der Wissenschaft als lithotomi cavi bezeichnet, die überall in Kalkgebirgen und besonders im südlichen Frankreich oft vorkommen, eine jener Höhlen, die zur Zeit der Dragonaden und Kamisardenkriege den verfolgten Protestanten als Zufluchtsstätten und Verstecke dienten.

Vor Margot und Pascal stand lächelnd ein großer, schöner Mann, dem lange, braune Locken über den Nacken herabfielen, und die sammt den sanften, wenn auch glühenden, schwarzen Augen gewissermaßen einen Kontrast bildeten gegen den schwarzen Schnurrbart und das sonstige durch und durch kriegerische Aussehen dieser überraschenden, eigenthümlichen, im Ganzen einnehmenden Erscheinung. Margot nahm, wie er mit einem entschiedenen Schritte aus dem Verstecke trat, unwillkürlich eine gebückte Haltung an, als ob sie sich tief vor ihm verneigen wollte, und selbst Pascal blieb in ehrerbietiger Weise vor ihm stehen.

„Nun, meine Wirthe," sagte der eigenthümliche Mann, „heute war es Ernst. Durch eine dünne Bretterwand war ich von Schmach, vielleicht vom Tod getrennt. Ich habe Alles gehört, das Toben im Hause, die Flüche, die gegen mich ausgestoßen wurden, und auch deine tapfere Vertheidigung des Hühnerstalles, meine gute Margot."

Er sprach laut, als ob keine Späher zu fürchten gewesen, und mit einer Ruhe und Gelassenheit, als ob nicht Eile nothwendig gewesen wäre. Pascal bat ihn darum, in das Haus zu treten, und theilte ihm mit, daß er das verabredete Zeichen gehört und daß Alles zur Abreise bereit sei. Joachim Murat ließ sich dadurch nicht stören. In der Stube angekommen, nahm er seinem Wirthe die Laterne aus der Hand, leuchtete Margot ins Gesicht und sagte, indem er ihr eine Hand auf die Schulter legte: „Dieses gute Gesicht will ich mir einprägen für alle Zeiten. Aufrichtig, Herr Pascal! Sie sind mein Wirth, mein Gastfreund, Ihnen danke ich, daß ich entwische, und vielleicht noch

glücklich, vielleicht noch mächtig werde — aber Sie sind ein Mann — dieser guten Alten fühle ich mich unvergleichlich inniger zu Danke verbunden als Ihnen."

„Sie haben Recht, Majestät," bekräftigte Pascal.

„Du mußt einmal schön gewesen sein, meine gute Margot," fuhr Murat fort, „deine Augen haben noch heute einen anmuthigen Glanz, und diese Grübchen in den Wangen waren gewiß verführerisch. Und du warst nie verheirathet? Wie kommt das? Ich möchte deine Geschichte kennen."

„Majestät," stammelte Margot verschämt, und jugendliche Röthe flog über das alte Gesicht.

„Sollte ich wieder einmal König werden, dann, Margot — dich werde ich nicht vergessen. Ach, wie wird dich meine Karoline hegen und pflegen! Könnte ich nur jetzt schon etwas für dich thun — doch, halt hier dieses Kästchen, es ist noch genug darin, um dich reich zu machen, da, nimm es."

Bei diesen Worten zog er aus den Falten der wollenen Blouse, die er unter dem Mantel trug, eine kleine Schatulle hervor und wollte sie Margot zwischen die Hände schieben; diese aber that rasch einen Schritt rückwärts und rief: „Daß mich Gott bewahre! Lassen Sie ab, Sire, ich flehe Sie an! Ich nehme es nicht!"

Da im Tone dieses Ausrufes einiger Vorwurf lag, zog er das Dargebotene auch in der That wieder rasch zurück. „Verzeihe mir, gute Margot," sagte er, „siehe, ich war zu lange König, und da meine ich, daß jede Güte bezahlt werden muß. Verzeihe mir. Und jetzt — was habe ich zu thun?"

„Der Kahn erwartet Sie, Sire," fiel hier Pascal ein. „Um diese Stunde muß Ihr Schiff auslaufen, das Sie auf hoher See an Bord nehmen soll. Es ist keine Zeit zu verlieren, da Alles auf die Minute verabredet ist. Sie müssen an Bord und auf hoher See sein, bevor der Mond aufgeht, sonst kommen Sie nicht durch die Engländer. Sie müssen fort, Sire, und augenblicklich."

„Also vorwärts und ohne Säumen!" rief Murat, denn es

geht dem Feinde entgegen. Ich nehme keinen Abschied von Euch, denn ich sehe Euch wieder. Vorwärts!"

Als ob es zur Schlacht ginge, schritt er zur Thüre hinaus; Pascal eilte voraus, um ihm den Weg zu zeigen, Margot trug ein Päckchen Lebensmittel nach. Sie gingen eine Strecke weit die Landstraße entlang, dann bogen sie links ab und wanderten am Fuße eines kleinen Hügels hin, einer Bucht entgegen. Sie kamen an einigen Häusern vorbei, in denen noch Lichter brannten und die Bewohner wachten; trotzdem wollte Joachim Murat mehrmals ein Gespräch anknüpfen, aber Pascal erlaubte sich, ihm mit einem leisen „St!" Schweigen aufzuerlegen. Ihn zu einem leiseren Auftreten zu bewegen, da er hallenden Schrittes einherging, war nicht möglich. Doch kamen sie glücklich an die Bucht und an die verabredete Stelle.

„Jaquet!" rief Pascal.

„Hier!" antwortete eine Stimme, und sofort sprang der Angerufene aus einem Kahne, den er an der Kette so weit als möglich aufs Land zog.

„Rasch in den Kahn und fort," flüsterte Pascal dem König zu, „ich habe hinter uns Schritte und Geräusch gehört."

„Ade! und auf Wiedersehen!" rief Murat und sprang in den Kahn.

„Nun," sagte Pascal zu Jaquet, „warum steigst du nicht ein?"

„Ich? Ich gehe nicht mit!" erwiderte der Matrose.

„Verräther! Was soll Das? Bist du nicht dafür bezahlt, den König bis an die Themis zu bringen?" rief Pascal voll Schreck und Zorn.

„Bezahlt?" fragte Jener zurück. „Für zweihundert Franken habe ich genug gethan — wenn man's erfährt, daß ich im Komplott war, schickt man mich auf die Galeeren. Und ein Verräther bin ich nicht, sonst hätte ich eine größere Summe verdient. Und die Themis? Nun, Das wollen wir erst sehen, wo der König die trifft."

„Die Themis," belehrte Pascal, „ist das Schiff des Königs, es muß ihn draußen erwarten."

„Das weiß ich vielleicht besser,“ sagte Jaquet, „Das wollen wir erst abwarten. Ich glaube, Seine Majestät muß die Reise nach Korsika im Kahne machen.“

„Geschwätz!“ rief Murat. „Bube, willst du einsteigen oder nicht?“

Er bekam keine Antwort; Jaquet war mit einem Satze auf dem Hügel und gleich darauf hinter demselben in der Nacht verschwunden.

Margot schlug die Hände in einander. „Mein Gott, was soll jetzt aus dem Könige werden?“ rief sie verzweifelnd.

„Mein Arm, mein lahmer Arm!“ rief Pascal. „Sire, ich kann Sie nicht fahren!“

„Unbesorgt, meine Freunde,“ tröstete Murat, „ich kann mich wohl selbst so weit rudern, bis ich mit der Themis zusammentreffe.“ Er setzte sich hin und ergriff die Ruder, als der Kahn von einem heftigen Sprunge erzitterte.

„Sind Sie es, Pascal, der in den Kahn sprang?“ fragte der König.

„Nein, Sire, ich stehe hier auf dem Lande. Ist Jemand im Kahne?“

„Wir sind verloren!“ rief Margot.

„Ich bin es, Herr Morin!“ scholl es jetzt aus dem Kahne, „ich, Nadir, Ihr Gastfreund!“

„Der Aegypter!“ rief Margot wieder.

„Sagen Sie dem König, Herr Morin, daß er sich mir anvertrauen darf, daß ich ein guter Fährmann bin, ein Verfolgter wie er, und vom Stamme Derer, die ihre Liebe zum Kaiser mit Verbannung und Tod büßten.“

„So ist es, Sire,“ rief Pascal, „Sie haben einen Freund an Bord.“

„Mein Stern! Mein Stern!“ sagte Murat andächtig und hob den Hut in die Höhe. „Stoß ab, Aegypter, du fährst den Cäsar und sein Glück!“

Und der Kahn flog ins Meer und in die Nacht hinaus.

Drittes Kapitel.

Auf hoher See.

Ein unsichtbares Ungethüm,
Herblies der Mistral schneidend scharf,
Der Schaum und Fluth mit Ungestüm
An Korsika's Gestade warf.
Heinrich Leuthold.

Wilde Wellen wiegten das leichte Fahrzeug, das die beiden Flüchtlinge trug, zwei Menschen so weit verschiedenen Blutes und eben so weit verschiedenen Schicksals, die einander nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, die auch jetzt noch, da sie ihr Geschick so eng an einander fesselte, bei der tiefen Finsterniß Einer dem Andern nicht ins Auge zu blicken vermochten. Die Hülfe, die ihm so plötzlich, so unverhofft gekommen war, erfüllte den König mit Zuversicht und gab ihm die freudige Stimmung, deren er in so hohem Grade fähig, und weckte den Muth, der ihm, wie wenigen Sterblichen, angeboren war. Mit Freude bemerkte er, wie der Kahn, trotz der hohen Wellen, rasch dahinflog.

„Du führst das Ruder, Nadir,“ sagte er, „als wärest du als Schiffer geboren.“

„Das bin ich nicht, mein König,“ erwiderte der Araber mit Stolz; „mein Vater war der Fürst unseres Stammes, aber allerdings habe ich ihn und die Geschwister seit Jahren in Marseille manchmal als Schiffer und Fischer ernährt. Ich verstehe mich darauf, ein Boot zu führen, und hoffe, Eure Majestät glücklich in Sicherheit zu bringen. Doch ich will schweigen; jene Flamme, die uns dort vor den Augen tanzt, ist das Licht auf einem englischen Schiffe.“

Lautlos flog das Boot weiter, daß man in der nächsten Nähe das Ein- und Auftauchen der Ruder nicht gehört haben würde. Bald bewegte sich das Schiffslicht hinter ihnen.

„Leb' wohl, perfides England," rief Murat, „das mich in seine Falle locken wollte. Du sollst meiner nicht habhaft werden. Denkst du daran, wie ich dir auch bei Capri einen Streich spielte? Es war meine erste That als König von Neapel und ich habe mir damit diese schöne Krone verdient."

In Erinnerung an diese allerdings kühne That, mit der er einst den Antritt seiner Regierung auf glänzende Weise feierte, lächelte Murat, hüllte sich in seinen Mantel und streckte sich, unbekümmert um die Wellen, die manchmal über Bord schlugen, im Kahne aus, in der Absicht, von alten Tagen zu träumen und die nächste Zukunft zu überdenken. Bald aber fiel er in einen tiefen Schlaf und träumte sich in die hundert Schlachten seiner Vergangenheit zurück, in den Pomp des neapolitanischen Königsschlosses, in die Mitte seiner Kinder und in die Nähe seines klugen und treuen Weibes Karoline, der jetzt im fernen Oesterreich wohl kein Sehertraum die Lage und Umgebung ihres Gatten zu verrathen vermochte.

Der König schlief, der Araber ruderte. Ein Segel zog Nadir nicht auf, theils aus Furcht vor dem Sturm, der sich mehr und mehr als der gefürchtete Mistral offenbarte, theils in der Besorgniß, mit einem Segel unter dem starken Nordwind zu rasch in das weite Meer hinaus und in zu große Entfernung von der Themis getrieben zu werden. Mitternacht war längst vorüber, die Finsterniß verlor an Dichtigkeit, der Sturm jagte die dicksten Wolken auseinander, und einige Sterne traten hie und da leuchtend hervor. Für Nadirs Auge war es hell genug, den schlafenden König betrachten zu können. Wie er so ruhig da lag, fühlte sich der Sohn des Morgenlandes von einer tiefen Ehrfurcht durchdrungen. Solche Ruhe bei solchem Schicksal schien ihm nur möglich bei einem auserwählten Wesen, das der erhabensten Verheißungen sicher war. Der Sohn eines Schenkwirthes in einer kleinen Stadt lag vor ihm, ein in Dunkelheit Geborener, dessen Schicksal mit dem der gewaltigsten Gestalt vieler Zeiten, mit der Napoleons, aufs Innigste verbunden war; der Sohn

des Volkes, der zwei Kronen getragen und der in seinem, Nadirs Mutterlande, wie in allen Ländern Europa's, die gewaltigsten Siege erfochten. War er nicht ein Auserwählter des Herrn? ein Werkzeug in der Hand, vielleicht ein Liebling im Herzen Gottes? War es nicht ein stilles Gebot Gottes, seinem Liebling beizustehen und ihm treu zu sein in allen Fährlichkeiten? Und war es nach der wunderbaren Art, wie Nadir mit ihm vereinigt wurde, nicht im Buche geschrieben, daß er ihm folgen und ihm anhängen solle — ohne zu prüfen? wie er sein Fährmann und Pilot wurde, ohne sein Antlitz gesehen zu haben?

Mit frischer Kraft ergriff er die Ruder, die er ermattet hatte sinken lassen, und blickte, da schon graue Dämmerung über der See lagerte, mit seinen scharfen Augen weit hinaus nach dem Schiffe, das des flüchtigen Königs Schätze, Papiere und Freunde trug und ihn selbst aufnehmen sollte. Plötzlich brach ein Sonnenstrahl über die weite Meeresfläche herein, und in demselben Momente tanzte eine Korvette, von dem Strahle beleuchtet, scheinbar nahe vor Nadirs Augen. Er schnellte empor und rief das Schiff an, das ihn nicht hören konnte. Der König erwachte, folgte den Blicken und Bewegungen Nadirs und sagte ruhig: „Das sind sie! Strenge dich nicht an, mein Freund; sobald es etwas heller wird, werden sie uns erblicken, denn sie sehen besorgt nach allen Seiten aus, und werden sie uns entgegensteuern."

Nadir aber ließ nicht ab, sondern erhob sich bald, um Zeichen zu geben und seinen weißen Mantel in der Luft flattern zu lassen, bald setzte er sich wieder hin und ruderte, da das Schiff trotz aller Zeichen seinen Kurs einhielt. Zum Glück begann mit Tagesanbruch der Mistral so gewaltig zu wehen, daß die Themis sämmtliche Segel einreffen mußte, um dem Winde so wenig Prise als möglich zu geben, und daß sie, obwohl gewaltig herauf und hinunter geschleudert, in ihrem Laufe nur sehr geringe Fortschritte machte.

„Du siehst," sagte der König, „sie halten schon still, um sich zu überzeugen, ob wir die Erwarteten sind!"

Nadir aber schüttelte den Kopf. Dieser Grund schien ihm die Equipage des Schiffes nicht zu bestimmen; hätten sie sich dem Kahne nähern wollen, so hätten sie schon ein Zeichen gegeben, daß sie ihn bemerkt, und sie hätten, trotz des starken Windes, das Bramsegel aufsetzen können, um den Kahn in wenigen Minuten zu erreichen. Vielleicht aber waren die Flüchtlinge auf der Themis schlechte Seeleute und hatten, da sie das Schiff nur mit Vertrauten bemannen mochten, zufällig nur unerfahrene Leute an Bord nehmen können. Er fragte in diesem Sinne den König, um einen Argwohn zu zerstreuen, der furchtbar in ihm auftauchte.

„Wie?" rief der König und lachte, „schlechte Seeleute, unerfahrene Menschen? Blancard, Langlade, Donnadieu, drei der trefflichsten Seeoffiziere, befinden sich an Bord."

„Dann," antwortete Nadir besorgt, „dann, Majestät, ist mir das Benehmen der Korvette unbegreiflich."

„Das Räthsel wird sich lösen, — nur auf das Schiff zugesteuert."

Nadir strengte seine Kraft aufs Aeußerste an; der Kahn flog, als ob er das Ruder eben jetzt erst mit ungeschwächter Kraft in die Hand genommen; der Raum zwischen dem Kahne und der Themis wurde immer kleiner. Der König stand aufrecht und winkte, und schon war kein Zweifel, daß man sie auf dem Schiffe bemerkt hatte. Es wurde lebendig an Bord, und Matrosen und Offiziere liefen hin und her.

„Etwas Außerordentliches geht vor an Bord," sagte Nadir, „es herrscht nicht die gehörige Ordnung."

„Vielleicht ein Leck?" sagte der König.

„Schwerlich, Majestät, denn alle Mann sind oben. Auch wird keine Anstalt gemacht, ein Boot auszusetzen oder eine Leiter herabzulassen."

„Schweige!" befahl der König, und seine Stirne zog sich in Falten, während er wie Einer, der warten will, was da kommen werde, die Arme übereinander schlug. Nach einiger Zeit sagte

er: „Ich erkenne schon die Einzelnen. Es ist Bonafoux, mein Neffe, der eben über das Hinterdeck lief — er ist verschwunden — will er sich vor mir verstecken?“

„Mein Gott!“ schrie Nadir, „was bedeutet Das? Sie setzen alle Segel auf.“

Nur wenige starke Bewegungen, und sie waren nur noch einige Faden vom Schiff entfernt. Der König stand stumm und starrte den Rumpf an. Mit Einem Male, da alle Segel fielen, bäumte es sich wie ein Roß, das sich mit einem Sprunge zum Laufe vorbereitet, warf sich auf die Seite und flog dahin wie ein Geier mit ausgebreiteten Fittigen. Man hörte, wie ein Offizier Befehle ertheilte, die nur geeignet waren, der fliehenden Themis noch größere Schnelligkeit zu geben.

„Rosetti! Rocca-Romana!“ schrie der König. „Verrath! Verrath! Sie verrathen mich! Ich bin verloren!“

Er warf sich auf den Boden des Kahnes, und eben da, wo er mitten in Wind- und Wellensturm die halbe Nacht so ruhevoll geschlafen und glücklich geträumt hatte, lag er jetzt, während die Sonne, durch feuchte Wolken brechend, dunklen Purpur über ihn und die See breitete, aufgegeben, verzweifelt, vernichtet, zaghaft, wie er es nie gewesen, ohne Muth, der ihn doch sonst auf hundert Schlachtfeldern nicht verlassen. Der Achilles der großen Armee, wie man ihn nannte, lag trauriger da, als der Held vor Troja, da er den Tod seines Freundes erfuhr. Diesem war der Freund nur gestorben; den Achilles der großen Armee hatten die Freunde auf unerhörte, auf diebische, bübische Weise verrathen.

„Sie, die ich aus dem Staube gezogen, die ich aus Nichts zu Etwas machte, die mir Alles danken, Alles, deren Schicksal ich war, die mich wie ihren Gott anbeteten, so lange mir das Glück lächelte! Ist es möglich? Ist der Mensch solcher That fähig? Ist Das nicht schlimmer als die That des wilden Thieres, das seinen Feind nur zerreißt und verzehrt? Vor meinen Augen fliehen sie mit meinem Schiffe, das mich in einen rettenden Hafen

bringen sollte, mit meiner Habe, mit meinen Papieren, den Dokumenten meiner Rechte — und lassen mich hier auf wildem Meere, auf einem elenden Fahrzeug, tausendfachem Tode ausgesetzt, meinen Häschern und Verfolgern preisgegeben. Das ist schlimmer als Meuchelmord, schlimmer als alle Thaten, die je mit Gift und Dolch ausgeführt wurden. Habe ich Das verdient, König der Könige, sage!"

Er war bei den letzten Worten aufgesprungen und richtete Gesicht, Augen und Arme gen Himmel. Er schwieg einen Augenblick, aber nur, um sich mit einem neuen, wilden Ausbruch selbst zu der furchtbaren Antwort zu sammeln: „Ja, Herr im Himmel, ich habe es verdient, du missest mit gerechtem Maße, denn ich habe ein Gleiches gethan. Als er, der mir das theure Weib und die Krone gab, an den ich mit meinem ganzen Leben und mit den heiligsten Banden gebunden war, als er bei Leipzig ins Elend stürzte, da verließ ich ihn treulos und fuhr mit dem Schiff meines Glückes, vor seinem Antlitz flüchtend, an ihm vorbei wie jene Verräther, mit allen Schätzen, mit denen er mein Lebensschiff beladen, und floh ins Lager der Feinde. Du richtest gerecht, mein Gott, ich fühle dein ganzes Strafgericht und weiß, daß es nicht beendet ist. Ich bin gerichtet."

Wie ein todter Körper fiel er jetzt in den Kahn, daß er schwankte. Zu der Wassermasse, die ihn bereits erfüllte, schlug noch eine Welle herein. Der König achtete es nicht, daß er nur mit dem Kopfe, der an die Seitenbank lehnte, aus dem Wasser hervorragte.

Nadir wußte, daß er jetzt weder auf die Klagen und die Verzweiflungsausbrüche des Königs horchen, noch an den fürchterlichen Verrath seiner Freunde denken durfte; daß es ihm allein erlaubt war, an die Gefahr zu denken, die gierige Hände über den Rand des Kahnes nach ihnen, den beiden Flüchtlingen, ausstreckte. Nur noch Eine starke Welle, und der Kahn ist mit Wasser erfüllt, und sie sind verloren. Alles Rudern war beinahe ganz vergebens, denn das überlastete Fahrzeug gehorchte nicht

mehr dem Fährmann, sondern nur noch der Welle, die es vor- und rückwärts trieb. Dieses sonst so heitere, belebte Meer war öde, denn die Vorgänge an den Küsten des südlichen Frankreichs hielten die Kauffahrer ferne; nichts als das Verrätherschiff war zu erblicken, wie sehr auch Nadir seine Augen anstrengte. Es war der einzige Halt, darum hafteten trotz allem Verrath Nadirs Blicke mit Hoffnung an demselben. Aber es flog dahin, alle seine Segel voll des Sturmes, als ob es sich beeilte, gleich einem Mörder den Schauplatz seiner Missethat zu meiden. Und doch! — Nadirs Auge blickte scharf — die Schaluppe senkte sich, ein Fahrzeug wurde ausgesetzt. Bereuen sie? Nein, die Themis flog weiter, aber die Schaluppe ruderte in der That dem Könige entgegen; drei Männer regierten sie, kraft- und kunstvoll; sie beherrschten die wilden Wellen, und es war, als ob der Sturm, der ihnen doch entgegenarbeitete, ihnen dienstbar wäre. Aber konnten die drei Männer in der Schaluppe nicht auch Verräther sein, ausgesandte Mörder, die mit dem schwachen Kahne die Zeugen und Opfer ihrer Unthat auf ewig in die Tiefe der See versenken wollten? In der That, ein einziger Stoß ihrer starken und hochbordigen Schaluppe, und der König ist sammt seinem Piloten begraben. Nadir ließ das eine Ruder fallen und erhob sich, das andere emporschwingend wie eine Waffe, entschlossen, sein und des Königs Leben nicht ohne Kampf enden zu lassen. Doch war mehr Hoffnung des Gelingens, wenn der Achilles der großen Armee am Kampfe Theil nahm; vielleicht konnte man sich dann noch des Fahrzeugs der Feinde bemächtigen, und auf diesem, meinte Nadir, wollte er den unglücklichen König gewiß an irgend eine, wenn auch noch so entfernte befreundete Küste lootsen. So rief er ihn denn an: „Auf, König, es steht uns wohl ein Kampf bevor!"

Aber der König regte sich nicht. Wiederholt versuchte es Nadir, ihn aus seiner Versunkenheit zu wecken; vergebens. So stand er allein da, mit dem Ruder auf der Schulter, angstvoll die nächsten Minuten erwartend und hoffend, daß im schlimmsten

Falle der Kampf den König wecken werde. Trostvoll schien es ihm, daß sich die Themis entfernte, während die Schaluppe sich mehr und mehr näherte und zwischen beiden ein immer größerer Zwischenraum entstand. Wären die Verräther in der Themis mit diesen drei Männern in der Schaluppe einverstanden, so würden jene diese erwarten. Diese Berechnung täuschte nicht; schon von ferne winkten und grüßten die drei Männer und schwangen von Zeit zu Zeit ihre Kappen in die Luft; sie riefen auch, aber ihre Rufe verhallten ungehört im Heulen des Sturmes. Endlich waren sie so nahe, daß man schon einzelne Töne vernehmen konnte, und endlich klang es deutlich und hallend über die Fluthen herüber: „Hoch Abukir! Hoch Marengo! Hoch Eylau, Madrid und Borodino!"

Wie ein Zauber weckten diese Namen seiner Siege den König aus seiner Dumpfheit; wie eine Feder schnellte es ihn in die Höhe. Aufrecht stand er da, seine Augen blitzten, er warf die dunklen Locken zurück in den Nacken, hob beide Arme empor und rief: „Langlade, Donnadieu, Blancard, meine Freunde! Nein, ich bin nicht verrathen, mein Stern ist nicht untergegangen!"

Die Todtenmaske, die eben noch sein Gesicht bedeckte, war wie von unsichtbarer Hand weggewischt; Leben, Hoffnung, Glück, Triumph strahlten aus allen Zügen, als ob es nicht ein schwanker Kahn mit drei Männern, als ob es eine gewaltige, weltbesiegende Flotte mit zahlloser Mannschaft wäre, die ihm zu Hülfe kam. Ein Mann, der aus einem Nichts ein König und weltberühmter Krieger geworden, sah er leicht überall und im Kleinsten den Keim zu Großem, zu einer glänzenden Zukunft. Nadir, der ihn und die raschen Uebergänge in diesem Gemüth, in dieser Einbildungskraft nicht kannte, sah ihn erstaunt an und vergaß darüber den sinkenden Kahn und die mit Freuden- und Freundesrufen nahende Rettung.

Plötzlich verschwand der König vor seinen Augen; mit einem gewaltigen Sprunge war er in der Schaluppe; der Kahn tauchte unter, und Nadir wäre mit ihm gesunken, hätte ihn nicht eine

gewaltige Hand erfaßt. Es war die Hand des Königs selbst, die ihn am Arm ergriff und mit starkem Rucke über Bord der Schaluppe hob. Es war ihm Das alles wie ein Traum, wie er sich so mit einem Male auf sicherem Fahrzeuge fand, in Gesellschaft befreundet und glücklich blickender Männer, und wie der König, sie alle umarmend, lachte und voll Freude war — nachdem kurz vorher Alles voll Trauer, Verrath, Hoffnungslosigkeit gewesen. Der König bemerkte es kaum, was doch die Seeoffiziere mit Entsetzen erfüllte, wie, kaum, daß er mit Nadir die Schaluppe betreten, das Meer aufgluckste und den Kahn hinunterschlang — es machte ihm nicht den geringsten Eindruck, daß die Hülfe, um eine Minute später, zu spät gekommen wäre. Er plauderte mit erstaunlichem Behagen und erkundigte sich nach dem Befinden der drei Freunde; es fiel ihm nicht einmal ein, nach der Art des Verrathes zu fragen, den die Themis an ihm begangen; er sah und fühlte nur, daß er noch Freunde, noch Anhänger hatte. Wer konnte sagen, nach wie vielen Tausenden noch die Zahl seiner Anhänger zählte? Es fiel ihm auch nicht ein, zu fragen, auf welche Weise sich die Freunde vom Verrätherschiff losgemacht, um ihn zu retten und sich ihm anzuschließen. Er wäre in diesem Augenblicke fähig gewesen, „Nach Neapel!“ zu kommandiren, um sein verlorenes Königreich wieder zu erobern, aber schon saß Blancard ruhig am Steuer, und die Schaluppe nahm die Richtung auf Korsika.

Viertes Kapitel.

Vescovato.

Wenn noch der Alten Glaub' und Sitten währten,
Den Göttern heilig wähnt' ich dieses Land.
Mehr als der Menschen Wünsche je begehrten,
Thut hier sich auf — und hier wird klar erkannt,
Daß noch auf Erden eine Schönheit waltet,
Die sich dem stumpfen Sinne nie entfaltet.

Camoens.

Ein Paradies, ja wahrlich ein Paradies, auf der herrlichen Insel einer der herrlichsten Winkel, überhaupt auf der weiten Erde eine der holdesten, lieblichsten, zaubervollsten Gegenden ist das Kastanienländchen oder die Castagniccia, und doch ist es nur der Schrein zu einem Juwel, und dieses Juwel ist der Ort Vescovato, der Hauptort der Castagniccia. Wohl Dem, der die Castagniccia und ihr Vescovato gesehen hat. Dorthin lud der edle Korse, Graf Buttafuoco — wir kommen hierher wandernd an seinem Thurme vorbei — den armen Selbstquäler Jean Jacques Rousseau; wäre dieser der Einladung gefolgt, er, der Anbeter der Natur, hätte die Natur noch inniger lieben gelernt, und sein ewig wacher Argwohn wäre unter der großartigsten Gastfreundschaft der Welt entschlummert, und seine kranke Seele wäre gesundet. Wo auf weiter Erde gibt es einen schöneren Frieden, als im Schatten dieser Kastanienwälder, an der Schwelle jenes von Epheu bedeckten Klosters, am Rande dieses rauschenden Wildbaches, auf allen diesen Wegen und Pfaden, die sich durch hohe Erikabüsche, durch üppige Rebengelände, durch Orangenalleen an den Hügeln hin und herauf und herunter winden? Von hohen Bergen ist dieses Paradies schützend umschlossen, umarmt wie von himmlischen Wächtern; damit aber keiner der himmlischen Erdenreize fehle, öffnen sich diese Berge dem Osten zu, und der Blick schweift frei hinaus über die glückliche Golo-Ebene, über das blau-purpurne Meer, hinüber über die Inseln bis an die Küsten

Italiens. Ja, glücklich, glücklich, wer hier im Abendschatten wandelte, und dem zu dem Frieden der Natur das Ave-Maria-Glöcklein jenes epheubedeckten Klosters noch den höheren Frieden ins Herz läutete. Es ist ein Friede, den die Erinnerungen an alle die Thaten und Männer dieses geschichtlichen Ortes der kampfberühmten Insel nicht stören, sondern erhöhen, denn es sind erhabene Helden, die hier gestritten, und es sind heilige Kämpfe, die hier gekämpft wurden, Kämpfe für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit und Vaterland. Jedes dieser Häuser und Hütten weiß von einer großen That zu erzählen; in jedem dieser Häuser wohnten Menschen, die große Thaten gethan oder von großen Thaten treu berichteten. In Vescovato weilten oder wurden die edelsten Männer geboren, in Vescovato sind ihre größten Chronisten und Geschichtsschreiber zu Hause.

Seht zum Beispiel jenes Haus, das etwas abgesondert von den anderen Häusern Vescovato's daliegt und mit zwei Geschossen über die andern hervorragt, von üppigem Baumwuchs umgeben und von einer tiefen Stille, die nur durch das Gemurmel des Brunnens und durch das Girren der zahlreichen Tauben, die es umkreisen, unterbrochen wird, es ist das Haus der Ceccaldi — unter seinem Dache wurde der Historiker Korsika's, Ceccaldi, geboren und der große General Andrea Colonna Ceccaldi, der Triumvir mit Gaffori und Hyacinth Paoli, dem großen Vater des größeren Sohnes Pascal Paoli. Dieses Haus steht so zu sagen auf jeder Seite der Geschichte Korsika's; die meisten Helden vieler Jahrhunderte dieser heldenmüthigen Insel sind hier eingekehrt; wie oft wurde hier Rath gehalten über die Art der Bekämpfung des Erbfeindes, des verfluchten Genua, des grausamen, hab- und blutgierigen Genua. Ein Heiligenschein liegt auf diesem Hause, denn es ist zugleich ein Tempel des Gastrechts; es hat zu allen Zeiten Hunderte und Hunderte von Flüchtigen und Verfolgten geborgen und zeichnet sich durch Gastlichkeit aus, selbst in dem gastlichsten aller Länder, in Korsika.

Tiefe Stille, tiefer Friede lag mit der Gluth der Augustsonne über Vescovato und über diesem Hause am Tage des heiligen Ludwig. In dem großen Gemache des unteren Stockwerkes, das gegen die Sommerseite mit Läden gegen die Ueberfülle des Lichts geschützt war, in halber Dämmerung hatten sich die Bewohner und Herren des Hauses versammelt; aber sie hielten, trotz der gewaltigen Hitze, nicht Siesta, sondern saßen an dem langen, wuchtigen Tische, mit Unterbrechungen plaudernd, wie es die ermüdende Schwüle des Tages erlaubte. Obenan saß der eigentliche Besitzer und Herr des Hauses, Colonna Ceccaldi, ein uralter Greis, dem die weißen Locken dicht und lang über den Nacken fielen und die alte Wahrheit bestätigten, daß es auf Korsika keine Kahlköpfe gebe. Der andere, viel jüngere Mann, der neben ihm saß, schien allerdings gegen diese Wahrheit zu zeugen, denn sein Schädel war nur spärlich von braunen Haaren bedeckt; bei näherer Prüfung aber konnte man erkennen, daß nur das jahrelange Tragen einer schweren Kopfbedeckung, eines Helmes oder anderen Soldatenhutes, an dieser Aermlichkeit des Haarwuchses Schuld war und daß unter der leichten phrygischen Mütze des Korsen mit der Zeit an derselben Stelle sich wieder die alte Ueppigkeit zeigen könne. Zur Zeit trug jene Armuth nur dazu bei, die hohe und edle Stirne des jüngeren, wenn auch nicht mehr jungen Mannes in ihrer ganzen Schönheit hervortreten und ihre Harmonie mit der geschwungenen Geiernase, den gerade und offen blickenden Augen, dem gewaltigen Soldatenschnurrbarte, der einen mild lächelnden, ja, etwas weichen Mund verhüllte, sehen zu lassen. Es war dieß der Schwiegersohn und Gatte der einzigen Tochter des alten Colonna Ceccaldi, General Franceschetti. Seine Gemahlin, Katharina Ceccaldi, saß ihm gegenüber und hörte ihm unverwandt zu, als wollte sie die verlorene Zeit einbringen, die vielen Jahre, die er ferne von ihr verbrachte. Obwohl sie bereits etwas Matronenhaftes in Gesicht und Gestalt hatte und die Tage der Jugend längst vorüber waren, blickte sie ihn doch mit jugendlicher Liebe an, mit Augen, aus

denen Zärtlichkeit und Bewunderung zugleich sprachen. Ebenso that seine achtzehnjährige Tochter, Maria Benvenuta, die neben ihm saß, seine Hand hielt und nur manchmal einen Blick des Einverständnisses zu ihrer Mutter hinüberschweifen ließ.

Franceschetti war zwar schon vor mehr als vierzehn Tagen, von seinem König Joachim entlassen, zu den Seinen zurückgekehrt, aber diese hatten ihn noch immer nicht genugsam angesehen und angehört. Daher auch seit seiner Rückkehr trotz der glühenden Mittage nie an Siesta gedacht wurde; man setzte sich nur während der heißesten Stunden ruhig zusammen, und die Fragen von Seiten der Familie und die Antworten des Heimgekehrten flossen um diese Zeit nur etwas spärlicher. In der That hatte Franceschetti viel zu erzählen; seit vielen Jahren an Joachim Murats Schicksal gebunden, war er, seit dieser den Thron von Neapel bestiegen, trotz der Nähe der Insel nicht auf diese zurückgekehrt, denn gerade in dieser Zeit war Joachim die Gegenwart seiner Getreuen nothwendiger als vorher, da er in dem neuen Königreiche auch eine neue Welt zu schaffen hatte. Und wie viel war gerade in den letzten zwei Jahren mit diesem Könige vor sich gegangen, seit er nach der Schlacht bei Leipzig seinen Stern aus dem Bereiche des sinkenden Sternes des Kaisers entfernen und vor gleichem Falle retten wollte, seit er mit den verbündeten Feinden seines Schwagers unterhandelte, ja Allianzen zu knüpfen suchte, herüber und hinüber schwankte; endlich, da der Kaiser Elba verlassen, sich zum König von Italien machen wollte und sein Schwanken wie seine Kühnheit bei Tolentino büßte, wo er Vergangenheit und Zukunft zugleich verlor und als treulos am Kaiser wie an den Verbündeten erscheinen mußte. Wie viel hatte Franceschetti von der Katastrophe dieser Tragödie zu erzählen, in der er selbst eine hervorragende Rolle gespielt bis ans Ende, eben weil er bei der allgemeinen Treulosigkeit und Verrätherei bis ans Ende bei seinem Herrn ausharrte. Gattin und Tochter hatten das Leben in der Einsamkeit Vescovatos immer dem Glanze des neapolitanischen Hofes vorgezogen, wo sie doch in nächster

Nähe des Thrones hätten prangen können. Aechte Korsinnen, liebten sie vor Allem ihre Heimat, aber als ächte Töchter ihres Landes begriffen sie es auch nicht anders, als daß der Vater und Gatte dort sei, wo ihn seine Pflicht zurückhielt, wo Gefahr und Kampf war, wie es sich für einen Krieger ziemt. Durch die englische Flotte vom Festlande ganzlich getrennt, waren sie oft durch Monate ohne Nachrichten vom Vater und vom Kontinente. Der Nachricht von Waterloo, vom zweiten Zusammensturze des Kaiserreiches, vom zweiten Einmarsche der Verbündeten in Paris, von der Zertrümmerung des neapolitanischen Thrones und dem tiefen Falle Joachims war Franceschetti beinahe auf dem Fuße gefolgt. Ueber die zahllosen Ereignisse, welche sich im Laufe, fast könnte man sagen, weniger Tage drängten, über die ungeheure und plötzliche Verwandlung der ganzen Welt erhielten sie den ersten, ausführlichen Bericht durch ihn, der ihnen der glaubwürdigste Bote war. In ihren einfachen Verhältnissen groß geworden, mit den anderen Bewohnern Vescovatos, trotz ihres höheren Ranges, wie mit ihres Gleichen verkehrend, frische, naive und leidenschaftliche Naturen, lebten sie jetzt Alles mit doppelter Lebhaftigkeit durch und pochten bei den Erzählungen ihre Herzen und Pulse von Mitgefühl, Kampflust, Rachedurst, wie es bei den betheiligten Personen des großen Drama's selbst kaum lebhafter der Fall gewesen sein mochte.

Nur der alte Ahnherr Colonna Ceccaldi, der noch Pascal Paoli in Waffen, der noch Korsika im großen Kampfe für seine Freiheit, überhaupt die alten Zeiten gesehen und in dessen weisem Herzen die Leidenschaften ruhten wie in einem tiefen See, nur Ceccaldi hörte die Erzählungen seines edlen Eidams mit der Ruhe eines Weisen an. War er doch auch mit seinem Herzen niemals auf Seiten jener Familie von jenseits der Berge, wo man Korsika und die Freiheit nie so geliebt hat, wie diesseits an der östlichen Küste — jener Buonaparte's, die, wie großen und blutigen Ruhm sie auch über das Eiland brachten, doch die Freiheit überall vernichteten und bewiesen, daß sie wenig Verwandt-

schaft hatten mit jenen Korsen, aus deren Blute die Gianpolo's, Sampieri's, Gaffori, Paoli, die großen Bürger und menschenliebenden Menschen hervorgegangen. Er stammte noch aus der Zeit, da die Buonaparte's auf der Insel nur wenig geachtet waren — und was blieben sie, trotz aller Siege, neben den Colonna Ceccaldi's, welche die Insel in grauen Zeiten schon mit Siegen vor den Sarazenen zu schützen wußten? Wenn sie vor den Augen des alten Edlen irgend welche Gnade fanden, so dankten sie es nur dem Umstande, daß der große Pascal Paoli den Carlo Buonaparte aus Ajaccio, den Vater des späteren Kaisers, einiger Freundschaft würdig geachtet hatte. Außerdem erinnerte er sich gar wohl der Zeit, da der junge Napoleone Buonaparte aus Ajaccio sich auf der Insel als eifrigen Klubbisten und Republikaner aufgethan, und sein Herz, das fest war wie ein Berg, konnte sich nie einem Menschen zuwenden, dessen Herz sich so wandelbar erwies, daß er aus einem Vertheidiger der größte Unterdrücker der Freiheit und Tyrann aller Völker geworden. Und weil er aus seiner Meinung und seiner Abneigung gegen Napoleon nie ein Hehl gemacht, und weil er zu ihrer Zeit auch die französische Republik nicht liebte, die Korsika seine geraubte Freiheit vorenthielt und es wagte, Pascal Paoli vor ihre Schranken zu fordern, und ihn zwang, im Exile zu sterben, zählte man den alten Colonna Ceccaldi auf der Insel zu den Royalisten. Die Frauen dieses Hauses, Katharina und ihre Tochter Maria Benvenuta, waren nur Korsinnen: sie liebten nur Korsika und hatten alle Tugenden der Frauen dieser Insel im ausgesprochensten Grade; sie liebten die Freiheit und die Besiegten und Unterdrückten. Franceschetti hing an Dem, dessen Waffenbruder er war und dem er Treue versprochen — und so fanden sich in diesem kleinen Kreise drei Parteien zusammen und gehörten diese vier Menschen drei verschiedenen Parteien, eben weil sie alle ächte Korsen waren. Aber eben darum waren auch die Bande der Familie so stark, daß diese Verschiedenheit nicht den geringsten Riß hervorbrachte, am Allerwenigsten jetzt, da alle ihre Gefühle

bei den Gefallenen waren, über die sich ein so welterschütterndes Strafgericht mit aller Wucht hergestürzt hatte.

An diesem Tage hatte sich in Vescovato das Gerücht verbreitet, daß ein Schiff in der Nähe von Bastia von verfolgenden Engländern eingeholt, untersucht und wieder frei gelassen worden. In dem kleinen Kreise beschäftigte man sich mit der Frage, wem die Verfolgung gegolten haben möge.

„Ich bin ruhig," sagte Franceschetti, „dem Könige Joachim galt diese Verfolgung nicht. Ich weiß es, daß sein Unterhändler Maceroni in Paris mit den Alliirten und er selbst mit Kaiser Franz von Oesterreich wegen eines Asyles unterhandelt und daß man auf diese Unterhandlungen eingegangen, da König Joachim während des letzten Krieges, Dank dem Hasse Napoleons, in Unthätigkeit verharrte. Weh dem Kaiser, daß ihm Joachim bei Waterloo fehlte; er, er allein hätte die englischen Carré's gesprengt. Nie hat ihm ein Carré widerstanden. Waterloo wäre nicht verloren gegangen, und Beide säßen noch heute auf den Thronen. Aber wie die Dinge jetzt stehen, ist es so gut für den König, denn die Alliirten haben keine Ursache, Joachim zu verfolgen, den sie eben, als Napoleon von Elba losbrach, als König von Neapel anerkennen wollten. Möge er, wenn er es vermag, seine Tage in Ruhe beschließen, ohne Klage über das Verlorene, glücklich in der Erinnerung an seine glänzenden Thaten, glücklicher durch die Freuden, die ihm ein treues, liebevolles Weib und geliebte Kinder bieten können, — wie mir," setzte der General nach kurzer Pause hinzu, indem er die Hand seiner Frau entgegenstreckte und seiner Benvenuta zulächelte.

„Amen!" sagte Katharina mit Andacht.

„Der König ist jetzt wohl schon in der Schweiz, auf dem Wege nach Oesterreich, wohin sich seine Gemahlin von Neapel aus unter dem Namen einer Gräfin Lipano eingeschifft hat. Wahrscheinlich reist er unter demselben Namen. Es ist eine Verstellung der Buchstaben von Napoli — eine arme, traurige Maskirung alter Herrlichkeit."

„Gott und die heilige Jungfrau," betete Katharina, „mögen über dem Frieden seiner Seele wachen, wie über dem Frieden der Welt. Ein ungeheurer Sturm, der die ganze Erde erschütterte, hat ausgetobt — o, daß es jetzt so ruhig und klar würde wie nach einem Gewitter."

„Ein Gebet, in das jeder Gute mit einstimmen sollte," sagte Colonna Ceccaldi; „ich bin alt, und mir wird bald der unzerstörbare Frieden kommen, aber die Jugend bedarf des Friedens, damit sie erkenne, was die Welt seit einem Vierteljahrhundert vergessen, daß auch die Liebe, das ruhige Denken, die fruchtbare Arbeit auf Erden walten können."

„Das," rief Franceschetti, „sollten zuerst die Herrscher erkennen und wünschen, die jetzt über die Geschicke der Völker entscheiden werden. So sie nicht Freiheit geben, ist auch an Frieden und Liebe nicht zu denken. Ueber den gefallenen Napoleon hinüber erinnern sich jetzt die Völker der Zeit, die ihm vorangegangen, und der großen Worte, die damals die Welt durchhallten. Und vor Allen sollen die Bourbonen es wissen, daß sie in ein anderes Land zurückkehren, als sie verlassen. Wie sie aber jetzt beginnen, wird der Kampf in Frankreich und in Europa unendlich."

„Was immer kommen möge, mein Vater," sagte Benvenuta flehentlich und mit gerührter Stimme: „du hast das Deinige gethan in der Welt, du bleibst bei uns, mein Vater! Nicht wahr, deine Benvenuta, die ihre ganze Kindheit ohne dich sein mußte, wird jetzt das Glück, einen Vater zu haben, in aller seiner Süßigkeit kennen lernen?"

„Ja, mein theures Kind," erwiderte der General gerührt und drückte einen Kuß auf ihren Scheitel, „ich bleibe bei euch, ich gehe nicht wieder von dir. Habe ich nicht schon meinen braunen Rock von grobem korsischem Tuche angethan."

„Er steht dir besser als deine Uniform!" fiel Benvenuta rasch ein, „es ist ein schönerer Anzug, als alle Prachtgewande der Welt. Ein Korse und nur ein Korse zu sein, ist mehr als Alles!

Wehe Dem, der kommen würde, dich wieder unserem Hause zu entführen; ich würde mich an ihm rächen, wie ein Mann, der Verwandtenblut zu rächen hat."

Ihr schönes, schwarzes Auge flammte; sie fuhr sich mit beiden Händen in die Haare, daß die Mandile, die Kopfbedeckung der korsischen Frauen, rückwärts über den Nacken fiel.

„Mein ächtes Korsenkind!" lächelte Franceschetti, als eben der alte Diener Serafino eintrat und meldete, es sei ein fremder Mann draußen, der den General dringend zu sprechen wünsche.

„Ein Fremder? Hat er sich nicht genannt?"

„Nein! er sagte, er könne seinen Namen nur dem General anvertrauen."

„Wie sieht er aus?"

„Serafino zuckte die Achsel: „Schwer zu sagen — wie ein stolzer und gebeugter Mann, wie ein großer Herr und wie ein Bettler."

„Es ist ein Verfolgter!" rief Katharina und erhob sich.

„Dann haben wir ihn schon zu lange warten lassen," sagte Colonna, indem er sich ebenfalls erhob. „Gehen wir, denn er will sich meinem Sohne allein entdecken."

Der alte Mann stützte sich auf den Arm seiner Tochter und ging mit ihr in eine Nebenstube. Benvenuta eilte zur Saalthüre hinaus. In dem dämmerigen Gange draußen stand ein Mann, der sich an die Wand lehnte und die geschlossenen Augen aufschlug, als Benvenuta an ihm vorbeistreifte. Sie fuhr zusammen, als sie der Strahl dieser Augen traf, und sie mußte sich zusammenraffen, um nicht stehen zu bleiben und länger in diese Augen zu sehen. Welch ein Unglück! und welche eigenthümliche Gluth brach aus diesen Augen! Wer war es? Aber der Fremde wollte sich nur dem Vater entdecken, das heilige Recht der Gastlichkeit verbot ihr, auch nur einen fragenden Blick auf ihn zurückzuwerfen, und in der Angst, sich gegen die hohe Sitte zu vergehen, eilte sie wie fliehend weiter, bis sie im Hofe unter den Kastanienbäumen stand. Zu begierig war sie, zu wissen, wer der Mann

war, der wie ein Bettler und Flehender im Gange gestanden, darum eilte sie so weit fort, wo es ihr unmöglich war, etwas von ihm zu sehen oder einen Ton seiner Stimme zu erlauschen.

Der General, nachdem ihn seine Familie allein gelassen, stand am Tische und blickte der Thüre erwartungsvoll entgegen. Der Fremde trat ein. Eine Capote hing um seine Schultern, eine schwarze seidene Mütze bedeckte ihm den Kopf tief über die Stirne bis über die Augenbrauen, daß die Augen tief beschattet waren. Ein dichter, dunkler, verwilderter Bart faßte das Gesicht ein. An den Füßen trug er Schuhe und Kamaschen eines gemeinen Soldaten. Die ganze Gestalt war von Staub bedeckt und sah müde und erschöpft aus, wie nach einer anstrengenden Wanderung.

Franceschetti erzitterte und wußte nicht, warum.

Der Fremde öffnete den Mund und sagte mit bebender Stimme: „Willst du mir Gastfreundschaft gewähren? Schutz? Rettung? Bist du treu? Ich überliefere mich deinen Händen."

In demselben Augenblick lag der General zu des Fremden Füßen. „Mein König!" rief er und stieß einen Schrei der Ueberraschung und des Schmerzes aus.

Katharina und Colonna hörten diesen Schrei in dem fernen Gemache, aber sie blieben, wo sie waren, denn der Fremde wollte sich Franceschetti allein entdecken. Auch Benvenuta hörte den Schrei ihres Vaters. Sie rührte sich nicht von der Stelle, aber unwillkürlich wandte sie den Kopf gegen das Fenster des untern Saales und sah, wie der Fremde am Halse ihres Vaters hing. „Es ist ein Freund des Vaters," sagte sie vor sich hin — und gleich darauf, aber mit nur lispelnder Stimme: „Es ist König Joachim!"

Sie bebte zusammen. Es war ihr, als wollte ihr Herz stille stehen; ihre Wangen erblaßten, kalt fuhr es ihr durch alle Glieder. Sie sah sich um, ob nicht ringsumher an Haus, Hof, Bäumen plötzliche und große Veränderungen vor sich gegangen, denn es schien ihr, als ob ein großes Schicksal hier eingezogen wäre.

„Mein Vater," murmelte sie, wirst du uns wieder entführt?!" Dann schüttelte sie sich und ging aufrechten Hauptes und raschen Schrittes vor das Thor des Hofes. Da stand sie und blickte in die Runde wie eine Wache. Er war unter ihrem väterlichen Dache, er kam als Verfolgter, Schutzflehender: schon stand sie wie bewaffnet da, um ihn zu schützen, und ihre scharfen Augen drangen weit ins Land hinaus, hinab über die Golo-Ebene bis ans Meer, in die Thäler und in die nahen Gebüsche, ob sich nicht ein Feind, ein Späher nähere. Sie hörte jedes Säuseln und Rascheln in den Gebüschen. Doch war es ruhig überall; die Einwohner von Vescovato hielten noch Siesta, und selbst die Vögel schwiegen unter der Gluth der brütenden Augustsonne. Nur die Luft zitterte und Benvenuta's Herz.

Fünftes Kapitel.

Benvenuta.

I here present you a shadow
Of majesty, but in effect a substance
Of pity.
John Ford »Perkin Warbeck.«

Man's yesterday may ne'er be like his
morrow.
Shelley.

Sie stand nicht lange, als es sich in einem von Oleander- und Granatsträuchen gebildeten Hage rechts von ihr zu regen begann, leise, vorsichtig, aber doch ihren gespannten Sinnen vernehmbar. Sie hätte jetzt mit verbundenen Augen und Ohren gesehen und gehört. Sie trat einige Schritte vor und heftete ihre Blicke an die leise bewegte Stelle. Zwei dunkle Augen glühten hinter den rosigen Oleanderkelchen und flammenden Granatblüthen hervor, Augen, wie sie selbst auf Korsika selten zu sehen sind.

Sie trat einige Schritte weiter vor und rief: „Hervor! Wer lauscht hinter dieser Hecke!“ Die Hecke öffnete sich, und dem Rufe gehorchend trat eine kräftige, hohe, aber für Benvenuta befremdliche Gestalt hervor, die sich durch Tracht wie Ausdruck und Gesichtsbildung von allen Männern, die sie bisher noch gesehen, aufs Auffallendste unterschied.

„Wer bist du?“ fragte sie streng.

„Ich komme, um vor dieser Thüre Gastlichkeit und Schutz zu suchen.“

Diese Worte verboten ihr, zum zweiten Male nach des Fremden Namen zu fragen; sie sagte nur: „Ich will dich dem Vater anmelden.“

„Nein, noch nicht,“ rief der Fremde in Hast; „sage mir erst, ob ich recht gegangen, ob dieß das Haus Colonna Ceccaldi's ist?“

„Es ist das Haus Colonna Ceccaldi's, meines Großvaters.“

„Also bist du die Tochter Franceschetti's, des edlen Kapitäns!“

Benvenuta bestätigte mit einem Kopfnicken.

„So habe ich nicht geirrt, und es ist wahr, was ich dachte, während ich dich hier hinter der Hecke beobachtete. Du stehst hier draußen und blickst ins Land, als eine Wache, ob nicht ein Feind, ein Verräther naht. So ist er hier schon eingetroffen?“

„Wer?“ fragte Benvenuta.

„Du bist Franceschetti's Tochter, und ich darf dir auf diese Frage antworten, ohne Furcht vor Verrath; auch sagt mir dein edles Antlitz, daß dir alle Verrätherei ferne ist. Ist er glücklich über eure Schwelle gekommen? der unglückliche König, Joachim Murat?“

Benvenuta fuhr zusammen und dachte: so ist er es wirklich? Da sie mit der Antwort zauderte, fuhr der Fremde fort:

„Ich bin Nadir, ein Araber, sein Diener. Ich führte die Barke, auf die er sich von Toulon flüchtete. Drei Getreue stießen auf offener See zu uns, und mit ihnen vereint setzten wir die Reise fort. Ein französisches Schiff, das wir um Aufnahme baten, versuchte es, uns in Grund zu bohren; ein anderes nahm

uns freundlich auf, und an Bord desselben fanden sich mehrere Flüchtlinge aus Marseille, die den König erkannten und ihn ihrer Liebe und Treue versicherten. Mit ihnen landeten wir endlich nach tausend Gefahren in Bastia, sämmtlich unter fremden Namen, denn der König hatte beschlossen, unbekannt zu bleiben. Aber auf dieser Insel leben Tausende, die ihn in der Schlacht und am Hofe gesehen, und Hunderte, denen er Wohlthaten erzeigt. Sogleich verbreitete sich das Gerücht von des Königs Anwesenheit in Bastia; die Beamten und Soldaten der Bourbons bereiteten eine Verfolgung vor, wie die war, vor der der König aus Toulon entfloh; zugleich aber rüsteten sich viele Bewohner, um ihn zu vertheidigen. Um es nicht zu nutzlosem Kampfe und Blutvergießen kommen zu lassen, floh der König auf weiten Umwegen hierher zu deinem Vater; ich folgte ihm auf anderen Wegen, und bald werden ihm noch Viele folgen."

„Sie werden Alle willkommen sein," sagte Benvenuta.

„Doch," fuhr Nadir fort, „wäre es gut, wenn der Aufenthalt des Königs nicht verrathen würde, ehe eine genug große Anzahl von Getreuen versammelt ist, die ihn gegen einen Handstreich von Bastia schützen könnten. Die größere Anzahl derselben kann erst morgen oder in den nächsten Tagen hier eintreffen, da der König Vielen von ihnen Aufträge gegeben; aber Häscher und Späher sind schon auf seinen Fersen."

„Aber wer lehrt uns die Treuen von den Verräthern unterscheiden?" fragte Benvenuta gedankenvoll; „nicht dich meine ich, dir glaube ich. Dort zwischen den Büschen des Baches sehe ich einen Fremden schleichen — es kann ein Verfolgter, es kann auch ein Späher sein. Er blickte hierher und wird mich wahrscheinlich anreden. Gehe in den Hof, Nadir, und bleibe ungesehen in der Nähe; vielleicht kennst du den Fremden."

Nadir that, wie sie befahl, trat in den Hof und legte sich hinter das Becken der Zisterne.

Benvenuta stand wieder allein, regungslos und mit einem scheinbar theilnahmlosen Gesichte die Gegend überwachend. Es

entging ihr nicht, wie das Gebüsch sich hie und da auseinander bog, und wie es, wenn auch sehr leise, hie und da erzitterte, wenn es der Fremde streifte, der sich hinter demselben immer näher schlich. Aber zuletzt blieb Alles ruhig und war jede Spur von dem Fremden verschwunden. Sie mußte wissen, wo er blieb, und mit wenigen raschen und leisen Schritten stand sie an der Hecke, aus der vorhin Nadir hervorgekommen war. Da lag der Mann in der That auf dem Boden und blickte durch die weiten Lücken, die das Gebüsch am Fuße der Sträucher gelassen, dem Hause Ceccaldi entgegen.

„Wer bist du? und wonach spähst du hier?“ rief ihm Benvenuta plötzlich zu.

Der Mann erschrak und stammelte einige unverständliche Worte.

„Warum erschrickst du?“ fragte sie mit zusammengezogenen Augenbrauen.

„Ach,“ stotterte der Fremde, „ein armer Flüchtling, ein Verfolgter erschrickt leicht — wem darf er vertrauen?“

„Hier darf jeder Verfolgte Jedem vertrauen.“

„O gewiß — freilich, wir sind ja in Korsika, hier wird kein Verfolgter verrathen und den Sbirren ausgeliefert.“

Er erhob sich und drückte sich durch die Hecke, die ihn bis jetzt von Benvenuta getrennt hatte; dann nahm er den Hut ab und fragte mit unterthäniger Miene: „Du bist die Tochter des Generals Franceschetti?“

„Die bin ich!“ antwortete sie stolz und trat einen Schritt zurück, da sie sich von der Unterthänigkeit des Mannes abgestoßen fühlte. Er aber folgte ihr, stellte sich wieder so nahe als möglich zu ihr und flüsterte lauernden Blickes: „Nun, so wirst du mir sagen können, ob der König schon bei euch angekommen?“

„Wer bist du?“ fragte Benvenuta wieder.

„Einer seiner Getreuen,“ flüsterte der Fremde, „die Bastia verlassen haben, um sich hier in Vescovato um ihn zu sammeln.“

Seine Art stach so sehr von der Art ab, mit der ihr Nadir

Aehnliches gesagt, daß ihre Zweifel an der Aufrichtigkeit des Fremden noch stärker wurden.

„Höre!“ sagte sie mit furchtbarer Stimme, „wer lügt und sich als Verräther unter das Dach eines Korsen schleicht, der verläßt diese Insel nicht wieder; der Tod ist ihm gewiß.“

Der Fremde erbebte am ganzen Körper, doch lächelte er und wollte etwas antworten — aber mit einem Schrei fuhr er zurück gegen die Hecke, offenbar in der Absicht, sich zu flüchten, als Nadir wie ein Thier der Wüste schon seinen Nacken gefaßt hatte, um in demselben Augenblicke sein Messer in die Brust des Fremden zu stoßen. Nur ein leiser Schrei folgte dem ersten entsetzenvollen, und eine Leiche lag vor den Füßen Benvenuta's, während das Blut die Wurzeln des Rosenlorbeers und der Granaten besprengte. Ruhig stand Nadir da, der eben erst in der furchtbarsten Aufregung, wie von unsichtbarer Macht geschleudert, vom Brunnen hierher gesprungen war; ja er lächelte, als er jetzt auf Benvenuta sah und sie eben so ruhig da stand, wie er selber.

„Es war ein Verräther?“ fragte sie.

„Ein Verräther und ein Mörder,“ antwortete Nadir, „einer von Denen, die in Marseille die Meinigen gemordet. Ich erkannte ihn, wie er aus dem Gebüsche hervortrat. Ich habe nur Blutrache geübt.“

Benvenuta streckte ihm die Hand entgegen: „Dir traue ich!“

Er ergriff die Hand und drückte sie an seine Stirne.

„Du bist kein Knecht?“ sagte sie dann.

Nadir lächelte: „Ich bin der Sohn eines Stammfürsten aus Arabien.“

Sie nickte befriedigt und sagte: „Komm ins Haus und labe dich. Ich schicke die Diener, daß sie die Leiche wegschaffen.“

Als sich die Sonne neigte, kam Benvenuta wieder aus dem Hause hervor, dießmal mit einem jener Wassergefäße auf dem Kopfe, die noch heute mit ihrer Form an die Amphoren der alten Welt erinnern. Sie ging die sanfte Senkung des Bodens hinab

bis an den großen Röhrenbrunnen, der in der Mitte von Vescovato in dicken Strahlen sein frisches Bergwasser fließen läßt, stieg die zwei Treppen hinauf, stellte die Amphore hin und lehnte sich wartend an den Rand der Zisterne. Sie war eine der Ersten am Brunnen. Nach und nach kamen andere Mädchen, ältere und jüngere, die nicht im Geringsten erstaunt waren, die Tochter des Generals und den Sprößling des alten Hauses am Brunnen zu finden. Offenbar kam Benvenuta oft, vielleicht alle Tage an den Brunnen. Man begrüßte einander, man plauderte mit dem herabplätschernden Wasser um die Wette. Aber wenn eine der Wasserschöpferinnen ihr volles Gefäß auf den Kopf heben und ins Haus zurückkehren wollte, sagte Benvenuta: „Warte noch, ich habe dir etwas zu sagen," — und wenn die so Angeredete antwortete: die Mutter wird zanken, wenn ich länger ausbleibe, erwiderte Benvenuta: „Sie wird nicht zanken, wenn du ihr sagst, daß ich und warum ich dich aufgehalten habe." So kam und sammelte sich allmählig eine große Schaar von Mädchen, die Mehrheit der Töchter von Vescovato. Schon öffneten sich hie und da die Fenster, um auf die auffallend große Versammlung zu sehen, und kamen selbst einzelne Mütter herbei, um zu erfahren, was am Brunnen vorgehe. Aber Benvenuta wartete noch immer schweigend, während die Andern, um sich die Zeit zu vertreiben, zu scherzen anfingen. Nur wenn Eine fort wollte, rief ihr Benvenuta zu, zu bleiben, und zwar mit solchem Ernst, daß sich Keine fand, die ihr nicht gehorcht hätte.

Endlich, ohne ihren Platz zu verlassen, ohne eine Bewegung und ohne die Stimme viel höher zu erheben, als nothwendig war, um in diesem Kreise gehört zu werden, begann Benvenuta ruhig und einfach: „Giulia, Emilia, Vanina, du Maria und du Serafina, ihr alle meine Freundinnen, Töchter Vescovato's, auf deren Namen kein Makel ist, höret mich! Ich erachte, daß eben ein großer Tag für Vescovato hinter den Bergen zur Ruhe geht, ein Tag, der bestimmt ist, uns in Korsika großen Ruhm zu bringen. Wenn ein Verfolgter an unsere Thüre klopft, so bergen

wir ihn, nähren ihn und hüten ihn, bis er in die Macchia entwischen kann. Aber was ist's? Wir hüten ihn gegen einige Sbirren oder einen verfolgenden Bluträcher. Allein der heutige Tag hat nach Vescovato einen Verfolgten gebracht, den wir vielleicht gegen große Armeen, gegen die ganze Welt werden zu vertheidigen haben. Höret, Freundinnen! Höret Freundinnen! Joachim Murat, der König von Neapel, ist bei uns, verfolgt von Häschern, Spähern, vielleicht Mördern."

Ein Ruf der Ueberraschung ging durch die Versammlung: die Mädchen, die die Wasserkrüge schon auf dem Kopfe hielten, stellten sie wieder hin. Benvenuta fuhr fort: „Noch diese Nacht oder nächsten Morgen werden von Bastia her die Soldaten Frankreichs kommen, um unsern Gast unsern Händen zu entreißen. Dieser aber kam, um, seit Wochen gehetzt wie ein Wild, eine Zeit auszuruhen unter dem Schutze korsischen Gastrechts, nachdem er sich durch große Gefahren, durch Sturm, Hunger, Verrätherei durchgeschlagen. Er aber ist kein Gast, dem man sagen kann: gehe in den Busch und lasse dich dort von den Ziegenhirten nähren; er muß hier ruhen und rasten können, so lange es ihm gefällt, bis er es für gut findet, seinen weiteren großen Schicksalen entgegen zu gehen. Und was habt ihr zu thun? Nach Hause zu gehen und es euren Vätern und Brüdern zu sagen, daß es diese wieder weiter sagen lassen ihren Verwandten und Gastfreunden. Sonst nichts! Und der König wird auf Korsika sicher sein, wie es Sampiero und Paoli waren, als man ihre edlen Häupter ächtete. Geht!"

Rasch nahmen die Mädchen ihre Krüge auf und eilten nach allen Seiten ihren Häusern und Hütten zu.

Die Sonne war untergegangen, als Benvenuta in das Haus ihres Großvaters zurückkehrte; alle Fenster desselben waren beleuchtet; die Diener trugen die Feiertagskleider, der Vater begegnete ihr und hatte seine Generalsuniform, die Mutter, Katharina, hatte verweinte Augen. „Mein Kind," sagte sie, indem sie Benvenuta auf die Stirne küßte, „alle Hoffnungen, die uns

noch vor wenigen Stunden so freundlich lächelten, sind dahin. Hast du den Vater gesehen? Er ist wieder als Soldat gekleidet. Die Heiligen wissen, welches Schicksal beginnt, und wohin es ihn wieder entführen wird, und wie weit von uns! Ich bin trauriger, als ich es je gewesen, wenn er von mir ging; denn dießmal, wenn er geht, geht er nicht mit einem Glücklichen, sondern mit einem Unglücklichen."

„Ist der Ruhm nicht um so größer, Mutter?" fragte Benvenuta.

„Wohl, mein Kind, aber glaube, es ist ein großes Schicksal bei uns eingezogen, und es wird nicht schadlos an uns vorüber gehen."

„Gegen Das, was bestimmt ist, kann kein Mensch ankämpfen, Mutter; aber er kann sich an die Seite des Schicksals stellen, wie ein Waffengefährte und Bundesgenosse, und uns befiehlt die Pflicht, so zu thun. Ich weiß nicht, was der König will, aber so lange er auf Korsika ist und unser Gastfreund, müssen wir ihn in unsere Hut nehmen. O Mutter, hast du in seine Augen gesehen? Wer könnte ihn verrathen oder verlassen? Mein Vater hat mich ihm vorstellen wollen, ich flehte ihn an, es nicht zu thun; er soll nicht wissen, daß ich lebe, aber ich will für ihn sorgen und ihn schützen. Nur einen Augenblick sah ich ihn, wie er als Elender eintrat — es war genug."

„Mein Kind!" rief die Mutter erschrocken, „wie sprichst du? Was soll ich errathen?"

„Errathen?" fragte Benvenuta, „wann habe ich meiner Mutter etwas verborgen? Verstecke ich meine Gedanken? Bin ich eine Heuchlerin?"

„Bist du nicht die Braut Giuseppe Galvani's?"

„Vielleicht! Ihr habt mich ihm versprochen. Aber er steht in Bastia bei den Soldaten Ludwigs XVIII. Wenn er morgen mit ihnen gegen Vescovato zieht, um unsern Gast zu bekriegen; wenn er unsern Gast nicht schützt, wie jeder Korse soll, ist er mein Bräutigam nicht mehr."

„Merkst du das Schicksal, Benvenuta?" fragte Katharina

mit zitternder Stimme. „So klopft es an, so meldet es sich, indem es heilige Bande zerreißt."

„Und andere heilige Bande fester knüpft," erwiderte die Tochter ruhevoll. „Ich weiß nur, daß ich jetzt zu handeln habe, wie es mir mein Herz eingibt; was weiter folgt, ist Gottes. Was sagt der Großvater?"

„Er sagt, er sei Syndikus von Vescovato, und auch wenn er es nicht wäre, so lange der König hier ist, darf ihm kein Haar gekrümmt werden."

„Du siehst, Mutter — und doch ist Colonna Ceccaldi ein Anhänger der Bourbonen. Höher als Alles ist das Unglück und das Gastrecht."

Katharina ging seufzend in die Küche, um nach dem Gastmahle zu sehen, das für den König bereitet wurde. Vor dem Hause hatte sich indessen Alles auf wunderbare Weise verändert. Der ganze große Platz von Vescovato war von Bewaffneten erfüllt, denn kaum waren die Mädchen vom Brunnen heimgekehrt, als aus allen Thüren die Männer traten, mit ihren Doppelbüchsen auf der Schulter. Sie traten zusammen, sie bildeten Gruppen, und Einzelne zogen vor den Ort hinaus, auf Punkte, von denen aus man die Straße nach Bastia beherrschte. Ganz Vescovato war von Posten umgeben, und wie auf dem Platze, wo die größere Schaar versammelt blieb, so brannten ringsumher auf einzelnen Hügeln große Wachtfeuer. Die von Vescovato wollten kein Hehl daraus machen, daß sie ein Lager bildeten, um die Ruhe und den Schlaf des verfolgten Königs zu schützen. Am Eingange in den Hof Colonna's standen zwei Männer, wie eine Ehrenwache. Doch war es stille überall; kein Lied, keine Rufe ertönten; nur das große Feuer in der Mitte des Platzes prasselte.

Hinter einem der Fenster des oberen Stockwerkes im Hause Colonna stand Joachim Murat und blickte lächelnd hinaus. War es der Widerschein des Wachtfeuers, war es der Widerschein seines Innern, was seine Wangen so hoch und freudig röthete?

Er blickte in ein Lagerleben, und sein Herz fühlte sich gehoben. Es war wieder ein ganz anderer Mann, als der Bettler, der heute Nachmittag, ungewiß, wie er empfangen werde, zu seinem einstigen Diener eintrat. In jener Stunde fühlte er noch den Tod im Herzen, denn er hatte eine tödtliche Erfahrung gemacht. Jene drei Marineoffiziere, die ihn auf offenem Meere retteten und mit so großen Hoffnungen erfüllten, auch sie hatten ihn in Bastia verlassen. Sie waren keine Verräther, sie wollten nicht Theil haben am Verrathe der Themis, sie wollten den König auf offenem Meere, im lecken Kahne nicht zu Grunde gehen lassen — aber die abenteuerlichen Gedanken, die sie in ihm erweckten, lagen ihnen ferne. Sie glaubten nicht an seine Zukunft, sie glaubten nicht, daß Murats Stern wieder aufgehen könne, nachdem die Sonne von Austerlitz für immer untergegangen; ja sie hielten es für ihre Pflicht, Alles, was neue Unruhen über die müde, friedensdurstige Welt bringen könnte, zu unterlassen und Joachim, in dem sie alte Hoffnungen wieder erweckten, zu enttäuschen. Zufrieden, ihn gerettet zu haben, erklärten sie ihm, ihn verlassen und, wenn auch nicht sich an die neue Ordnung in Frankreich anschließen, sich in ein stilles Leben zurückziehen und in Frankreich retten zu wollen, was an Ueberbleibseln und edlen Resten der Revolution noch zu retten war. — Der Abfall der drei Retter war für Joachim ein Todesstoß — aber was war ihm jetzt dieser Abfall, da er, kaum erschienen, schon ein Lager von Bewaffneten um sich sah? Welche Keime der Zukunft konnten in diesem kleinen Lager liegen? Sind die Korsen nicht die tapferste Nation der Welt? Haben sie es nicht zu allen Zeiten mit überlegenen Armeen aufgenommen? — selbst mit Frankreich, das sie zu wiederholten Malen schlugen? Wenn sie seine Sache zu der ihrigen machten? Napoleon kehrte von der Insel Elba mit einer Handvoll Soldaten zurück, um sein Kaiserreich zu erobern, Frankreich, das er elend gemacht hatte. Er, Joachim Murat, hatte Neapel so viel Gutes gethan, er hatte es erst zu einem zivilisirten Lande gemacht, ja, zu einem freien Lande — sollte

es ihm nicht entgegen kommen? sollte es ihm schwer werden, sein Land wieder zu erobern, wenn er eine korsische Nation hinter sich und ein dankbares Volk vor sich hatte? Joachim fing zu träumen an. Es gab vielleicht auf Erden keinen Menschen, der so gerne die Zukunft im rosigsten Lichte sah und der so schnell und leicht Muth zu den gewagtesten Unternehmungen faßte, wie jener Gastwirthssohn und spätere Studierende der Theologie von Cahors.

In seiner glücklichen Stimmung wäre er am Liebsten hinausgetreten mitten unter die Bewaffneten, hätte gerne ein Wort zu ihnen gesprochen und einen Funken der Begeisterung für ihn und seine Sache in ihre Herzen geschleudert. Er hätte sich ihnen als König zeigen können, denn nicht mehr in der traurigen Gestalt, wie er heute hier eingetreten, stand er da, sondern in der Pracht seiner besten Tage. Franceschetti, sein Adjutant in Neapel, hatte zum Andenken an den König, dem er so viel dankte, während Andere Kostbarkeiten und Gelder retteten, nichts mit sich fort genommen, als einen Anzug Murats. Als er ihn dem König brachte, war es diesem, als brächte er ihm mit der Kleidung seine Würde und die alten glücklichen Zeiten. Rasch legte er die glänzende Tracht an, die einst in der ganzen großen Armee bekannt war und an der ihn alle Welt erkannte. Sie strotzte von gesponnenem und geschmiedetem Golde, und auf dem Tische lag der Hut mit dem hohen weißen Reiherbusch, der auf allen Schlachtfeldern einer Fahne gleich geachtet wurde. Und draußen brannten die Wachtfeuer. Sollte er nicht an den Beginn eines neuen und glänzenden Lebenslaufes glauben? Das Schicksal erhebt einen Menschen nicht so hoch, um ihn dann wieder und für immer in den Staub fallen zu lassen. Wer bürgt, daß Napoleon in der Gefangenschaft sterben werde? Und jener Bernadotte, der hier auf dieser Insel als gemeiner Soldat an einer Straße baute, Steine trug, Schutt herbeiführte, stand er nicht auf den Stufen des schwedischen Thrones, um demnächst sich auf diesen selbst niederzulassen, auf den Thron des ruhmreichen Gustav, des erhabenen Gustav Adolph, des heldenmüthigen Karls XII.?

Joachim wurde in seinem Nachdenken gestört, aber so, wie er gestört zu werden wünschte. Die Thüre flog auf, und ein Mann lag vor ihm, der die Arme ausbreitete und ausrief: „Darf ich die Füße meines Königs umklammern?"

Serafino, der alte Diener des Hauses, stand in der Thüre und schüttelte den Kopf; er hatte vergebens versucht, den Eindringling zurückzuhalten, beruhigte sich aber wieder, als diesen der König mit freudiger Ueberraschung erkannte und ausrief: „Täusche ich mich nicht? Bist du es, mein Hausverwalter!"

„Ich bin es," antwortete dieser, „ja, Majestät, Ihr treuer, Ihr bis in den Tod getreuer Carabelli."

Bei Nennung dieses Namens schüttelte Serafino aufs Neue den Kopf; doch ging er, da er es für unschicklich hielt, länger an der Thüre zu stehen, und da der König den Fremden als einen alten Bekannten und gerne empfangen hatte. Aber im Gehen murmelte er zu wiederholten Malen: „Carabelli! Carabelli! Schlechter Name! Die Carabelli sind schlechtes Blut!"

Aehnliche Szenen, wie die mit Carabelli, wiederholten sich diesen Abend noch viele Male, denn Bastia war seit Wochen der Vereinigungspunkt vieler französischer Flüchtlinge, die sich nach dem Falle Napoleons der ersten Wuth des „weißen Schreckens" entziehen wollten, und die nach der Ermordung des Generals Brune in Avignon und nach den Szenen gleicher Art in den verschiedensten Städten immer zahlreicher wurden. Zu ihnen kamen jene Franzosen, welche unter Murat in Neapel gedient hatten, und Italiener, welche, als Muratisten verdächtig, sich den Verfolgungen der heimgekehrten neapolitanischen Bourbons entziehen wollten. Hohe Beamte und hohe Offiziere waren unter diesen Flüchtlingen; vor Kurzem noch mächtig und angesehen, waren sie durch die Ereignisse, die ihnen den Boden unter den Füßen wegzogen, sozusagen zu Abenteurern geworden. Wie viel edles Blut auch unter ihnen war, so mag, wie Serafino von Carabelli behauptete, auch viel schlechtes und manches gemischte Blut unter ihnen gewesen sein. Thatenlos in Bastia,

als dem nächsten Zufluchtsorte von Frankreich und Italien aus, umherschlendernd, leichtsinnig oder traurig, kam plötzlich Bewegung unter sie, als sich dort das Gerücht verbreitete, Joachim Murat sei gelandet. Joachim Murat war ein Name, an dessen Nennung sich sofort Hoffnungen auf neue Unternehmungen knüpften; die ihn nicht in seinem Elend gesehen, konnten sich ihn nicht anders als glänzend, prächtig, glücklich denken. Er war auch der Einzige, der in dem allgemeinen napoleonischen Schiffbruche nicht unsichtbar geworden, und die Fahne, um die man sich noch schaaren konnte. Die meisten dieser Flüchtlinge hatten keinen Verlust mehr zu fürchten, und jede Bewegung konnte Gewinn bringen; so wurden die Männer, die seit Jahren Soldaten waren, leicht zu Abenteurern. Einzelne hatten allerdings edlere Motive; sie trieb Dankbarkeit, Treue, Mitleid oder begründete Verachtung für die Bourbons Frankreichs wie Neapels zu dem letzten Vertreter jener Epoche, welche die Bourbons und das alte Regime gestürzt hatte. Sie waren zahlreich genug, um Bastia bald durchforscht und sich überzeugt zu haben, daß Joachim nicht mehr dort verweilte; da war es kein Zweifel, daß sie ihn bei Franceschetti zu suchen hatten — und kaum eine Stunde nach Carabelli's Ankunft war das Haus Colonna Ceccaldi's von herbeiströmenden Offizieren und Beamten des gestürzten Kaisers und des flüchtigen Königs beinahe überfüllt. Die in solcher Lage zu Joachim Murat kamen, ungewiß über ihre eigene wie über seine Zukunft, waren natürlicherweise entschlossen, oder auch aus alter Gewohnheit, oder aus Rücksicht für den Gefallenen geneigt, ihn als König zu behandeln. Die meisten kamen in ihren Uniformen — und es war noch lange nicht Mitternacht, und schon sah sich Joachim von einem zahlreichen Hofstaate umgeben und begann auf unerwartete, reißend schnelle, beinahe übernatürliche Weise die Verwirklichung jener Träume, die er eben erst in der Einsamkeit geträumt hatte. Draußen vor dem Hause ein freiwilliges Heerlager; so weit sein Auge reichte, Wachtfeuer, die zu seinem Schutze angezündet worden und denen bereits auf

fernen Hügeln und auf den hohen Bergen andere Flammenzeichen antworteten; hier im Hause eine Schaar von Tapferen, die sich in den nächsten Tagen noch vergrößern sollte und von denen man nicht glauben durfte, daß sie Eigennutz, die nur Treue und Hingebung herbeigeführt haben konnte — sollte Joachim Murats Herz nicht voll Hoffnung schlagen und sein schönes Antlitz nicht in Freude strahlen? Er war an diesem Abend so voll Majestät und bezaubernder Liebenswürdigkeit, wie er es je in seinen schönsten Tagen auf dem schönsten Throne der Welt gewesen.

In seinen Gemächern war das Gedränge so groß, daß Carabelli sich unbemerkt fortschleichen konnte. Vor dem Hofe ging er leise auf und ab und blickte den Wegen, die von Bastia herführten und zum Theil von den Wachtfeuern hell beleuchtet waren, so aufmerksam entgegen, wie es nur ein Treuer thun konnte, der von dorther den Feind erwartete. Er setzte seine Füße in raschere Bewegung, als er auf einer beleuchteten Strecke einen Mann in neapolitanischer Kapitänsuniform herbeikommen sah. Dieser Mann antwortete den Wachen, die ihn anriefen, mit Stolz: Simone Carabelli, Kapitän Seiner Majestät Joachim Napoleons. Die Wachen ließen ihn passiren, aber der wartende Carabelli faßte ihn am Arme, bevor er in den Hof treten konnte, und zog ihn in den Schatten der Kastanienbäume.

„Bist du es, Bruder?" fragte der Ankommende. „Wie steht's?"

„Da drin wird Hof gespielt," antwortete der Andere, „aber ich müßte Joachim schlecht kennen, wenn er aus dem Spiel nicht bald Ernst machen wollte. Zwar spricht er jetzt noch immer von seiner Reise nach Oesterreich, von ruhigem Privatleben und Dergleichen, — aber wir wissen ja, wie leicht sich dieser schwache Kopf berauschen läßt. „Majestät" herüber, „Majestät" hinüber, das verträgt er nicht; bald wird ihn der Schwindel erfaßt haben. Und unsere theueren Landsleute, die von der Welt gerade so viel wissen, als die Wellen des Meeres ihrer Insel anvertrauen

wollen, werden in ihrer Dummheit noch das Ihrige thun, um ihm vollends den Kopf zu verdrehen und ihn glauben zu machen, daß sich die ganze Welt für ihn abschlachten lasse. Du mußt das Opfer bringen und dir den Anblick dieser Komödie versagen — du mußt fort nach Neapel."

„Nach Neapel? Ich verstehe — aber früher möchte ich mir da drin die Sache doch ansehen."

„Das darfst du nicht — es ist ein Glück, daß ich dich vor dem Hause aufgefangen habe — du darfst ihn auf Korsika gar nicht gesehen haben, du mußt ganz unverdächtig und rein von Muratismus bei Ferdinand in Neapel ankommen. Dann bleibst du dort — ich werde dich auf dem Laufenden erhalten. Mit jedem Schiffe sollst du Nachricht erhalten, wie es immer gehe. Eine Seite wird siegen. Siegt Der da drin, dann war ich sein treuer Diener in verzweifelter Zeit; siegt Ferdinand, dann warst du Derjenige, der ihn vor dem drohenden Gewitter zuerst gewarnt. Es ist übrigens kein Zweifel, wie die Sache enden muß; Murat kann es nicht mit ganz Europa aufnehmen. Es schadet darum nichts, wenn du mich in Neapel als die Quelle deiner Nachrichten verräthst."

Der Kapitän war nicht so schnell von Begriffen wie sein Bruder; dieser hatte ihm darum noch viel auseinander zu setzen, und es wurde späte Nacht, bevor Jener wieder nach Bastia zurückkehrte. Der ehemalige Hausverwalter Murats ging, wie andere Fremde, um an einer der Hütten Vescovato's zu klopfen und um Gastfreundschaft zu bitten. Aber er überlegte es sich und stieg dann den Berg hinauf und zog an der Glocke des Kapuzinerklosters, wo sich die höchsten Offiziere Joachim Murats untergebracht hatten.

Sechstes Kapitel.

Die Banditen.

Sind Die auch ehrlich, ist's doch nicht ihr Aussehn.
Mich wundert's nicht, daß man sie Räuber schmäht.
Das Unglück blicket bald wie höchste Tugend,
Bald wie Verbrechen. O, wie stark ist Unglück,
Daß es die Menschen so verwandeln kann,
Wie Circe hier und wie Minerva dort.

Field.

Der alte Diener Serafino war von jeher gewohnt, sich mit allen seinen Anliegen und Bedenklichkeiten an Benvenuta zu wenden, und so suchte er auch diese auf, nachdem er Carabelli vor der Thür des Königs erwartet und ihn aus der Ferne so lange beobachtet hatte, bis er mit seinem Bruder hinter den Kastanien verschwunden war.

„Signorina," sagte er nun, „es war ein Carabelli beim König, und Seine Majestät hat ihn vertraulich empfangen."

„Der König weiß nicht, daß die Carabelli schlechtes Blut in den Adern haben," erwiderte sie, „aber es ist bis jetzt nichts zu verrathen."

„Carabelli," fuhr der Diener fort, „hat dann heimlich mit einem Manne in neapolitanischer Kapitänsuniform gesprochen, und dieser Mann hat sich darauf schleunigst gegen Bastia zu entfernt."

„Es wird sein Bruder gewesen sein," sagte Benvenuta nach einigem Nachdenken, „vielleicht wäre es gut, wenn er Bastia nicht erreichte."

Serafino's Augen flackerten auf. „Wenn Ihr glaubt, Benvenuta, daß er hingehe, um Verrath zu spinnen — meine alten Beine sind noch flink genug, um ihn im Busch zwischen Borgo und Oletta einzuholen, und meine Arme noch stramm genug, um eine Büchse fest ihrem Ziele entgegen zu halten."

„Laß Das, mein guter Serafino, du bist zu alt, um noch

eine Vendetta auf dein Haupt zu laden und im Busch zu leben als Bandito."

„O," rief Serafino, „wenn es nur Das ist, die Carabelli sind feige, ich würde ihretwegen nicht in die Macchia flüchten müssen."

„Aber die Stefani sind ihre Anverwandten, Serafino, und die sind nicht feig und würden keine unbezahlte Rache auf der Ehre der Familie haften lassen. Nein, nein, laß Das; die Dinge sollen jetzt größer angefaßt werden, so groß, daß alle Vendetten einige Zeit ruhen müssen, wie in der schönen Zeit Korsika's, wenn es sich um die Freiheit und die Ehre des Landes handelte. Korsika muß so gewaltig für seinen Gast eintreten, daß der Verrath des Einzelnen nicht zu fürchten ist. Serafino," fügte sie nach einigem Nachdenken hinzu, „willst du mich auf einem gefährlichen Gang begleiten?"

„In die Hölle, meine Herrin!"

„Doch nein, es geht nicht; man würde deine Abwesenheit bemerken. Du mußt zurückbleiben und, wenn man meine Abwesenheit bemerkt, versichern, daß ich für die Nacht hinunter zu Giulia gegangen bin, um fern von dem Lärm auszuruhen. Schicke mir den Araber."

„Den Araber?" fragte Serafino erstaunt.

„Traust du ihm nicht?"

„Doch, ja, er sieht aus wie die Klugheit und die Treue selbst. Aber wohin wollt Ihr mit ihm?"

„In die Macchia."

„Jesus! und bei Nacht! Nehmt mich mit, Fräulein!"

„Hast du vergessen, daß dort der Michele steckt, der dir schon einen Bruder ermordete? Nein! Schicke mir den Araber; seine Abwesenheit wird nicht bemerkt werden, und er hat keinen Bluträcher in den Büschen zu fürchten. Als Fremder ist er sicher."

Serafino machte noch einige Einwendungen, aber den starren Willen Benvenuta's kennend, ging er doch bald und schickte ihr den Araber.

„Nadir," sagte sie, „du siehst, wie schnell und bereitwillig

sich meine Landsleute bewaffnet haben, um den König zu schützen; es kommen auch viele tapfere Franzosen und Italiener herbei, die sich in Bastia als Flüchtlinge gesammelt haben, — aber diese ganze Schaar ist doch nicht stark genug, um die Truppen, wenn sie gegen den König rücken sollten, zu schlagen. Andere Kräfte, andere tapfere Männer, mit die tapfersten von Korsika, welche gezeigt haben, daß sie einen Feind niederzuschmettern verstehen, und welche außerdem die Soldaten Frankreichs hassen als ihre Todfeinde, müssen herbei. Daß Das geschehe, dafür will ich sorgen. Aber ich habe einen langen Weg zu machen — du sollst mich begleiten."

Sie ging in ihr Zimmer, aus dem sie bald, in einen leichten Mantel gehüllt, wieder heraustrat. Im Hofe zog sie eine Kapuze empor und bedeckte Kopf und Gesicht. Nur die schwarzen Augen leuchteten aus kleiner Oeffnung hervor. Sie ging nicht durch das Dorf, sondern in einem großen Halbkreise hinter den Häusern her, bis sie auf einen gebahnten Weg kam, auf dem sie den Schritt noch beschleunigte. Wie rasch sie auch auftrat, es war doch, als ginge sie über weiche Teppiche mit unhörbaren Tritten. Unwillkürlich nahm Nadir ihre Gangart an und huschte eben so geräuschlos hinter ihr einher. Die Nacht war lieblich und hell; der Mond stand hoch und voll, und aus der Ferne glänzte ein großes Stück des Meeres, wie eine breite Flamme. Benvenuta aber verließ überall, wo Das möglich war, die weiße, beleuchtete Straße, um im Schatten der Bäume und hohen Gesträuche hinzulaufen. Wenn sie an den Todtenkapellen am Wege vorbeikam, schlug sie ein Kreuz; aber für die üppige Blüthenwelt rechts und links, für die vielen an der Straße murmelnden Brunnen, für die Fluthen, die rechts von ihr, tief in der Schlucht, wild schäumend, bald dunkel, bald vom Monde versilbert, der Golo über Felsen und Baumstämme jagte, für all die Herrlichkeiten dieses herrlichen Landes hatte sie keine Augen. Unaufhaltsam ging es über Hügel und durch Thäler, so weit das Land schön und freundlich war. Erst dort, wo der Weg plötzlich und wie

erschrocken von der Wildniß abbog, am Eingang dieser Wildniß selbst, hielt sie einen Augenblick inne und sprang dann über einen Graben, um mit Einem Male in Nacht und dichtestem Gebüsche zu verschwinden.

„Hier," sagte sie, „können wir ein wenig ausruhen, hier sieht uns Niemand."

Nadir blickte um sich und sah ein Chaos von Bäumen, Sträuchen, Gestrüppen; Steineichen, Albatros, wilde Myrte, Alles wirr durch- und ineinander verschlungen, scheinbar undurchdringlich wie eine Mauer.

„Wo sind wir?" fragte er erstaunt.

„In der Macchia," antwortete Benvenuta; „hier fängt der Buschwald an, ein wilder Wald, den die Axt noch nie gelichtet hat, ein Urwald."

Und wie sie Das sagte, lachte sie laut auf.

„Warum lachst du so, Herrin?" fragte Nadir beinahe erschrocken.

„Weil ich mich freue. Ich freue mich, daß es solcher Wälder viele gibt in Korsika, und so lange es solche Wälder in Korsika gibt, sind wir frei. Was können die Franzosen mit allen ihren Bajonetten und Kanonen gegen diese Festungen! Hier hinein flüchtet sich der Freie und ist geborgen. Man nennt sie Banditen — was liegt daran? sie sind frei und verkaufen ihr Leben theuer. Komm! wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Aber ich sehe nirgends einen Pfad; willst du dich durch dieses furchtbare Dickicht durchdrängen?" fragte Nadir besorgt.

„Die Pfade führen nirgends bis heraus vor den Buschwald, sie fangen erst tief drin an," belehrte ihn Benvenuta; „wir werden einen finden."

Nadir ging ihr voran, um das Dickicht zuerst zu durchbrechen und ihr Bahn zu machen; er blutete an Händen und Gesicht, als ihm endlich Benvenuta zurief: „hier, rechts!" Er folgte ihr und befand sich in der That auf einem Wege, auf dem man, weniger behindert, weiter wandern konnte; doch war er schmal, dunkel

und so tief überwölbt, als wäre es ein unterirdischer Schacht. Er mündete nach vielfachen Windungen auf eine Lichtung, die mit gewaltigen Felsblöcken wie besäet war, sich in Hebungen und Senkungen einem hohen Berge entgegenwand und nur spärlich mit Gebüsch besetzt war. Auf den Felsblöcken, aus deren Rissen allerlei Sträucher hervorwuchsen, standen, gespenstisch im Mondschein anzusehen, hochgehörnte Ziegen und Böcke, die beim Herannahen der Wanderer mit gewaltigen Sprüngen die ganze stille Gegend in Bewegung brachten. Hinter einem der Felsblöcke lag eine Hütte von der Farbe des Blockes selbst, so tief versteckt, daß sie Nadir nicht entdeckt haben würde, wenn Benvenuta nicht vor derselben stehen geblieben wäre. Sie war fensterlos und sah eher einem großen, verwahrlosten Grabe als einer Wohnung lebender und menschlicher Wesen gleich. Benvenuta klopfte an die hölzerne Thüre; alsbald ließ sich darin die Stimme einer alten Frau vernehmen und flog die Thüre auf, als Benvenuta ihren Namen nannte.

Heraus trat eine hohe, mächtig und stramm auftretende alte Frau, in eine braune Wolldecke gehüllt, mit grauen Haaren, die wild und ordnungslos herabfielen; aber ihre Züge waren freundlich, und in ihrem ganzen Gesichte sprach sich die froheste Ueberraschung aus. „Bist du es, Madamigella, mein Kind? was führt dich so spät hieher? was macht deine sanfte Mutter? Dein edler Großvater ist doch wohl?“

Benvenuta beantwortete schnell ihre Fragen und fügte eben so rasch hinzu, um der Alten zu weiteren Ergießungen ihrer Freude und Liebe keine Zeit zu lassen: „Mattea, meine gute Amme! ich habe Eile, ich muß mit meinem Milchbruder, deinem Matteo, sprechen.“

„Da kommst du gerade recht, mein Kind. Sieh, seit Wochen habe ich ohne ihn leben müssen, denn die Sbirren waren scharf hinter ihm her, und er hatte sich in eine andere Macchia flüchten müssen; aber jetzt ist es in dieser Macchia ruhig, Gott sei gepriesen, denn die Sbirren, so sagt man, haben jetzt in Bastia

zu viel zu thun und lassen die armen Gebannten ein wenig aufathmen. So kam denn mein Matteo zu mir zurück. Doch schläft er selten hier, der größeren Vorsicht wegen. Komm, ich will dich zu ihm führen, — gewöhnlich ist er bei seinem Vetter Cesario, der ebenfalls seit Kurzem in diese Macchia zurückgekehrt ist. Aber sage mir, wer ist der sonderbare Mann, der dich begleitet?"

„Es ist ein Fremder, und du darfst ihm trauen."

„Da er mit dir kommt, mein Kind, vertraue ich ihm das Leben meines Matteo; Das versteht sich."

Die Alte ging, um wenige Minuten darauf gekleidet und gerüstet wieder aus der Hütte zu treten. Sie hatte einen Gurt, die Carchera, um den Leib geschlungen, ein Tuch um den Kopf und trug ein dopelläufiges Gewehr auf den Schultern.

„Gehst auch du bewaffnet, Amme?" fragte Benvenuta erstaunt.

„So oft ich zu meinem Sohne gehe, ja," erwiderte sie, „vielleicht komme ich gerade, wenn er bedrängt ist, da kann ich ihm helfen. Schon zweimal habe ich ihm Luft gemacht, daß er den Sbirren entwischen konnte."

Sie gingen über die Lichtung, der entgegengesetzten Seite und dem Busche zu. Die Amme machte große Schritte, wobei ihre Beine nackt bis übers Knie unter der braunen Decke, die, nicht geschlossen, nur durch den Gurt zusammengehalten war, zum Vorschein kamen. Mit der Büchse auf der Schulter sah sie gewaltig groß und fürchterlich aus, doppelt fürchterlich, da sie so durch Oede und Mondschein dahinschritt. Mit Flüchtigen und Gebannten lebend, denen sie sich angeschlossen, um ihrem Sohne nahe zu sein, war es ihr zur Gewohnheit geworden, nur schweigend durch die Büsche zu gehen — denn Schweigen ist das Gesetz dieser Wildnisse, in denen manchen Tag mehr Flintenschüsse als Worte erschallen. Kann nicht jedes Wort den Gebannten verrathen und einen lauernden Sbirren oder Bluträcher herbeilocken? So wurde denn eine lange Wanderung bald durch Gestrüpp, bald über Lichtungen, über Felsengrund und weichen

Rasenboden schweigend zurückgelegt — bis Mattea plötzlich und erstaunt stehen blieb und nach einem Punkte blickte, von dem ein mattes Licht herschimmerte. — „Was ist Das?“ fragte sie vor sich hin — „Licht in Andrea's Hütte? um diese Stunde? Es ist etwas geschehen. Der Bube dort auf dem Steine ist eine Schildwache; Gebannte sind versammelt; Matteo wird dabei sein!“

So sprechend, ging sie mit noch größeren Schritten dem Lichte entgegen, Nadir und Benvenuta folgten, bis alle Drei vor dem Fenster einer größeren Hütte stehen blieben. „Eine Tola!“ rief die Alte entsetzt und taumelte zurück. „Benvenuta, meine Seele,“ sagte sie mit schwacher Stimme, „sieh du hin, ich habe nicht den Muth — sieh du hin und sage mir, ob der Todte mein Kind Matteo ist?“

Benvenuta trat näher ans Fenster. Auf einem Tische in der Stube lag die Leiche eines jungen Mannes. Dieser Tisch heißt, so gebraucht, die Tola. Der junge Todte auf der Tola trug ein Leichenhemd und auf dem Kopfe die korsische, der phrygischen so sehr ähnliche Mütze, das Baretto. In einer Art von Kamin brannte ein großes Feuer, welches ein unsicheres flackerndes Licht durch die Stube verbreitete, daß es aussah, als ob dunkle Schleier fortwährend mitten durch die Helle auf und nieder, hin und her flatterten. Nur mit Mühe konnte Benvenuta ihr Auge auf dem Antlitz des Todten haften lassen; sie kannte ihn nicht, wohl aber erkannte sie, daß es nicht Matteo war.

„Tröste dich, Amme,“ sagte sie, „es ist nicht dein Sohn Matteo.“

Die Alte, die mit Einem Male viel kleiner geworden war und zusammengekrümmt an der Wand der Hütte lehnte, erhob sich wieder und sagte: „So treten wir ein und sehen, wen wir zu beklagen haben.“

In die Stube tretend, sahen sie erst, daß an zehn Männer auf dem Boden herumsaßen; jeder hatte seine Büchse im Arm, die der Gebannte nie, auch im Schlafe nicht von sich läßt, und um den Leib trugen sie den breiten Gurt der Carchera, die

immer mit Patronen gefüllt ist. Der Pellone, der gewöhnliche korsische Rock, hatte bei diesen in der Wildniß Lebenden meist schon einem rohen, aus Ziegenfellen zusammengesetzten Kleidungsstücke weichen müssen. Sie sahen meist sehr wild und verwildert aus, diese um die Leiche eines Leidensgenossen versammelten Gesellen, aber noch wilder, als sie beim Eintritt der Fremdlinge auffuhren und die Hähne ihrer Büchsen wie auf ein gegebenes Zeichen knacken ließen. Sie beruhigten sich und setzten sich wieder stille hin, als Einer aus ihrer Mitte rief: „Es ist meine Mutter!"

Matteo wollte auf seine Mutter zueilen, sie aber winkte ihm, auf seinem Platze zu bleiben, und setzte sich selbst auf den Boden an die Wand, legte die Arme auf die Kniee und den Kopf auf die Arme. War das Schicksal dieses Todten nicht das Schicksal ihres Sohnes, das ihn übermorgen, morgen, heute erreichen konnte? Von den Zehntausenden und Zehntausenden, die von je in die Macchia geflohen, um sich der Blutrache zu entziehen, hatten nur äußerst wenige ihrer wilden Freiheit und ihres traurigen Lebens durch einige Jahre genossen; endlich erreichte sie nach beständiger Flucht, nach immerwährendem Kampfe, nach einem Jammerleben voll Unruh, Elend, Hunger und Mangel doch die Kugel des Bluträchers oder des Sbirren. Daran mochte wohl die Alte im Angesichte der Leiche gedacht haben, und darum wollte sie ihr Gesicht nicht zeigen und ihre zitternde Stimme nicht hören lassen.

Benvenuta und Nadir setzten sich ebenfalls hin, und nichts war zu hören als das Knistern der Flamme.

Nach langem Schweigen erst fragte die Alte, indem sie auf den Todten deutete: „Wer hat Das gethan?"

„Die Kugel hier," erwiderte einer der Banditen, „wird wohl in den Lauf Romano's aus Oletta passen, dem er den Oheim erschossen — auf offenem Markte in Bastia. Ich habe sie ihm aus dem Herzen geschnitten und als sein treuer Vetter geschworen, daß sie noch einmal im Herzen Romano's wohnen soll."

Nach einiger Zeit fuhr derselbe Mann fort: „Ugone war ein

tapferer Junge, aber er hat weder Mutter noch Schwester hier, die ihm den Lamento anstimmen könnten; Mutter, ehrt ihn mit einem Vocero."

„Thut es, Mutter," bat Matteo; „er war ein guter Junge und hat uns Allen schon Dienste geleistet, wie jung er auch war."

Sie sah ihren Sohn mit einem melancholischen Blicke an, dann wie von einem heftigen Geiste ergriffen, schnellte sie empor und stellte sich in die Mitte der Stube; sogleich erhoben sich auch die Männer und stellten sich im Halbkreise um sie herum, die Gesichter der Leiche zugekehrt. Die Blicke der Alten irrten bald traurig, bald voll wilden Feuers zwischen dem Todten und ihrem Sohne hin und her, bis sie plötzlich und mit schmetternder Stimme den Vocero begann, den Klagegesang, der keiner korsischen Leiche fehlt, der immer frisch aus der Seele hervortönt, vom Momente eingegeben und vom augenblicklichen Schmerz. So tönen diese Klagegesänge schon seit Jahrtausenden, und viele von ihnen sind die Volkslieder, beinahe die einzigen Volkslieder dieses Volkes der Bluträcher geworden.

Vocero.

Millionen Blätter fallen,
Blumen jährlich Millionen,
Tod ist heimisch, wo es wachset,
Und wo Thier und Menschen wohnen.
Doch die Knospen sollt' er lassen,
Und die Jugend sollt' er schonen.

Spotte, Tod, in deiner Höhle,
Schlage auf die grimm'ge Lache,
Stark, wie du, und noch viel stärker
Ist die Gluth, die ich entfache;
Sitzest du auf einem Stühlchen,
Auf den Bergen sitzt die Rache.

Blaß sind deine schönen Wangen,
Blaß und bleich wie frisches Leinen,
Deine Seele hör' ich jammern,
Und du starbest fern den Deinen.
Eine weiß ich, die dich liebte —
O, wie wird die Mutter weinen.

Weh den Sbirren, die dich zwangen,
Dich im Busche zu verstecken,
Denn daheim wär' dir's gelungen,
Deine Feinde hinzustrecken.
Möge sie dein Geist so ängst'gen,
Daß sie sterben all' vor Schrecken.

Jetzt liegt er daheim und schlummert,
Schlag ihn Gott, der dich erschlagen.
Kuchen hat ihm seine Mutter,
Als er heimkam, aufgetragen,
Und er lachte, und er brauchte,
Was er that, nicht erst zu sagen.

Gott behüt' ihn nur vor Wahnsinn,
Daß er's immer deutlich wisse,
Daß die Rache wie ein Hündlein
Ihn verfolgt mit Wuth im Bisse.
Wäre nur sein Schlaf wie Kleider,
O, wie gern ich ihn zerrisse!

Nennet stets des Mörders Namen,
Wenn ins Rohr ihr Kugeln senket,
Sein Gesicht höhn' euch im Spiegel,
Wenn euch eine Quelle tränket.
Mit dem letzten Funken Hirnes
Sein und seiner Sippschaft denket.

Wenn ihr alle sie getödtet,
Ihn und alle seine Sippen,
Ist gerächt das letzte Haar nicht
Aus dem Bart auf diesen Lippen.

Hundert Morde für den Einen,
Zechen sollt ihr und nicht nippen.

Schlafe nicht zu fest, du Todter,
Sage mir, daß gut ich's mache;
Schlafe nicht zu gut, Geliebter,
Manchmal nur erwach, erwache.
Ueberzeuge dich mit Freuden,
Daß dir wird die gute Rache.

Meinem Sohn hast du geholfen,
Als die Sbirren ihn umschlossen,
Ach, wär' ich dabei gewesen,
Ich, nicht du wärst jetzt erschossen.

Die Mutter Matteo's sprach diesen Vocero nicht so ohne Unterbrechung, wie er hier niedergeschrieben ist. Die Banditen umstanden sie nach alter Sitte, wie ein Chorus, und fielen ihr oft in die Rede, indem sie bald einzelne Worte, bald ganze Sätze wiederholten, besonders solche, welche die Klage über den Gemordeten oder einen Aufruf zur Rache ausdrückten. Es war ein Schauer erregender Chor, denn aus tiefstem Herzen beklagten die Geächteten den Leidensgenossen, in dessen Schicksal sie ihr eigenes Verhängniß voraussahen; und die Rache war ja das Gefühl, das sie vor allen andern erfüllte und das sie meist ins Elend gejagt hatte. Mattea war von ihren eigenen Worten so erschüttert, daß sie am ganzen Leibe zitterte. Als sie geendet hatte, küßte sie den Mund des Todten, auch so seine ferne Mutter oder Schwester ersetzend; dann kauerte sie sich müde und unendlich traurig auf ihren früheren Platz.

Auch die Banditen wollten wieder ihre Plätze auf dem Boden einnehmen, als Benvenuta sich erhob, vortrat und die Kapuze zurück auf den Nacken warf. Wähnend, daß auch sie einen „Lamento" oder Vocero über den Todten sprechen würde, stellten sich die Banditen wieder im Halbkreise um sie auf; sie aber sagte:

„Ich will keinen Lamento erheben über den
sein Recht und seine Ehre geworden, aber ich

sagen, was ich meinem Milchbruder Matteo sagen wollte, da ihr, obwohl aus traurigen Ursachen, doch glücklicherweise hier versammelt seid. Ihr werdet sagen, was hat das Mädchen Benvenuta hier zu sprechen, wenn sie nicht in einem Vocero den Todten beklagen und seine Freunde zur Rache aufrufen will? Ich antworte: neben der heiligen Pflicht der Rache hat der Korse noch eine andere nicht minder heilige Pflicht: das Gastrecht zu schützen, und ihr, die ihr gebannt seid, weil ihr der Einen Pflicht folgtet, seid gute Korsen. und auch das Gastrecht wird euch heilig sein. Nun ist unter unser, des alten Colonna, Dach zu Vescovato der gefallene König von Neapel, Joachim Murat, als ein Verfolgter gekommen und Schutz flehend, und Das ist kein Flüchtiger, den ein einziger Feind oder eine kleine Schaar von Sbirren verfolgt, gegen die ihn mein Vater, mein Großvater und das Gesinde und die Sippschaft schützen könnten; nach diesem Verfolgten werden Frankreich und Neapel und, wenn es diesen nicht gelingt, noch vieler Länder Herren ihre Armeen und Flotten ausschicken. Schon ist Vescovato bewaffnet, aber ganz Korsika muß sich bewaffnen, denn er kam nicht zu meinem Vater Franceschetti, sondern zu Korsika als einem gastlichen Lande, weil in allen Ländern der festen Erde die Verfolgung und Erniedrigung seiner warten. Ihm darf Korsika kein Haar krümmen lassen, so lange er diesen Heldenboden tritt. Dieß wollte ich euch sagen, daß ihr es weiter saget den andern Braven in dieser Macchia und in den andern Macchien: gebt die Zeichen zur Versammlung, die Zeichen, die ihr habt, schicket die Ziegenhirten aus, die um die Verstecke wissen, in die Büsche, auf die hohen Berge, in die Schluchten und Höhlen. Erwählet auch Parolanti, Vermittler, Friedenstifter, die zu euren Feinden gehen und die Rächer zur Ruhe bringen und Versöhnung stiften für immer oder für die Zeit, so lange Korsika von der Schmach bedroht ist. So hat man zu allen Zeiten gethan, wenn das Vaterland in Gefahr war, unter Sampiero und unter Paoli, und was man für die Freiheit gethan, Das muß auch für das Gastrecht geschehen, denn es ist auf

Korsika so heilig wie die Freiheit selbst. Dieß hatte ich euch zu sagen; verzeiht, daß es euch ein Mädchen sagte."

Benvenuta sprach diese Worte mit kaum erhobener Stimme; kaum auch, daß sie den Arm dabei bewegte: ruhig schien sie da zu stehen und gelassen diesen wilden Männern ins Gesicht zu sehen — aber ihr Busen hob sich, die Stimme zitterte leise, ihre Augen flammten, und es war, als sei sie um eine Kopfeslänge größer geworden.

Matteo antwortete ihr: „Meine Milchschwester, du hast keinen vergeblichen Gang gethan. Ich möchte weinen, daß du diesen Muth hattest, in der Nacht in die Macchia zu gehen. Wir sind Unglückliche und haben keinen Herd mehr, aber wir haben das Vaterland, das uns die Franzosen nicht beflecken sollen. Jetzt laß uns nur diesen Todten hier begraben, dann geben wir unsere Zeichen und senden unsere Boten aus, wie du es befiehlst."

Sie reichte ihm die Hand, und er küßte seine Milchschwester auf die Stirne.

Mattea blieb als Todtenwache bei der Leiche, aber einer der Banditen leitete Benvenuta und Nadir durch die Macchia auf Pfaden, die sie erstaunlich schnell auf die Landstraße führten. Vor der Macchia blieb der Bandit eine Zeit lang stehen, sah sich mit gierigen Augen im offenen Lande um, als ob er eines lang entbehrten lieben Anblicks genöße, dann verschwand er wieder im Busche, während Benvenuta und ihr Begleiter eilenden Fußes dem Thale entgegenstrebten, denn schon begannen die höchsten Spitzen der Berge sich mit Tageslicht zu färben.

Je tiefer das Licht sich an den Bergspitzen herabzog, desto rascheren Schrittes eilte Benvenuta vorwärts; den Weg abkürzend, verließ sie die gewundene Landstraße, um in gerader Linie Vescovato zu erreichen; Hecken, Ackerfelder, ausgewaschene Betten der Wildbäche, hohe Ufer und steile Abhäng[illegible]
sollte sie aufhalten. Aber die Reste der schon au[illegible]
und steinigen Pfaden der Macchia zerrissenen [illegible]
bald an den Hindernissen dieses Weges hä[illegible]

bluteten; sie war zu Tode müde; die lange nächtliche Wanderung und Alles, was sie seit der Mitte des vorigen Tages erlebt, erschöpfte ihre letzten Kräfte; der Körper des jungen Mädchens war nicht so eisern wie ihr Wille. Mit Besorgniß sah Nadir, wie sie sich hinschleppte, wie das Blut ihrer Füße an den Steinen kleben blieb, wie sie sich immer wieder aufraffte, um nach wenigen schnellen Schritten wieder in sich zusammen zu sinken. Er flehte sie an, ein wenig auszuruhen, aber sie wollte vor dem Erwachen ihres Hauses daheim sein, Niemand sollte von ihrer nächtlichen Wanderung etwas erfahren, und noch lagen zwei hohe Hügelreihen zwischen ihr und Vescovato. Da standen die Wanderer vor einer Felsenwand, auf deren Höhe man nur über das Geröll eines ausgetrockneten Wildbaches gelangen konnte; die Steine und Sträucher wichen unter Benvenuta's Füßen, sie mühte sich ab, wie in einem bösen Traume, und kam nicht weiter. Endlich ließ sie sich fallen, und die Arme im Schooße sagte sie lächelnd: „Ich kann nicht mehr!"

Ein erster Morgenstrahl lag auf ihrem schönen Gesichte, das blaß und dessen Züge abgespannt waren; desto heller und größer leuchteten die schwarzen Augen. Sie lächelte, weil sie sich ihrer Schwäche schämte, und die Schwäche und Hülflosigkeit gaben ihr etwas unsäglich Kindliches, das mit dem starken und heldenmüthigen Wesen, das Nadir bis jetzt allein an ihr kannte, auf rührende Weise im Widerspruche stand. Das Kind, das Weib lag vor ihm. Mit gekreuzten, fest auf die Brust gedrückten Armen stand er da und blickte voll Bewunderung und Mitleid auf dieses räthselhafte Kind hinab. Er hätte sich vor sie hinwerfen und seine Stirne voll Unterthänigkeit an ihren blutigen Fuß drücken mögen und dann wieder sie aufheben und wie ein Kind an seine Brust pressen. Seine morgenländische Seele war voll Weichheit und Gluth zugleich, aber er war schon zu lange im Abendlande, um nicht seine Worte wie seine Thränen zurückzuhalten, die er daheim, in der Wüste, ohne Scham und Rückhalt hätte fließen lassen. Benvenuta sah nur die Rührung und das Mitleid in

seinen Augen; freundlich lächelte sie ihm zu, und mit der weiblichsten Milde lächelnd, sagte sie: „Du bist gut, Nadir, mein Freund! Ja, alle Menschen sind Brüder, denn sieh, da kommt ein Sohn des fernen Morgenlandes, um einem armen korsischen Mädchen zu helfen, sie durch Nacht und Fährlichkeiten als treuer Hüter zu begleiten und mit ihr zu sorgen für den Schutz eines Verfolgten und Unglücklichen, der weder der Korsin noch des Arabers Bruder oder Verwandter ist. Das ist schön, voll Trostes und Heiterkeit, und ich möchte Gott, dem Vater des Muhamedaners wie des Christen, danken für die brüderliche Liebe, die er über die weite Erde, über Orient und Occident ausgegossen, wie einen Frühling.“

„Wie einen Frühling!“ rief Nadir, und die Zurückhaltung und Selbstbezwingung, welche die europäische Bildung ihm gegeben, schmolzen vor diesen Worten Benvenuta's und in seiner eigenen Gluth. Er lag vor ihr auf den Knieen und umklammerte ihre blutenden Füße, auf die seine Thränen in mächtigem Gusse hervorstürzten. „Eine Weise bist du, eine Heldin!“ rief er schluchzend, „und sterben möchte ich für dich und zu deinen Füßen!“

Benvenuta sprang auf: „Komm! laß uns gehen!“

Aber sie hatte noch nicht zwei Schritte auf dem schwierigen Wege gethan, als sie sich mit Macht emporgehoben fühlte und wie ein Kind auf beiden Armen Nadirs lag. Donnernd wie ein Wildbach stürzte das Gerölle hinab in die Schlucht, während Nadir mit seiner Last hinaufflog, als hätte er Flügel. Oben auf dem Hügel angekommen, suchte Benvenuta sich aus seinen Armen loszuringen. — „Jetzt lasse mich,“ sagte sie, „der Rest des Weges ist weniger beschwerlich,“ aber er hörte nicht, er drückte sie nur um so fester an seine Brust, als ob man sie ihm entreißen, als ob er sie nie wieder frei lassen wollte. Hügel auf, Hügel ab eilte er, unaufgehalten durch Felsen, Erdrisse und Hecken, und da der Morgenwind vom Meere her frisch zu w[illegible]
er seinen weißen Mantel um Benvenuta, u[illegible]
Einer, der ein Kleinod in die Falten seine[illegible]

damit vor Räubern entflieht. Sie hörte deutlich das Klopfen seines Herzens, sah, wie er mit weit offenen Nüstern athmete, mit den dunkeln Augen bald herausfordernd über das Land hin, bald milde und glühend auf sie herniedersah, und angstvoll, wagte sie es nicht, sich zu regen oder seiner weiteren Hülfe Widerspruch entgegen zu setzen. Sie ahnte, daß dieses gewaltige Pochen des Herzens, das sie so deutlich hörte, nicht allein vom schnellen Laufe und von der Last komme — und er wußte es. Er fühlte sich glücklich, wie nie im Leben, und zum ersten Male verstand er, was die Europäer Liebe zu einem Weibe nennen. Er hätte ewig so hinlaufen mögen, Benvenuta an sein Herz gedrückt, und sein Blick, der über das Land flog, galt sowohl der Furcht, es könnte ein Feind kommen und ihm seine theure Last entreißen, als der Angst vor dem Ende dieser glücklichen Wanderung. Aber seine Gluth gestattete ihm nicht, langsamer zu gehen, und der Wunsch Benvenuta's, vor völligem Tagesanbruch daheim zu sein, stand ihm noch höher als das Glück, das ihm das Tragen der süßen Last gewährte. So flog er unaufhaltsam dahin, und ach, schon standen die Häuser Vescovato's, schon stand das Kapuzinerkloster nahe vor seinen Augen. Die Trennung vom seligsten Momente seines Lebens stand bevor; mit einer Art von Wuth eilte er den letzten Hügel hinan; auf eine Rasenbank, die sich die Väter unter den Kastanienbäumen hinter dem Kloster angelegt, ließ er sanft Benvenuta nieder und sank dann, ohne sie mit einem Blicke anzusehen, mit einem großen Seufzer kraft- und athemlos am Fuße der Bank hin. Er lag da wie ein Todter. Besorgt blickte Benvenuta auf ihn hinab. „Nadir!“ lispelte sie; er regte sich nicht. Da bückte sie sich herab und zog leise den Mantel hinweg, den er über den Kopf geworfen hatte; mit thränenvollen Augen blickte er ihr entgegen, ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

Im Klostergarten aber, hinter der lebendigen Hecke, die ihn abschloß, lag Carabelli. Als er des Abends in das Kloster getreten, fand er daselbst unter den höheren Offizieren, die es be-

herbergte, auch viele Korsen, die ihn scheel ansahen und wie Serafino etwas vom „schlechten Blute der Carabelli" murmelten. Es wurde ihm unheimlich im Kloster, und er ging, um nicht an eine korsische Hütte klopfen zu müssen, in den Klostergarten. Die Nacht war schön und warm; er konnte hinter der Hecke kampiren. Dort sah er Nadir und Benvenuta an sich vorbeikommen, als sie in die Macchia gingen; er schüttelte den Kopf, denn er wußte wohl, es war die Tochter Franceschetti's, und auch von dem Araber wußte er bereits, daß er mit Joachim angekommen war. So oft er aus seinem unruhigen Schlafe erwachte, blickte er dem Wege entgegen, auf dem die beiden Wanderer verschwunden waren. So sah sein spähendes Auge, wie Nadir mit Benvenuta an seiner Brust erst am Morgen aus der Tiefe der Schlucht herauskam, wie er sie auf die Rasenbank niederlegte, wie er weinte und ihre Hand mit Küssen bedeckte.

Als sie dem Dorfe zugingen, erhob sich Carabelli und streckte den Kopf über die Hecke hinaus, um ihnen so lange als möglich nachzusehen. „Sie waren in der Macchia," sagte er, „um die Banditen aufzurufen, und auf dem Wege scheinen sie ewige Freundschaft geschlossen zu haben. Nun aber die Banditen kommen, gilt es, doppelt vorsichtig zu sein."

Die Wachtfeuer waren überall im Orte wie auf den Hügeln tief heruntergebrannt; die Mädchen von Vescovato mit ihren großen, ehernen Henkelkrügen auf dem Kopfe gingen an den Brunnen.



Siebentes Kapitel.

Unterhandlungen.

Frau'n,
Jungfrau'n, welcher Mann
Gefahren flieht und unwürdig gegen
Die Heimat wirkt und seine Wünsche kann
Auf niederem, gemeinem Grunde bau'n,
Dem möget Haß ihr hegen.

Leopardi.

Um zu verstehen, was an diesem und den folgenden Tagen sich entwickelte, muß man wissen, daß Joachim Murat als General und als König mehr als zweitausend Offiziere von korsischer Abstammung ernannt hatte; was von diesen die zahlreichen und blutigen Schlachten der letzten Jahre am Leben gelassen, war jetzt in der Heimat versammelt. Aus Bastia und der nächsten Umgebung kamen sie schon in den ersten Tagen herbei, aus den ferneren Gegenden, sobald die Nachricht von der Ankunft des Exkönigs, die sich übrigens mit unbegreiflicher Schnelligkeit verbreitete, dahin gedrungen war. Sie kamen, ohne zu wissen, warum? und wozu? Die Einen, um ihren König zu sehen, die Andern mit unbestimmten Hoffnungen auf eine neue Zukunft. Einmal da, blieben sie auch, und zwar um so hoffnungsreicher und erwartungsvoller, als sie ihre große Zahl und die Bereitwilligkeit des Volks, dem Könige zu dienen, erkannten. Joachim Murat, als er des Morgens nach einem langen und an schönen Träumen reichen Schlafe aus dem Fenster blickte, sah ganze Schaaren bekannter und befreundeter Uniformen. Er lächelte, doch blieb sein Auge gerührt an Nadir hängen, der allein, in sich verschlossen auf einem Ecksteine am Eingange in den Hof saß. Er pochte leise ans Fenster, Nadir fuhr zusammen, blickte auf und folgte der winkenden Hand des Königs.

„Mein Freund,“ sagte dieser, als der Araber eintrat, „du siehst da draußen die Männer in den prächtigen Uniformen und

mit hohen Titeln. Was sie haben, haben sie von mir; mit mir waren sie glücklich, sie theilten meine Macht, meinen Ruhm, meine Reichthümer. Sie sind jetzt gefallen, wie ich, aber ihre Vergangenheit wie ihren Ruhm kann ihnen Niemand rauben. Und doch hat Keiner von diesen so viel für mich gethan, wie du —. Sie gingen mit mir, als ich jede That wie ein Gott belohnen konnte — du schlossest dich im Elend an mich an, du hast mich aus der Gefangenschaft, aus den Händen meiner Feinde, vom Tode errettet und dich den ungeheuersten Gefahren ausgesetzt, ohne alle Hoffnung auf Belohnung. Ich kann es nicht ertragen, daß man dich wie einen meiner Diener betrachtet — was kann ich für dich thun?"

Nadir sah den König mit einem Blicke voll Dankbarkeit an, zuckte aber die Achsel und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln: „Nichts!"

„Nichts? Du glaubst, ich sei arm, Nadir," fuhr der König fort, „ich bin es nicht, trotz dem Verrath, dessen du Zeuge warst. Ich habe viele Kostbarkeiten gerettet, und in den nächsten Tagen kommt aus Paris ein Agent an, der mir ein großes, dort angelegtes Vermögen überbringt. Du weißt auch, daß in Bastia drei Schiffe für mich gekauft und ausgerüstet werden."

„Danke, Sire," erwiderte Nadir, „ich bedarf keines Geldes."

„Wessen bedarfst du? Willst du Ehren?"

„Sire, in mein Vaterland zurückgekehrt, bringen mir meine Landsleute alle Ehren entgegen."

„Willst du ausgerüstet werden, um würdig, stolz, deinem Range gemäß in deine Heimat zurückzukehren? Ich gebe dir eines meiner Schiffe, ich belade es mit Schätzen und lasse dich von meinen höchsten Offizieren im Triumphe heimbringen."

Nadir schüttelte den Kopf. „Ich habe einst," sagte er mit zitternder Stimme, „von einer solchen Heimkehr geträumt — aber dort ist Niemand, den ich liebe. Ist es dann noch meine Heimat? Dort sind wir zu Hause, wo unser Herz ist. Auch sehe ich die Welt anders, als man sie dort sieht — meine Seele wäre dort in der Fremde — fremd in meiner Heimat."

Joachim Murat sah ihn erstaunt und prüfend an. Ein anderer Mensch stand vor ihm. Die Ruhe und Heiterkeit, die er mitten in den größten Gefahren an Nadir bewunderte, war dahin; dafür lag ein tiefer Schatten der Wehmuth auf seinem Gesichte und sprach aus jedem Worte, aus jedem Tone seiner Stimme eine Trauer, ein Entsagungsschmerz, die er sich nicht erklären konnte. Herzens- und Menschenkenntniß war nie die starke Seite dieses leichten Naturells, dieses Glückskindes, das sich von seinem Schicksale wie von einer Woge tragen ließ, herauf und herunter, mehr auf die Ereignisse und Zufälle achtend, als auf die Menschen. Nach einer langen Pause sagte er: „Ich verstehe dich nicht, Nadir. Was wäre dir wünschenswerth?"

Nichts!" antwortete Nadir wie vorhin; „vielleicht daß ich hier bleiben könnte auf dieser Insel, daß ich hier sterben könnte."

Da lachte der König: „Du bist verliebt, jetzt verstehe ich dich."

Er legte die Hand auf Nadirs Schulter und sah ihn mit jenem gewinnenden, alle Sorgen und Muthlosigkeit zerstreuenden Lächeln an, das an Joachim Murat berühmt war, das ihm so viele Herzen gewann und das so viele Herzen mit Zuversicht und Heiterkeit erfüllte. Auch Nadir mußte lächeln, und es war ihm, wenigstens für einen Augenblick, als wären alle Sorgen und Schmerzen von ihm genommen. Joachim führte ihn, immer die Hand auf seiner Schulter, ans Fenster und sagte: „Vor wenigen Tagen hast du mich im tiefsten Elende gesehen, jetzt sieh diese Schaaren, die sich schon um mich versammeln und die von Stunde zu Stunde wachsen; ich darf nur ein Wort sprechen, eine Proklamation erlassen, und eine Armee steht in Waffen, und ich kann mich zum Herrn dieser schönen Insel machen. Ich könnte von der vereinigten Macht Europa's wieder besiegt werden, aber ich hätte doch wieder Wochen und Monate des Ruhmes zu meinen ruhmvollsten Jahren hinzugethan, und Europa würde sagen: Joachims Stern glänzt länger als die Sonne von Austerlitz. Siehst du, so glänzt das Leben immer neu auf, wenn man ihm vertraut."

Er hielt in seiner Rede inne, denn er bemerkte, daß die Bewaffneten vor dem Hause und daß ganz Vescovato in große Bewegung gerieth. Die Männer, die unter den Kastanienbäumen gelagert hatten, sprangen auf und ergriffen die Waffen, die Veteranen unter ihnen stellten sich in Reihe und Glied, andere liefen wie Boten hin und her, und die Offiziere vertheilten sich und stellten sich zu den einzelnen Gruppen und Haufen. — Joachim legte die Stirne an die Fensterscheibe und sagte: „Es sieht aus wie vor einer Schlacht; gewiß nähert sich der Feind!“

Franceschetti trat ein und bestätigte die letzten Worte des Königs. Von Bastia her sehe man Reiter, Gendarmen nahen, und ihnen folge Infanterie.

„Ich muß hinunter,“ rief Joachim, „Franceschetti, mein Freund, lasse mir ein Pferd satteln, ein Pferd! ein Pferd!“

„Nein, Majestät!“ lächelte Franceschetti.

„Warum nicht?“

„Wenn Eure Majestät zu Pferde steigen,“ sagte Franceschetti immer lächelnd, aber doch im sanft abmahnenden Tone, „dann kommt es zur Schlacht — und Das wollen doch Eure Majestät nicht.“

„Du hast Recht,“ lachte der König, „einmal im Sattel, muß ich vorwärts reiten. Ich will hinunter gehen und zu Fuß zu ihnen sprechen.“

„Auch Das, mein König, halte ich nicht für rathsam,“ sagte der General, „es ist besser, Denen von Bastia und der Regierung nicht das geringste Recht zur Anklage zu geben und mit den Bewaffneten in keine Berührung zu kommen.“

„Wie,“ rief der König entrüstet, „ich soll thun, als ob diese guten Leute, die sich für mich bewaffneten, gar nicht für mich existirten?“

„Die Leute wissen Ihre Stellung zu beurtheilen, Sire, und der Letzte von ihnen weiß, daß Ihnen Zurückhaltung geboten ist. Sie sind da, um das Gastrecht des Hauses Col- schützen.“

„Nicht für mich?“ fragte Joachim düster.

„Für Sie, Sire, sobald Sie es aussprechen, sobald Sie es wollen, aber lassen wir es für jetzt nicht die Regierung Ludwigs XVIII. und die Alliirten in Paris wissen.“

„Du hast immer Recht, mein guter Franceschetti; aber was wird jetzt geschehen?“

„Die Truppen werden auf den Höhen bleiben, sie werden nicht einzurücken wagen, wenn sie die große Zahl bewaffneter Korsen sehen; der Kommandant, wenn er unser Land nur ein wenig kennt, wird sich vor einem blutigen Angriff auf unser Haus hüten; er weiß, daß er es im entgegengesetzten Falle mit der ganzen Insel zu thun hätte, und in diesem Augenblicke, da Frankreich seiner Truppen nicht sicher ist und Europa und die Alliirten gerne glauben machen möchte, daß man die Bourbons in allen Theilen des französischen Gebietes mit Freuden aufnehme, kann es nicht wünschen, ganz Korsika in Aufruhr zu sehen, — man weiß aus alten Zeiten, was ein Aufruhr in Korsika zu bedeuten hat. Ich glaube, daß Herr La Verrière, der Kommandant, nur imposant auftritt, um mit Eurer Majestät nachdrücklich zu unterhandeln.“

„Ehrenvollen Bedingungen,“ sagte der König, „werde ich mein Ohr nicht verschließen.“

Es geschah, wie Franceschetti prophezeite. Nachdem die Truppen stundenlang regungslos auf den Höhen gestanden und man in Vescovato nicht wußte, ob es zum Kampf kommen werde oder nicht; nachdem Hunderte von Bewaffneten, welche theils auf Seitenwegen den Truppen von Bastia aus gefolgt, theils, aus den nächsten Dörfern kommend, herbeigeströmt waren und die Zahl der Vertheidiger Murats oder des Hauses Colonna bedeutend vermehrt hatten, ritten die Reiter bis an den Eingang des Dorfes, wo sie absaßen, und stellte die Infanterie auf den Höhen, die Vescovato überblickten, ihre Gewehre in Pyramiden auf. La Verrière, der Kommandant, ritt, nur von wenigen Offizieren begleitet, ins Dorf und geraden Weges auf das Haus

Colonna Ceccaldi los. Er that, als ob er sich um das kriegerische Aussehen Vescovato's nicht kümmerte, würdigte die Bewaffneten rechts und links keines Blickes, schwang sich aus dem Sattel und fragte den vor der Thüre wartenden Serafino nach Joachim Murat.

Serafino verstand ihn nicht. „Ein Herr Joachim Murat," sagte er, „ist nicht im Hause."

Herr La Verrière verzog ein wenig die Mundwinkel, machte mit dem linken Arm eine spöttische Bewegung und rief ungeduldig und nachdrucksvoll: „Nun, Seine Majestät König Joachim Napoleon!"

„Hier oben, eine Treppe hoch," erwiderte Serafino mit einer Verbeugung.

La Verrière eilte die Treppe hinauf. Die Offiziere blieben im Hofe und zu Pferde; nur Einer, ein schöner junger Mann von höchstens vierundzwanzig Jahren, dessen dunkle Hautfarbe und ganzes Gesicht sogleich den Korsen verriethen, schwang sich aus dem Sattel und eilte dem großen Saale im untern Geschoße zu. Er drückte dem alten Colonna Ceccaldi, der auf seinem gewohnten Platze saß, die Hand, dann küßte er die der Frau Katharina, welche bei seinem Eintritte mit einigem Schrecken zusammenfuhr. Der junge Offizier machte die beiden Begrüßungen, wenn auch achtungsvoll, mit vieler Hast ab, um so rasch als möglich zu Benvenuta zu gelangen, die in der Fensternische auf einer Erhöhung stand und ihn kommen gesehen hatte.

„Benvenuta!" rief er, indem er ihr beide Arme entgegenbreitete, „theure Sposa, wie lange habe ich dich nicht gesehen."

Benvenuta schwieg und machte eine abwehrende Bewegung.

„Bist du böse, daß ich so lange nicht gekommen bin? Verzeihe! der Dienst ist jetzt so streng in Bastia, die Soldaten sind unzuverlässig, es ist, als ob hundert Ereignisse in der Luft schwebten, der Offizier darf sich nicht auf eine Stunde aus der Festung entfernen."

„Signor Galvani Serra," sagte Benvenuta mit zusa-

gezogenen Augenbraunen, „Sie scheinen ein sehr gewissenhafter und eifriger Diener Frankreichs zu sein.“

„Meine Tochter!“ rief die Mutter vorwurfsvoll.

„Benvenuta,“ sagte Galvani Serra erstaunt, „wie sprichst du mit deinem Verlobten?“

„Daß Sie sich darüber wundern, beweist mir, daß Sie mich nicht kennen und daß wir einander nicht bestimmt sind. Mein Verlobter sind Sie nicht mehr, denn Sie sind der Feind meines Hauses.“

„Ein Feind deines Hauses!“ lachte Galvani Serra bitter, „Du sprichst kindisch, Benvenuta.“

„Ein Feind,“ sagte sie nachdrücklich, „wie es nur jemals Feinde in Korsika gegeben. Daß du mich liebst, daß du mich heirathen willst, Das beweist nicht das Gegentheil. Du kommst mit den Feinden, in ihren Reihen und als einer ihrer Führer, um einen Verfolgten zu verfolgen, um das korsische Gastrecht und das Gastrecht des Hauses Colonna zu nichte zu machen. Sieh, der Letzten einer von Denen da draußen ist besser als du. Sie sind nicht meine Verlobten, sie sind nicht unsere Anverwandten, wie du, aber sie Alle haben sich versammelt und bewaffnet, sobald es hieß, es sei Einer da, dem Gefahr droht und dem nichts übrig blieb, als die Flucht unter den Schutz Korsika's. Du bist drüben geblieben bei Denen, die uns bekriegen wollen und wohl noch bekriegen werden, du wirst die Soldaten gegen uns, gegen das Gastrecht führen, wenn es Herr La Verrière befiehlt.“

„Ich stehe im Dienste Frankreichs,“ stammelte Serra vernichtet.

„So haben ehemals korsische Söhne den Dienst nicht verstanden,“ fiel Benvenuta streng ein, „sie haben sich überall in der Welt tapfer und gegen alle Feinde geschlagen, aber niemals gegen Korsika und korsische Sitte.“

„Benvenuta hat Recht!“ fiel hier Colonna ein.

„So sehr sind wir noch nicht die Knechte Frankreichs

geworden," fuhr Benvenuta fort, „um gegen die Seele unserer Heimat kämpfen zu müssen. Hier dieser Greis hat noch unter Pascal Paoli gegen Frankreich gekämpft, ich, seine Enkelin, sollte so sehr Französin geworden sein, um einen Häscher Frankreichs zu heirathen?"

Der junge Offizier fuhr zusammen, das korsische Blut in seinen Adern fing zu kochen an. „Gib mir den Ring, Benvenuta, gib mir den Ring," rief er stoßweise, „es ist Feindschaft zwischen uns!"

„Hier ist der Ring!" sagte sie und zog ihn aus der Tasche.

Er nahm den Verlobungsring und stürzte aus der Stube und in den Hof, immer den goldenen Reifen wie etwas Schreckliches anstarrend.

„Was hast du da in der Hand?" fragte einer der Offiziere, „daß du es so fürchterlich anstarrst? Einen Ring? Was ist daran so Furchtbares?"

„Mit diesem Ringe," lachte Serra, „verlobe ich mich mit Frankreich für immer, es mache Alles aus mir, einen Sbirren, einen Häscher, wenn ich mich nur an dieser Insel und ihrem Wahnsinn rächen kann."

„Ein Ring?" fragte Carabelli, der sich mit den Offizieren unterhalten hatte, „ich vermuthe, woher er kommt."

Serra rannte in seiner Aufregung hinaus auf den Platz; „man muß ihn beruhigen," sagte Carabelli und folgte ihm nach. „Signor Galvani Serra," sagte er leise, „ich habe eben, als Ihr ins Haus tratet, erfahren, daß Ihr der Verlobte der Tochter seid."

„Wer bist du?"

Carabelli beantwortete die Frage nicht und fuhr fort: „Ein Diener hat es mir gesagt, und nun sehe ich Euch aufgeregt und mit einem Ringe in der Hand aus dem Hause stürzen. Madamigella Benvenuta hat Euch wohl aufgekündigt, und Ihr möchtet wissen, warum?"

„Wer bist du?" wiederholte der Offizier.

„Ein treuer Diener Seiner Majestät — Ludwigs XVIII.“ sagte Carabelli leise, „Das darf man hier nicht laut sagen, obwohl der alte Colonna auch so thut, als wäre er ein Bourbonist. Hier kann es uns Allen schlecht gehen, die wir uns zu Ludwig XVIII. bekennen, — seht nur diese bewaffneten Kerle, — seit zwei Stunden kommt auch ein Bandit nach dem andern an, und viele andere werden nachfolgen, alle Macchien sind aufgeregt. — Aber ich muß bleiben; meine Treue, meine Pflicht hält mich hier zurück.“

„Nicht weiter, ehe du mir nicht deinen Namen sagst!“ herrschte ihm Serra zu.

„Nun wohl, obgleich der Name nichts zur Sache thut, — ich heiße Ignazio Carabelli.“

„Carabelli? ein Verräther — schlechtes Blut!“ rief der Andere mit hervorbrechendem Abscheu.

„Ein Verräther? Nun, ich habe Euch allerdings Mancherlei zu verrathen, was Euch die Augen öffnen wird — und ob ich schlechtes Blut bin, Das wird sich zeigen, wie ich dem König von Frankreich und Ferdinand von Sizilien diene. Was kann man mehr verlangen, als treue Dienste? nützliche Dienste? Nun aber bin ich im Stande, Euch und allen Potentaten sehr wichtige Dienste zu leisten — und es soll schon noch Korsen geben, die nach dem Sturze Napoleons neben Pozzo di Borgo obenauf bleiben. Niemand wird es fürderhin wohl gehen, als Denen, die gegen diese Napoleoniden handeln; seht, Pozzo di Borgo hat sein Lebtag gegen diesen Buonaparte gearbeitet, und jetzt steht er allein aufrecht unter allen Korsen. Aber Ihr hört mich nicht; Das alles ist Euch jetzt gleichgültig; Ihr denket an Euren Korb.“

„Verstumme!“ rief Galvani Serra.

„Nein, ich muß Euch Aufklärungen geben, — ich bin ja ein Verräther — ich kann Signorina Benvenuta verrathen und die Ursachen, warum sie einen braven, schönen, jungen Offizier vor die Thüre setzt.“

Serra wurde aufmerksamer; Carabelli fuhr fort: „Die ganze

Nacht war sie außer dem Hause, mit einem Araber, der mit dem Erlkönig gekommen — ich sah sie, als sie gegen Morgen zurückkehrten — ach, mit welchen glühenden Blicken er sie ansah — Stille! fahrt nicht auf — kommt ein wenig weiter vom Hause, daß man uns nicht sehe, ich habe Euch noch viel zu sagen — der Erlkönig hat auch großen Eindruck auf sie gemacht. Man muß sie nur von ihm sprechen hören. Wißt Ihr, daß sie, Eure Benvenuta, das Dorf aufgerufen hat, sich für ihn zu bewaffnen? und wißt Ihr, daß sie, ja sie, die kleine Signorina, die Banditen aus den Macchien kommen läßt? Ja, wahrhaftig, ich habe es gleich vom ersten erfahren, der heute Morgen hier ankam. O, es ist ein großes starkes Geschöpf, diese Benvenuta Benedetta, und Ihr verliert viel an ihr."

Galvani Serra stand wie bewußtlos, dumpf und stumpf vor dem Redner. Die Worte klangen an sein Ohr, aber er mußte sich anstrengen, um sie nachträglich zu verstehen und in ihrem Sinne aufzufassen.

Carabelli schüttelte ihn: „Nehmt Euch zusammen, ich habe Euch Wichtigeres zu sagen. Am Besten wäre es bei Herrn La Verrière angebracht, aber es würde Verdacht erregen, wenn ich mit ihm sprechen wollte, und nach Bastia kann ich vor drei, vier Tagen nicht entkommen. Ihr müßt ihm sagen, daß ich, ich es Euch für ihn aufgetragen. Dieser Tage kommt das Vermögen Joachims, das er in Paris angelegt hatte, hierher, auf die Insel; ich weiß es gewiß, denn er hat es mir selber gesagt, als er mir von den Belohnungen sprach, die mich für meine Treue erwarten. Mit dem Gelde werden zum Theil die drei Schiffe bezahlt, die in Bastia für ihn ausgerüstet werden; laßt sie segelfertig machen, aber dann nehmt sie weg, denn sein Alles packt er auf die Schiffe, alle seine Papiere, auch die Korrespondenz, die er von Toulon aus mit den Carbonari von Neapel führte. Das [illegible] wichtig, einmal, daß er kein Geld, dann, [illegible] mehr habe. Mit drei Schiffen ist er im [illegible] Mittelmeer unsicher zu machen — ohne [illegible]

und mit allen seinen Schätzen in unsern Händen. Mit diesen Banditen und gastfreien Korsen wird Frankreich schon fertig werden. Und ist nicht die englische Flotte in der Nähe? in Livorno, in Genua, in Toulon? Sie ärgert sich genug, daß er ihr entwischt ist. Habt Ihr verstanden?"

„Du bist ein herrlicher Verräther!" sagte Serra zerstreut vor sich hin.

„Verräther? Gott bewahre! Rache will ich an diesen Korsen nehmen, die sagen, daß die Carabelli schlechtes Blut sind. Und Euch soll ja auch Rache werden!"

„Ja," rief Serra, „Rache, denn er ist schuld, daß ich sie verliere, und er gehört zu ihrem Hause, die mich tödtlich beschimpfte. Und der alte Narr drin, der Colonna, der noch der verrückten Enkelin Recht gibt. Jubeln werde ich, wenn Euer Haus in Flammen aufgeht und alle Eure Gäste ins Verderben stürzen."

Mit drohender Geberde kehrte er sein Gesicht dem Hause zu. Aus diesem trat eben La Verrière und schwang sich schweigend und düster aufs Pferd. Serra eilte fort, ohne Carabelli eines Grußes zu würdigen; mit Trotz sprang er in den Sattel, kehrte dem Hause den Rücken und sprengte mit den Andern im Galoppe davon.

Herr von La Verrière war mit seinen Offizieren kaum bei den Truppen angekommen, als man in Vescovato von dorther ein Geschrei vernahm, das weder einem Kriegsgeschrei, noch irgend einer drohenden Aeußerung, sondern vielmehr einem Jubelausbruch zu vergleichen war. Offenbar freuten sich diese meist aus napoleonischen Veteranen bestehenden Truppen, nicht gegen Joachim Murat und gegen seine Freunde kämpfen oder im gegebenen Falle den Befehlen ihres jetzigen Kommandanten widerstehen zu müssen. Sie ergriffen ihre Waffen, setzten sich in muntere Bewegung und waren bald auf dem Wege nach Bastia hinter den Hügeln verschwunden. Wie ein Echo ihres Jubels hallte es ihnen aus Vescovato nach.

Herr von La Verrière hatte alle Ursache, höchst unzufrieden nach Bastia zurückzukehren. Fest entschlossen, Joachim Murat zur Abreise zu zwingen oder ihn gefangen zu nehmen und, den innigsten Wunsch Ludwigs XVIII. und Fouché's erfüllend, ihn diesen auszuliefern, kam er nach Vescovato nur, um sich rasch zu überzeugen, daß er es als Befehlshaber unzuverlässiger Truppen mit den hier versammelten Hütern des Exkönigs nicht aufnehmen konnte, und daß er mit diesem wie mit einer gleichen Macht unterhandeln müsse, zufrieden, wenn er ihn nur zum Abzuge bewege und so fernere Aufregung auf der Insel verhindere. Ebenfalls fest entschlossen, als Legitimist und als Organ seines legitimen Königs, Joachim Murat nur als Privatmann zu behandeln, mußte er vor diesem stehend in höherem Maße dieselbe Erfahrung machen und dasselbe Zugeständniß, aber dießmal ernsthafter, die er schon unten an der Thüre Serafino gegenüber gemacht hatte. Ein alter Emigrant, der sich seit seiner Jugend im Gefolge des würdelosen Grafen von Provence, seines jetzigen Königs, herumgetrieben und niemals die Parvenü's zu Gesichte bekommen, welche seit dem Anfange des Jahrhunderts halb Europa als Kaiser und Könige beherrschten, war er desto mehr überrascht und in allen seinen Vorstellungen und Begriffen verwirrt, als er plötzlich vor diesem Sohne des Gastwirths von Cahors stand und dieser eine Würde, eine Majestät entfaltete, wie sie Herr von La Verrière bisher an keinem legitimen Herrscher gesehen, und wie sie in der That kein Herrscher jener Zeit so zu entfalten verstand wie Joachim Murat. Auf dem Schlachtfelde ein paladinenhafter Reitergeneral, der die Schwadronen hinriß und die gewaltigsten Carrés zusammenritt; im Kreise der Freunde und Vertrauten ein ächtes französisches bon enfant ohne Ansprüche auf Ueberlegenheit; in der Familie kindlich und gemüthlich: war er, sobald er zu repräsentiren und seine Herrscherwürde zu vertreten hatte, ein König, wie ihn loyaler Aberglaub[illegible] bei einem Herrscher von hundert königlichen [illegible] Gnaden voraussetzt. Es geschah Herrn vo[illegible]

er noch eine Viertelstunde vorher für unmöglich gehalten haben würde: er verneigte sich tief vor dem Manne, der in seiner Jugend vielleicht den Gästen seines Vaters die Speisen aufgetragen hatte, und er beging den Verrath an seinen mit der Muttermilch eingesogenen legitimistischen Ueberzeugungen und redete diesen Mann als „Majestät" an. Auch war er gekommen, um zu befehlen, und nun machte er nur Vorschläge und nahm er stehend die Willensmeinung des Exkönigs hin. Dieser meinte einfach, er wolle das Ende seiner Unterhandlungen mit Oesterreich und England und die etwaigen Pässe, die ihm diese Mächte schicken würden, hier auf Korsika abwarten. Er sei nicht im Kriege mit Ludwig XVIII., und so könne es auch sein Wille nicht sein, hier irgend welchen Aufruhr oder Abfall von Frankreich zu erregen. Die Diener Seiner Majestät Ludwigs XVIII. hätten sich auf französischem Boden, wo er als stiller Privatmann gelebt und wo er ein Asyl zu finden gehofft, unwürdig gegen ihn benommen und ihn gezwungen, sich in den Schutz des gastfreien Volkes der Korsen zu retten. Unter diesem wolle er verharren, bis er, je nach den Resultaten seiner Unterhandlungen mit Castlereagh und Metternich, fernere Entschlüsse fassen werde. Er wünsche nichts Anderes, als den Frieden mit Ludwig XVIII., gegen den er nie Krieg geführt, erhalten zu sehen, und gewiß nicht seine Schuld werde es sein, wenn dieser gestört werde.

Mit diesem Bescheide mußte sich Herr von La Verrière begnügen, ja er mußte, obwohl er Manches einzuwenden hatte, sich verneigen und verabschieden, als Murat ihn lächelnd grüßte und mit lächelnder Huld entließ.

Am Morgen des nächsten Tages erfuhr man in Vescovato, daß Herr von La Verrière Bastia mit vielem Eifer in Vertheidigungszustand setzen ließ.

Achtes Kapitel.

Der König weint.

Der König hat geweint.
Schiller.

Son nom, dans tous les carrefours
Resonne incessamment, comme au fort des batailles
Il resonnait sur les tambours.
A. Barbier.

An diesem und in den folgenden Tagen gingen auch in Vescovato neue und große Veränderungen vor. Bekam Bastia ein kriegerisches Aussehen, so verwandelte sich auch Vescovato mehr und mehr in ein Heerlager, und wer die beiden Orte vergleichen konnte, mußte das Dorf für stärker erklären, als die Stadt. Bastia mit seinen Vertheidigungswerken sah wie eine Festung aus; Vescovato war das Heer, das nur einen kurzen Marsch zu machen brauchte, um die Festung aufs Nachdrücklichste zu bedrängen. Dazu war die Festung von unzuverlässigen Soldaten besetzt und die Stadt von Einwohnern, die dem Feinde günstig gestimmt waren, während, was sich in Vescovato versammelte, wenigstens zum größten Theile, einmüthig dachte und fühlte. Das Kapuzinerkloster war in eine förmliche Zitadelle verwandelt und von Veteranen vollgefüllt. Drei Tage hatten hingereicht, die ganze Insel zu erschüttern und zahllose Männer herbeizuführen, unter diesen die Banditen aus den fernsten Macchien. In Trupps kamen sie herbeigezogen, oft feindliche Bluträcher neben einander, nachdem sie sich durch Parolanti auf Zeit oder für immer versöhnt hatten, wie Das in Zeiten der Gefahr oft in Korsika vorgekommen; denn ist auch die Vendetta in die Seele des Korsen geschrieben, so ist er doch in seiner zum Guten wie zum Bösen leicht aufbrausenden Leidenschaftlichkeit aus edlen Motiven auch leicht zur Versöhnung gestimmt. Es ist oft vorgekom[illegible] sich zwei Feinde in die Arme sanken in dem Augen[illegible]

auf einander anlegten, oder daß ein Bluträcher zu weinen anfing, wenn er sein Opfer im Schlafe fand, gerührt von dessen Hülflosigkeit. Die Häuser von Vescovato reichten längst nicht aus, alle Fremden zu beherbergen, und die Lebensmittel mußten schon aus fernen Dörfern und vom Markte von Bastia herbeigeschafft werden. Signora Katharina Franceschetti leerte ihre wohlgefüllten Speicher und Vorrathskammern und schickte täglich Knechte aus, um überall neue Vorräthe einzukaufen. Der alte Colonna-Ceccaldi verkaufte damals ein Haus, das er in Bastia besaß, um sich behufs der Verpflegung so vieler Gäste und des Einen hohen Gastes baare Summen zu verschaffen, die in Korsika so selten sind.

Benvenuta hatte gethan, was ihr die Ankunft des Königs eingegeben, hatte die Bewaffneten aus Dorf und Macchien herbeigerufen und ein ihr verhaßt gewordenes Band zerrissen; jetzt kehrte sie in die häuslichen Kreise zurück, ließ sich nach Art der korsischen Frauen wenig vor den Männern sehen und schaltete als Gehülfin ihrer Mutter in Hof, Küche und Keller, wo so viel zu thun war. Nadir lag im Garten, im Schatten der Platanen, von wo er sie manchmal im hinteren Hofe sehen konnte — und träumte. Auf der Schwelle des Hauses saß die alte Mattea in ihrem Sonntagsputze, eine blaue Mandile auf dem Kopfe und um den grauen Zopf gewunden, ein weißes, faltiges Kleid um die langen Glieder. Sie sah auf den Platz hinaus, wo ihr Sohn Matteo unter den Bewaffneten lag; seine Büchse lehnte fern von ihm an einem Kastanienbaume, und er spielte auf der Violine. Für sie war dieses Heerlager ein Bild des Friedens und des Glückes, denn ihr Matteo hatte sich mit dem Feinde versöhnt, die Sbirren waren hier nicht zu fürchten, und nach jahrelangem Herumirren in der Wildniß lebte er wieder mit Menschen, ohne daß sie und er zu fürchten brauchten, daß ihn vielleicht im nächsten Augenblicke eine Kugel niederstrecke. Er spielte wieder die Violine wie ehemals als Knabe, und sie lauschte ihren Tönen wie einer Glücksprophezeiung. Mit welcher Freude sah sie fern

von ihm seine Büchse, die seit Jahren, im Wachen wie im Schlafe, nicht von seiner Seite gewichen. Wenn nun Benvenuta über die Schwelle an ihr vorüberging oder sich hinten im Hofe sehen ließ, rief sie ihr mit aufgehobenen Händen zu: „Gesegnet sei dein Aus- und Eingang, Maria Benvenuta, du Kind ohne Gleichen, denn dir danke ich Tage des Friedens und ein Glück, wie es diese alten Augen nicht mehr zu erschauen hofften.“ — Oder auch: „Maria Benvenuta, du Gesegnete, allen Jammer, aus dem heraus ich den Vocero über jenen Todten schrie, hast du von mir genommen, und für die Milch meines Herzens gabst du mir die Milch des Friedens. Maria, deine Schutzpatronin, sei mit dir, für und für.“

Der König, dem Rathe Franceschetti's folgend oder, wenn er diesen vergaß, aufs Neue ermahnt und von seinem Wirthe zurückgehalten, blieb in seinen Gemächern, um sich persönlich vor jedem Vorwurfe, den ihm Frankreich hätte machen können, zu sichern, um die leicht entflammten Gemüther der Korsen nicht aufzuregen und jede ihrer Demonstrationen, die seine zurückhaltende Stellung gefährden oder ihnen schaden könnte, zu vermeiden. Er unterhandelte mit seinen Agenten, die allgemach vom Festland ankamen, und schickte sie wieder mit neuen Aufträgen fort, hierhin und dorthin, meist nach Bastia, wo sie die angekauften Schiffe bezahlen und deren Ausrüstung beschleunigen sollten, um nach dem Eintreffen günstiger Nachrichten von Castlereagh und Metternich zur Reise bereit zu sein, die Insel, die ihn so gastlich aufgenommen, nicht länger zu beunruhigen und seinen edlen Gastfreunden, den Herren dieses Hauses, nicht fürder zur Last zu fallen. Waren die Geschäfte mit den Agenten abgemacht und die nöthigen Briefe geschrieben, so saß er stille vor seinem „Filippini,“ der an Wundern und Heldenthaten so reichen Chronik dieser merkwürdigen Insel. Wie sollte dieses Buch im Hause Colonna Ceccaldi fehlen, da auf so vielen Seiten von den Thaten der Colonna die Rede ist; fehlt es doch auch in keinem Hause Vescovato's, denn Filippini war ein Sohn dieses Dorfes,

und in diesem Dorfe scheint die Geschichte Korsika's zu allen Zeiten ihren Lieblingssitz aufgeschlagen zu haben, weßhalb es auch auf beinahe jeder Seite dieser alten Chronik genannt wird.

„Welch ein wunderbares Buch! welch ein trostreiches Buch!" rief Murat einst dem eintretenden Franceschetti entgegen; „da lese ich von verbannten Helden, die oft mit einem elenden Fahrzeug und wenigen Freunden oder auch allein an diesen Küsten landeten, und wie sich sogleich Schaaren um sie sammelten und wie sie in wenigen Tagen ihr Vaterland befreiten."

„Ja," sagte Franceschetti mit Stolz, „die korsische Chronik erzählt solcher Geschichten auf jeder Seite, — und dieser Filippini war kein ganz getreuer Sohn seines Vaterlandes, er hing, vielleicht aus Furcht, an Genua; doch muß er, von der Wahrheit gezwungen, solche Geschichten erzählen. Aber," fügte der General lächelnd hinzu, „es gibt auch nur Ein Korsika."

„Du irrst," fiel ihm der König rasch ins Wort, „meine Kalabresen haben alle Tugenden und Eigenschaften der Korsen. Sie sind stolz und rächen wie die Korsen jede Beleidigung, sie lieben ihr Vaterland und die Freiheit, sie sind dankbar für erwiesene Wohlthaten. Wollte Einer, der ihr Vaterland liebt, an ihrer Küste landen, Freiheit proklamiren, die verhaßten Bourbonen, ihre Tyrannen, in die Acht erklären — gewiß, Franceschetti —"

Er sprach nicht weiter, er warf die braunen Locken von der Stirne zurück und ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab. Franceschetti blieb ruhig auf seinem Platze, betrachtete wehmüthig den aufgeregten Mann, kämpfte mit sich, ob er etwas erwidern solle, und sagte endlich: „Vor Allem ist die Frage, ob man überhaupt landen könnte; von Livorno bis Sizilien kreuzen englische Schiffe!"

„Ach, die englischen Schiffe!" rief Murat verächtlich, „bin ich nicht mit Napoleon von Aegypten bis nach Frankreich mitten durch die englische Flotte gesegelt? Habe ich nicht Kapri den Engländern genommen, trotz ihrer Flotte und vor deren Augen?

Ist der Kaiser nicht von Elba entkommen mitten durch englische Schiffe?"

„Und dann in Kalabrien selbst," fuhr Franceschetti langsam fort, „wer bürgt, daß der Landende mit Kalabresen zusammentrifft und nicht mit den Soldaten Ferdinands?"

„Die Soldaten Ferdinands!" lachte Murat, „wann und wo sind die Soldaten der sizilischen Bourbonen nicht geschlagen worden? Das sage mir, Franceschetti, wenn du kannst. Und wer sagt dir, daß es die Soldaten Ferdinands sind? vielleicht sind es *meine* Soldaten, die ich in so vielen Schlachten siegen lehrte. Wie müssen die sich unter diesem Ferdinand fühlen!"

Er lachte wieder. „Um die Bourbonen von Neapel," fügte er ernsthafter hinzu, „um die würde ich mich weniger kümmern, wäre es nicht um ganz Europa oder vielmehr um die Alliirten, die heute nichts Anderes kennen und fühlen, als den Fanatismus ihrer Legitimität, und die sich Alle gegen mich wenden und mein schönes Königreich mit Blut überschwemmen würden."

„Das ist es! das würde gewiß geschehen!" bestätigte Franceschetti aufathmend.

„Sprechen wir nicht weiter davon, mein Freund," sagte Murat und fuhr sich über die Stirne; „Das sind so Gedanken, Möglichkeiten, Träume, die mir manchmal, selten durchs Gehirn jagen. Ein Mann, der so viel gethan, hat das Recht, wenn es mit ihm abwärts geht, wenigstens zu träumen. Wir wollen warten, selbst mit den Träumen, welche Antwort ich von Oesterreich und England erhalte. Schade, daß ich mit Kaiser Alexander nicht angeknüpft habe, er ist doch der Beste von Allen und weiß auch, was von der Legitimität zu halten. Es ist freilich die Frage, ob er mir die Schlacht von Borodino vergessen könnte."

Dieses Wort gab ihm sichtlich seine ganze Heiterkeit wieder. „Morgen, übermorgen," sagte er, „muß Maceroni ankommen, dann wird Alles entschieden sein und gut. Er ist ein geborener Engländer und von italienischer Abstammung, hängt an Italien und an mir und hat das Vertrauen der Engländer; so ist er

wie geschaffen, den Vermittler zwischen mir und Großbritannien zu machen, und ich bin überzeugt, daß er mir die günstigsten Bedingungen ausgewirkt."

Nadir trat ein und meldete, daß Carabelli verschwunden sei. Seit dem Morgen sei er unsichtbar geworden; das ganze Dorf sei darüber aufgeregt, und allgemein sei man überzeugt, daß er irgend einen Verrath im Schilde führe. Man habe ihn, Nadir, gebeten, dieß dem Könige zu melden.

„Gewiß," sagte Franceschetti, „wenn Carabelli ohne Abschied verschwunden ist, so ist auch irgend ein Verrath im Spiele."

„Ich weiß es," lächelte Murat, „es gibt Vorurtheile gegen die Carabelli, wegen gewisser alter Familiengeschichten; einer aus ihrem Hause hat einmal den Klemens Paoli in einen Hinterhalt gelockt, um ihn den Genuesen preiszugeben; seit damals gelten die Carabelli auf Korsika für schlechtes Blut — ich weiß es, Carabelli hat es mir selbst erzählt. Das heißt doch die Enkel für die Sünden ihrer Vorfahren büßen lassen, und wenn man ihnen mit Verachtung begegnet, zwingt man sie vielleicht, ‚schlechtes Blut' zu werden, während sie den besten Willen haben, mit Treue den Schandfleck von ihrer Familie abzuwaschen."

„Aber er ist auf unbegreifliche Weise verschwunden," sagte Nadir, „und es ist ein Schleicher, ein Horcher — ich habe es selbst erfahren."

„Aber mein Gott," rief Murat, „was soll er denn verrathen? was ist zu verrathen? Was meine Absichten sind und meine geheimen Unterhandlungen, das weiß Herr von La Verrière durch mich selbst besser als, Franceschetti ausgenommen, irgend Jemand auf der Insel. Nein, meine Freunde, ich glaube nicht an den Verrath Carabelli's, ich habe ihn und seinen Bruder mit Wohlthaten überhäuft, und sie sind Korsen. Wenn ich nur einen Blick durchs Fenster werfe, darf ich den Gedanken in mir aufkommen lassen, daß in Korsika Verrath wachse?"

So sprechend, trat er wirklich ans Fenster und überblickte das Lager.

„Ich muß glauben," rief er, „daß ich von einer höheren Macht beschützt bin; ich sehe Wunder, die sich für mich unter meinen Augen begeben. Wer hat es gethan, daß sich gleich bei meiner Ankunft, als ich mich kaum Franceschetti vorgestellt hatte, das ganze Dorf für mich bewaffnete? — wer endlich, daß das Volk aus allen Gegenden herbeikam und vor Allen die Gebannten aus den fernsten Macchien? Heute, nach wenigen Tagen, ist Korsika verändert, haben sich Feinde für mich versöhnt, sind die Macchien leer, steht ein Kriegsheer für mich bereit. Warum lächelst du, Nadir?"

Nadir lächelte in der That, und zwar auf eine geheimnißvoll glückliche Weise.

„Weil ich die Geheimnisse dieses Wunders kenne."

„Sprich, was weißt du?"

„Ich darf das Geheimniß vor dem General verrathen, denn es ist ihm, ich weiß es, längst ein Geständniß gemacht worden."

Franceschetti schmunzelte. Nadir fuhr fort: „Hätte mein König mehr auf gewisse Augen in diesem Hause geachtet, mein König wüßte, welche Augen hier wie die eines Engels des Schutzes und der Barmherzigkeit blicken."

„Von wem sprichst du, Nadir, mit solcher Andacht?"

„Von Maria Benvenuta, der Tochter dieses Hauses, einem Mädchen voll göttlicher Erhabenheit."

„Nun? und sie —?" fragte der König.

„Sie," fuhr Nadir stolz fort, „sie hat die Männer von Vescovato aufgerufen, sie bewog sie, Boten in die Nachbarschaft zu senden, sie war es, die in der Nacht in die Macchia ging zu den Banditen, sie —"

„Laß mich dein Kind sehen," rief der König, zu Franceschetti gewandt, „daß ich ihr danke."

Der General ging und kehrte bald mit Benvenuta zurück. Sie trat zitternd ein und blieb einen Schritt vor der Thüre stehen. Murat ging ihr entgegen und zog sie sanft in die Stube und auf einen Sitz neben sich nieder. Er wollte ihr für ihre für-

sorglichen Thaten danken, vergaß es aber bei ihrem Anblicke, der offenbar sein Herz bewegte. Lange blickte er ihr ins Auge, dann drückte er ihren Kopf an seine Brust und sagte mit Thränen in den Augen: „Glücklich, wer seine Kinder so an die Brust drücken könnte. Wo sind jetzt die meinen? — wo irren sie umher? auf wildem Meere? oder in kalter Fremde, wo man sie wie Gefangene behandeln wird? Ach, ich werde sie vielleicht niemals wiedersehen — niemals!"

Seine Thränen floßen und fielen heiß und strömend auf Benvenuta's Scheitel. Ihr ganzes Wesen ging unter diesen Thränen in dem Wunsche auf, ein Mann zu sein und mit dem letzten Blutstropfen das ehemalige Glück dieses Unglücklichen herzustellen. Sie schlug die Augen auf und richtete sie dem Weinenden entgegen mit einem Blicke — daß Nadir am ganzen Körper bis ins Herz hinein erzitterte und sich abwandte, um diesen Blick tiefster Hingebung nicht länger sehen zu müssen.

Neuntes Kapitel.

Mattea.

Geheul und Jauchzen und Gesang der Parzen.
Ugo Foscolo.

Fear and Hope, twin Destinies.
Shelley.

Maceroni, der lang erwartete Unterhändler Murats, war angekommen, hatte von Seiten Englands gar keine, von Seiten des Kaisers Franz von Oesterreich solche Bedingungen mitgebracht, daß Murat, wenn er sie angenommen, sich in nicht viel Besseres als in österreichische Gefangenschaft begeben hätte. Fürst Metternich machte jetzt viel härtere Bedingungen, als vor vierzehn Tagen, denn Gaeta, das sich lange über die Flucht Joachims aus seinem

Königreiche hinaus gehalten hatte, war indessen in österreichische Hände gefallen, und die Königin Karolina befand sich schon mit ihren Kindern auf österreichischem Boden; man konnte sie als Geisel behandeln und voraussetzen, daß Joachim jeden Vorschlag annehmen werde, nur um sich mit seiner Familie zu vereinigen. Man dachte nicht daran, daß es für Joachim Murat auf Erden nichts Härteres, Grausameres gab, als der Gedanke, ohnmächtig, flüchtig, glanzlos, von der Gnade des Feindes lebend, zu erscheinen. — Wellington und Castlereagh hatten mit Maceroni unterhandelt und für Joachim höchst ehrenvolle Bedingungen in Aussicht gestellt, so lange als Gaeta noch sein Eigenthum war und England als Preis seiner Großmuth diese Festung, als ein Gibraltar für Italien, von ihm, der als anerkannter König darüber verfügen konnte, zu erhalten hoffte. Nach dem Falle Gaeta's brach man die Unterhandlungen ab und wies Maceroni ausschließlich auf Metternich. Man überließ die ganze Angelegenheit den Subalternen, die sich gerade in der Nähe Metternichs befanden, ohne diesen ausdrückliche und präzise Vollmachten zu geben. Kurz nach Maceroni kam in Vescovato oder, wie man jetzt schon sagen darf, im Lager und Hauptquartier Murats ein englischer Offizier aus Genua an, der sich als Adjutant des Kommandanten der britischen Kräfte im Mittelmeer vorstellte und Joachim Murat einlud, sich einfach seinem Chef zu überantworten — und schon zwei Tage darauf ließ sich ein anderer englischer Offizier melden, der, von Livorno kommend, im Namen Lord Burghersch's, englischen Ministers am toskanischen Hofe, eine gleiche Aufforderung überbrachte. Wie rücksichts- und formlos, ja wie brutal dieß auch gegen einen Mann gehandelt war, den ja alle europäischen Souveräne als ihres Gleichen anerkannt und von dem sie, die Engländer, erst vor Kurzem noch eine gewaltige Festung zu erhandeln strebten, so nahm Murat ihr Auftreten doch von der heiteren Seite und stellte ihnen in schlichten Worten vor, daß die Stellung der britischen Beamten, die sie zu ihm beordert, nicht hoch genug sei, um ihm genügende Büra-

schaft zu bieten, und daß ein König, wenn auch unglücklich und machtlos, sich nicht blinderweise überliefern könne.

Diese englischen Offiziere waren auf größeren Kriegsschiffen und von kleineren umgeben nach Korsika gekommen. Vom Könige abgewiesen, kehrten sie nicht wieder in die Häfen zurück, aus denen sie ausgelaufen, sondern blieben mit ihrer Flottille und besetzten Bastia und Ajaccio.

Und während so die beiden bedeutendsten Hafenstädte Korsika's von den Engländern besetzt waren, erschien von Zeit zu Zeit die Besatzung Bastia's drohend in der Nähe Vescovato's. Sie zog sich zwar jedesmal wieder friedlich zurück; aber Murat und seine Freunde wurden stets erinnert, daß der Feind auf eine günstige Gelegenheit lauere, dem durch die Gegenwart des flüchtigen Königs herbeigeführten Zustande mit Einem Schlage ein Ende zu machen.

Murat sah ein, daß er einen Entschluß fassen mußte, und wäre es auch nur der, die Insel zu verlassen, selbst ohne zu wissen, wohin er sich dann wenden werde. Da kam die vernichtende Nachricht aus Bastia an, daß die Schiffe Murats, eben erst ausgerüstet und bezahlt, von der Regierung konfiszirt seien. Der Kauf war im Geheimen abgeschlossen auf den Namen eines Kaufmanns, die Ausrüstung galt angeblich einem Auslaufen in levantinische Häfen — es mußte Verrath im Spiele sein.

Das war es auch, was Joachim Murat am Tiefsten erschütterte; denn er, der in den letzten Tagen seines neapolitanischen Königthums so vielfachen Verrath erlebt, war nicht so beschaffen, daß er, bei aller Erfahrung, an Verrath hätte glauben können — am Wenigsten, seit er in der Ferme Pascal Morin, dann auf offenem Meere und nun auf Korsika so viele Beweise der Treue und Aufopferung erhalten. Nie, selbst damals, als das Verrätherschiff auf offenem Meere an ihm vorübertrieb und er sich mit einem einzigen Getreuen auf leckem Kahne, im Sturme, zwischen Himmel und Abgrund befand, fühlte er sich so hülflos, wie in dem Augenblicke, da die Nachricht von der Konfiskation

der Schiffe in Vescovato ankam. War ihm Korsika, sein Asyl, nicht zur Falle geworden? Wortlos blickte er Nadir und Franceschetti an, die ihm die Nachricht überbrachten, warf sich dann in einen Sessel und ließ die Stirn auf den Rand des Tisches fallen.

„Jetzt,“ sagte er nach einiger Zeit, ohne den Kopf zu erheben, „jetzt bin ich ein Bettler!“

Aber er lag nicht lange so, als sich ein eigenthümlicher Zug zur Thüre hereinbewegte. Der alte greise Colonna trat ein, die eine Hand auf den Stab gestützt, in der andern ein kleines Paket; hinter ihm kam Katharina, seine Tochter, und seine Enkelin Benvenuta. Beide trugen kleine Kästchen in den Händen.

„Mein hoher Gastfreund,“ sagte Colonna, „dieses Paket enthält mein Vermögen, Wechsel auf Ajaccio und Paris. Es ist dein, mein König. Du bist mein Schuldner bis auf bessere Zeiten; es wird hinreichen, in Ajaccio andere Schiffe zu miethen und auszurüsten, die dich in ein sicheres Asyl bringen.“

Nach ihm traten die Frauen vor und stellten die Kästchen, ohne zu sprechen, auf den Tisch zu dem Pakete Colonna's. Der König schlug die Deckel zurück, und allerlei Schmuck von Diamanten und Korallen strahlte ihm entgegen. Er drückte beide Hände vor die Augen, sank in den Sessel zurück und brach in ein herzliches Schluchzen aus. Als er ruhig genug war, um den Gastfreunden in Worten danken zu können, und die Hände von den Augen that, war er allein; auch die Papiere und die Schmuckkästchen waren verschwunden; aber des Abends kündigte ihm Franceschetti an, daß vertraute Männer nach Ajaccio abgegangen seien, um mit größerer Vorsicht dort Schiffe anzukaufen und auszurüsten.

Den Verrath hatte Joachim Murat bald vergessen; er dachte nur daran, welche treue Freunde er besaß und daß zwischen ihm und Frankreich seit der Konfiskation seiner Schiffe Krieg sei! Nicht er hatte ihn begonnen, sondern Frankreich! Nicht er hatte die heiligen Pflichten des Gastrechts verletzt, sondern Frankrei[illegible]

Wenn er jetzt die Korsen zu seinem Schutze aufrief, so that er es gezwungen, so trieb ihn die Pflicht der Selbsterhaltung dazu.

„Ist nicht,“ fragte er sich, „vor kaum einem halben Jahrhundert ein Abenteurer hier erschienen und ist König von Korsika geworden? Und soll mir, dem ruhmvollen König, nicht gelingen, was jenem dunklen Theodor Neuhoff gelungen ist? Und wäre es auch nur, um meine Feinde zu schrecken, um ihnen zu zeigen, daß ich stolz, mächtig, ohne Demüthigung diese Insel verlassen kann!“

Am nächsten Morgen trat er im vollen Schmucke, wie er sonst in die Schlacht zu reiten pflegte, in seiner weißglänzenden Uniform mit der rothen Schärpe, aus seinem Gemache und stieg die Treppe hinab, entschlossen, unter die Bewaffneten zu treten und sich an ihre Spitze zu stellen. Im untern Hausflur schloß sich ihm Franceschetti an, aber er trug nicht, wie er es all diese Tage dem Könige zu Ehren gethan hatte, die Uniform des Generaladjutanten Murats, sondern den einfachen, kurzen korsischen Rock von braunem Tuche, den Pellone. Der König zog bei diesem Anblick ein wenig die Stirne zusammen und sagte, wenn auch lächelnd, doch verdrießlich: „Franceschetti, du erräthst meine Gedanken zu gut und gibst mir Rathschläge ohne Worte.“

Er stand eine Zeit lang nachdenklich stille und fuhr dann fort: „Es bedarf allerdings einiger Ueberlegung, bevor man den Funken ins Pulverfaß wirft; aber überall wie auf dem Schlachtfelde soll man augenblicklichen Eingebungen gehorchen, denn diese kommen von der Vorsehung. Laß uns jedenfalls hinaustreten unter die braven Leute, denen ich doch endlich einmal die Hand drücken muß. Längere Zurückhaltung wäre kalte Undankbarkeit.“

Er ging. Hoch aufgerichtet und stolz trat er auf die Schwelle und ließ von der Höhe derselben einen herrschenden Blick über das Lager schweifen. Aber da er wieder den Fuß erhob, um weiter zu gehen, rief es tief unter ihm, als ob die Stimme aus der Tiefe der Erde käme:

„König! König! Nicht zweimal lacht dasselbe Schicksal demselben Sterblichen!“

Er blickte erschrocken unter sich; da saß Mattea wie immer auf der untersten Stufe vor der Schwelle und sah mit warnendem und mitleidigem Auge zu ihm hinauf. Die Kapuze war ihr rückwärts auf den Nacken gefallen, die dicken, weißen Haare waren sichtbar, und sie glich einem Zauberweibe oder einer Prophetin, die sich warnend auf den Schicksalsweg eines Menschen setzt.

„Wer bist du?“ fragte Murat.

„Ein Weib, das in der Vergangenheit nur Tage des Schmerzes gesehen und das darum die Unglückstage der Zukunft sieht.“

„Wie kommst du hierher?“ fragte er weiter.

„Ich bin die Amme Benvenuta's — du kannst mir trauen.“

Die letzten Worte verstärkten den Eindruck der Warnung, da Murat einsah, daß sie aus befreundetem Herzen kamen; aber besorgt, daß die Alte noch Anderes sagen könnte, was seinen Muth noch tiefer herabdrücken würde, stieg er rasch die Treppe hinab und ging mit großen Schritten über den Hof auf den Platz.

Unendlicher Jubel ertönte und stieg zum Himmel empor: Waffengeklirr erscholl wie in einem gewaltigen Kriegslager. Von allen Seiten des Platzes, wo sie gelagert waren, aus dem Kloster, den Häusern und Hütten eilten die Bewaffneten herbei und stellten sich in geordneten Abtheilungen auf, wie es sie die Offiziere gelehrt hatten. Vor jeder Abtheilung standen bewährte Führer, die Murat von den Schlachtfeldern her kannte. Am Stattlichsten aber und unbezwingbar wie die alte Garde des Kaisers sah die gewaltige Schaar aus, die die Mitte des Platzes einnahm, höchst kriegerisch, obwohl sie nur die Landestracht trug, den Pellone, den Gurt und die phrygische Mütze. Es waren das nicht weniger als achthundert Veteranen korsischen Blutes, die alle unter Murat gedient, die sich während dieser Tage gesammelt hatten und denen noch andere ihres Gleichen folgen sollten. Sie stießen das Feldgeschrei aus, das Murat nur zu gut kannte, und wie er ihre Reihen entlang ging, rief Jeder die Namen der Schlachten, die er unter ihm gekämpft hatte: Abukir, Eylau, Borodino und andere Namen. Die Geschichte seines Ruhmes, seiner Größe,

seiner wunderbaren Laufbahn hallte so fortwährend an seine Ohren und tief in seine Seele. Er war sprachlos; nur die Hände konnte er rechts und links ausstrecken. Er hatte das ganze Lager schon mehrere Male durchschritten, aber begann immer wieder aufs Neue die Wanderung durch die Reihen. Alles war jetzt stumm wie er selber; nur die Augen der Tapferen folgten ihm auf Schritt und Tritt. Plötzlich ging ein Gemurmel durch die Reihen und Schaaren; hie und da knackten die Hähne an den Gewehren, und endlich war es, als ginge ein stilles Lachen durch das Lager. Murat blickte um sich und gewahrte die Truppen La Verrières, die auf den Höhen erschienen. Er kannte dieses dumpfe Lachen.

„Wenn ich sie jetzt dem Feinde entgegenführe, ist er in einer halben Stunde vernichtet, und in drei Tagen bin ich Herr der Insel," dachte der König — „dieser herrlichen Insel," dachte er weiter, indem er die Blicke durch das Paradies von Vescovato streifen ließ, „aber eben weil sie so herrlich ist — darf ich sie mit Blut beflecken? Darf ich allen Jammer eines übermächtigen Krieges über dieses Volk bringen, das mich Flüchtigen aufgenommen, wie mich kein anderes Land der weiten Erde aufgenommen hätte? Nein! und wenn ich machtlos und geschlagen untergehen soll — ich will nicht enden, ich bin kein Abenteurer wie jener Theodor Neuhoff, König von Korsika."

Die besten und schönsten Saiten im Gemüthe dieses Glücks- und Unglückskindes zitterten und erfüllten es mit süßen, liebevollen Tönen, jenen Tönen, die eine lange Kriegslaufbahn nie ganz ersticken konnte und die, bewußt und unbewußt, ihm von jeher so viel Liebe und Treue verschafften. Er wußte, daß er in solchen Augenblicken nicht sprechen durfte, daß die Thränen die Worte verdrängen würden und daß er, um jene zu verbergen, feurige Reden hinausschleudern könnte, deren Folgen in seiner jetzigen Lage unberechenbar waren. So schwieg er denn, winkte nur mit beiden Händen nach allen Seiten, lächelte und ging stumm und gebeugten Hauptes ins Haus zurück.

Dort, am Eingange, standen erwartungsvoll Nadir, Ben-

venuta und ihre Mutter. Auch sie schwiegen, wie der König so herbeikam, aber Mattea rief ihm entgegen: „Gesegnet sei dein Schweigen, o König; heute hast du eine neue Krone verdient."

„Habe ich deinen Beifall, Alte?" lächelte Murat, „Das freut mich, denn es scheint mir, als habest du einen prophetischen Geist."

Er blieb einige Minuten vor ihr stehen, legte beide Arme auf der Brust über einander und betrachtete sie nachdenklich, und da es ihm im Grunde schwer war, wieder zu seinem thatenlosen Leben aus dem Lager in das Haus zurückzukehren, ließ er sich auf die Bank neben der Treppe nieder und sagte: „Du sprachst vorhin von einer Vergangenheit voll von Schmerzen, erzähle sie Einem, der eine Vergangenheit voll Glück hat."

„Das will ich," erwiderte Mattea, „damit du wissest, mit welchem Lande du es zu thun hast, denn mein Schicksal ist das Schicksal des korsischen Weibes."

Die Geschichte Mattea's.

Marioni und Ugualdo waren Kinder zweier an einander stoßender Häuser des Dorfes Sessia, zwei Stunden von hier, auf dem Wege nach Ajaccio. Ihre Familien lebten seit alten Zeiten in Friede und Freundschaft und standen einander in mancher Fährlichkeit bei. Auch die Beiden wuchsen in Freundschaft neben einander auf und waren außerdem Waffengefährten aus der Zeit, da Pascal Paoli die Freiheit des Vaterlandes gegen die Genuesen vertheidigte. Manche Dienste, die sie sich während des furchtbaren Krieges gegenseitig leisteten, befestigten noch ihre Freundschaft. Pascal Paoli war in der Verbannung, Korsika an Frankreich verrathen und verkauft, als die beiden Freunde während einer Sommernacht vor einem ihrer Häuser saßen und von vergangenen Zeiten sprachen. Marioni sagte, daß Korsika nicht verloren gegangen wäre, wenn Pascal Paoli den kriegerischen und entschlossenen Geist seines Bruders, des Mönches

Elemente, besessen hätte. Das bestritt Ugualdo — ein unglückliches Wort fiel, ein beleidigendes Wort — sie liefen Beide in ihr Haus, kehrten mit ihren Doppelflinten zurück, zwei Schüsse fielen, Marioni war todt. Ugualdo sprang in den Busch, wo er sich nur kurze Zeit herumtrieb, denn er ging nach Frankreich, wo er sich als Soldat anwerben ließ und als solcher nach Amerika geschickt wurde. Dort ist er gefallen.

Marioni hinterließ einen Sohn, Mario Marioni; an dem war es, den Tod seines Vaters zu rächen. Ugualdo hatte einen Bruder, der trotz der Nähe des Bluträchers als Erbe sofort das Haus des Entflohenen bezog, das er nunmehr mit seinem jungen Sohne bewohnte. Man lebte vorsichtig neben einander, man verstopfte die Fenster, selbst die beiden Knaben gingen nur bewaffnet in den Hof. Ugualdo sah den jungen Bluträcher Marioni mit Besorgniß heranwachsen, besonders darum, weil es bekannt war, daß seine Mutter, ein ächtes korsisches Weib, ihn täglich daran erinnerte, welche heilige Pflicht er zu erfüllen habe. Aber diese Mutter wachte auch über ihn, daß er sich der Kugel des besorgten Feindes nicht aussetze. Wenn er auf dem Felde arbeitete, umkreiste sie es mit spähenden Augen; wenn er in die Stadt ging, lief sie bald vor, bald hinter ihm, bald rechts, bald links, um die Gebüsche zu durchsuchen, in denen Ugualdo sich hätte verstecken können. Einmal auf dem Wege nach Bastia sah sie plötzlich einen Flintenlauf aus dem Gebüsche hervorkommen — sie hatte nur noch Zeit, sich auf ihren Sohn zu werfen und ihn mit ihrem Leibe zu decken: gleich darauf fiel sie todt zu Boden. Ugualdo war entsprungen. Mario hatte nun Vater und Mutter zu rächen. Ugualdo sprang nicht in den Busch, denn es war in einer Zeit, da die Sbirren nicht zu fürchten waren, und mit Mario hoffte er fertig zu werden, um so mehr, als sein längst erwachsener Sohn ihm beistand und ebenfalls auf das Leben Mario's ausging.

Ich war nicht ferne, als die Mutter fiel, denn, Herr, seit lange liebten wir uns, ich und Mario, und seit lange lief auch

und daß er ihn am Morgen, wenn er das Haus verlasse, leicht treffen könne. Aber man sagt, daß Nachts vorher ein Traum den Ugualdo gewarnt habe — Andere sagen, eine Frau habe ihm prophezeit, daß Mario in dieser Nacht das Haus Colonna verlassen werde, und wieder Andere meinen, er habe es sich selbst gesagt, daß den Mario sein Gewissen nicht länger als ein Jahr und einen Tag werde ruhen lassen. Ich weiß es nicht — ach — ich weiß nur, daß mein Mario nicht hundert Schritte aus dem Dorfe gemacht hatte, als ihn die Kugel Ugualdo's traf. Er stand vor ihm, hart vor ihm und schoß, ehe Mario Zeit hatte, die Büchse von der Schulter zu reißen. Er traf ihn mitten durchs Herz. Am andern Morgen brachte man mir ihn hier herein über diese Schwelle.

Herr, ich habe nicht viel geweint. Fraget hier diese Signora Katharina, ob ich viel geweint habe? Ich begrub meinen Mario mit einem Vocero, der noch heute in ganz Korsika gesungen wird, küßte meine gesegnete Benvenuta und kehrte mit meinem Matteo nach Sessia in unser Haus zurück. Dort, im Angesicht der Mörder, unter ihren Kugeln sollte er zum Manne und zum Rächer werden. Ugualdo zitterte, als er das Haus wieder bewohnt sah, und ließ seinen Sohn Bartolomeo aus Calvi heimkommen. Er hatte indessen auch seine Tochter verheirathet, seine Sippschaft wurde größer im Dorfe und damit auch die Gefahr für Matteo. Das schreckte uns nicht ab. Wir bebauten kein Feld mehr, wir thaten nichts, als auf unsere Feinde lauern, jeden ihrer Schritte belauschen; wir wären verhungert, wenn uns nicht Signora Katharina Lebensmittel geschickt hätte.

Jahre um Jahre gingen so hin; nur selten einmal verließen wir das Haus, um auf Umwegen hierher zu gelangen und unsere Benvenuta zu besuchen. Einmal, als wir wieder heimkamen, bemerkten wir bald, daß Ugualdo entsprungen war. War es die Furcht vor der Kugel meines Matteo oder vor den Sbirren, die unter dem Kaiser Napoleon wieder zu wirthschaften begannen? Vielleicht hoffte er auch, daß mein Matteo, wie so

viele junge Leute damaliger Zeit, unter die Soldaten gesteckt und in die Ferne geschickt werde; bis dahin wollte er ein ruhigeres Leben führen. Aber auch Matteo fürchtete, Soldat zu werden und so in der Ausführung seiner Rache gehindert zu sein, und er eilte Ugualdo nach in die Macchia.

Ich blieb daheim, um zu wachen, ob Ugualdo doch vielleicht zurückkehre, immer zitternd, ob man die Leiche des Feindes oder die Leiche des Kindes ins Dorf bringt. Nur selten sah ich Matteo in einer Höhle, wohin ich ihm die Lebensmittel brachte. Aber Wochen vergingen, ohne daß Matteo vom Feinde eine Spur entdeckte; keiner der Banditen hatte ihn gesehen, bis mir einfiel, daß er sich vielleicht in der Stadt verborgen habe. Ich machte mich auf und ging nach Bastia, wo ich fünf Tage lang Gassen und Gäßchen durchzog, bis ich im Hafen erfuhr, daß Ugualdo als Schiffer zwischen Capraja und Bastia hin und her fahre. Sogleich benachrichtigte ich meinen Matteo und holte ihn aus dem Busche. Er miethete einen Kahn und fuhr gegen Abend aufs Meer hinaus und ließ den Kahn zwischen Bastia und Capraja treiben. In der Morgendämmerung kam ein Fahrzeug von der Insel her, Matteo legte sich platt und mit dem Gesicht nach unten auf den Boden seines Kahnes und wartete. Das Fahrzeug kam heran, sah einen treibenden Kahn ohne Bemannung und näherte sich, um zu sehen, was es damit sei. Gott sei gepriesen, Ugualdo war in dem Fahrzeug, und Matteo's Hahn war gespannt. Mein Kind sprang auf, und sein Vater war gerächt. Zu Tode getroffen, taumelte Ugualdo in sein Schiff zurück und wurde von seinem Schiffsjungen todt nach Bastia gebracht.

Matteo aber ging nicht sogleich in die Macchia, obwohl die Häscher von Bastia schon hinter ihm her waren, sondern kehrte zuerst in das Dorf zurück, das er mit grad aufgerichtetem Gewehrlauf und singend durchzog. Bartolomeo wußte, was Das zu bedeuten hatte. Dann erst ging Matteo in die Macchia, und ich folgte ihm, um ihm nahe zu sein; die Banditen bauten mir eine kleine Hütte, in der ich zu leben hoffte, so lange mein Matteo

lebt. Nur vor den Sbirren haben wir Furcht, nicht vor Bartolomeo, denn der scheint feige zu sein und hat seinen Fuß noch nicht in die Macchia gesetzt, um Matteo aufzulauern.

Auch hat er den Parolanti ein williges Ohr geliehen, um Frieden zu halten, so lange du, mein König, auf der Insel weilst. Die Sbirren sind hier nicht zu fürchten, und so kann ich wieder aufathmen in Frieden. Kein Tod droht in diesen Tagen meinem Matteo, er lebt wieder unter Menschen, darf ruhig sein Haupt zum Schlafe niederlegen, und ich sitze hier und sehe glücklich zu, wie er wieder lacht und wieder die Violine spielt. Ich danke Das deiner Gegenwart, o König, und vor Allem meiner gesegneten Benvenuta, mit der der Herr sei für und für. Wenn ich in meinem langen, jammervollen Leben wenige angstlose Tage hatte — so war sie es immer, der ich sie zu danken hatte.

„Ueberall dein Segen, Benvenuta," sagte der König lächelnd, indem er die Hand auf des Mädchens Scheitel legte und ihren Kopf sanft zurückdrückte, um ihr ins Auge sehen zu können — dann fügte er ernsthafter hinzu: „Welch ein Volk, welch ein Land, wo solche Schicksale von Geschlecht zu Geschlecht in den kleinsten Hütten wohnen, Schicksale, wie der großen Königshäuser in alten Zeiten. Wie Großes ließe sich mit einem solchen Volke vollbringen."

„Glaube es nicht, König!" rief Mattea, „der Tod ist hier zu Hause, nicht das Leben. Buonaparte, die Geißel Gottes, ist hier geboren. Knüpfe deine Geschicke nicht an die Geschicke dieses Volkes, denn deine Seele versteht es, heiter zu sein, zu lächeln und zu lachen; die Seele dieses Volkes brütet nur Rache. Unser Lied ist die Todtenklage."

Wie sehr die Alte ihn erkannte, bewies das ungläubige Lächeln, mit dem er ihre Worte vernahm. Er dachte: Auch sie fürchtet, daß ich Krieg über ihre Insel bringe und daß mir ihr Matteo folgen würde. Mit den Warnungen einer Sibylle will

sie mich erschrecken. Aber denke ich auch wirklich daran, mein schönes Königreich Neapel mit dieser kleinen Insel zu vertauschen? Bin ich nicht etwa dort zu Hause, wo ich Wohlthaten ausgestreut habe und mir Zehntausende dankbarer Herzen entgegenschlagen?

Zehntes Kapitel.

Die Moreska.

We are
Like forgotten lyres, whose dissonant strings
Give various response to each varying blast,
To whose frail frame no second motion brings
One mood or modulation like the last.
Shelley.

Der Geist ist gut — das zeigen ihre Spiele.
A. Dulk.

Wie verwirrt und unklar auch nach dem zweiten Sturze des napoleonischen Frankreichs in den meisten Ländern Europa's die öffentlichen Zustände gewesen sein mochten, so konnten sie sich doch, was Verwirrung und Zerrissenheit, überhaupt die Aufregung betrifft, mit den Zuständen der Insel Korsika, wie sie sich diese vierzehn Tage nach der Landung Murats gestaltet, auch nicht im Entferntesten vergleichen. Während auf dem Kontinente überall durch die Siege der Alliirten die Parteien niedergeschlagen oder im Siegesjubel zu einer Partei zusammengeschmolzen schienen und man sich, müde des langen Krieges, für einen dauernden Frieden vorbereitete, begann auf Korsika eine so schroffe Scheidung der Parteien, wie sie sonst einem Kampfe vorauszugehen pflegt. Der Zustand dieses Eilandes war in der That außerordentlich. Wie seit Jahrhunderten schien es auch jetzt selbständig, ohne Rücksicht und ohne Zusammenhang mit der Geschichte des Festlandes, seinen eigenen Weg gehen, seine eigene

Geschichte machen zu wollen. Der alte Haß gegen Frankreich, der nur in den ersten Jahren der Revolution, als man auf Freiheit gehofft hatte, entschlummert war, erwachte nach dem Sturze Napoleons aufs Neue, ja war selbst unter Napoleon schon erwacht. Wer waren diese Bourbonen, denen sich ein unabhängiges Volk nur deßhalb unterwerfen sollte, weil Paris von den Alliirten eingenommen worden? Waren sie nicht die Abkömmlinge jener Bourbonen, die Korsika verrathen und den Genuesen wie eine Heerde abgekauft hatten? Und was hatte man mit diesem Frankreich selbst gemein, das gerade in den Zeiten, als es am Lautesten von Freiheit sprach, den größten Freiheitshelden, den Patriarchen und Vater europäischer Freiheit, Pascal Paoli, die Seele Korsika's, verfolgt, geächtet hatte? Den Bourbonen gehörte nur das offizielle Korsika und jene legitimistische Partei, die sich aus dem alten Adel Korsika's gebildet hatte und zum Theile aus den Feinden Buonaparte's, der auf seiner heimischen, freiheitsliebenden Insel verhältnißmäßig mehr Widersacher hatte, als in Frankreich. Während seiner glanzvollsten Zeit gab sich Korsika ohne Widerstreben an England — weil England mehr Freiheit gewährte, als Napoleon und Frankreich. Jetzt, da die englischen Schiffe in Bastia und Ajaccio erschienen, erhob die englische Partei wieder ihr Haupt. Für Murat aber, den Sohn des Volkes, der aus der Revolution hervorgegangen, den Gatten einer Korsin und Schwager Napoleons, den kühnsten Kriegsmann, dem man die größten Unternehmungen zutraute, den Verfolgten und Flüchtling, der sich vertrauensvoll der Insel überliefert, obwohl die Bourbonen sich deren Herrn nannten — für Murat erhoben sich sämmtliche Veteranen, die unter ihm oder unter Napoleon gekämpft hatten, erhoben sich die Buonapartisten, die alten Republikaner, Alle, denen er gesandt schien, um die Unabhängigkeit der Insel wiederherzustellen, und endlich alle Korsen, die es für ihre Pflicht hielten, dem Flüchtling beizustehn. Seine Ankunft erschütterte die Insel bis in ihre verborgensten Winkel — überall waffneten und sammelten sich die Parteien, und drei Lager

das ganze Land zerstreut, standen kampfbereit. Wie in Vescovato sah es, drei Wochen nach der Landung Murats, in unzähligen Flecken der Insel aus. Aber Vescovato oder vielmehr das Haus Colonna Ceccaldi war der Schicksalspunkt; wäre dort das Zeichen zum Kampfe gegeben worden, binnen drei Tagen wäre das ganze Land in ein Schlachtfeld verwandelt worden.

Murat wußte sehr wohl, wie es um die Insel stand. Nicht alle Offiziere, die sich um ihn gesammelt hatten, betrachteten die Dinge wie Franceschetti, der für seine Heimat wie für den König zitterte; sie wünschten von ganzem Herzen eine Unternehmung, und ein Versuch, sich Korsika's zu bemächtigen, schien ihnen sogar dankbarer, als ein neuer Eroberungszug gegen Neapel, wo noch die Oesterreicher mit starken Streitkräften standen. Einmal im Besitze Korsika's, so dachten sie, würde es leichter sein, eine Expedition auszurüsten, die, im Zusammenhang mit den Muratisten in Neapel, stark genug wäre, Joachim wieder auf seinen Thron zu setzen. Auf eigene Faust hatten sie eine Propaganda auf der Insel eingerichtet und empfingen sie täglich Boten aus den verschiedensten Gegenden, die ihnen über den Stand der Dinge berichteten, und da diese Berichte günstig lauteten, zauderte man nicht, sie dem Könige mitzutheilen. Murat hatte außerdem eine andere Quelle. Seit er Benvenuta ins Auge gesehen, wußte er, daß hier Wahrheit und Treue wohnten. Ihr trug er auf, auf Alles zu achten und ihm zu berichten. Sie that es mit dem ihr eigenen tiefen Ernst; sie horchte nicht nur den Boten, sondern vorzugsweise den Männern aus dem Volke, die aus der Ferne herbeikamen, und berichtete dem König ohne Rückhalt und ohne Nebengedanken, was sie in Erfahrung brachte. Und da ihre Berichte mit denen der Offiziere übereinstimmten, wie sollte Murat zweifeln, daß er schon jetzt der Herr der Insel sei?

Er überhörte die sibyllinischen Warnungsrufe, die ihm jedesmal auf der Schwelle aus dem Munde Mattea's entgegentönten, und trat jetzt oft aus dem Hause auf den Platz unter die Bewaffneten. Schon war er im Lager heimisch und schlichen ihm

die Stunden in seiner Stube so langsam, als wäre er in einem Gefängnisse. Die französischen Truppen, die immer wieder auf den Höhen erschienen, däuchten ihm ein Hohn, und er empfand es als einen Schimpf, da er über so viele Tapfere gebot, sie nicht zurücktreiben zu dürfen.

Nadir war es, der ihm in dieser Beziehung eine kleine Genugthuung verschaffte.

Seit einigen Tagen litt es den Araber nicht mehr im Garten unter den Bäumen; wie ein ruheloser Geist irrte er in der Umgegend umher, unbekümmert, ob er sich auf befreundetem oder feindlichem Gebiete befand. Schon die erste Morgendämmerung sah ihn oft fern vom Hause Colonna auf einem Hügel, unter einem Baume oder hinter einer Hecke gelagert, aber immer den Blick dahin gerichtet, woher er, von peinigenden Mächten getrieben, entflohen war. Er hatte den König auf Benvenuta aufmerksam gemacht, weil er von ihr sprechen mußte, und nun der König so oft seine Hand auf ihr Haupt legte und sie liebend anblickte, nun duldete es ihn nicht länger im Hause. Die Vorbereitungen zum Kampfe gaben seinen Gedanken die Richtung auf Krieg und Streit, und er hoffte — ohne zu wissen, was er hoffte, den Tod, oder den Beifall Benvenuta's für große, tapfere Thaten, vielleicht nur für ein Opfer, das er dem Manne darbringen könnte, der ihre ganze Phantasie, vielleicht ihr Herz gefangen hielt.

So lag er wieder eines Morgens da, als er sich plötzlich von einem kleinen Trupp Soldaten La Verrières, die auf einem andern als dem gewohnten Wege gekommen waren, beobachtet sah. Er sprang auf und ergriff seine Büchse, die er, nach Art der Korsen und die Gewohnheiten des Lagers, in dem er lebte, annehmend, jetzt immer an seiner Seite zu haben pflegte. Aber die Soldaten winkten ihm friedlich zu, und einer derselben, ein altes, narbenvolles Gesicht, näherte sich und fragte: „Du bist wohl der Araber, der mit König Joachim gekommen?" — Nadir bejahte, und freundlich grüßend: „Adieu mon brave!" ent-

fernte sich die Truppe wieder — sei es, daß es ihnen verboten war, irgendwie Feindseligkeiten zu beginnen, sei es, was nach dem Benehmen derselben wahrscheinlicher, daß sie zu den Soldaten gehörten, die gegen Joachim Murat und seine Anhänger überhaupt nicht kämpfen wollten.

Indessen hielt es Nadir für seine Pflicht, den feindlichen Bereich zu verlassen, um eine Gefangennehmung oder den Ausbruch von Feindseligkeiten zu vermeiden — doch hatte er kaum hundert Schritte thalabwärts zurückgelegt, als er sich plötzlich vor einem jungen Offizier in französischer Uniform befand, der gedankenvoll, düster blickend, hinter einer Hecke saß und unverwandt dem Hause Colonna entgegenstarrte. Nadir kannte ihn wohl und wußte, was dieser Blick nach dem Hause Colonna zu bedeuten hatte. Es war derselbe junge Offizier, der mit La Verrière ins Haus gekommen war und den man ihm als den Verlobten Benvenuta's und als ihren Verwandten Galvani Serra bezeichnet hatte. Nadir betrachtete ihn mit mitleidigen Augen, denn wer auf weiter Erde war fähig, wie er, den Kummer zu verstehen, der das schöne Gesicht des jungen Offiziers so dunkel beschattete?! — Er hätte ihn trösten mögen, er hätte ihm gerne nach morgenländischer Art einen jener Weisheitssätze ins Ohr gelispelt, die, auf die Kürze menschlichen Lebens hinweisend, wie sanfte Oele die Wogen der Verzweiflung ebnen, das Brennen der Wunden stillen, wenn auch nur für kurze Momente — denn das Unglück der Menschen ist am Ende stärker als alle Weisheit der Menschen. — Er wagte es nicht, den Hinbrütenden zu stören, aber er wollte warten, ob er von ihm bemerkt werde und ob er nicht vielleicht nach Benvenuta frage. Er wollte ihm dann von ihr sprechen und ihm so vielleicht wohl thun. Aber anders ist der Korse geartet als der nachdenkliche Orientale.

Galvani Serra bemerkte ihn in der That, als er sich plötzlich und unwillig vom Hause Colonna mit einer Bewegung abwandte, als dächte er dabei: Fluch jenem Hause! Und kaum

hatte er Nadir bemerkt, als sich sein Gesicht mit rother Zornesgluth bedeckte und er aufsprang, die Pistole aus dem Gürtel riß und mit den Worten: „Habe ich dich, verfluchter Zauberer!" auf Nadir anlegte. Aber er stand dem Araber so nahe, daß dieser mit einer nur kleinen Bewegung nach vorwärts seinen Arm ergreifen und so hoch nach oben drücken konnte, daß die Kugel nur seine Kopfhaut streifte.

Der Schuß wirkte wie ein Signal. Von den Höhen herab stürzten die Soldaten, und aus Vescovato strömte es in Massen; im Augenblicke krachte und knallte es aus allen Gebüschen und sah es aus, als ob die Truppe beinahe ganz umringt sei. Mit immer wilderem Kriegsgeschrei kamen immer neue Massen aus dem Orte heraus, und schon hörte man auch aus weiter Ferne einzelne Schüsse und Rufe, Zeichen, daß die Korsen, die außerhalb Vescovato's lagen, aufbrachen, um ebenfalls herbeizueilen. Galvani Serra erkannte, in welche Gefahr er durch seine unüberlegte That die Truppen gebracht, daß er vielleicht den Ausbruch des inneren Krieges verschuldet, und ohne weiter darauf zu achten, daß Nadir trotz Allem ruhig dastand und seine Büchse unberührt auf der Schulter ruhen ließ, stürzte er sich den Soldaten entgegen und führte sie rasch auf die Höhe zurück. Es sah aus wie eine Flucht, und die Korsen riefen ihnen höhnend nach und wären ihnen wohl bis ins Lager gefolgt, wenn nicht Franceschetti hoch zu Roß erschienen wäre und sie ins Dorf zurückkommandirt hätte.

Nadir sah wenig von diesen Vorgängen, denn das Blut strömte ihm über die Augen. Er rief lachend um Hülfe, bis ihn Matteo bemerkte, seinen Arm ergriff und ihn wie einen Blinden ins Dorf zurückführte.

Alles Das war das Werk weniger Minuten, aber es reichte hin, ganz Vescovato in Aufregung zu bringen und selbst [illegible]
und Kinder vor die Thüre der Häuser [illegible]
sammelte sich eine ganze Schaar, die [illegible]
begleitete, wo Katharina, Benven[illegible]

den Stufen standen und den rückkehrenden Kriegern entgegensahen. Als Benvenuta den blutbedeckten Nadir erblickte, eilte sie ihm entgegen, riß rasch den Turban ab und prüfte mit der Ruhe korsischer Frauen die Wunde.

„Es ist nichts," sagte Nadir lächelnd und freute sich der Wunde, der er die Berührung dieser Hand verdankte.

„Nein," bestätigte Benvenuta, indem sie ihn ins Haus führte, „es ist nichts, eine leichte Verwundung ohne Bedeutung, aber wichtig ist es, wer dich angegriffen, ob ein guter Korse, ein Offizier oder ein gemeiner Soldat — da man dich schon überall kennt und Jedermann weiß, daß du ein treuer Freund König Joachims bist."

„Du kennst ihn wohl, meinen Angreifer," lächelte Nadir wieder.

Benvenuta's Gesicht verdüsterte sich. „Galvani!" rief sie betroffen.

„Du hast es errathen. Aber warum erschrickst du? ist seine Kugel gefährlicher als jede andere?"

„Galvani ist ein Korse! Hüte dich, Nadir, denn nicht dem Freunde Murats galt diese Kugel — ich weiß, wie er sich geäußert und welcher Verdacht seine Seele gegen dich empört."

„Was ist es?" fragte Nadir, „soll ich es nicht wissen, um meinen Feind besser zu kennen?"

Ruhig erwiderte Benvenuta: „Er ist eifersüchtig, er wähnt, daß ich ihm um deinetwillen den Verlobungsring zurückgegeben; er ist eifersüchtig auf dich, Nadir!"

Nadir ließ den Kopf sinken und seufzte tief, während ein bitteres Lächeln um seine Lippen spielte. Er war in diesem Augenblicke ein Bild der Schönheit und des Schmerzes zugleich, wie er die großen, schwarzen, sanften, von langen Wimpern beschatteten Augen aufschlug, zu ihr aufsah und mit einer Art scherzenden Spottes über sich selbst nur leise lispelte: „Eifersüchtig auf mich!"

Er fühlte, wie Benvenuta's Hand, während sie ihm ihr

Tuch um den Kopf band, leise erzitterte. Beide schwiegen. Endlich sagte Benvenuta: „Ich weiß es, du liebst mich."

Nadir fuhr zusammen und beugte sich, als ob er der Last dieser Worte erläge; zugleich neigte er den Kopf auf die Seite, wie Einer, der horchend und erwartungsvoll weiteren Worten entgegenbebt.

„Sei stark, Nadir, mein Freund," fuhr Benvenuta leise fort, „es ist nicht die Zeit darnach, sein Herz von sanften Gefühlen erfüllen zu lassen; es ist, als ob große Schicksale durch die Luft wehten, und keine edle Seele darf an sich selbst, an ihr eigenes Glück oder Unglück denken. Ich kann jetzt nichts Anderes sinnen und trachten, als das Loos dieses Mannes, über dessen Haupt in nächster Zeit entweder wieder sein heller Stern oder schwarzes Verderben schwebt — ich glaube, ich liebe ihn, so lange er der Gefallene, Verfolgte, Heimatlose bleibt. Dieß empfinde ich tief, daß ich ihn ewig lieben werde, wenn ihn ein trauriges Verhängniß erreicht — zieht er aber als König wieder in seinen Palast zu Neapel ein, dann wird er mir wohl wieder, was er mir einst gewesen, der tapfere Joachim Murat, von dessen Muth und Thaten ich mir gerne erzählen ließ, und der Gatte der Königin Karolina, zwischen dem und mir die ganze erkältende Scheu der frommen Jungfrau sich ausbreiten wird, wie eine weite Ferne. Dieß Alles habe ich nach langem Forschen in meinem Innern erkannt."

Ein Strahl von Hoffnung fiel in Nadirs Herz. Er ergriff ihre Hand und fragte angst- und hoffnungsvoll: „Und dann? wenn er siegt?"

„Gewiß," erwiderte Benvenuta, „ich werde die Freunde lieben, die in seinem Elend treu zu ihm gehalten."

„Und dann?" fragte Nadir wieder und heftiger.

„Ich weiß es nicht, was dann," erwiderte Benvenuta traurig, — „ich kenne dich, Nadir, du bist stärker als die Masse der Menschen, und du hast die höhere Kraft, die so vielen St versagt ist, für Andere zu leben. Vergiß dich selbst, dr

es. Du weißt es ja auch, daß das Schicksal nicht zwei Menschenherzen für einander geschaffen und bestimmt, deren eines am Nil, das andere auf dieser Insel geboren ist, zwischen denen zwei verschiedene Glauben unendliche Wüsten und Abgründe ausdehnen. Doch," fügte sie nach einigem Nachdenken hinzu, — „das wäre nichts — wenn ich dich liebte, ich könnte dir auch an den Nil folgen."

Nadir drückte ihre beiden Hände an die Brust; sie bückte sich zu ihm herab und sagte: „Küsse mich!"

Ein Schrei wollte sich seiner Brust entringen, erstarb aber kraftlos auf halbem Wege. Er umschlang sie mit beiden Armen und drückte seine Lippen auf ihren Mund, bis er, der Seligkeit erliegend, beide Arme schlaff herabsinken ließ und mit geschlossenen Augen lispelte: „Genug, genug des Glückes fürs ganze Leben!"

Sie legte die Hand auf seine Stirne und sagte nachdrücklich in sein Ohr, daß es der Halbbewußtlose vernehme: „So war es gemeint, mein Freund, lebe wohl!" — dann ging sie leisen Schrittes aus dem Zimmer.

Indessen hatte sich draußen in Vescovato Alles verändert; aus Dorf und Hügeln war Schauplatz und Schaubühne geworden; ein großer Theil der Krieger hatte sich in Schauspieler verwandelt; das Kriegslager war ein Festplatz.

Der König, vom Kriegsalarm geweckt, war herausgetreten und wurde mit Jubel empfangen, denn im Angesichte des schnell sich zurückziehenden Feindes, der selbst die Hügel verließ, hatten die Korsen das Gefühl eines für Murat erkämpften Sieges — und in diesem Jubel gingen sie rasch an die Ausführung eines Festspieles, das sie zu Ehren des Gastes längst vorbereitet hatten. Dem Könige wurde vor seinem Hause auf einer kleinen Erhöhung ein Stuhl hingestellt und rechts und links von ihm Sitze für die Glieder der Familie Colonna und Franceschetti. Auf den Dächern der Häuser, auf den Hügeln, auf den Bäumen saßen erwartungsvoll und aufgeregt, doch andächtig, Männer und Weiber und Kinder, denn es sollte die Moreska aufgeführt

werden, jener uralte Nationaltanz der Korsen, von dem jedes Kind als von etwas Wunderbarem gehört hatte, den aber nur Wenige kannten, da er nur selten, nur in sehr bewegten und großen Zeiten aufgeführt wurde. Jeder wußte, daß dieser Tanz vor den zwei größten Nationalhelden aufgeführt worden, vor Sampiero und Paoli, und Jeden erfüllte der Gedanke, Das zu sehen, was Jene gesehen, mit religiöser Weihe, und Jedem war es wie eine Prophezeiung, daß große Dinge im Anzuge sein müssen, da die Moreska am Tageslicht erscheinen sollte.

In der Mitte des Platzes, auf einem kleinen Gerüste stand mit seiner Geige Matteo und wartete.

„Ihr werdet sehen," sagte seine Mutter, die sich zwischen Murat und dem alten Colonna gelagert hatte, „Ihr werdet sehen, Herren, wie gut korsisch ich meinen Matteo erzogen habe, wie gut er alle Melodien der Moreska zu spielen weiß, als wäre er selbst dabei gewesen, als man nach der Eroberung von Marianna Tanz und Lied zum ewigen Andenken erfand — so oft habe ich ihm diese Lieder vorgesungen, an seiner Wiege wie später zur Kräftigung seines Herzens in der Macchia."

In der That begann Matteo auf ein vom Kapuzinerkloster her gegebenes Zeichen, während dort eine grüne Fahne ausgesteckt wurde, auf seiner Geige eine Melodie abzuspielen, die, wie alle folgenden, einen so eigenthümlichen Charakter hatte, als stammte sie aus uralten Zeiten und aus den fernsten Ländern. Sobald sie erklang, war der Schauplatz wie verwandelt, erwartete man fremdartige Gestalten auftreten zu sehen, märchenhafte Thaten und Wunder. Obwohl er allein spielte, klangen doch die hohen und etwas schrillen Töne so gewaltig, daß man sie überall im Dorfe aufs Deutlichste vernahm, und sie klangen auf so eigene Art, daß man nicht eine Geige, sondern ein ganz unbekanntes, neues oder vielmehr ein längst vergessenes, uraltes Instrument zu hören glaubte.

„Meint man nicht schon die frommen Gebete der Christen und die Verzweiflung der Sarazenen zu hören?" fragte Mattea

und fügte hinzu: „Signor Colonna, da Ihr ein Abkömmling seid des großen Helden Hugo Colonna, der Korsika von den Sarazenen befreite und der der Held ist der Moreska, meine ich, müsse es jetzt in Eurem Blute klingen wie von der Geige meines Matteo — Das muß Euch so vertraut sein, wie der Ton Eurer eigenen Stimme."

„Die Melodie," antwortete der Greis mit tiefem Ernst, „ist mir allerdings so traut, wie ein Stück meines Lebens, aber nicht weil ich ein Colonna, sondern weil ich ein Korse bin; ich habe die Moreska in schönen Jugendtagen hier vor Pascal Paoli aufführen sehen — wie sollte ich sie vergessen haben? Das waren noch Zeiten des Heldenmuthes, größer als jene, da man sich gegen die Sarazenen schlug, auch größer als die Zeiten, die wir Alle erlebt, trotz der ungeheuren Schlachten Napoleons, denn damals schlug sich ein kleines Volk für eine große Sache, für die Freiheit."

„Du hast Recht, mein alter Gastfreund," bestätigte Joachim. Murat; „seit ich hier eure Geschichte und euer Volk kennen gelernt, erscheinen mir die Kriege des Kaiserreiches und meine eigenen Siege seelenlos und als Thaten der kältesten Selbstsucht. Wohl ist unter meinem Regiment in Neapel eine Freiheit erwachsen, wie sie das Land niemals vorher kannte — doch wünschte ich von ganzer Seele noch einmal im Leben Macht zu haben und siegen zu können, um die Schuld zu sühnen, die Napoleon und alle seine Paladine der Freiheit der Völker gegenüber auf sich geladen haben. Was sind wir Alle, die wir uns zu Königen machten nach Art der alten Könige, neben diesen Ziegenhirten, von denen euer Filippini erzählt, die mit geringeren Kräften größere Thaten vollführt, nicht für sich, sondern für ihr Volk und für ihres Volkes Freiheit!"

„Ja," sagte Colonna, „Korsika ist eine gute Schule für Könige, weil es hier so Viele verschmähten, Könige zu sein, die es leicht hätten werden können — darum hat auch Napoleon die Insel nicht geliebt, obwohl sie seine Heimat ist."

„Habt Acht," rief Mattea, „das Spiel beginnt. Das Kloster stellt die christliche Stadt Aleria oder Marianna vor, welche die Sarazenen inne haben."

Aus dem Kapuzinerkloster trat, während sie noch sprach, ein Mann in weitfaltigem Gewande, mit langem Barte, hohem Hute und einem weißen Stabe in der Hand.

„Das ist," erklärte Mattea, „der Sternseher und Zeichendeuter der Heiden!"

Der Zeichendeuter zog mit seinem weißen Stabe feierliche Kreise durch die Luft, blickte dann forschend nach allen Weltgegenden, horchte mit Schrecken den klagenden Tönen der Geige und trat dann mit allen Geberden der Angst und der Verzweiflung wieder in die Stadt Aleria oder in das Kapuzinerkloster zurück. Er hatte keine für die Mohren günstigen Zeichen entdeckt.

Plötzlich erscheint ein gewaltiger Mann auf dem Schauplatz, ein weiter Mantel fliegt um seine Schultern und ist in Falten über die Brust geschlagen; in seiner Hand blickt ein nacktes Schwert. Die Geige thut einen Freudenschrei, und das Volk ringsum auf Dächern, Bäumen, Hügeln stimmt mit ein, denn der Held ist Hugo Graf Colonna. Uralte, auf wunderbare Weise unvergessene Lieder drängen sich aus der Brust des Volkes hervor, und ringsumher erschallt ein gewaltiger Chor, daß die Lüfte zittern und die Töne der Geige nur selten, blitzartig den Gesang durchdringen. Feierlich, in gleichmäßigen Kadenzen schallt der Chor, und nach seinen Rhythmen zieht die Schaar des Grafen Hugo herbei, umwandelt den Platz in kriegerisch-priesterlichen Schritten, und in den Hunderten von Händen glänzen, von der Sonne angestrahlt, Dolche und Schwerter, die im Takte an einander klingen und den Chor begleiten. Herausfordernd bewegt sich die Schaar der christlichen Kämpfer dann in Schlangenwindungen vor der Festung, bis sie endlich fest wie eine Mauer stehen bleibt und sich zum Sturme bereit macht. Die Geige und der Chor verstummen; feierliche Stille herrscht überall. De

erschallen Hörnerklänge als Aufforderung an den Mohrenkönig, daß er sich dem Kreuze ergebe.

Aber der Mohrenkönig ist zu tapfer, um sich zu ergeben, selbst um sich hinter schützenden Mauern zu vertheidigen: das Thor springt auf, und an der Spitze seiner Turbanträger kommt er hervor zur offenen Feldschlacht. Bei seinem Erscheinen bricht neuer Jubel aus; die Geige klingt, und der Chor singt wieder. Unparteiisch preist das Volk, wieder in uralten Liedern, auch die Tugenden des Feindes; es preist vor Allem die liebliche Anmuth des Mohrenkönigs, seine schönen Augen und die Leichtigkeit seiner Füße, die sich im Kampfe wie im Tanze bewegen. Auch die Mohren tragen Schwerter und Dolche, die sie schwingen und klingen lassen, und jetzt ist es gleich einem flackernden Flammenmeer, wie sich die Sonne in den unzähligen Schwertern und Dolchen spiegelt.

Die beiden Heere stehen einander gegenüber; Graf Hugo und der Mohrenkönig an ihrer Spitze. Hörnerklang! Der Chor verstummt für einen Augenblick in banger Erwartung. Da tanzen die Feinde einander entgegen; die Schwerter treffen mit hallendem Klange auf einander, der Chor bricht wieder los, und Geige, Hörnerschall, Stimmen und Fußgestampf verbinden sich harmonisch zu einem gewaltigen, Erde und Herz erschütternden Ganzen. Hin und her wogt der Kampf, vorwärts, rückwärts — bald die Christen, bald die Mohren. Gleich freundlich Beiden singt der Chor ihre Thaten, ermuntert er Beide, beklagt er Beide; überall hin bewegt sich in abwechselnden Takten der Waffentanz — immer harmonisch bewegt, überall von unendlichen Tonwogen gewiegt. Es ist wie eine Schlacht von Geistern, da allein die Kämpfenden schweigen, wie eine Schlacht von Auferstandenen, eine ideale Schlacht.

Joachim Murat ist von seinem Sitze aufgesprungen und hat, ohne zu wissen, was er that, das Schwert gezogen. In keiner seiner hundert Schlachten war ihm so groß zu Muthe wie jetzt; es ist ihm, als hätte er jetzt erst gefunden, was er sonst im Rausche

der Schlacht gesucht. Nadir hatte sich längst in die Reihen der Turbanträger gestürzt und träumte, daß er einem schönen Tode entgegenziehe. Katharina, Benvenuta, selbst der alte Colonna fingen mit im Chor.

Da liefen zwei korsische Weiber über den Platz und führten oder vielmehr zwangen einen Mann herbei, der, wie er zwischen Beiden, von starken Armen gehalten, blaß und zitternd dahergiug, einem Gefangenen glich, den man zum Tode oder vor den Richter führt. Gehörte Das mit zum Schauspiel der Moreska oder war es traurige Wirklichkeit? Zu elend, zu sehr von Todesangst geschüttelt war dieser Mann für ein Spiel; auch trug er keines der Abzeichen, die Christen und Mohren von einander unterschieden. Ohne den Waffentanz eines Blickes zu würdigen, nur mit ihrem Gefangenen beschäftigt und mit Gesichtern voll Entrüstung drangen die Korsinnen bis zu Joachim Murat vor, zu dessen Füßen, von einem zornigen Stoße niedergeworfen, plötzlich der zum Tode entsetzte Mann dahingestreckt lag.

„Was ist Das?" fragte Murat erstaunt, „gehört Das mit zum Spiele?"

„Nein, mein König," erwiderte die eine Frau, „Verrath gehört nicht zum heiligen Spiele. Dieses hier ist ein arges Spiel. Ich bemerkte diesen Mann, wie er durch die Menge schlich und überall gedruckte Zettel fallen ließ. Ich hob einen solchen Zettel auf und ging damit hier zu dieser Luisa, die Gedrucktes lesen kann, und sie las, daß die Franzosen einen Preis von hundert und fünfzigtausend Franken auf deinen Kopf setzen. Hier steht es, hier ist der Zettel, und er hat einen ganzen Haufen von sich geworfen, als wir ihn gefangen nahmen, um ihn vor dich zu bringen."

Murat warf einen Blick der Verachtung auf den Zettel, dann auf den Mann zu seinen Füßen und sagte: „Wer fürchtet Verrath unter solchem Volke? Laßt ihn laufen und ungehindert seine Zettel ausstreuen; hier wird sich kein Judas finden. Gute Weiber, lassen wir uns das heilige Spiel nicht stören!"

„Der König spricht weise," rief Luisa, „mag er seine französischen Zettel ausstreuen!"

Und lachend liefen die Frauen, die eben zornglühenden Blickes gekommen waren, von dannen; der Gefangene aber, von dem sich schon Aller Augen abgewandt hatten, huschte davon, wie Einer, der eben dem Galgen entronnen.

Dieß alles geschah, während die Chöre erschollen und die Waffen erklangen. Noch lange, in beständiger Abwechslung und gleicher Feierlichkeit wogten die Schaaren der Mohren und Christen im Waffentanze hin und her; jetzt getrennt, jetzt verschlungen, jetzt in geraden Linien, jetzt in Wellen an einander prallend; bald in Schaaren kämpfend, bald einzeln Mann gegen Mann — immer maßvoll, harmonisch, hochfeierlich. Bis mit einem Male der Kampf zu außerordentlicher Gewalt und der Chor zu wahrhaftem Donner anschwoll; ein Fluch, ein ingrimmiger Fluch gegen die Feinde Korsika's wurde ausgesprochen, nicht gegen die Mohren, sondern gegen die Genuesen, denn wenn die Korsen einen Fluch aus tiefstem Herzen aussprechen sollen, muß sich der Name des Feindes in den der Genuesen verwandeln, die sie durch so viele Jahrhunderte um ihre Freiheit brachten. Der Mohrenkönig warf sein Schwert hin und sich selbst auf die Erde; die Korsen hatten gesiegt, die Hörner erschollen, und unter unendlichem Jubel zog Hugo Graf Colonna in die Festung und flatterte das Kreuz von der Höhe der eroberten Stadt.

Tiefe Stille lag mit Eins über ganz Vescovato; nur die Geige Matteo's klang und sang das Lied eines friedlichen Hirten auf friedlichen Fluren.

Erschüttert stand Joachim Murat an den Sessel des alten Colonna gelehnt: „Wie glücklich bist du, ehrwürdiger Greis," sagte er mit zitternder Stimme, „daß du von Helden abstammst, die ihr Vaterland befreiten, und daß du doch ein Gleicher unter Gleichen lebst. Befreien, ja befreien — es ist ein anderer Ruhm als erobern."

Schweigend blickte er auf das graue Haupt des Patriarchen

nieder, dann sagte er wieder: „Ich muß fort, bald fort, sonst macht mich dieses Volk zum Träumer oder, wie Napoleon zu sagen pflegte, zum Ideologen.“

Und gesenkten Hauptes und langsamen Schrittes ging er in das Haus zurück.

Auf der Schwelle erwartete ihn Langlade, einer der drei Seeoffiziere, die auf offenem Meere ihn in ihre Schaluppe aufgenommen. Er war während des Waffentanzes angekommen, wollte aber den König, den er so vertieft sah, nicht stören. Jetzt meldete er rasch, daß in Ajacco die Schiffe ausgerüstet und zum Auslaufen bereit liegen.

„Will ich denn wirklich fort von hier?“ fragte der König vor sich hin, „wäre es unmöglich, die Mächte zu bewegen, daß sie mich als ruhigen Mann hier leben lassen? Könnte ich nicht Weib und Kind hierher berufen und hier glücklich sein? Und wenn es die Bourbonen nicht gestatten — kann ich sie mit Hülfe dieses gewaltigen Volkes nicht zwingen? Wir sprechen noch darüber, lieber Langlade, aber über diesen Traum der Moreska muß ich erst geschlafen haben.“

Er ging die Treppe hinauf und seinen Gemächern entgegen, hielt aber wieder erstaunt im Gange vor denselben, denn an der Thür stand wartend ein fremder, ihm unbekannter Mann, der sich in Tracht und Aussehen von der nunmehr gewohnten Umgebung unterschied. Er war wie ein Mann aus der Stadt, ganz in Schwarz gekleidet, hatte ein feines, kleines Gesicht mit klugen Augen und sah nichts weniger als kriegerisch aus — er glich eher einem Gelehrten oder einem Advokaten. Er verbeugte sich höflich, aber ohne Unterthänigkeit vor dem König.

„Wollen Sie zu mir?“ fragte Murat.

„Ja, Majestät.“

„Wer sind Sie?“

„Ein Carbonaro aus Neapel.“

„Ein Carbonaro? aus Neapel?“ rief der König plö[illegible] geregt, „und Sie wollen zu mir?“

„Zu Eurer Majestät! Mich schickt die Venta."

„Die Venta an mich? Joachim Napoleon?" fragte Murat in immer größerer Aufregung. „Was will sie von mir?"

„Befreiung von den Bourbons!"

„Befreiung!" rief Murat. „Kommen Sie, treten Sie ein, — legitimiren Sie sich, und Sie finden mich bereit."

Rasch traten Beide in die Stube, die Joachim hinter sich verriegelte.

Nach kaum einer Stunde war es in Vescovato wieder lebendig; Offiziere eilten hin und her; sie hatten den Auftrag, vierhundert Tapfere und Freiwillige auszuwählen, die den König morgen oder übermorgen nach Ajaccio, vielleicht auch weiter begleiten sollten.

Das schwarze Männlein war verschwunden. Wie es Niemand kommen gesehen, so sah es auch Niemand gehen.

Elftes Kapitel.

Der Abzug.

Er saß besser zu Pferde als auf dem Throne.
Gregorovius.

Vollendet wurde neues Mißgeschick.
Aus Schicksal und Nothwendigkeit ist kein Entfliehn.
Euripides.

Der Niedergang Joachim Murats bildet nur ein kleines Nachspiel zu der großen Tragödie, in welcher seit mehr als einem Vierteljahrhundert viele größere Schauspieler aufgetreten. Während diese den Weltkreis und das Menschengeschlecht erschütterte, spielt sich jenes, abgetrennt von der Weltgeschichte, auf einem kleinen Raume ab, und es hat nur wenige hundert Menschen zu Schauspielern und Zuschauern — aber, dem Charakter des Helden

entsprechend, drängt sich auf den schmalen Raum und in die kurze Zeit der Handlung dieses Nachspieles mehr Romantik zusammen, als die letzten gewaltigen, erschütternden, aber durch den kältesten Egoismus ernüchterten Jahre des Kaisers Napoleon aufweisen können. Hier ist Alles Wagniß, Gefahr, Auf- und Niederwogen des Schicksals, Freud und Leid, Hoffen und Verzagen; Alles persönlich, außerordentlich, malerisch, dramatisch.

So war auch am Morgen des zweiten Tages nach Aufführung der Moreska der Auszug Murats aus Vescovato: ein phantastisches Theaterstück zog von der Bühne.

Hoch auf weißem Hengste, der sich stolz bäumte und in die Zügel biß, in seiner prächtigen weißen Uniform mit der rothen Schärpe, den wallenden Federbusch auf dem Marschallshute, ritt Joachim Murat aus dem gastlichen Hause Colonna Ceccaldi; neben ihm sein Generaladjutant Franceschetti; hinter ihm, auf seinen besonderen Wunsch, auf Maulthieren, Signora Katharina Franceschetti und ihre Tochter Maria Benvenuta, denn der König meinte, daß er sich, so lange er auf korsischem Boden sich befinde, der sicheren und heiligen Atmosphäre des Gastrechts nur in ihrer Nähe ganz bewußt fühle; ihnen zur Seite, mit der Binde um die Kopfwunde und in seiner arabischen Tracht ritt Nadir. Dann folgte eine Schaar höherer Offiziere in glänzenden Uniformen, theils zu Fuß, theils zu Roß. An diese, von einzelnen Offizieren geführt, schloß sich die ausgewählte Schaar der Veteranen, gegen vierhundert an der Zahl, sämmtlich in den dunkelbraunen Pellone gekleidet, mit der phrygischen Mütze auf den Köpfen, aber Gewehre verschiedener Art auf den Schultern. Ungeordnet, hinter der disziplinirten Schaar oder auch zur Seite derselben hinlaufend oder schreitend, gingen an fünfzig Banditen, in Pellonen oder Ziegenfellen, den Kopf von breitkrämpigen Hüten oder den phrygischen Mützen bedeckt; Doppelbüchsen hingen über ihre Rücken, in ihren Gurten staken viele Patronen und hinter denselben breite Dolche.

Auch Matteo war unter ihnen, aber er ging in der Mitte

des Zuges und strich seine Fidel mächtig, bald zu einem Marsche, bald zu einem Liede.

Seine Mutter trug ihm die Büchse und ging mit großen Schritten neben dem Zuge einher, wie eine im Kriege ergraute Göttin der Schlachten.

Alles Volk aus Vescovato und Umgegend stand im Dorfe versammelt und rief dem Zuge seine Segenswünsche nach und dem König ein so lautes Lebewohl, daß die Lüfte zitterten. Die Glocken des Kapuzinerklosters läuteten, und die zurückbleibenden Bewaffneten schossen ihre Salven in die Luft, daß das Echo in den Bergen nicht zum Schweigen kam. In der Thüre seines Hauses, von den Dienern umgeben, stand der alte Colonna und winkte mit seiner feinen, mageren Hand. Der König ließ rückwärts nach dem gastlichen Hause und rechts und links dem Volke zu sein weißes Taschentuch wehen, das er manchmal ans Auge drückte.

„Wenn ich wieder zu Macht komme," sagte er mit zitternder Stimme zu Franceschetti, „so mag mich alles Unheil treffen, wenn ich hier nicht ewig dauernde Denkmäler meiner Dankbarkeit stifte, in diesem heiligen Ort der Gastfreiheit, in dieser gesegneten Freistatt. Hierher will ich wallfahrten als ein demüthiger Pilger und opfern, daß der Aermste in Wohlbehagen seine Tage verlebe!"

Wie wahr auch diese Worte aus gerührtem Herzen kamen, und obwohl er manche Thräne vom Auge wischte, so blickte sein Antlitz doch so heiter, als wäre er im vollsten Glücke, und Heiterkeit strahlte sein Anblick aus auf sein ganzes Gefolge und auf das ganze Volk, welches ihn mit der Ueberzeugung scheiden sah, daß er neuen und glänzenden Geschicken entgegengehe.

Dem Wunsche des Königs gehorchend, begleitete ihn das Volk nicht weiter als bis an das letzte Haus des Dorfes; nur die Rufe und Grüße, aus vielen hundert Kehlen aufsteigend und durch das Echo verstärkt, folgten dem Zuge noch weit vors Dorf hinaus. Die Männer blieben, wie in den vorigen Tagen,

bewaffnet und gelagert, theils im, theils vor dem Dorfe, gegen Bastia zu, um möglicherweise die Truppen aufzuhalten, wenn diese aus der Stadt kommen sollten, um den Abzug des Königs zu beunruhigen oder ihn zu verfolgen.

So zog die kleine Armee in Einsamkeit dem Westen zu auf der Straße nach Ajaccio. Bald mußte man in Vescovato auf den Thurm des Kapuzinerklosters steigen, um den Zug noch zwischen den Gebüschen zu entdecken — bald sah man nur noch den weißen Federbusch des Königs und das Glänzen der Waffen, in denen sich die Sonne spiegelte, bis in einem Kastanienhaine Alles verschwand, die Glocken zu läuten aufhörten und Denen von Vescovata zu Muthe war, als wäre eben ein Traum an ihnen vorbeigezogen.

Wunderbare Stille legte sich über den Ort, der seit Wochen so belebt gewesen; den Einwohnern war es, als dürften sie diese feierliche Stille durch kein lautes Wort unterbrechen, und schweigend oder flüsternd, leisen Schrittes gingen sie in ihre Häuser.

Nicht so stille war es auf dem Wege Joachim Murats. Von den Bergen herab begrüßten ihn die Lieder der Ziegenhirten, hie und da auch einzelne Schüsse, die sie ihm zu Ehren abfeuerten. Wo der Weg an Macchien vorüberführte, kamen wilde, traurige Gestalten zum Vorschein, Banditen, denen die Parolanti keinen Frieden mit ihren Feinden zu Stande zu bringen vermochten oder die so von Rachelust erfüllt waren, daß sie diesen Frieden nicht wollten. Traurig sahen sie dem Zuge nach und mit Neid auf die Banditen, die ihm in Sicherheit folgten. Doch grüßten auch sie mit Flintenschüssen. In den Dörfern kamen Weiber und Kinder heran, die dem König und seinem Gefolge Blumen, Brod, Milch anboten.

Die Septembersonne leuchtete freundlich und friedlich, dabei reicher an Farben als die Sommersonne; durch die sanft durchfeuchtete Morgenluft brach sie in den verschiedensten Tinten und Abstufungen des Regenbogens; selbst die Schatten der Haine

und Gebüsche, durch die sich der Zug bewegte, hatten einen bläulichen Anhauch. Die vielen Brunnen am Wege murmelten melodisch, leise rauschend kamen die Gebirgsbäche, in dieser Jahreszeit noch klein und verhältnißmäßig wasserarm, von den Höhen herab oder aus der dichten Umhüllung der Macchien heraus. Wo der Weg sich die Abhänge der Berge hinaufschlängelte, sah man, rückwärts blickend, das blaue unendliche Meer in seiner erhabenen Ruhe. Den sonnigen Tag wiederspiegelnd, lag es wie eine Glorie rings um die Insel — und trotz der traurigen Gestalten der Banditen, die hie und da am Rande des Weges erschienen, trotz der Nachdenklichkeit, die auf manchen Gesichtern in dem Gefolge Murats lag, wie auf dem Gesichte Nadirs und Benvenuta's, war es doch wie ein hoher, zugleich freudiger Feiertag und hatte der Zug das Aussehen eines Festzuges. Nicht ein entthronter, verlassener, armer König zog da durch ein Gebiet, das dem Feinde gehörte, einem unbestimmten Verhängniß entgegen; sondern ein Mann, den das Volk bei einem Maifeste als König des Frühlings ausgerufen und der, wie eine Verkörperung des Frühlings, dahin zieht und das Fest von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorfe weiter trägt.

Die Geige Matteo's that das Ihrige, um den Zug als heiteren Frühlingsumzug erscheinen zu lassen, denn je mehr man sich dem Dorfe Sessia, seiner Heimat, näherte, desto lustiger klangen die Saiten. Seit Jahren hatte er das Dorf nicht gesehen, seit Jahren der Verfolgung, des Elends, des tiefsten Jammers; jetzt zog er dort so herrlich ein! Immer lustiger wurden seine Weisen, immer rascher, — und unwillkürlich dem Takte gehorchend, bewegte sich die ganze Schaar immer schneller und beinahe im tanzenden Schritte der Heimat Matteo's entgegen. Wer verstand ihn und den Ton seiner Geige besser als seine Mutter? Glückselig lächelnd ging sie neben dem Zuge einher, nicht mehr wie ein Zauberweib oder eine Göttin böser Kämpfe, sondern, trotz der Büchse auf dem Rücken, als ein gutes, altes, glückliches Mütterchen. Da wurde der Giebel ihres Hauses sichtbar, und

Matteo's Geige jauchzte auf, und jubelnden Tones zogen sie dem Dorfe entgegen.

Milder wurde der Ton, da Matteo schon an der Umzäunung seines verwilderten Gartens hinging, immer milder, je mehr er sich dem Hause näherte, bis er klagend, fast wimmernd vor Wehmuth zu ersterben drohte — da brach er plötzlich ab — ein Schuß war gefallen, Matteo taumelte — er lag in seinem Blute. Die Geige zerbrach auf dem Boden. Ein furchtbarer Schrei und der Ruf: Bartolomeo! folgte dem Schusse. Die Alte flog herbei und warf sich über die Leiche ihres Sohnes, der, mitten durch den Kopf getroffen, ohne einen Seufzer verschieden war und mit dem milden Lächeln, mit dem er seine Heimat begrüßt hatte, gewissermaßen mit dem Abglanz der sanften Geigentöne auf dem Gesichte dalag.

Der ganze Zug kam in Stocken und Verwirrung. Die Vordern eilten zurück, und Alles umstand, von Schreck gelähmt, die Gruppe von Mutter und Sohn. Auch Joachim Murat war abgestiegen und blickte traurig und nachdenklich auf den Todten herab. „Das ist ein schlimmer Anfang," sagte er leise zu Franceschetti, „ein Römer würde umkehren."

Benvenuta stand neben der Alten, bewegungslos und scheinbar ruhig, aber schwere Thränen rollten ihr die Wangen herab. Es war Alles stille, bis Mattea den Kopf erhob und mit einer Ruhe, die frösteln machte, und mit klarer Stimme sagte: „Nun ist das Verhängniß erfüllt; ich wußte es."

Jetzt erst, da die Alte wieder sprach, trat einer der Banditen vor und fragte: „Waren nicht die Parolanti bei Bartolomeo?"

Die Alte nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Und er hat den Frieden angenommen?" fragte der Bandit weiter.

Die Alte nickte wieder.

Da war es, als ob sich aller Banditen und der anwesenden Dorfbewohner eine unwiderstehliche Wuth bemächtigte, und dem

Könige wurde ein furchtbares Schauspiel. Sämmtliche Banditen, gefolgt von ein Schaar anderer Männer, selbst von vielen der Veteranen, die bisher in geordneter Reihe und scheinbar gelassen dagestanden hatten, stürzten mit Einem Male in das Haus des Friedensbrechers und Mörders.

Wenige Minuten, und das Haus krachte in allen Fugen, Balken und Steine stürzten; es brach in sich zusammen und war ein Trümmerhaufen. Dann fielen die Männer über die Bäume des Gartens und des Hofes her und schälten mit Aexten, Dolchen und Messern die Rinden von den Stämmen. Sträucher und Gebüsche wurden mit schweren Tritten zermalmt. Dieses gethan, warfen sie Schutt und Balken des Hauses und Erde aus dem Garten in den Brunnen, bis er gefüllt war zum Rande. Zu all dieser Arbeit, die mit Heftigkeit gethan wurde, stießen die Männer, von Zeit zu Zeit auch die Weiber, die der Arbeit zusahen, Flüche und Verwünschungen aus gegen den Mörder, Eid- und Friedensbrecher — Alles, wie es die alte Sitte verhängt über Einen, der das den Parolanti gegebene Wort verletzt und Blutrache übt trotz des geschworenen Friedens. Wären sie Bartolomeo's habhaft geworden, sie hätten Alle ihre Dolche in sein Fleisch versenkt; aber er war während der Verwirrung, die nach dem Morde entstand, entflohen. Darum war das Gericht noch nicht ganz vollendet, und alle die Männer, die an der Verwüstung des Hauses und der Habe Bartolomeo's Theil genommen, traten jetzt vor Mattea hin und schworen auf die Leiche ihres Sohnes, daß sie die Blutrache auf sich nähmen, als wären sie Alle ihre Söhne, und daß sie Bartolomeo durch alle Büsche und Höhlen Korsika's verfolgen wollten, bis er seine Unthat mit dem Leben gebüßt. Sie schworen, ihn nicht schonen zu wollen, selbst wenn sie ihn schlafend im Schooße seiner Mutter fänden.

Mattea erhob den Kopf und lächelte.

Der König hatte dem ganzen Schauspiele der Verwüstung, das mit unglaublicher Schnelligkeit vor sich ging, mit entsetztem Schweigen zugesehen; er wußte nicht, ob er das Walten wilder

Naturkräfte oder ein bewußtes, furchtbares Gericht vor sich hatte. Es war Beides. Er brachte kein anderes Wort hervor, als jenes, das er Anfangs zu Franceschetti ausgesprochen und das er nun mehrere Male mechanisch vor sich hin wiederholte: „Ein Römer würde umkehren!" Es war dieß eine unwillkürliche Erinnerung an die Worte des ermordeten Marschalls Brune, der, als er sich aufmachte, um die verhängnißvolle Reise anzutreten, und auf der Treppe strauchelte, ebenfalls gesagt hatte: „Ein Römer würde umkehren!" Unschlüssig stand er da und blickte gedankenvoll vor sich hin; eine eigenthümliche Phantasmagorie verwirrte ihm die Sinne, das Gesicht des Todten nahm die Züge des Marschalls Brune an, dann wieder waren es die Züge Matteo's, dann ging die Veränderung so rasch vor sich, daß die Züge des Einen in die des Andern spielten, und mitten in diesen traumhaften, verwirrenden Wandlungen sah er manchmal sein eigenes, von Todtenblässe bedecktes Gesicht und sah er sich selbst von Kugeln hingestreckt daliegen.

Dieses Traumgesicht dauerte fort, selbst als die Leiche Matteo's von den Banditen aufgehoben und in das Haus getragen worden. Benvenuta hielt ihren Kopf; Mattea folgte, indem sie die Büchse ihres Sohnes am Riemen nach sich schleifte. Alles schwieg und wartete, denn Jedermann sah es dem Gesichte des Königs an, daß er mit Entschlüssen und Gefühlen kämpfte, die alle seine Pläne von diesem Morgen verändern konnten.

Da erscholl mitten durch die Stille rascher Hufschlag von Vescovato her; Aller Augen wandten sich dem Reiter zu, selbst die des Königs, den der kräftige, wiederhallende Ritt aus seiner Träumerei erweckte. Der Reiter kam näher; ein freudiges Staunen flog über das Gesicht Murats und verwandelte das düster hinbrütende mit Einem Zauberschlage.

„Pascal Morin, mein edler Freund!" rief er voll Freude und eilte ihm mit Nadir, der ihn ebenfalls erkannt hatte, entgegen.

Er war es, der alte Republikaner aus der Ferme bei Toulon.

und der König vergab nichts seiner Würde, indem er ihm aus dem Sattel half, während Nadir die Zügel des schaumbedeckten Pferdes hielt.

„Mein edler Freund," rief der König wieder, nachdem er ihn in seine Arme gedrückt, „dich schickt ein guter Gott in einem bösen Augenblick. Da ich dich sehe, bin ich wieder voll Muth und Zuversicht. Und die alte Margot? Was macht die alte Margot?"

„Ja, die gute Alte?" fragte auch Nadir.

„Die," antwortete Pascal, indem er Nadir die Hand entgegenstreckte und lächelte, „die hat nun für die ganze Einsamkeit ihres Lebens ausgesorgt; sie hat ihre Erinnerung an die Tage, da der König bei uns weilte, und an die Viertelstunde mit dem Araber. Das reicht hin für sie bis an ihr seliges Ende."

„Möge sie es in Glück und Frieden erreichen," sagte der König andächtig. „Und du?" fragte er dann, „was treibt dich alten Republikaner auf die verlorenen Spuren eines verlorenen Königs?"

„Sire," erwiderte Pascal, „ich glaubte, Sie warnen zu müssen. In Toulon verbreitete sich das Gerücht, daß Sie in Neapel zu landen und Ihr Königreich wieder zu erobern gedenken. Die Freunde und Agenten Eurer Majestät trugen mir zu, was man sagte und was man wußte. Gewiß ist, daß das ganze englische Geschwader die Küsten Frankreichs verlassen, um in den neapolitanischen Meeren zu kreuzen und sämmtliche mögliche Landungsplätze zu überwachen. Es war gefährlich, Euer Majestät einen Brief zukommen zu lassen, und so machte ich mich selber auf, die Nachricht zu überbringen."

„Stellen sie sich ewig auf meinen Weg, diese Engländer!" rief Murat mit Zornesröthe im Gesicht. „Wahrlich, sie sind dazu da, um jeden schwankenden Entschluß in mir zu befestigen. Vor einer Viertelstunde wußte ich selbst noch nicht gewiß, was ich thun werde; vielleicht aber weiß ich es jetzt. Du aber, Republikaner von 93, du kannst dich in aller Zukunft

beruhigen, daß du einem Könige große Dienste geleistet; dir sage ich, daß, wenn ich nach Neapel gehe, ich nur dahin gehe, weil bereits die Bourbons ihre blutigen Hände zeigen, weil ich alte Vergehen sühnen, weil ich ein Volk frei machen will. Ich selber bin jetzt freier, als da ich das Geschöpf und der Vasall des Kaisers gewesen. Wisse, daß mich die Carbonari gerufen und daß sie mich erwarten. Durch die Engländer und durch die Söldner der Bourbonen werde ich mich zu schlagen wissen; einmal im Lande, werden mich alle Freunde der Freiheit umgeben, und wir Beide wissen aus den Neunziger Jahren, was man mit Freiwilligen der Freiheit gegen Söldner zu Stande bringt. Ich habe es vergessen, und Buonaparte hat es vergessen; die Welt soll wieder daran erinnert werden. Lasse mich nur drei Tage auf neapolitanischem Gebiete verweilen, und es beginnt eine neue Geschichte für Europa. Ich danke dir, Pascal Morin — ich war eben verzagt, du hast mir neuen Muth eingeflößt — deine Botschaft von heute und dein Gesicht von 93, sie sind beide eine Quelle des Muthes und großer Entschlüsse. Ich danke dir! Lebe wohl, kehre in dein stilles Asyl zurück, und du sollst es nie bereuen, einen König gerettet zu haben. Auch die alte Margot nicht! Grüße sie! Lebe wohl!"

„Sire," sagte noch Pascal schüchtern, „wenn Sie aber nicht bis ins Innere, bis zu Ihren Freunden vordringen können?"

„Der Mann spricht weise," fiel Franceschetti hier ein, „wenn Sie schon den Engländern in die Hände fallen? oder, was schlimmer, den Besatzungen der Küsten?"

„Dann," rief Murat, „dann bin ich in einem großen Versuche zu Grunde gegangen, dann habe ich wenigstens weder als Gefangener Englands noch als Pensionär Oesterreichs meine Heldenlaufbahn geschlossen, sondern in dem guten Willen, ein Volk, dessen Loose mir einst anvertraut gewesen, frei und glücklich zu machen."

Pascal theilte ihm noch viele Einzelnheiten mit über die Maßregeln, die man von Frankreich aus gegen eine mögliche

Landung in Neapel vorbereitet und die, fügte er hinzu, von der neapolitanischen Regierung gewiß noch vervielfältigt worden — aber Joachim Murat hörte nicht mehr auf seine Mittheilungen und Ermahnungen.

Das blutige und schaurige Drama, das sich so eben vor ihm abgespielt und das ihn mit Entsetzen erfüllt hatte, war vollkommen vergessen; seit er auf der Insel gelandet, war kein Entschluß so fest in ihm geworden, wie der, den er jetzt faßte. Er gab ein Zeichen, die Trompeten erklangen, die Reiter saßen wieder auf, die Männer ordneten sich wieder in Reihen, und die Banditen eilten aus dem Trauerhause hervor.

Diesen folgten Frau Katharina und Benvenuta, um sich von Franceschetti und dem König zu verabschieden, denn Benvenuta wollte die Amme in ihrem großen Schmerze nicht allein lassen. Schweigend umarmten Beide den Vater, und schweigend trat Benvenuta vor den König hin, der eben den Fuß in den Steigbügel setzte. Er war so in Gedanken vertieft, daß er sie nicht bemerkte und daß er, ohne ihr Lebewohl gesagt zu haben, dem Pferde den Sporn gegeben haben würde, wenn ihm nicht Franceschetti zugerufen hätte: „Majestät, meine Frauen wollen bei der Unglücklichen hier zurückbleiben und sich verabschieden!“

Murat erwachte wie aus einem Traume, saß wieder ab, reichte Katharina die Hand und drückte dann Benvenuta's Kopf an seine Brust. Trotzdem sah er mit einem Ausdrucke vor sich hin, wie Einer, dessen Gedanken in weite Fernen schweiften, und Benvenuta war es mit Einem Male, als hätte sie ein zweites Gesicht, und als sähe sie, zu ihm hinaufblickend, in das Antlitz eines Todten. Frostige Schauer durchrieselten ihren ganzen Leib, mit einer starken Bewegung entwand sie sich dem Arme, der schwer und wuchtig auf ihren Schultern lag, und mehr einem ängstlichen Seufzer als einem Abschiedswunsche gleichend, rang sich das Wort „Glück!“ aus ihrem Busen hervor.

Murat schwang sich wieder in den Sattel und sprengte davon; rasch folgte ihm seine ganze Schaar. Benvenuta stand wie

angewurzelt auf der Straße, beide Hände auf die Augen gedrückt, als fürchtete sie, ihn, den sie eben wie einen Todten gesehen, noch einmal zu erblicken. Aber sanft wurden ihr die Hände von den Augen gezogen. Nadir stand vor ihr und sagte leise: „Lebe wohl, Benvenuta!"

„Nadir!" rief sie erschrocken, „bist du noch da? O bleibe, bleibe, der König geht auf Wegen des Unheils."

„Und darum soll ich ihn verlassen, Benvenuta?" lächelte Nadir.

Sie lächelte mit ihm und ergriff seine beiden Hände. „Lebe wohl," sagte sie, „lebe wohl und versprich mir Eines."

„Was ist es? sprich!"

„Kehre nie wieder auf diese Insel zurück; hier erwartet dich der Tod."

„Und wenn die Ufer rings umher von Todesengeln besetzt wären, ich kehre wieder!" rief Nadir, — „ich kehre wieder! Ich sterbe nicht, ohne dich wieder gesehen zu haben. Und wenn mir kein anderes Glück bestimmt ist, so sei es nur das, in deiner Nähe zu sterben und dir mit dem letzten Hauche zu sagen, daß ich dich liebe, Benvenuta! Dem Könige folge ich, weil mich das Unglück an ihn fesselt und weil du ihn liebst. Wenn er aber in sein Verderben geht — und sein Schicksal scheint mir auf seine Stirne geschrieben — meinen Vater, meine Mutter, meinen Bruder haben sie ermordet — nichts, Niemand auf weiter Erde ist mir geblieben als du, du allein, Benvenuta. Mein Glück oder auch mein Unglück wohnt, wo du wohnst. Der Rest der Erde ist mir eine Wüste. Was bleibt dem Menschen, den Niemand liebt, wenn er nicht mehr hofft? Und hoffen kann ich nur noch bei dir und von dir. Fürchte nichts! erschrick nicht! Alle meine Gluth, meine Wünsche, meinen Ingrimm gegen das Verhängniß will ich zügeln und bändigen, und kein Laut soll den Schrei des Herzens verrathen und dich stören. Ich will nichts, als warten, bei dir warten und hoffen. Darum werde ich wiederkehren, so wahr die Sonne alltäglich wiederkehrt. Lebe wohl!

Grüße mir jenen Ort, wo ich deine Füße küßte, und jenen theureren, wo du mir einen Kuß gegeben, den ich ewig fühlen werde. Lebe wohl!"

Er eilte dem Zuge nach, der bereits hinter dem Dorfe verschwunden war; Katharina war ins Haus zu Mattea zurückgekehrt; Pascal Morin ließ sein Pferd mit schlaffem Zügel gegen Vescovato und Bastia zurückschlendern; alles Volk aus dem Dorfe begleitete den Zug des Königs. Benvenuta stand allein in der Mittagssonne, am Rande des weißen Weges unbeweglich wie eine Bildsäule.

Zwölftes Kapitel.

Rückkehr.

Men shut their doors against a setting sun.
Shakespeare.

Sa mort a fait repandre des larmes de pitié partout excepté au Pizzo, et le souvenir de son infortune en fera verser encore à tous ceux qui aiment les braves.
Pietro Colletta.

Das Kastanienländchen mit der Golo-Ebene und dem Hauptorte Vescovato ist auch noch im späten Herbste ein Paradies, wenn auch ein melancholisches, das seinen irdischen Charakter verräth und es offenkundig macht, daß es, wie alles Irdische dem Wechsel und Wandel unterworfen ist. Auch hier, wenn auch etwas später als selbst drüben auf dem gesegneten Festland, tritt Welken und Verwelken, Blätterfall und trauriges Wehen durch verarmte Zweige und Sträucher ein. Von den Vorläufern der Stürme, die, wie man von hier aus sehen kann, draußen das Meer kräuseln und mit weißen, auf- und niederwogenden Wellenhäuptern bedecken, ist in dem geschützten, von hohen

Bergen umarmten Winkel von Vescovato freilich nichts zu merken, aber eine Wirkung der rauhen Herbstwinde da draußen mag es doch sein, daß es manchmal wie ein Geisterhauch über Thäler und Ebenen zieht, daß die welken Blätter in niedern Wirbeln auffahren und dann am Boden eine Strecke weit hinstreichen. Es ist Das wie ein gegebenes Zeichen für die verspäteten Wandervögel, die, vom Festlande gekommen, hier oft durch Wochen Rast halten, sich zur Weiterreise zu sammeln. Ihre Schaaren erfüllen dann die Lüfte, ziehen noch, unentschlossen, Tage lang große Kreise um das geliebte Land und mischen ihre Sammelrufe und Abschiedsseufzer in den stillen Klageton, der die Seele der ganzen Atmosphäre zu sein scheint. Aber die Lüfte sind nicht herbstlich kalt und fröstelnd, wie um diese Zeit im Norden, sondern lau und milde, und der würzige Duft, der Korsika vor allen Ländern Europa's auszeichnet, daß die ganze Insel einer großen Blume gleicht, welche ihre Kinder auf offenem Meere aus weiter Ferne erkennen, — dieser Duft steigt im Herbste stärker und dabei sanfter auf, als in den andern Jahreszeiten. Die Regen, die in den hohen Gebirgen mit südlicher Macht und Fülle niederfallen, schwellen die unzähligen Wildbäche, geben den Brunnen doppelten Reichthum — und einschläferndes Gemurmel erfüllt das Land, das durch die Glocken der heimkehrenden Ziegenheerden nicht gestört wird — denn langsam, weil ungern, steigen diese von den Gebirgen herunter.

Vescovato glich seit Wochen einem Fest- und Ballsaal, nachdem ihn die Gäste verlassen — oder einer Schaubühne, vor der die Lichter erloschen und von welcher die Schauspieler verschwunden. Verlassenheit lag auf dem Dorfe und wie eine Ahnung, daß diese bisherige Heimat der korsischen Geschichte es zum letzten Male gewesen, eine Ahnung, die seitdem zur Wahrheit geworden: denn in Joachim Murats Gefolge strich der Fittich der Weltgeschichte zum letzten Male über diese Fluren, auf denen sich so oft so große Schicksale entwickelten und erfüll-
Am Ausgesprochensten trug den Stempel der Verlassenhei

Haus Colonna Ceccaldi, je mehr es durch seine Größe aus den Hütten hervorragte, und je mehr es jene bewegte Zeit hindurch der Mittelpunkt Korsika's gewesen, einer Residenz und dem Kern eines Heerlagers geglichen.

Keine Seele war jetzt zu sehen, wo Boten aus- und eingegangen und alte Kriegshelden in glänzenden Uniformen wie Leibwachen Hof und Vorplätze erfüllt hatten. Das Haus war verwaist. Der Patriarch desselben wie des ganzen Ortes, der alte Colonna, war in Bastia, wohin er vorgeladen worden, um sich wegen der Vorgänge unter seinem Dache, wegen der gewährten Gastlichkeit zu verantworten, und wurde dort seit vielen Tagen wie in Gefangenschaft zurückgehalten. Serafino und andere Diener waren ihm gefolgt; noch andere hatte man entlassen, denn das Haus war verarmt. Franceschetti und Colonna hatten ihrem Gaste geopfert, was sie an beweglichen, zum Theil selbst an unbeweglichen Gütern besessen; das Lager, das gewissermaßen zum Gefolge des hohen Gastes gehörte, hatte alle Vorräthe aufgezehrt. Joachim Murat war zu lange König gewesen und dabei von Natur aus nicht darauf angelegt, um für dergleichen nahe liegende wirthschaftliche, nicht auf das Große gehende Verhältnisse ein Auge zu haben und solche Opfer zu erkennen, die sich bloß auf Eigenthum und ökonomische Zustände bezogen; aber die Opfer, die das Haus Colonna-Ceccaldi brachte, waren doch zu auffallend, die Gastlichkeit, die hier geübt wurde, zu groß, als daß er nicht hätte gerührt und durch Dankbarkeit auf die richtige Beurtheilung dieser Opfer geführt werden sollen. Franceschetti erzählt es selbst in seinen Denkwürdigkeiten, wie ihn der König noch während seines Aufenthaltes in Vescovato gezwungen, von ihm den Rest seiner königlichen Pracht, eine höchst werthvolle diamantene Epaulette anzunehmen, die allerdings geeignet war, die zerrütteten Vermögensverhältnisse des Hauses Colonna Ceccaldi wieder herzustellen. Aber Franceschetti war der Schatzmeister Murats und verwaltete dessen Vermögen, das ihm während seines Aufenthaltes in Korsika nach und nach

aus Frankreich und Italien, wo die Reste zerstreut geborgen waren, zusammengeflossen, und der General benützte diese Stellung, um die Epaulette im Stillen zum Andern zu legen und damit die Kosten der Expedition nach Neapel zu bestreiten.

Aber wenn die beiden verlassenen Frauen, Katharina und ihre Tochter, noch trauriger als der Novembertag draußen, wie von einer unsichtbaren Last niedergedrückt und schweigend in der großen Halle bei ihrer Arbeit saßen, waren jene zerrütteten Verhältnisse wahrlich nicht Schuld daran. Dergleichen galt den Beiden nur wenig; mit demselben Gleichmuth, mit dem sie einst dem Glanze am Hofe Neapels entsagten und freiwillig auswichen, mit demselben Gleichmuth hätten Beide selbst Mangel und jegliche Entbehrung ertragen. Sie hätten noch weit mehr verarmen müssen, um eine Aenderung ihrer äußerlichen Lage zu empfinden. An patriarchalische Einfachheit und Lebensweise gewöhnt, an beiden mit korsischem Stolze festhaltend, waren ihre Bedürfnisse nicht viel größer als die der ärmsten korsischen Frauen und der Art, daß selbst noch kleinere Reste ihres Besitzthums hingereicht haben würden, ihnen zu genügen. Auf ihnen lastete weit Höheres: das Verhängniß, das sie auf den Weg eines Schicksalsmenschen, auf einen der Pfade der Weltgeschichte gestellt hatte. Der Hausvater war von diesem Verhängnisse fortgerissen worden, und der Mann, der unter diesem Dache geweilt, der diesem Hause und diesen Seelen eine Geschichte gegeben, der wie das Schicksal selber herbeigekommen und tausend mit Weltentscheidungen zusammenhängende Fäden hereingeleitet hatte — der Mann, der im Unglücke liebenswerther war, als in aller Pracht, und mit dem man durch Thaten der Liebe und durch Ausübung der höchsten Pflichten für immer, wie durch heilige Bande, verknüpft worden — wo war er, dieser Mann? dieses Meteor?

In Korsika war es längst bekannt, wie dieses Meteor verschwunden, wie Joachim Murat geendet hatte — wie sollte über dem Hause Colonna Ceccaldi und über der Stirne Maria Benvenuta's nicht eine Wolke hängen, dunkel wie ein Trauerschleier?

Es trug nicht zur Aufklärung und Erheiterung der Hausatmosphäre bei, wenn von Zeit zu Zeit Mattea erschien, um einige Stunden oder eine halbe Nacht hier auszuruhen, nachdem sie durch mehrere Tage rastlos wie ein Spürhund die Macchien durchstöbert hatte, um den Versteck Bartolomeo's, des Mörders ihres Sohnes, zu erspähen. Ihre Züge nahmen von Tag zu Tag einen wilderen Ausdruck an. Stumm kam sie, stumm ging sie; nur durch Zeichen gab sie Benvenuta, wenn sie zufällig an ihr vorüberkam, ihre Hoffnung, Bartolomeo bald zu entdecken, oder ihren Ingrimm über fehlgeschlagene Hoffnungen der Art zu verstehen. Nur selten gab sie einen Laut von sich, wenn sie sich zu neuer Wanderung aufmachte und dann die eine oder andere Stelle des Vocero vor sich hinsang, den sie ihrem Sohne nachgesungen hatte — eines der furchtbarsten Rachegesänge, die je aus der Seele einer korsischen Mutter gekommen, der schon damals, wenige Wochen nach dem Tode Matteo's, auf der ganzen Insel wiederhallte, bis auf den heutigen Tag nicht vergessen ist und wohl nicht vergessen werden wird, so lange die Blutrache zu den heiligsten Pflichten der Korsen gehört.

Benvenuta saß in der Fensternische, ließ oft ihre Arbeit ruhen, versank in Sinnen und Nachdenken und blickte von Zeit zu Zeit, wie Jemand erwartend, über den Platz von Vescovato, dem Wege nach Bastia entgegen. Seit Tagen erwartete sie einen zuverlässigen Boten, der über die Schicksale des Vaters und des Königs berichte, obwohl diese bereits auf der ganzen Insel und ihr selbst genau bekannt waren. Aber wer glaubt gerne bloßen Gerüchten und allgemeinen Nachrichten, wenn Glück und Unglück geliebter Personen den Gegenstand bilden? Sie hatte die Gewißheit, daß Jemand kommen werde, um ihr und der Mutter persönlich zu berichten, und die Ahnung, daß dieser Bote Nadir sein werde. Seit Tagen erwartete sie ihn. Er hatte es ja selber gesagt, daß er nach Korsika zurückkehren werde, selbst wenn ihn Legionen von Todesengeln an den Ufern erwarten sollten. Darum erhob sie sich ohne Ueberraschung, wenn auch von kalten Schauern

durchrieselt, als er in der That mit einem Male über den Platz dahergeschritten kam, und sagte sie mit Ruhe zu ihrer Mutter: „Nadir kommt!“

Raschen Schrittes ging sie ihm entgegen, blieb aber wie gelähmt auf der Schwelle des Hauses stehen; so stand auch Nadir am Eingange in den Hof. Eigenthümliche, tief traurige Gefühle bewegten diese beiden Herzen, die sich freiwillig dem Schicksale eines Menschen angeschlossen hatten, einem Schicksale, das eine so traurige Lösung gefunden. Sie begegneten einander wieder, wie man sich nach einem Begräbniß begegnet, und in ihren Gemüthern war es wie in der trauernden Herbstwelt rings um sie her. Gesenkten Hauptes ging endlich Nadir auf sie zu und faßte ihre beiden Hände, die sie ihm entgegenstreckte. Die Heldin, das starkmüthige Weib stand wie ein anderes, von Gram gebeugtes, schwaches Mädchen vor ihm, und er seufzte sowohl über diesen Anblick als über den Gedanken, welche Gefühle, die sie zugleich mit ihm verbanden und von ihm entfernten, diese Veränderung in ihr hervorgebracht haben. Schweigend folgte er ihr in die Stube, wo ihn auch die Mutter schweigend, mit einem beredten Händedrucke empfing. Doch war sie die erste, die des Wortes fähig wurde.

„Welche Nachrichten bringst du von meinem Gatten?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Er ist gefangen in Caserta,“ sagte Nadir, „Das wißt ihr wohl schon, doch wird er bald in Freiheit gesetzt werden und zu euch zurückkehren. Ich wollte Italien nicht eher verlassen, als bis ich der Sache sicher war, um euch diese tröstliche Nachricht zu bringen. Die bourbonische Regierung hat nicht den Muth, in ihrer Verfolgung weiter zu gehen; noch sind die Muratisten zu stark. In Neapel wurde mir die Nachricht im Namen der Carbonari, die alle Geheimnisse der Regierung kennen.“

„Der Himmel sei gepriesen!“ rief Katharina mit andächtig gefalteten Händen.

Nadir ließ sich bei den Frauen nieder, r

Absicht, ihnen über die letzten, unglückseligen Wochen Bericht zu erstatten. Aber geraume Zeit verging, bevor sie den Muth hatten, ihn aufzufordern, und er die Entschlossenheit, ohne Aufforderung zu beginnen. Alle Drei fühlten das Bedürfniß, sich zu sammeln und den Entschluß, die traurigen Schicksale der letzten Zeit noch einmal und mit Ruhe zu durchleben, erst in sich fest werden zu lassen. Endlich sagte Benvenuta: „Sprich, erzähle!"

Nadir holte tief Athem und begann:

„Ihr wißt, wie uns das Volk auf dem ganzen Wege nach Ajaccio zuströmte, und wie der König in diese Stadt gleich einem triumphirenden Feldherrn, gleich dem Herrn des Landes einzog. Nur eines Wortes hätte es bedurft, und die Korsen hätten ihn als ihren König ausgerufen und sich zum Kriege gegen Frankreich bewaffnet. Ihr wißt auch, wie allein die Familie des Kaisers sich feindlich gegen ihn aussprach und selbst das Gastrecht verletzte. Joachim Murat war immer ein Fremdling in dieser kaltherzigen und berechnenden Familie. Desto wärmer empfingen ihn die Einwohner und die Besatzung von Ajaccio, und überall tönte ihm der Ruf: Es lebe der König! entgegen, selbst von den Wällen der Zitadelle. Aber der König war fest entschlossen, den Frieden dieser Insel, wo er so viel Liebe, Mitgefühl und Edelsinn gefunden, nicht zu stören. Auch war es dort den Anhängern der Bourbons nicht gelungen, die Ausrüstung der Schiffe zu stören und sich ihrer zu bemächtigen. Sie lagen zum Auslaufen bereit, und obwohl nur schwache Barken, schienen sie dem kühnen Manne doch eine sichere Brücke über das Meer in sein Königreich. Wir liefen aus. Erst als wir auf dem hohen Meere und weit außerhalb der Tragweite der Geschütze waren, bewog der Kommandant die Besatzung der Zitadelle, um sich vor seinen Herren rein zu waschen, uns einige unschädliche Salven nachzusenden; sie klangen wie feierliche Salutschüsse. In seinem Edelmuthe hatte der König auch die zahlreichen Korsen, die sich ihm angeschlossen, in Ajaccio entlassen, um sie nicht in sein

ungewisses Schicksal mit hineinzuziehen; nur zweihundert und fünfzig Mann, die früher unter ihm gedient, machten die ganze Bemannung der sechs kleinen Barken aus. Die Kleinheit dieser Zahl war um so weniger geeignet, den Muth des Königs niederzuschlagen, als Alles in Ajaccio nur dazu beigetragen hatte, diesen zu erhöhen.

„Nur Eines trübte die Stimmung der Freunde des Königs. Die beiden Brüder Ignazio und Simone Carabelli waren in Ajaccio gesehen worden, und der General Ottavij, der freiwillig zum Könige gekommen war und ihm den Eid der Treue geschworen hatte, verschwand wieder, nachdem er mit ihnen eine Unterredung gehabt. Man wußte, daß sie auch mit andern Offizieren aus dem Gefolge des Königs heimlich Unterhandlungen gepflogen hatten. Man suchte nach ihnen, aber sie waren verschwunden, wohl geborgen von den Dienern Ludwigs XVIII. Als der König von unsern Bemühungen, ihrer habhaft zu werden, erfuhr, gebot er, sie ihrem elenden Verhängniß zu überlassen; kein Tropfen Blutes sollte seinetwegen vergossen, nicht die geringste Gewaltthat zu seinem Vortheil auf Korsika ausgeübt werden. Eine gedrückte Stimmung herrschte auf unsern Barken; seit dem Erscheinen der Carabelli war Niemand mehr seines Nachbars sicher, fürchtete Jeder, den Verrath an Bord zu haben.

„Indessen hob sich diese Stimmung, als unvermuthet das Schicksal den einen der Verräther erreichte. Wir hatten eben die Straße von Bonifacio verlassen, als eine Gabarre unter französischer Flagge an uns vorübersegelte. Trotz der Dunkelheit der Nacht erkannte sie Langlade als eines der Schiffe, die in Bastia für den König ausgerüstet und von den Franzosen konfiszirt worden waren. Rasch entschlossen, und ohne erst die Erlaubniß des Königs einzuholen, machte Langlade, der eine der Barken befehligte, Jagd auf die Gabarre, gewann ihr den Wind ab und enterte sie, um, wie er sagte, dem König sein Eigenthum wieder zu erobern. Aber der Sieg war gr[illegible] er selber dachte. An Bord der Gabarre befand sic[illegible]

Carabelli, und aus den Aussagen der Bemannung ging hervor, daß sie bestimmt war, uns nach Neapel vorauszueilen. Ehe man sich's versah, hatten die Korsen, die Langlade gefolgt waren, Carabelli an den Mastbaum seines eigenen Schiffes gehängt. Langlade zwang die Bemannung der Gabarre, ihm zu folgen, und da es uns an Leuten fehlte, sie zu bemannen, ließ er die Gabarre treiben, und so trieb sie hin, ein schwimmender Galgen. Als die Sonne aufging, sahen wir sie hinter uns mit dem furchtbaren Schmucke an ihrem Mastbaume."

Benvenuta erhob sich, legte die Hand zur Faust geballt auf den Tisch und sagte zornigen Angesichts: „So möge jede Verrätherei enden! Möge kein Schiffer den Muth haben, das verfluchte Schiff in einen Hafen zu leiten, mögen es Meer und Stürme verschonen, und möge Gott es ewig treiben lassen von Küste zu Küste, als eine Mahnung für alle Verräther, als ein Beispiel gerechten Strafgerichts!"

„Benvenuta!" rief die Mutter erschrocken und schlug die Hände in einander, „Benvenuta, bist du eine Jungfrau?"

Nadir aber blickte sie mit Bewunderung an, wie sie voll Zorn, gleich einem unheimlichen Steinbilde, da stand; diese Momente ihres Zornes, ihrer Kraft, ihrer edlen Entrüstung waren es, die seine Seele an sie bannten. Die Flammen, die unter den Erlebnissen der letzten Wochen wie unter dem Schutte zusammengestürzter Gebäude verborgen lagen, brachen aufs Neue hervor, und instinktmäßig ließ er sein Gesicht auf die Arme fallen, um die auflodernde Gluth seiner Augen zu verdecken.

Aber Benvenuta legte die Hand auf seine Schulter, und errathend, was in ihm vorging, sagte sie mit zitternder Stimme: „Vergiß dich selbst! Denke nicht an dich — erzähle weiter!"

Nadir erhob den Kopf und bemühte sich, ihr zu gehorchen; aber er war unfähig, eine Silbe hervorzubringen. Benvenuta's Gesicht überzog plötzlich ein Ausdruck voll Milde, und besorgt warnte sie: „Hüte dich, Nadir! Die Carabelli haben eine große Sippschaft auf Korsika, die zahlreiche Familie der Stefani. Sie

könnten den schimpflichen Tod Carabellis an dir rächen wollen, als an einem der Theilnehmer des Zuges."

Nadir lächelte. Ihre Besorgniß that ihm wohl, und er wollte seine Erzählung wieder aufnehmen, als ihm Benvenuta ins Wort fiel und hastig fragte: „Ist deine Ankunft in Bastia bekannt geworden?"

„Ich war kaum gelandet," antwortete Nadir, „als mich auch schon Hunderte umdrängten und nähere Nachrichten über die Ereignisse in Pizzo und Neapel verlangten."

„Dann weiß es auch Galvani, daß du wieder hier bist," rief Benvenuta, „du mußt fort, bald fort — Galvani wird sich mit dem fehlgeschlagenen Versuche, dich zu tödten, nicht genügen lassen."

Nadir zuckte gleichgültig mit der Schulter und sagte: „Laßt mich weiter berichten."

„Günstige Winde trieben unsere kleine Flotte der italienischen Küste entgegen, und Alles an Bord wäre gewiß heiter gewesen, hätte man überhaupt mit Sicherheit gewußt, wohin man segelte. Aber der König selbst war noch nicht fest entschlossen, ob er um Italien herum ins adriatische Meer, Oesterreich und seiner Familie entgegen, oder geraden Weges seinem Königreiche zusteuern sollte. Mir schien es gewiß, daß er dem Anblick der neapolitanischen Küste nicht werde widerstehen können. General Franceschetti wartete es ruhig ab. Da brach, nachdem der größere Theil des Weges zurückgelegt war, ein gewaltiger Sturm über uns herein; tief dunkle Nacht kam hinzu; die einen der Barken wurden gewaltsam von uns gerissen und in weite Fernen verschlagen, die andern flüchteten sich freiwillig aus unserer Nähe, um nicht mit uns zusammenzustoßen und um unsern und ihren Untergang zu vermeiden. Als die Sonne wieder aufging, waren wir allein — aber glänzend und lachend, verhängnißvoll lockend lag die Küste Kalabriens vor uns. Als der König aufs Verdeck trat, hatte e‑ kein Auge für unsere Verlassenheit, für die Einsamkeit und brechlichkeit unseres kleinen Fahrzeuges, für die kleine Zah



Getreuen, die noch um ihn war — er sah nichts als die Küste seines Königreichs, er neigte sich ihr über Bord entgegen, als wollte er hinabspringen ins Meer und seinem Königreiche entgegenschwimmen. Es gehörte Heldenmuth und die erhabenste Treue dazu, ihn in diesem Augenblicke des Glückes, der wahrhaften Verzückung an seine Machtlosigkeit zu mahnen, ihn noch einmal zu warnen und an die Gefahren zu erinnern, die ihn an jener lockenden Küste erwarteten. Euer Gatte, Katharina, dein Vater, Maria Benvenuta, bewährte diesen Heldenmuth, diese Treue. Er weckte Joachim Murat aus seinem seligen Traume, er zeigte ihm seine verzweifelte Schwäche und sagte ihm offen, mit der ganzen Grausamkeit der Liebe, daß er in sein Verderben gehe, wenn er den Fuß auf neapolitanischen Boden setze, und daß er in Gefahr sei, seine Heldenlaufbahn wie ein Abenteurer zu beschließen.

„Nur das letzte Wort machte auf Joachim einigen Eindruck.

„‚Du bist so sehr mein Freund,‘ erwiderte er, ‚du bewährst dich so sehr, mein Franceschetti, daß es mich drängt, mich vor dir zu entschuldigen und wenigstens dir zu zeigen, daß ich diesen Zug nicht als Abenteurer, sondern als Staatsmann und Feldherr begonnen habe. Ich wollte in der Gegend von Salerno landen, die Stadt besetzen und die Divisionen meiner Armee, die jetzt dort reorganisirt werden, an mich ziehen. Sie wären mir mit Freude gefolgt, deß sei gewiß, denn ich weiß es. Mit diesen wäre ich ohne Aufenthalt auf Avellino marschirt, hätte die Telegraphen zerstört, überall Soldaten, Volk und Parteigänger, die mich erwarteten, an mich gezogen, den größeren Theil der Provinzen durchstreift, durch ungeheure Schnelligkeit den langsamen Oesterreichern einen Vorsprung von drei Tagen abgewonnen und wäre so vor der Hauptstadt erschienen, wo indessen, jedes nach seiner Art, Volk, König, Regierung, in Hoffnung oder Furcht erschüttert worden wären.‘

„‚Nun wir aber nicht bei Salerno landen können?‘ fragte Franceschetti.

„‚Mein Plan,‘ antwortete Joachim, ‚wäre ein bloßes Hirngespinnst und in der That der leere Traum eines Abenteurers, wenn ihn ein zufälliger Windstoß ganz zu nichte machen könnte. Sein Kern ist die Wiedereroberung meines Königreiches, die Befreiung eines Volkes, mit Hülfe der besten, edelsten, erleuchtetsten Kräfte desselben. Die Carbonari sind es, die mich erwarten. Was wäre ich mir selbst mein Leben lang, wenn ich gleichgültig, nur auf meine Sicherheit bedacht, an den Küsten eines Landes, dessen König ich war, das mich zurückwünscht, vorübersegelte, wie ein fremder Wanderer an einem fremden Hause oder ein verlorener Sohn am Vaterhause vorüberzieht? Was meiner Landung unter den gegebenen Umständen an Planmäßigkeit und Klugheit abgeht, muß der Heldenmuth ersetzen. Und ist diese Küste nicht die Küste Kalabriens? der heldenmüthigsten Provinz des Königreichs? des kleinen Volkes, das sich schon so oft mit Ruhm gegen gewaltige Mächte geschlagen? Gibt es ein Land auf Erden, das so sehr dem herrlichen Korsika gleicht, wie Kalabrien — und hätte ich es mit Hülfe der Korsen nicht mit einer Welt aufnehmen können? Nein! Die Erinnerung an Korsika gibt mir die Sicherheit, daß ich von Kalabrien aus das ganze Königreich, vielleicht ganz Italien erobere und befreie.‘

„‚Heil Ihnen, Sire, wenn es gelingt,‘ antwortete Franceschetti mit Andacht; ‚ein edles Volk würde Ihnen Großes zu danken haben, Europa wäre um eine große Nation reicher, Freiheit und Bildung hätten eine Säule und Stütze mehr, und die Welt wäre gezwungen, den bösen Weg zu verlassen, den sie, von der heiligen Allianz geführt, eingeschlagen, um in Sklaverei und Barbarei zu versinken. Aber der Zufall, jener Bastardbruder des Schicksals, kreuzt oft die edelsten Pläne, wirft sich oft wie ein Wegelagerer auf den Pfad der größten Idee und tödtet ihre Diener und Priester. Wenn es mißlingt — wenn Sie fallen bevor Sie sich waffnen konnten — wenn Sie dem Feinde erliegen [illegible] Keine grausameren Feinde als die Bourbonen!‘

„Joachim lächelte:

„‚Der Tod ist daran gewöhnt, mich im Kriege zu schonen. Wie sollte er es nicht? — haben es doch meine Feinde freiwillig gethan. Kaiser Alexander verbot seinen Truppen, auf mich zu schießen, auf mich, den Mann von Borodino. Wenn mich das Glück verläßt, werde ich höchstens gefangen, aber ich werde wenigstens kein freiwilliger Gefangener sein, wie ich es gewesen wäre, wenn ich den österreichischen Paß angenommen hätte. Ein strengeres Verfahren gegen mich wäre nicht nur ungerecht, sondern auch das Völkerrecht verletzend. Buonaparte hatte abgedankt und dem Throne Frankreichs entsagt; er kehrte zurück, um sich wieder hinaufzuschwingen mit denselben Mitteln, deren ich mich bedienen will. Er erlag bei Waterloo und ist ein Gefangener. Ich habe nicht abgedankt; ich habe das Recht, mein Königreich zurückzuerobern. Falle ich in die Hände meiner Feinde, so bin ich nur Kriegsgefangener — und ein St. Helena wäre für mich eine viel zu starke Strafe.... Aber,‘ fügte er lächelnd hinzu, ‚beruhige dich, mein Freund: unser St. Helena heißt Neapel!‘

„Wir befanden uns, als der König so sprach, auf der Höhe des Golfes Euphemia. Ohne eine weitere Antwort Franceschetti's zu erwarten, gab er den Befehl, Pizzo zuzusteuern, dessen Schloß von Weitem winkte. Ein unglückselig günstiger Wind schwellte plötzlich die Segel und trieb uns diesem Hafen des Verderbens zu. Auf dem Wege kamen wir hart an einem unserer Schiffe vorbei, das Barbara, der ehemalige maltesische Korsar, kommandirte. Zu unserem größten Staunen erkannte einer der Unsern den Simone Carabelli an Bord. Aber er konnte auch ein Gefangener sein; Barbara konnte in der Sturmesnacht mit ihm zusammengestoßen sein und ihn gefangen genommen haben, wie Langlade seinen Bruder. Daß Dem nicht so war, mußten wir bald einsehen, denn auf den Ruf des Königs, ihm nach Pizzo zu folgen, achtete Barbara so wenig, daß in demselben Augenblicke sein Schiff sich herumwarf und offenbar sich so schnell als möglich von uns zu entfernen suchte. Simone Carabelli lachte uns mit Hohn nach und stellte sich zum Steuermann, wie

um uns anzudeuten, daß er der Lootse dieses Schiffes sei. Der König wandte sich mit Verachtung ab, kommandirte noch einmal und mit kräftigerer Stimme als vorher: ‚Nach Pizzo!‘ und sagte dann zu Franceschetti: ‚Siehst du, welcher Art die Helfershelfer und die Mittel der Bourbonen sind! Verräther und Verrath! Ich muß den Versuch machen, ich muß Neapel wiedersehen und mein Volk! — ich muß Diejenigen, deren Loos mir einst anvertraut gewesen, ihrer Grausamkeit und Tücke entziehen. Diese Regierung wird Alle verfolgen, die mich einst unterstützten, als ich den Zustand des Landes heben und bessern wollte. Der Gedanke, daß so viele und treffliche Männer um ihrer Verdienste willen leiden sollen, läßt mir keine Ruhe; das Schicksal meiner Freunde macht mich unglücklich. Ich muß! ich kann nicht anders! Auf nach Pizzo!‘

„Es war Sonntag. Die Glocken läuteten, als wir in den kleinen Hafen von Pizzo einliefen; der König stand im Vordertheil des Schiffes — es stieß ans Land.“

„Halt! Schweige!“ — fiel hier Benvenuta dem Erzähler ins Wort und legte die Hand aufs Herz — „doch nein, erzähle weiter, mein Freund, aber rasch — rasch — lasse mich nicht leiden, wie er gelitten hat.“

„So will ich,“ — antwortete Nadir, „denn auch ich will in Gedanken das Schreckliche nicht noch einmal in allen Einzelnheiten durchleben.

„Wir drängten uns an den Rand des Schiffes, aber Joachim rief uns zu: ‚An mir ist es, der Erste zu landen!‘ — und so sprechend, sprang er ans Land. Wir folgten ihm, dreißig an der Zahl, und geflügelten Schrittes eilten wir auf den großen Platz vor dem Schlosse.

„Was nun begann, war bis zu Ende wie ein Traum, ein schwerer Traum; Unsagbares und Unendliches drängte sich auf kleinem Raum zusammen; gute und schaurige Gestalten zogen unfaßbar an der Seele Augen vorüber, kamen und gingen; Jahre und Jahre, Welten von Gefühlen lagen im kleinen Gefühle

eines einzigen Tages, ja einer Stunde. Wie aus dem Traume riefen wir: „Hoch König Joachim!“ — und wie träumend sah uns die Volksmasse auf dem Platze an und wiederholten nur Wenige den Ruf — und gleich einer Traumgestalt, welche Angstschweiße aus der Stirne des Schlafenden preßt, trat aus der Volksmasse mit einem Male Trentacapelli, der Führer jener bourbonischen Räuberbanden, die unter Joachim Murats Regierung in den Bergen und Schluchten mit Unmenschlichkeit die göttlichen Rechte des vertriebenen Königs Ferdinand vertheidigten. Er trug die Uniform eines hohen Offiziers, jener gräuliche Mörder der Kinder und Frauen, und ihm hatte Ferdinand die Ueberwachung dieser Küste anvertraut. ‚Sind sie da, die angekündigten Gäste!‘ rief er mit Hohngelächter und verzerrte sein Gesicht, daß ich wie mit einem schweren Alpdruck kämpfte. Gleich einem bösen Geiste stand er da, und seine Gegenwart übte einen erstarrenden Bann aus auf die Männer, unter denen wohl einzelne uns freundlich zulächelten und in den Ruf: „Hoch lebe Joachim!“ einzustimmen bereit schienen, aber durch Trentacapelli wie durch einen Schreck gelähmt waren. So war es auch mit der kleinen Schaar der Soldaten, die noch Joachims Uniformen trugen und eben auf dem Platze militärische Uebungen gemacht hatten. Diese nahmen des Königs Blick und Seele gefangen, daß er nur sie sah und nicht Trentacapelli, nicht das drohende und nicht das zitternde Volk. Waren es nicht seine Truppen? trugen sie nicht sein Kleid? — Es war ihm, als stünde er an ihrer Spitze, und als könnten sie nur seinem Befehle gehorchen. Und in der That rang sich ein freundlicher Ruf endlich aus den Kehlen Weniger hervor, was seine Täuschung noch erhöhte.

„Aber da trat neben Trentacapelli, wie ein guter Geist neben einem bösen, ein schöner Jüngling aus der Menge und sagte zum König mit eindringlicher Stimme: „Herr! hier bist du verloren; eile nach Monteleone, wo du viele Freunde hast. Hier hast du viele Feinde. Eile, ich will deinen Führer machen!“

„So sprechend, lief der Jüngling voraus, und wir Alle sammt

dem Könige folgten ihm, denn überzeugend sprachen Wahrheit und Treue aus seiner Stimme. Wir liefen die Straße hinan, die von Pizzo den Berg hinauf gegen Monteleone führt; aber der König hielt oft inne und rief die Soldaten, von denen, wie es schien, ihm die Trennung sehr schwer wurde. Diese kamen auch bald nach, aber auf Nebenwegen und gefolgt von Bauern, die sich rasch bewaffnet hatten.

„‚Seht, sie kommen!‘ rief der König triumphirend, ‚und das Volk schließt sich ihnen an!‘

„‚Trentacapelli führt sie!‘ rief Franceschetti, ‚sie kommen als Feinde!‘

„‚Sie gehen auf Nebenwegen, um uns den Weg nach Monteleone abzuschneiden!‘ warnte der Jüngling.

„Der König aber hörte diese warnenden Stimmen nicht und hielt immer wieder, um seine Getreuen um sich zu versammeln. Eine kostbare Zeit ging verloren, und bald sahen wir Soldaten und Bauern über uns auf dem Berge, die uns die Landstraße und die Nebenwege nach Monteleone versperrten, und die Unsern stürzten sich ihnen entgegen und zogen die Waffen, um sie mit Gewalt zu vertreiben, aber gebieterisch rief sie der König zurück und verbot ihnen, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Er selbst aber verließ die Landstraße und ging seitwärts auf das Volk zu, um es anzureden. Im Augenblick war er von dem Volke, zu dem er Worte der Liebe sprechen wollte, umringt, denn Trentacapelli führte es an. Aber Franceschetti stürzt herbei, deckt den König mit seinem Leibe und droht, Trentacapelli niederzuschießen. Dieser weicht zurück, und seine Schaar wirft sich auf Franceschetti, der sie in einen Kampf verwickelt. Ich reiße den König aus dem Gewühl, und er schließt sich seiner Truppe an; bald folgt uns auch der tapfere General, der uns so Luft gemacht und am Ende sich selbst befreite. Er räth dem König, mit uns Allen gegen Die von Pizzo anzustürmen, sie zu vernichten und uns so den Weg nach Monteleone zu bahnen. Al[s] der König antwortete: ‚Meine Landung soll nicht einen Trop[fen]

neapolitanischen Blutes kosten!' Diese edlen Worte kosteten ihm das Leben. Schon fallen Schüsse von allen Seiten, schon sind wir eingeschlossen und wirft sich die Menge auf den König, um ihn gefangen zu nehmen. Wir schaaren uns um ihn, entreißen ihn den unzähligen Händen, die ihn gefaßt hielten, und erkennend, daß es nicht mehr möglich, Monteleone zu erreichen, eilen wir, während die Soldaten, tapfer kämpfend und langsam zurückweichend, den Rückzug decken, wieder nach Pizzo hinab. Jener Jüngling, unser Schutzgeist, war verschwunden, vielleicht gefallen. Alles weicht und zerstiebt vor uns, und glücklich erreichen wir das Ufer der See.

„Aber unser Schiff schwimmt auf offenem Meere! Eine Barke liegt auf dem Strande, wir bemächtigen uns ihrer, um sie in die Fluthen zu schleudern und uns aufs Schiff zu retten — vergebens! Athemlos und Viele von uns aus tiefen Wunden blutend, mühen wir uns vergeblich ab, die Rettungsbarke flott zu machen — wir zerren daran, wir reißen verzweifelnd an Wänden und Ketten — sie stand wie eingewurzelt, und die Masse hat Zeit, uns zu umringen und auf uns, die wir nur mit der Barke beschäftigt sind, einzuhauen. Franceschetti wird verwundet, Pernice, Giovannini sterben den Heldentod; ihnen folgen Lanfranchi und Biziani; sie und Andere, die in unzähligen Schlachten dem Tode widerstanden hatten, fallen hier im Kampfe um die elende Barke. Zugleich stürmt die Menge und bringt triumphirend als Gefangene jene Soldaten herbei, die unsern Rückzug gedeckt und die, von der Uebermacht erdrückt, jetzt aus vielen Wunden blutend und waffenlos auf dem Platze erscheinen. —

„‚Meine Kinder,' rief der König, von diesem Anblicke überwältigt, ‚laßt ab von dem vergeblichen Kampfe!' — und dem Feinde seinen Degen überreichend, fuhr er fort: ‚Leute von Pizzo, nehmt diesen Degen, der mit Ruhm für euer Vaterland gekämpft hat und der euch noch die Freiheit erkämpfen wollte, nehmt ihn, aber schont das Leben meiner Getreuen!'

„Es war geschehen! —"

Nadir schwieg, von der Erinnerung an das Erlebte überwältigt. Mit Bewunderung blickte er auf die Frauen, die mit Schweigen von der Verwundung und den Heldenthaten des geliebten Vaters und Gatten erzählen hörten. Von der Wange Katharina's schlich eine stille Thräne herab, während Benvenuta ihre Hand hielt und preßte.

„Weine nicht, edle Frau," fuhr Nadir nach einiger Zeit fort, „denn ich habe dir noch nicht von allen Heldenthaten deines Gatten gesprochen. So stolz darfst du sein, daß die Thräne kein Recht hat auf dein Herz.

„Wir wurden den Gefängnissen entgegengeführt. Auf dem Wege verhöhnte uns die Bande Trentacapelli's und führte Streiche nach den Verwundeten. Der König, den Anstrengungen dieser Stunde erliegend, schleppte sich hin wie ein Sterbender. Uns Allen voraus ging Franceschetti, aus seinen Wunden blutend, schwach, blaß, aber stolz und aufrecht, immer nach dem König zurückblickend. Da stürzte einer der Wüthenden mit geschwungener Axt auf den König los. — ‚Halt!' rief Franceschetti mit dem letzten Reste seiner Kraft, ‚ich bin der König! der General, der mir folgt, ist unschuldig! Schonet seines Lebens!' Sofort blitzte die Axt über seinem Haupte, bereit, ihn zu zerschmettern. Aber die Leute, die Franceschetti umgaben und die ihn bisher mißhandeln ließen, halten, gerührt von seinem Edelmuth, die Axt des Mörders auf, und lebend gelangen der König, Franceschetti und die Andern im Gefängnisse an.

„Trentacapelli folgte uns, warf sich sofort auf den König, wie ein Räuber und entriß ihm, was er noch an Kostbarkeiten besaß. Dann wurde es stille und die Thüre geschlossen.

„Schweigend saßen wir in der Dunkelheit oder lagen um den König her, während die Wunden bluteten. Bald aber drangen wieder drohendes Geschrei, Flüche und Verwünschungen zu uns herein, und diesen folgte eine wüthende Menge, die, wie zum Spiele, Aexte, Schwerter, Dolche über unsern Häuptern schwang oder nach unsern Herzen zielte. Erst gegen Abend kam ein

Kapitän, ein Grieche, mit vierzig Mann Soldaten an, besetzte das Gefängniß und befreite uns von Trentacapelli und seinen Banden. O, die traurige Nacht, die auf diesen verhängnißvollen Tag folgte!"

Hier wurde Nadir durch einen eigenthümlichen Schrei unterbrochen, der wild, herzzerreißend und doch triumphirend, wie ein Freudenschrei und doch zugleich wie der grausamste Kampfruf vom Hofe aus hereindrang. Er und die Frauen fuhren auf von ihren Sitzen und blickten erwartungsvoll der Thüre entgegen. Die Thüre sprang wie von einem Stoße auf, und in der Dämmerung, die indessen hereingebrochen war, stand Mattea auf der Schwelle und lachte. Ein schrecklicher Jubel lag auf ihrem ganzen, alten Gesichte, aus dem alle Falten verschwunden zu sein schienen, dessen Blässe von innerer Röthe schimmerte und dessen Augen um mehr als das Doppelte gewachsen waren. Sie leuchteten wie die Augen eines Katzenthieres durch die halbe Dunkelheit.

„Bartolomeo ist todt," lispelte Benvenuta kaum vernehmbar vor sich hin.

„Du sagst es!" rief Mattea und lachte wieder. „Wie sollte er auch meiner Rache entgehen! Alle Banditen waren auf seiner Fährte wie Bluthunde. Ich habe ihre Seelen mit unauslöschlichem Durste nach seinem Blute gefüllt. Er floh von Busch zu Busch, von Höhle zu Höhle; jeden Tag seit jenem Tage starb er hundert Gedankentode; die Angst töbtete ihn Stück für Stück, lange bevor ihn die Kugel traf. Heute konnte er sich nicht mehr in seine Höhle schleppen; ich fand ihn auf dem Wege liegend, und er sah mich, wie ich vor ihm stand und die Meute herbeirief. Er sah sie kommen, er sah ihre Flintenläufe — und so ist er verendet, und er ist eingescharrt, ohne Thräne, ohne Vocero, unter meinem Hohngelächter."

Sie schwieg und blickte triumphirend im Kreise herum. Da erst bemerkte sie Nadir: „Ah, Araber, bist du da! Der König ist todt, sein Stern war ausgebrannt, wie ich ihm prophezeite, — sie haben ihn ermordet. Aber tröste dich, Araber, denn die

Rache lebt und wird sich erfüllen, und wäre es auch erst an den Kindern und Kindeskindern der Mörder. O die Rache stirbt nicht, die Rache, diese ältere und stärkere Schwester der Gerechtigkeit. Sind auch die Menschen zu feige zur That, dann kommen die ewigen Geister und übernehmen die Pflicht. Sie unterwühlen das Haus Dessen, der verfallen ist, sie breiten giftige Dünste ringsum, und wenn er, von Angst und Ahnung überfallen, fliehen will, führen sie ihn in der Irre umher, bis er in den Kreis des Verderbens zurückkehrt. Und diese Geister wissen nichts von König oder Bettler."

Dieß und Anderes rief Mattea, immer auf der Schwelle stehend, immer mit einem Gesichte voll Jubel, als spräche sie im Rausche. Dann wandte sie das Auge von Nadir ab und sagte milder und mit weicherer Stimme zu den Frauen: „Maria Benvenuta, du Gesegnete, und du, Herrin Katharina, du Herz voll Sanftmuth, ich küsse euch heute nicht, denn mein Herz ist wild, und ich habe mit Freude in brechende Augen gesehen. Ich gehe! — Ich bin müde — ich bin fertig — mein Schicksal ist fertig — ich habe nichts mehr zu thun. Ich will mir ein Lager aufschlagen in einem Winkel des Hauses, mich hinlegen und nicht mehr aufstehen. Kommet manchmal und sehet nach mir, daß ich unter dem Blicke gütiger Augen sterbe."

Sie ging. Katharina und Benvenuta folgten ihr, um ihr das Lager zu bereiten. Nadir trat ans Fenster und sah in den traurigen Abend hinaus. Es lispelte traurig in den Bäumen und unheimlich in den welken Blättern, die der Abendwind auftrieb, und in seinem Herzen lispelte es: Auf dieser Insel wohnt der Tod.

Dreizehntes Kapitel.

Ende.

Erhabner Tod macht alle Fehle gut.
Alfieri.

Mattea hatte ihr Lager im Garten in einem alten Pavillon aufgeschlagen, der verfallen und nach allen Seiten offen war und in dem Tag- und Nachtvögel nisteten. Dort lag sie auf einem Strohsacke, den sie herbeigeschleppt, den alten Kopf auf ein Bündel Kleider gestützt. Trotz allen Widerspruchs wollte sie es nicht besser und bequemer haben. Ihr Aufenthalt sollte sie an ihr Leben im Busche erinnern; sie wollte die Käuzchen seufzen, Wind und Bäume rauschen hören und durch die entlaubten Zweige den Himmel und die jagenden Wolken sehen. Da lag sie und sprach wie im Fieber, prophezeiend, warnend, drohend, daß die Frauen sie erst spät verließen, nachdem sie in Schlummer gefallen war und man sie der Obhut einer der Mägde anvertrauen durfte.

In die Stube zurückgekehrt, fanden sie Nadir auf seinem Platze vor dem Tische, das Gesicht in beide Hände gedrückt, regungslos, in sich selbst versunken, als ob alle Sinne für seine Umgebung empfindungslos geworden. Erst als man die Lampe auf den Tisch stellte, erwachte er wie aus tiefer Bewußtlosigkeit, blickte Benvenuta mit düstrem Auge an und sagte, offenbar ohne zu wissen, daß er seinen Gedanken Worte gab: „Benvenuta, deine Seele ist todt, denn sie ist an einen Todten gebannt und ist ihm nachgefolgt, und kein Flämmchen blieb übrig für Alle, die dich lieben.“

Katharina und Benvenuta schwiegen; sie fühlten wohl, daß er wie aus einem Traume sprach, aber die Mutter unterdrückte einen Seufzer.

Nur langsam erwachte Nadir aus seinem halben Schlafe, indem sein Gesicht, immer in Benvenuta's Antlitz blickend, nach und nach einen milderen Ausdruck annahm, bis er sich endlich

mit der Hand über die Stirne fuhr und tief aufathmend vor sich hinsagte: „Ich bin ja nur der Bote! Ich kam, um zu berichten. Murat und Franceschetti schicken mich; ich soll erzählen."

Und wieder nach einiger Zeit, in der er sich zu sammeln und zu besinnen suchte, fuhr er ohne weitere Aufforderung fort:

„Es ist nicht mehr viel zu berichten. Wir lagen im Kerker, und draußen tobte die Schaar Trentacapelli's. Noch einmal tauchte die Hoffnung auf, denn die Bewohner von Monteleone kamen bewaffnet heran, um den König zu befreien, aber das Schloß war indessen von zahlreichen Soldaten besetzt worden, und mit Denen von Monteleone zog enttäuscht und hoffnungslos der Schutzgeist des Königs für immer ab. Anstatt ihrer kamen die Männer, die sich Richter nannten und das Todesurtheil mitbrachten. Unter ihnen saßen Solche, die von den Wohlthaten Joachim Murats gelebt hatten; sie mußten nun den Bourbonen Bürgschaft geben, daß sie diese Wohlthaten und jede Erinnerung an dieselben aus ihren Herzen verwischt hatten. Der König lächelte, als man ihm von Gericht und Richtern sprach, und weigerte sich, vor ihnen zu erscheinen. Während sie saßen und ihr Urtheil sprachen, schrieb er seinen Abschiedsbrief an sein Weib und seine Kinder. Hier ist er, offen, wie er mir übergeben worden; ihr werdet dafür sorgen, daß er der Königin zukomme."

So sprechend, zog Nadir einen Brief aus der Brust und legte ihn vor Benvenuta hin. Sie aber blickte ihn nur an, ohne ihn zu berühren, ohne sich zu regen. Katharina nahm ihn auf, entfaltete ihn und las mit zitternder Stimme:

„Meine theuere Karoline! Meine letzte Stunde ist gekommen; in kurzer Zeit habe ich aufgehört, zu leben; in kurzer Zeit ist dein Gemahl dahin. Vergiß mich nicht; mein Leben hat kein Unrecht befleckt. Leb wohl, mein Achilles; leb wohl, meine Lätitia; leb wohl, mein Lucian; leb wohl, meine Louise; zeiget der Welt, daß ihr meiner würdig seid. Ich verlasse euch ohne Königreich, ohne Gut, umgeben von meinen zahlreichen Feinden; seid immer einig; seid stärker als das Mißgeschick, denket, was ihr seid und was ihr

waret, und Gott wird euch segnen. Fluchet nicht meinem Andenken. Wisset: der größte Schmerz meiner letzten Augenblicke ist es, fern von meinen Kindern zu sterben. Euch meinen väterlichen Segen; euch meine Umarmungen und meine Thränen. Bewahret treu das Andenken eures unglücklichen Vaters."

Katharina legte weinend den Brief auf den Tisch, und Nadir fuhr fort: „Auch der König weinte, als er den Brief schrieb und als er mir ihn übergab. Gleich darauf trat ein Offizier ins Gefängniß und fragte, ob der König zum Tode bereit sei. ‚Ich bin es!' antwortete der König. Noch hing eine Thräne an seinen Wimpern; aber stolz und aufrecht, schön wie in seinen schönsten Tagen, folgte er dem Offiziere — nicht weit, denn er hatte nur die Schwelle seines Gefängnisses zu überschreiten. Draußen in dem engen Gange standen zwölf Mann mit angelegtem Gewehr und gespanntem Hahn. Er trat vor die Mündungen hin, festen Schrittes, und sagte mit eben so fester Stimme: ‚Soldaten, lasset mich nicht lange leiden — der Raum ist klein — stützet eure Gewehre auf meine Brust!' — Dann blickte er auf das Bild in seiner Hand, die Schüsse fielen — er stürzte —"

Benvenuta fiel von ihrem Sitze und lag auf dem Boden, als ob die zwölf neapolitanischen Kugeln durch ihr Herz gegangen wären.

„Mein Kind! mein Kind!" schrie Katharina, — „wehe der Stunde, da er hier einzog."

Nadir war zu ihr hingestürzt, legte die Hände unter das Haupt der Ohnmächtigen, und über sie hingebeugt murmelte, er klagend und vorwurfsvoll: „Warum hängt deine Seele an einem Todten, da dich ein Lebender liebt mit seinem ganzen Leben?"

Es war, als ob die Kraft ihres Willens noch in der Ohnmächtigen thätig wäre; ein Zucken in Lippen und Augenlidern verrieth einen Kampf mit ihrer Schwäche — und in der That schlug sie bald die Augen auf, besann sich rasch, erhob sich und stand da, als ob sie nicht eben gleich einer Sterbenden auf dem Boden gelegen hätte. Nur die Blässe ihres Gesichtes verrieth noch, was eben mit und in ihr vorgegangen. Lächelnd sagte sie

Nadir gute Nacht und ging, auf die Mutter gestützt, aus dem Zimmer.

Ohne Schlaf floß Nadir die Nacht dahin auf der stillen Stube, die er vor Wochen bewohnt hatte und in der er sich so heimisch fühlte — und doch so elend. Er war über sich selbst entrüstet, nach Korsika zurückgekehrt zu sein und, wie ein Knabe den fliehenden Wolken, einem Glücke nachzulaufen, von dem er sich von Anfang an gesagt hatte, daß es ihm nicht bestimmt war. Er verfluchte die Bekanntschaft mit Europa, die ihn so lieben gelehrt hatte — und doch, wenn ihn die Gedanken, die ihm zur Flucht riethen, nach der Heimat zurückführten, erschien ihm diese wie eine leblose Wüste, in der die beglückendsten Gefühle nicht gedeihen. Dann aber wieder, wenn es in ihm stürmte und tobte, däuchte ihn diese Heimat, die solche Liebe nicht kannte, voll Ruhe und Frieden, und eine mächtige Sehnsucht zog ihn dahin zurück, wo er als Kind nichts als Ruhe und Frieden gekannt hatte. Er suchte die europäische Gefühls- und Denkweise abzustreifen und sich ganz wieder in den Morgenländer zu verwandeln — was war ihm dann das Weib? — die Liebe? — wie klein erschienen ihm dann, wie unwürdig eines Mannes all die Kämpfe, all der Kummer, all die Leidenschaft, denen sich die Kinder des Westens aus Liebe unterwerfen. Dann aber stand die stille Gestalt Benvenuta's in ihrer ganzen Größe und Stärke vor ihm, und alle Scham, vor solchem Weibe schwach zu sein wie die Europäer, war dahin, und er träumte und liebte und wühlte in seinen Schmerzen mit der Schwäche des Europäers, die er verurtheilte, und mit der Leidenschaft des heißen Südens, des glühenden Blutes Arabistans. Die Nacht verging ihm, indem er sich immer tiefer in seinen Kummer und in seine Liebe versenkte. Oede, wie Brandstätten, waren ihm Herz und Kopf, als er gegen Morgen so weit gekommen war, jenen Mann als Ursache seines Unglückes zu verwünschen, dem er doch wie ein treuer Freund bis zum letzten Augenblicke gefolgt war; ja er kam sich belachenswerth vor, sich wie ein Diener Dem hingegeben zu haben,

der das Herz, dessen Besitz sein höchstes Glück gewesen wäre, über den Tod hinaus gefangen genommen und ihm entwendet hatte. Wie demüthigte ihn das Schicksal, das Jenem noch im Tode alles Herrliche und Wünschenswerthe zugedacht, während es ihn zum Loose des Knechtes verurtheilte, zum bloßen Trabanten des Auserwählten, zum Zuschauer der Größe und des Glückes machte, von dessen Tafel ihm nicht ein Brosamen abfiel. Verurtheilt, vom Schicksal verurtheilt und vorbestimmt zum Unglück erschien er sich mit einem Mal und für immer. „So steht es im Buche geschrieben," sagte der Morgenländer in ihm; er ließ aufgegeben die Arme sinken und eilte wie fliehend in die Morgendämmerung hinaus.

Auch Benvenuta war die Nacht schlaflos dahingegangen — nicht in Klagen, nicht in Gedanken an Vergangenheit und Zukunft. Die Schwäche der Ohnmacht und ihre Folgen hatte sie bald abgeschüttelt, und aufmerksam wachend, ganz ihrem Geschäfte als Krankenpflegerin angehörend, saß sie am Lager ihrer Amme, die das Fieber schüttelte und die Fieberphantasieen wie verworrene Geisterschaaren jetzt aufregten, jetzt in Angst jagten. Als wäre ihr die Geschichte vom Tode Joachim Murats in längst vergangener Zeit erzählt worden, lag kaum ein leiser Schatten auf ihrem Gesichte, das nur noch die Besorgniß um die Kranke ausdrückte und das dieser fortwährend zugekehrt war, um sie zu überwachen und jeden ihrer Wünsche zu erspähen. Mit Zureden, mit Zurechtlegen des glühenden armen Hauptes, mit Wasserreichen, selbst mit Gesang, der, leise hingesummt, die Kranke in kurzen Schlummer lullen sollte, ging die Nacht dahin. Der Morgen brachte das Fieber zur Ruhe; Benvenuta erlaubte jetzt der Mutter, die Kranke zu überwachen, und sie durfte an ihren Gast denken.

Aber Nadir erschien nicht in der Halle, und ein Diener berichtete, daß er nicht im Hause war. Benvenuta ergriff unendliche Angst; sie erzitterte an allen Gliedern. Der Unglückliche, er wußte nicht, daß Einer, der einen Feind hat, in Korsika bei Tag und bei Nacht nicht unbewaffnet, nicht ohne Todesangst die Schwelle des schützenden Hauses überschreiten darf.

Sie warf ihren Mantel um und eilte hinaus, aus dem Hofe ins Dorf, dann, da sie ihn nirgends erblickte, hinter die Häuser und Hütten, die Gärten entlang, nach allen Seiten ausspähend, selbst hie und da hinter die Hecken und Gebüsche blickend, ob nicht schon irgendwo das Rohr Galvani Serra's hervordrohe. Da läutete das Glöcklein der Kapuziner, und ein Gedanke fuhr ihr durch den Kopf. Sie war gewiß, ihn dort hinter dem Kapuzinerkloster zu finden, an jener Bank, wo er ihr am Morgen nach seiner Ankunft in Vescovato seine Liebe zuerst verrathen hatte. Sie irrte nicht. Um den Klostergarten biegend, erblickte sie Nadir vor der Bank gerade so wie damals, als er sie vom Laufe erschöpft aus seinen Armen hatte dahinsinken lassen. Rasch ging sie auf ihn zu; ihr Schritt durch das rauschende Laub weckte ihn, er schlug das Auge auf, lächelte und erhob sich.

„Komm ins Haus zurück, Nadir," sagte Benvenuta dringend.

„Das will ich, meine Freundin," antwortete er milde, „ich wollte nur von diesem Plätzchen Abschied nehmen, ehe ich fortgehe für immer."

„So willst du fort?"

„Ja, Benvenuta, fort, heimwärts. Wenn uns nichts mehr bleibt, das Andenken an die Heimat bleibt immer; wir bilden uns immer ein, dort den Frieden wieder zu finden, den man als Kind dort gekannt hat. Dieses Plätzchen hier ist ein heiliger Ort, und ich hatte da ein Gesicht, wie die Propheten und Väter hatten an geweihten Orten. Ich habe die Heimat gesehen, klar und helle, wie lange nicht — den breiten, majestätischen, geheimnißvollen, heiligen Strom, der, wie unsere Sagen erzählen, aus dem Paradiese kommt, — die Hütten an seinem Ufer und die Palmen über diesen Hütten. In weite Fernen dringt der Blick über die weißen und grünen Ebenen, zu räthselhaften und uralten Trümmern und an die Gränzen märchenhafter Länder. Ungeheuer, höher und weiter als hier wölbt sich der lichtgetränkte Himmel, die Sonne brennt mit lichterer Gluth — aber die Sterne beleuchten eine blaue Nacht und sind dem Menschen näher. Arm, gedrückt, o'

Kenntniß ihrer Vergangenheit, ohne Blick in die Zukunft, wohnen meine Brüder und Schwestern in dieser wunderbaren Welt."

Traurig ließ Nadir Kopf und Arme sinken; Benvenuta ergriff seine linke Hand und blickte mit einer Thräne im Auge in sein trauriges, doch begeistertes Gesicht.

Er legte seine Rechte auf ihre Schulter und fuhr mit zitternder Stimme fort: „Ich will zu ihnen, zu den Armen und Gedrückten. Den Schatz von Liebe in meinem Herzen, den Schatz, den du mich finden ließest, o Benvenuta, will ich ihnen darbringen und mit ihnen theilen, und wenn ich dort Gutes thue, Benvenuta, bist du es, die es gethan hat. Ich will ihr Lehrer sein, ich will ihnen sagen, daß sie das schönste Geheimniß des Lebens nicht kennen, ich will ihnen vom Weibe sagen, von der Liebe —"

Da, von der Hecke her, hinter der damals Carabelli gelauscht hatte, fiel ein Schuß — mit einem tiefen Seufzer sank Nadir in die Arme Benvenuta's, mitten ins Herz getroffen.

„Galvani!" schrie Benvenuta und brach mit dem Sterbenden zusammen.

„Du hast es errathen," antwortete eine Stimme aus dem Klostergarten.

Da es auf Korsika keine Begräbnißstätte für Mohammedaner gibt, wurde Nadir im Garten des Hauses Colonna Ceccaldi unter einem Gebüsche von Granatsträuchen bestattet. Dort saß Benvenuta oft mit ihrem Vater Franceschetti, der aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war; dort erst erfuhr sie von der Treue und Aufopferung, die Nadir auf dem Zuge nach Neapel in höchsten Gefahren bewiesen, und von dem Heldenmuthe dieses Fremdlings, den die Geschichte nicht erwähnt. Seit Nadirs Tode viel weicher als früher, ließ sie rückhaltslos ihre Thränen fließen, und noch war nicht hohes Gras über das Grab gewachsen, als sie nicht mehr wußte, wessen Andenken ihr theurer war, — ob des unglücklichen Königs — ob des heimatlosen Fremdlings?

Von Frühling zu Frühling.

I.

Willst du nicht aufstehen, Betty? — Es ist halb sechs Uhr, der arme Normann wird schon warten!

Der alte Landschaftsmaler Hagener rief so durch die halbgeöffnete Thür in die Schlafstube seiner Töchter. Auf diesen Ruf streckten sich zwei jugendliche Arme und ließ sich aus einem der Betten ein langes, träges Gähnen hören, während aus dem anderen Bette, kaum daß sich die Thür geschlossen, ein junges, siebenzehnjähriges Geschöpf mit größter Bereitwilligkeit heraussprang. Doch hatte die Mahnung des Vaters nicht ihr gegolten, sondern der Trägen, die, nachdem sie sich gestreckt und gedehnt hatte, wieder die Augen schloß und bereit schien, den süßen Morgenschlummer fortzusetzen. Die Andere aber bewegte sich, und wie es schien, absichtlich, so lärmend in der kleinen Stube, daß Betty die Augen öffnen mußte und sich langsam mit dem Oberkörper aus der Vertiefung des Bettes erhob.

Ist es wahr, Louise, daß es schon so spät ist? fragte sie, noch immer gähnend.

Gewiß, antwortete die Andere, es ist bald Sechs; bevor wir in den Park kommen, ist es halb Sieben, und du weißt, daß Normann um acht Uhr wieder in der Stadt sein muß. Wir haben kaum eine Stunde mit ihm zu plaudern.

Betty lachte laut auf.

Louise, die am Waschtische stand, erröthete unter dem kalten Wasser und fragte: Warum lachst du?

Ist es nicht komisch, erwiderte Betty, während sie sich aus

dem Bette erhob, daß ein ehrenwerther Vater seine Tochter weckt, damit sie nicht ein Rendezvous verschlafe?

Mache keine schlechten Witze, Betty, du weißt, wie es gemeint ist. Aber sei nicht so träge — rasch, steh auf, kleide dich an.

Gestehe, sagte Betty, daß du zum Rendezvous immer eifriger bist, als ich, und ich bin es doch, die ihn liebt und welche er liebt.

Eben darum, Betty, eben darum. Ich habe kein Interesse, ihn zu plagen, ihn warten zu lassen. Ich habe ihn so herzlich lieb, den guten Normann, und er ist so glücklich, wenn wir kommen. Armer Normann! es ist ja seine einzige glückliche Stunde im ganzen Tage.

Nun, es ist auch meine glücklichste Stunde, Louise, Das weißt du! — So sprechend, sprang Betty rasch auf, faßte ihre reichen, aschblonden Haare zusammen und schlang sie rückwärts in einen Knoten, der schlaff genug war, um zwei dicke Scheitel auf die Schläfen fallen zu lassen. Bald war die einfache Toilette der beiden jungen Mädchen gemacht, und mit leichten Sommerhüten am Arme traten sie frisch und blühend aus der kleinen, etwas ärmlichen Stube. — Sie öffneten die Thür, die ihrer Schlafstube gegenüber in das Atelier führte, und riefen ein „Guten Morgen, Papa!“ hinein.

Der alte Hagener saß schon an der Staffelei und arbeitete in dem milden Morgenlicht.

Betty, Betty, komm 'mal herein, ich werde dich nicht lange aufhalten! rief er, ohne von der Arbeit aufzusehen.

Die beiden Mädchen traten ein; Betty blickte dem alten Vater über die Schulter und machte plötzlich ein ernstes, prüfendes Gesicht.

Schau, Betty, sagte der Alte wieder, gestern war ich ganz zufrieden mit diesem Bilde, aber heute fehlt mir etwas, und ich weiß nicht, was. Da pinsele ich herum und suche und finde es nicht. Was meinst du? Was kann es sein?

Betty brummte vor sich hin. Hm, hm, hm — es liegt an den Bäumen — sagte sie langsam, und man hörte aus ihren Worten, wie der Gedanke nach und nach klarer geworden. — Oder ist der Grund zu hell? — Nein — er ist ganz richtig und gut so — ja die Bäume — sieh, Papa — hier an den Stämmen fehlen die Reflexe.

Wie meinst du Das, Kind?

Laß 'mal! rief Betty und warf den Hut auf den Boden und nahm die Palette und die Pinsel dem Vater, der mit dem Sessel etwas abseits rückte, aus der Hand. Sie mischte einige helle Farben, Gelb, Weiß und etwas Braun, immer die Landschaft betrachtend, dann machte sie einige Striche und Punkte an den Baumstämmen. Es war nicht mehr das lachende Kindergesicht, das „Guten Morgen, Papa!" hereingerufen hatte. Ein großer Ernst, eine konzentrirte Aufmerksamkeit lag auf den feinen Zügen; die Augenbrauen zogen sich etwas zusammen, und die schwellenden rothen Lippen schlossen sich so fest, daß sie dünn und fein aussahen. Der Vater sah ihr mit großem Interesse zu, und nachdem sie einige Striche gemacht, rief er: Richtig, Betty, Das ist es, ganz richtig!

Betty hörte ihn kaum, auch schien sie den Spaziergang und das Rendezvous ganz vergessen zu haben; sie vertiefte sich immer mehr, als ob sie die Arbeit nicht mehr verlassen sollte, und der Vater beobachtete sie mit sichtbarem Behagen. Aber Louise rief: Mein Gott, es schlägt sechs Uhr vom Rathhause!

Es ist wahr, du mußt fort, Betty, sagte der Vater, indem er ihr die Palette wieder abnahm, der arme Normann wird schon lange warten.

Betty raffte ihren Hut vom Boden auf und lief die vier Treppen hinab, wieder lustig, lachend und jung, und weiter durch die stille, alte Stadt. Louise ging ruhig neben ihr, wenn auch nicht minder eifrig vorwärts schreitend. Die engen, hohen Gassen waren noch mit Schatten erfüllt; nur die oberen Stockwerke leuchteten im schönsten Frühlings-Morgenlicht. Erst als

sie in die breiteren Straßen der Neustadt kamen, trat ihnen der Morgen mit seinem ganzen frischen Glanze entgegen. Sie gingen immer rascher dem Thore zu. Normann wartete draußen im Parke vor dem Thore, an der frischen Quelle, aus der Betty jeden Morgen einige Gläser frischen Wassers trank. Der Arzt hatte es so gewollt. Das junge Mädchen arbeitete zu viel; es saß zu lange an der Staffelei; es mußte sich Bewegung machen und frisches Wasser trinken. Aber nicht darum allein hielt der alte Hagener so viel auf diese Morgen-Promenaden; es lag ihm daran, daß seine Betty, das geistvolle, geniale Kind, so viel als möglich mit Normann zusammenkomme. Der alte Hagener kümmerte sich wenig um die Welt, um ihre Erziehungsprinzipien und um die vorgeschriebene Moral. Was an ihm war, war sein eigen: seine Ansichten sowohl, wie seine Kunst. Er liebte die Menschen, und er liebte die Bücher; aber was sein innerstes Wesen betraf und seine Freiheit, da konnten ihm Beide nichts anhaben. Er that und dachte, was ihm gut dünkte. Von dem jungen Normann hatte er viel Gutes gehört, und der Art Gutes, daß er alles Vertrauen zu ihm hatte, ohne ihn recht eigentlich zu kennen. Normann war zur Zeit noch Student und zugleich, seiner Armuth wegen, Hofmeister in einem reichen Hause; trotz dieser Beschäftigung, die ihm alle Stunden außerhalb des Kollegiums wegnahm, war er einer der gelehrtesten jungen Leute der ganzen Universität. Nur bei einer sehr großen geistigen Begabung war dieß möglich, und nur ein reiner, Sympathie erweckender Charakter konnte ihm im Kollegium wie in der Stadt so viele Freunde und einen so guten Ruf verschaffen, wie er sie wirklich besaß.

Auf der Universität war er das Genie der gegenwärtigen Generation, wie jede Studenten-Generation ihr Genie hat, und in der Stadt war er eine Lokalberühmtheit und ein junger Mann, dem man eine Zukunft prophezeite. Er hatte Betty auf einem Studentenballe kennen gelernt und sich sogleich von dem eigenthümlichen Wesen des jungen Mädchens angezogen gefühlt. Sie war so ganz anders, als Andere. Die Atelier-Erziehung ihres

Vaters, dessen Lehren von Sitten und Form, die sich eigentlich nur auf ein Predigen der Wahrheit beschränkten und darum mit der Sittenlehre anderer junger Mädchen so sehr kontrastirten, gaben ihr eine Freiheit und Unbefangenheit des Benehmens, der Ausdrucksweise, die ihn entzückte. Er hatte den Muth, mit ihr über Dinge zu sprechen, die andere Mädchen langweilten oder deren Erwähnung sie beleidigte, weil sie zugeben mußten, daß sie davon nichts verstanden, während Betty unbefangen um Aufklärung und Belehrung bat. Er bewunderte die Kraft ihrer Intuition, mit der sie das Fernste sich nahe brachte, und die Art, wie die künstlerische Phantasie bei ihr die Logik ersetzte und zu Resultaten gelangte, ohne zu wissen, wie sie über die Mittelsätze hinweggekommen. Sie war auch die Erste, von der er etwas lernen konnte. Jede Kunst ist eine Geheimkunst, und sie war eine Künstlerin und konnte ihm über Dinge sprechen, die ihm bisher räthselhaft waren. Ihre Unbefangenheit und Anspruchslosigkeit freute und überraschte ihn um so mehr, als Betty alle Ursache gehabt hätte, sich ein wenig zu überheben; denn auch sie war eine Berühmtheit der Stadt und eine größere als er, und eine gekrönte, denn mit achtzehn Jahren hatte sie den ersten Preis der Landschaftsmalerei an einer der ersten Akademieen Deutschlands gewonnen. Man betrachtete sie als eine wahre und ächte Künstlerin. Doch fiel es ihr nicht ein, sich durch ihre Kunst interessant zu machen, sich mit ihrem Talente zu drapiren. Sie glaubte, sie müsse so sein, wie sie war. Die Kunst war ihr nicht ein Schmuck oder ein Vorzug, oder irgend etwas Außerordentliches — sie war ihr wie die Luft, die man athmet. Prahlt man mit der Luft? Ist es ein Vorzug, daß man athmet? daß man ißt und trinkt? Ihr Vater hatte ihr auch in dieser Beziehung keine falschen romantischen Begriffe beigebracht und sie gelehrt, sich über die unwahren Darstellungen der Künstler in Romanen und Dramen lustig zu machen. Der Vater war eben auf gesunde Weise zu seiner Kunst gekommen und hatte die naiven Begriffe der ersten Meister, die mit künstlerischer Begeisterung

und mit Handwerkerbewußtsein und Gewissenhaftigkeit arbeiteten. Er war ein Sohn des Volkes und ursprünglich Tapezirer gewesen. Als Wanderbursche durchzog er Deutschland und suchte die Gegenden auf, die ihm als schön gerühmt wurden. Wenn er eine solche Gegend verließ, nahm er eine Anzahl Zeichnungen mit fort, welche ihm zur Erinnerung dienen sollten und die er, nachahmend, ungeschickt, aber wahr und mit einem großen Gefühle für die Natur selbst verfertigt hatte. In dieser alten Stadt angekommen, war er als Tapezirergeselle in dem neuen Palaste des Grafen Gatton beschäftigt, während ein Dekorationsmaler über den Thüren des Salons Landschaften anbrachte. Ein Maurer war ungeschickt und zerstörte einen Theil einer der Landschaften und war in Verzweiflung; er fürchtete, fortgejagt zu werden. Der Tapezirergeselle Hagener versuchte es, um ihn zu trösten, den Schaden zu verdecken, nahm die Palette, die der Maler dagelassen hatte, und stellte die Landschaft wieder her, aber ganz anders, als sie ursprünglich gewesen war. Der Graf, ein Kenner, bemerkte die Veränderung, erkundigte sich, versicherte dem Tapezirergesellen, daß er Talent habe, und munterte ihn auf, sich in der Landschaftsmalerei zu versuchen. So wurde Hagener Landschaftsmaler und war glücklich in seinem neuen Berufe. Er heirathete und war noch glücklicher, als er den Künstlerberuf in einer seiner Töchter noch mächtiger ausgesprochen fand, als in ihm selbst. In der gebildeten Welt und mit den Gebildetsten der Stadt lebend, gab er seinen Töchtern eine höhere Erziehung, als er selbst genossen, und wie ein Kind lernte er mit seinen Kindern. Sein gerader Sinn, sein unverfälschter Verstand leistete ihnen mehr, als alle Lehrer. Er wußte, wie viel auf den Umgang ankommt, und liebte es, sie in Gesellschaft bedeutender Menschen zu sehen. Er freute sich herzlich, als ihm Betty nach jenem Balle erzählte, daß ihr Ernst Normann sehr den Hof gemacht habe. Normann war ein Poet; manches schöne Gedicht von ihm zirkulirte in der Stadt, und Hagener hatte seinen Namen zuerst auf diesem Wege kennen gelernt.

Es würde mich sehr freuen, ihn bei uns zu sehen, sagte er zu Betty. — Und erst mich! sagte sie lachend. Aber dem armen Jungen bleibt keine Stunde zum Besuchmachen — er muß studiren und hat drei Kinder zu unterrichten. Doch kam Normann an Feiertagen zwei oder drei Mal; der Vater liebte ihn und stritt mit seiner Tochter, wer von Beiden ihn inniger liebe. Eine der schönsten Ausbeuten seiner Besuche bei Hagener schien Normann die Erfahrung, daß Betty mit dem ersten Mai ihre Morgenpromenaden anfangen werde. Des Morgens um sechs Uhr war er noch frei. Am Morgen des ersten Mai saß er an der Quelle, aus der Betty trinken sollte, nachdem er sie durch mehrere Wochen nicht gesehen oder vielmehr nicht gesprochen hatte. Aus der Ferne gesehen hatte er sie wohl alle Tage. So oft er nach Tische ins Kollegium ging, mußte er an ihrem Hause vorbei; da winkten ihm regelmäßig drei Köpfe, der graue des Vaters und die beiden blonden der Töchter, vom Fenster des vierten Stockes herab freundliche Grüße zu. Der Vater lachte, als ihm Betty erzählte, wen sie wie eine Nymphe an der Quelle sitzend gefunden hatte.

Das war klug von ihm, sagte er, aber du hättest ihn einladen sollen, wieder zu kommen.

Das hätte ich auch gethan, lachte Betty wieder, wenn er mir nicht zuvorgekommen wäre. Er bat mich um die Erlaubniß, es zu thun, und ich habe es gnädigst gestattet.

Seit damals hatte Betty jeden Tag etwas von dem schönen Morgen zu erzählen. Es war Sitte geworden im Atelier, wenn sie sich an die Staffelei setzte, um neben ihrem Vater zu arbeiten, die Arbeit mit einem Gespräch über Normann einzuleiten. Er las ihr manchmal etwas vor, er erzählte ihr aus der Geschichte, von seinen Schülern, er sprach mit ihr über Kunst und übersetzte ihr den Vasari und Lanzi — Das alles wurde treulich berichtet, und der alte Hagener gewann den jungen Mann, den er den Mentor seiner Tochter nannte, immer lieber. An jenem ersten Mai zitterte Normann vor den Folgen seines Muthes; es schien ihm hinterlistig, sich an der Quelle so in den

Hinterhalt gelegt zu haben. Aber als er am Nachmittage zum Fenster hinaussah, grüßten ihn Vater und Töchter mit größerer Freundlichkeit, als je, und nun ging er mit ruhigem Gewissen jeden Morgen in den Park, mit um so ruhigerem, als er von Betty erfuhr, daß der Vater sie wecke, wenn sie in Gefahr sei, die Stunde des Rendezvous zu verschlafen. Es war zwischen diesen vier Menschen kein Geheimniß, daher auch ihr Glück so hell und frisch wie Morgensonnenschein. Normann brauchte solchen frischen Morgensonnenschein, um den Tag über Kraft und Muth genug zu haben, sein mühevolles Leben zu ertragen. Er studirte Medizin, er war Hofmeister, er interessirte sich für Alles, was schön war, er hatte eine große Wißbegierde, und seine Phantasie und sein Glück trieben ihn zu mancher produktiven Arbeit: wie viel Mühsal, wie so manche Entbehrung war da sein Theil! Von den wenigen Stunden, die er dem Schlafe gönnen mußte, gab er nun noch einen Theil seinem Glücke hin, und wie gern opferte er diesen Morgenschlaf! Das Opfer stärkte ihn, wie den Frommen ein Opfer oder ein Gebet stärkt, und dieses, wie alle Mühsal, alle geistige Arbeit und endlich das Glück der Liebe vergeistigten und hoben sein Wesen mehr und mehr, daß es den beiden Mädchen schien, als ob er von Tag zu Tag schöner werde. — Louise verfehlte auch selten, diese Bemerkung zu machen, und Betty pflegte ihn auf das Holz der Staffelei zu malen, während sie dem Vater das heutige Gespräch erzählte: Siehst du, Papa, so sah er heute aus! Die Staffelei war mit Köpfen Normanns ganz besät. Die ausgesprochenen, markirten, obwohl milden Züge des jungen Mannes waren auch leicht nachzuahmen, und Betty wußte die hohe Stirn unter braunen Locken, die Geiernase mit den feinen Nüstern, die rothen Lippen des etwas breiten Mundes und die blaßbronzirte Farbe des ganzen Gesichtes auswendig. Wenn er ihr an der Quelle im goldigen Schatten des Laubganges entgegen kam, immer einfach schwarz gekleidet, rief sie ihm oft von fern zu, stehen zu bleiben, da sie ihn als schöne Staffage in der landschaftlichen Umgebung studiren wollte.

Heute kam er den beiden Mädchen schon am Thore entgegen. Er reichte zuerst Betty die Hand, und zwar mit einiger Schüchternheit, dann mit mehr Herzlichkeit Louisen.

Sie haben mich heute lange warten lassen, sagte er mit vorwurfsvollem Tone und lächelnd zu Betty, ich werde keine Zeit haben, Sie bis an die Quelle zu begleiten.

Meine Schuld ist es gewiß nicht, sagte Louise und sah Normann dabei mit treuherzigen Augen an, ich war auf den ersten Ruf des Vaters aus dem Bette.

Die ältere Schwester lachte und sagte: Es ist wahr!

Normann zuckte es schmerzlich um die Lippen, doch sagte er schnell, um die schmerzliche Bewegung zu verbergen, und selber lächelnd: Der gute Papa weckt Sie also noch immer? Der treffliche Papa? Aber . . .

Nun — aber? fragte Betty, fahren Sie fort.

Normann schüttelte den Kopf und schwieg.

Ich weiß, was Sie sagen wollen, lächelte Betty. Es ist auch merkwürdig, fuhr sie fort, welche Freundschaft Papa für Sie hat, und ich versichere Ihnen, lieber Normann, die uneigennützigste Freundschaft. Er denkt nicht einen Augenblick daran, mich Ihnen als Frau anzuhängen.

Welche Dinge Sie so unbefangen gerade heraus sagen! rief Normann, offenbar von dieser Unbefangenheit entzückt, während er ihre Hand faßte und sie küßte.

Warum sollte ich es nicht sagen? es ist so! sagte Betty und setzte sich auf die Bank vor der Quelle, wo sie indessen angekommen waren. Man sprach gestern bei Tische von Heirathen, und Louise sagte, ich müßte Ihre Frau werden, ich könnte unmöglich einen besseren Mann finden, und gewiß keinen, der mich . . .

Nun? fragte Normann.

Nun, fuhr Betty lachelnd fort, der mich mehr liebte.

Das ist wahr, Betty, Das ist sehr wahr! Die gute Louise! — Er sah sich nach Louisen um, aber sie war fort und

Veilchen. Louise, sagte Normann weiter, kümmert sich mehr um Alles, was mich angeht, als Sie, Betty!

Fangen Sie wieder an? Wollen Sie mich wieder auf Louisen eifersüchtig machen?

Es fällt mir nicht ein! Wie wäre es mir möglich, mit Ihnen, Betty, berechnend zu sein! Alle Lebensklugheit, jede Verstellungsfähigkeit, die ich in meinem Leben, etwa durch die Verhältnisse gezwungen, erlangt habe, hört Ihnen gegenüber auf. Sie liebe ich, und was wäre die Liebe, wenn sie nicht von allen Schlacken reinigte, die sonst das Leben im Herzen absetzt! Ihnen gegenüber auch nur ein sekundenlanger falscher Gedanke würde mein Gewissen schwerer bedrücken, als ein großes Verbrechen, an einem anderen Menschen und gegen die heiligsten Pflichten begangen.

Betty sah schweigend vor sich hin, ihre heitere Stirn umwölkte sich einen Augenblick, und sie schien betrübt. Aber sie schüttelte sich und sagte: Ich weiß nicht, warum ich traurig werde, wenn Sie mir so sprechen, obwohl mir solche Worte beweisen, wie sehr Sie mich lieben, und ich Sie doch gewiß auch sehr herzlich lieb habe.

Ich ahne es, sagte Normann mit zitternder Stimme, warum Sie meine Liebe traurig macht, und ich könnte es Ihnen erklären, wenn ich nicht fürchtete, durch das ausgesprochene Wort etwas für immer zur Wahrheit zu machen, was in der Zukunft vielleicht nicht wahr sein wird. Ich hoffe . . .

Schweigen Sie, rief Betty, wieder lustig und gebieterisch, werden Sie mir nicht sentimental. Das ist nicht unser Ton. Ich wollte Ihnen nur erzählen, was Papa gesagt hat. Ich wünschte mir keinen besseren Mann für Betty, als Normann, sagte er, aber Betty soll nicht heirathen. Betty ist eine Künstlerin, und sie kann eine große Künstlerin werden, wenn sie ganz ihrer Kunst lebt. Die Ehe ist nicht für die Künstler; die Kunst gedeiht nur in vollkommener Freiheit.

Wär ich nur erst Doctor medicinae, und hätte ich eine

selbständige Stellung, dann wollte ich ihm zeigen, wie ein geliebtes Weib in der ehelichen Sklaverei frei bleiben kann.

Dasselbe ungefähr habe ich ihm auch gesagt, nur mit anderen Worten, versicherte Betty.

Haben Sie, meine liebe Betty, meine geliebte Betty? rief Normann voll Freude.

Schau, lachte Betty, da habe ich Sie wieder einmal glücklich gemacht und heiter, ohne es zu wissen.

Ja, rief der junge Mann, ganz glücklich, und der Tag, der mir ziemlich melancholisch angefangen, wird mir nun im Gemüthe eben so sonnig, als er es in der Natur ist. — Aber ich muß fort — leider! — Was haben Sie mich auch so lange warten lassen!

Machen Sie mir keine Vorwürfe; ich habe es auf dem ganzen Wege hierher selber gethan und darüber nachgedacht, wie ich Ihnen Genugthuung verschaffe.

Nun? und was haben Sie gefunden?

Es geht ja leider nicht! — Sie sind so gebunden!

Vielleicht doch! bitte, sprechen Sie! Ich habe nächstens einige Tage frei; die Familie geht aufs Land, um einen alten Erbonkel zu besuchen; ich muß nicht mit, wenn ich nicht will.

Das ist ja prächtig, Das ist herrlich! rief Betty, sprang auf, schlug vor Freude in die Hände und rief ihre Schwester: Louise! Louise! höre nur, wie herrlich! Normann geht mit uns, gewiß, er geht mit!

Wohin? fragte Normann, erfreut über die Freude des Mädchens.

Betty stellte sich hart an ihn und legte, einen Knopf seines Rockes fassend, einen Arm auf seine Brust: Das ist es, lieber Normann — aber Sie müssen mir die Freude durch Ihre Bedenklichkeiten nicht verderben. Ich will einige Tage die Gebirge durchziehen, um Studien nach der Natur zu machen. Louise geht mit, der gute Papa kann uns seiner Gicht wegen nicht begleiten. — Die Sache war darum beinahe aufgegeben, weil wir

keinen Beschützer und Begleiter hatten. Jetzt haben wir Sie — Sie — Sie! — Sie gehen mit, ja, Sie gehen mit! Das wird prächtig, herrlich, unendlich schön! Wir Drei allein im Gebirge — ich zeichne, Sie lesen vor, Louise ist unsere Gouvernante! Das ist unvergleichlich schön!

Aber . . .

Still! kein Aber! fort und denken Sie an die Reise!

So rufend, drängte sie ihn zur Allee hinaus. Voll der glückseligsten Träume, wie ein Nachtwandler, kehrte Normann an seinen Lehrertisch zurück, und seine Schüler hatten heute einen guten Tag und machten orthographische Fehler nach Belieben.

II.

Wie viele Veilchen verduften und verwelken in ungeahnter Einsamkeit! welche Ströme von Schönheit und Größe verbrausen in unbetretenen Schluchten mit Wasserfall, Regenbogen und Vogelsang! Unzählbar sind die herrlichsten Gemälde, welche Sonne und Mondschein auf Waldeshalden, um einsame Baumgruppen, in Felsenwinkel, an Bach- und Seeufer hinmalen. Es ist eine Freude, Menschenkinder wie Pilger ausziehen zu sehen, zu dem einzigen Zwecke, von diesen überströmenden, in der Einsamkeit versiegenden Schönheiten sich einzelne Tropfen zu retten. Eine Freude wäre es auch gewesen, die drei jungen Herzen pochen zu hören, welche dem herrlichsten Junimorgen entgegen schlugen. Betty hatte es durchgesetzt. Mit Normann und Louise wanderte sie aus dem Stadtthore dem Walde und dem Gebirge zu, um Studien nach der Natur zu machen. Die drei Wanderer trugen Tornister auf dem Rücken und Stäbe in den Händen; Normann unter dem Arme noch einen riesigen Sonnenschirm von weißer Leinwand. Die Mädchen hatten gelbe Strohhüte auf den Köpfen und trugen die blauen Kleider, um besser vorwärts schreiten zu

können, vorn aufgeschürzt. Normann, der in ihrer Mitte schritt, hatte seinen gewöhnlichen Ernst etwas abgelegt, warf seinen kleinen braunen Filzhut in die Höhe und begann, sobald sie die letzten Häuser hinter sich hatten, in den frischen Morgen hinein zu singen. Louise mischte sich gleich als zweite Stimme in den Gesang; Betty wollte nicht zurückbleiben, und obwohl sie falsch sang, gab es doch ein Terzett, das sich in der lachenden, ruhevollen Landschaft, in der Mitte des Lerchengesanges, schön ausnahm. Nach dem Takte ihrer Lieder marschirten sie in Linie rüstig vorwärts, und der Raum schwand unter ihren Füßen, als wären es Flügel. Je fremder die Welt um sie wurde, desto freier fühlten sie sich, und wie sie plötzlich in einem von Tannen umsäumten Thale standen, brachen Betty und Normann in Jauchzen aus, während Louise gewissenhaft und allein ihre musikalische Phrase zu Ende sang und dann erst über das wilde Jauchzen in Gelächter ausbrach. Betty riß ihren Hut vom Kopf und warf ihn in die Luft; Normann umarmte Louisen und sah dabei Betty an, die ihrem rollenden Hute nachlief.

Louise sah um sich und sagte zu ihrer Schwester: Wollen wir hier anfangen, Betty? Es scheint mir, daß hier sehr viel Hübsches ist.

Was liegt daran! rief die Andere — es ist überall schön, wir werden überall Schönes finden; in dieser Stimmung hat man gute Augen, und wir sind heute alle Drei mit dem rechten Fuße aus dem Bette gesprungen. Weiter! Vorwärts!

Brav! rief Normann, weiter, über Berg und Thal, in die Welt hinein, bis ans Meer und bis übers Meer und so weit als möglich vom Kollegium und von den dummen Büchern!

Sie sind auf einmal sehr gescheidt geworden, Normann, lachte Betty, und lustig sind Sie, wie ich Sie nie gesehen habe.

Sie hatten da aber auch eine vortreffliche Idee, Betty, sagte Normann, eine wahrhaft beglückende Idee mit dieser Wanderung.

Es ist gar nicht so schwer, gute Ideen zu haben, lachte wieder Betty, wenn man sich um die Leute nicht kümmert

thut, was Einem Freude macht. Ich habe schon oft gedacht, der Mensch, der sich so vorkäme, als wäre er ganz allein auf der Welt, hätte vielleicht immer die besten Ideen.

Es ist was Wahres daran, sagte Normann, nur möchte ich den Satz ein wenig modifiziren. Der Mensch, der sich allein mit der Person, die er liebt, in der Welt vorkäme, der hätte die besten und glücklichsten Ideen. Das ist nur halb egoistisch; wie Sie es ausdrücken, kann es ganz egoistisch klingen.

Vielleicht! Aber nur keine Philosophie und keine Gedanken, sonst werden Sie mir wieder zu ernst. Hier, mitten durch, daß wir endlich von den gebahnten Straßen abkommen!

So sprechend, drang Betty ins Gestrüpp; Normann und Louise ihr nach. Bald aber waren sie wieder auf moosigem Boden und glitten rasch in ein Thal hinab, das mit einer blühenden Wiese in vollem Sonnenscheine lag, von einem Bache durchschnitten und an dem oberen Ende durch aufgethürmte Felsblöcke geschlossen war. Ueber den bemoosten Felsblöcken erhoben sich einzelne Bäume, die ihre knorrigen Wurzeln nackt und in den sonderbarsten Windungen um die Steine schlangen, um die letzten Enden in das saftige Grün zu ihren Füßen zu tauchen. Zwischen den Felsblöcken rieselte das Gewässer, das sich unten zum kleinen Bach sammelte, in dünnen Fäden, die hier und da von der Sonne beleuchtet waren und wie Silber glänzten.

Betty, die vor wenigen Minuten erst Vorwärts! Weiter! gerufen hatte, blieb wie eingewurzelt stehen, besah die schöne Walddekoration mit prüfendem Blicke und ging langsamen Schrittes im Halbkreise herum, um den rechten Standpunkt zu wählen, während sie mechanisch in die Tasche griff und das Etui mit den Stiften herausholte. Schon saß sie auf der Wurzel eines schattigen Baumes, zog die Mappe aus ihrem Tornister und legte Alles auf ihrem Schooße zurecht, ohne den Blick von der Felsenpartie abzuwenden.

Normann lächelte über die plötzliche Vertiefung, setzte sich ihr zu Füßen, legte ihr die schwarze Kreide hin und spitzte einige

Kohlen. Sie warf ihren Hut hin, ohne zu beachten, daß er in die Tiefe rollte und daß Louise Mühe hatte, ihn zu erreichen bevor er unten in den Bach fiel. Sie streckte die Hand aus; Normann gab ihr einen Stift, und schon saß sie da und zeichnete, und die ganze Gesellschaft, die eben noch lachte, sang, plauderte, war so still wie der Wald, und man hörte nichts als den Finkenschlag und das Gemurmel des sickernden Wassers zwischen den Felsen. Normann lag, auf den linken Ellbogen gestützt, neben der Künstlerin und folgte ihrem Blicke bald auf die Felsen, bald aufs Papier und lächelte, wie rasch sich die Studie entwickelte; Louise sammelte die verschiedenen Gegenstände, Stifte, Federmesser, Papiere, die Betty rings um sich ausgestreut hatte, und trat dabei so leise auf, als fürchtete sie, einen Schlafenden zu wecken. Dann zog sie Normann ein Buch aus der Tasche, legte sich hinter die Beiden ins Moos und begann, zu lesen.

So verging einige Zeit. Aber Normanns Blick folgte nicht mehr der Zeichnung; er hing wie angeheftet an dem Gesichte Betty's; sie war ihm nie so schön erschienen. Er ließ den Kopf fallen und küßte ungesehen ihr Kleid. „Es ist der glücklichste Tag meines Lebens!“ murmelte er.

Was sagen Sie? fragte Betty, ohne aufzusehen.

Nichts!

Louise zupfte Normann am Aermel, zeigte auf ein Gedicht im Buche und sagte leise: Wie schön!

Lesen Sie, sagte Betty, immer ohne einen Augenblick ihre Arbeit zu verlassen.

Normann nahm das Buch und las Lenau's Gedicht: „Der gute Gesell.“

Schön, sagte Betty, aber ich habe doch die anderen Gedichte lieber — bei denen ist mir immer, als sähe ich eine traurige Herbstlandschaft, die ich gleich malen könnte. Aber es ist schön.

Er hat dieß Bächlein aufgemuntert,
Ihm auch zu singen ein Hoffnungsliedlein.

Da werde ich mir jetzt, so oft ich das Gedicht höre, immer hier dieses Bächlein dazu denken müssen. Sagen Sie mir Normann, singt es Ihnen auch ein Hoffnungsliedlein?

Und welch ein schönes! rief Normann.

Und von welcher Hoffnung?

Kokette! sagte Normann — wie dürfen Sie fragen!

Ja so! eine Hoffnung, die sich auf mich bezieht. Wie lautet sie, diese Hoffnung?

Das ist sehr einfach; ich beende meine Studien, ich werde Doctor medicinae, ich mache mir eine Stellung, und ich heirathe Sie.

Und dann?

Ich suche mich in meiner Wirksamkeit nützlich zu machen, und ich werde in meinem Hause glücklich sein.

Und dann?

Dann gar nichts mehr — mein Leben ist mit Ihnen abgeschlossen.

Bitte um etwas weiße Kreide. — Danke. — Und dann? Ja so, Sie haben schon gesagt — abgeschlossen. Das ist mir unbegreiflich.

Ich habe keinen Ehrgeiz, lächelte Normann.

Von Ehrgeiz ist nicht die Rede — bitte wieder um die schwarze Kreide, nein, etwas Brosamen — wie kann sich ein Mann, der Geist hat und Wissen und jung ist, so einsperren wollen? Sehen, erleben, sich herumtreiben, Abenteuer haben, ganze Romane und Trauerspiele durchmachen, Das kann man Alles wollen ohne Ehrgeiz. Mein Gott, die Welt ist so groß, und es geht so Vieles vor — ich weiß nicht recht, was ich sagen will, aber ich weiß sehr gut, was ich meine. Als Mann wäre ich gewiß auch Maler geworden, aber die Schule, die ich dann durchgemacht hätte, wäre eine ganz andere gewesen. Nur in Einer Schule erfährt man alle Geheimnisse seiner Kunst oder seiner Wissenschaft, ja, selbst seines eigenen Herzens und Lebens: und diese Schule ist das Leben selbst, die Welt. Meine Sehnsucht ist eigentlich . . .

Sie fuhr nicht fort — ihr Auge blieb auf dem obersten Felsen vor ihr hangen; Normann folgte ihrem Blicke, so that auch Louise, die durch ihr plötzliches Schweigen aufmerksam geworden war. Auf dem Felsen stand ein Mann, der wie hingezaubert war, so plötzlich war er aus dem Tannendunkel hervorgetreten, und so eigenthümlich war seine ganze Erscheinung. Er war groß und schlank und trotz seiner Schlankheit kräftig und breitschulterig. Ein dunkelschwarzer Sammtrock lag breit und faltig um seinen Leib, eben eine solche Mütze, die nach der Seite niederhing, saß schief auf seinem Haare, das dick, von der Schwärze des Sammts kaum zu unterscheiden und hinter die Ohren zurückgestrichen, auf den Nacken herabfiel. Seine Züge waren auf diese Entfernung nicht zu erkennen, aber das blasse Gesicht im Ganzen trat in der schwarzen Umrahmung des Bartes, der Haare und des Sammtbarettes geisterhaft hervor. Die ganze Erscheinung machte den Eindruck, als käme sie aus anderen Jahrhunderten oder aus romantischen Ländern. Der Mann stand ruhig da, die Hand auf die linke Hüfte gestützt und etwas nach dieser Seite geneigt, und betrachtete die Gruppe der Wanderer mit Aufmerksamkeit. Sobald er sich bemerkt sah, sprang er vom Felsen in das Gebüsch und war verschwunden.

Die drei jungen Leute hier unten sahen einander erstaunt an.

Das sieht ja aus wie ein Abenteuer! sagte Betty.

War Das Kaspar oder Samiel? fragte Normann.

Ich hatte förmlich Angst, versicherte Louise.

Wie wäre es, wenn ich ihn auf diesen Felsen hinzeichnete, so stolz und groß, wie er dastand? fragte Betty, während sie in der That schon versuchte — eine interessantere und geheimnißvollere Staffage ist mir noch nicht vorgekommen. Samiel, hilf!

Da fiel ein leuchtender Sonnenstreifen auf die Felsen und tauchte ihre Häupter in ein zitterndes, grünes Licht.

Wie Schade, daß er nicht jetzt da ist! sagte Betty, jetzt könnten wir sein Gesicht genauer erkennen. — O, Das ist prächtig — da muß ich eine Studie in Oel danach machen — schnell,

lieber Normann, die Oelfarbe, die kleine Leinwand und die Paletten.

Normann und Louise beeilten sich, ihr das Verlangte zu reichen, während sie die Lichter und Farben prüfte. Aus den Wanderstäben der Mädchen, die danach eingerichtet waren, baute ihr Normann eine Art von Staffelei, und nach einigen Minuten saß sie vor ihrer Leinwand mit Pinsel und Palette und malte.

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr gewesen ist,

zitirte Betty, während sie eifrig fortmalte.

Soll ich auf die Jagd ausgehen und ihn im Walde verfolgen? fragte Normann.

Geben Sie Acht, Sie könnten es mit irgend einem zauberhaften Beherrscher des Waldes zu thun bekommen.

Um Gottes willen, Normann! rief Louise, gehen Sie ja nicht fort; ich würde mich fürchten, hier mit Betty so allein zu bleiben. Wenn er zurückkäme, während Sie fort sind!

Das ist richtig, sagte Betty, bleiben Sie lieber; ich habe auch eine gewisse Angst vor dem großen Unbekannten.

Normann war das kleine Abenteuer, er wußte selbst nicht, warum, auch unangenehm, und es war ihm unbehaglich, daß der Gedanke der Mädchen, die sich noch lange darüber unterhielten, dabei verweilte. Darum nahm er das Buch wieder vor und las.

Bei dem schönen vollen Klang seiner Stimme, der sich den Rhythmen des Verses so harmonisch anzuschmiegen verstand, beim Gemurmel des Baches, der etwas lauter zu werden schien, da der Gesang der Vögel beim herannahenden Mittag leiser wurde, arbeitete Betty mit einem Behagen und einer Leichtigkeit, über die sie sich selbst verwunderte und erfreute. Mit breitem Pinsel warf sie die Farben auf die Leinwand, und als Normann einmal aufsah, erblickte er schon die ganze Felsenpartie groß und kräftig dahingezaubert.

Sie sind ja ein wahrer Fa presto! rief er — eine Zauberin!

Ja, weiß Gott, rief Louise darein, während sie sich vom Moose erhob und ihr über die Schulter sah, eine Hexe!

Betty lachte: Es ist gut geworden, es ist prächtig! — aber mit Vorbehalt, morgen finde ich es vielleicht abscheulich. Indessen bin ich hungrig, und es wäre vielleicht Zeit, das Mittagessen zu bereiten.

Während Louise aus einem der Tornister eine Kaffeemaschine, Tassen und allerlei Lebensmittel auspackte, hielt Betty die bemalte Leinwand mit beiden Händen vor sich hin und schüttelte den Kopf.

Jetzt steigt schon wieder die Unzufriedenheit in Ihnen auf, sagte Normann, der sie voll Theilnahme beobachtete; seien Sie doch zufrieden, es ist prächtig!

Ach, seufzte Betty, lieber Freund, Sie verstehen ja leider nichts von Malerei; wenn etwas fix und fertig ist, dann sehen Sie freilich mit gutem Auge, was schön ist, aber während der Arbeit können Sie mir nicht sagen: machen Sie Das so oder so — da und dort fehlt es. Wenn Sie so mit mir sprechen könnten, ich hätte Sie noch Millionen Mal lieber. — Sehen Sie, hier ist noch allerlei zu thun, und ich habe nicht die geringste Idee davon.

So sprechend, während sie immer ihre Arbeit anstarrte, bemerkte sie nicht, wie Normann die Hände in einander legte und traurig bald vor sich hin, bald in ihr Gesicht sah. Um ihretwillen, dachte er, könnte ich auch noch Maler werden!

Bah! rief Betty mit Einem Male, lassen wir die Skizze hier, gehen wir an einen anderen Ort zum Essen, und wenn ich in einer Stunde wieder komme, werde ich es schon selbst finden, was zu machen ist.

Wohin sollen wir? fragte Louise.

Dort hinauf, ich will sehen, wie es hinter den Felsen aussieht.

Man ließ das Malergeräth da, belud sich mit Allem zur Bereitung der Mahlzeit Nothwendigen und stieg dem Bächlein entgegen, die Höhe hinauf, indem man den Felsen umging. Man

mußte dort oben, um auf einen einladenden Platz zu kommen, die Felsen überschreiten. Betty führte. Auf einer kleinen Plat-form angekommen, wandte sie sich um und sagte: Hier stand er. Auf dem Weiterwege wurde sie durch einen breiten Felsspalt auf-gehalten. Normann ärgerte sich über diese erneute Erinnerung an den Unbekannten, und in diesem Aerger hob er Betty plötz-lich mit beiden Armen in die Höhe, an seine Brust und sprang mit ihr über den Riß auf den kleinen offenen Platz jenseits. Betty klammerte sich erschrocken an seinen Hals; da war sein Aerger hin, und in dem Augenblicke, da er sich niederbeugte, sie auf den Boden zu setzen, drückte er einen raschen Kuß auf ihren Scheitel.

Normann! rief Betty in verweisendem Tone.

Sind Sie böse? Verzeihen Sie — ich habe nicht geglaubt, daß Sie mir darum böse sein könnten. Warum soll ich gerade heute Ihren Scheitel nicht küssen dürfen?

Sie haben Recht, sagte Betty begütigend und faßte seine Hand — es ist pure Dummheit — ich ärgerte mich, daß Sie mich küßten, wo uns der schwarze Mann vielleicht sehen konnte.

Normann machte seine Hand los und sah sie mit großen Augen an: Betty, was haben Sie? Ich begreife Sie nicht. Der Mann verfolgt Sie wie ein Gespenst; was geht Sie der Mann an?

Sie wissen also nicht, wer er ist?

Wie sollte ich — er ist mir völlig unbekannt! Und Sie, Sie wissen es? Sie kennen ihn?

Nein, ich kenne ihn auch nicht — aber ich habe, während ich malte, nachgedacht, und ich glaube, es zu wissen.

Nun, und wer ist er?

O, ein großer Geheimnißvoller; bei uns wurde viel von ihm gesprochen — aber ich habe nicht Alles gehört. Man sprach sehr oft sehr leise von ihm, daß wir Mädchen nicht hörten.

Sie machen mich neugierig.

Nun, so ist mein Zweck erreicht, lachte Betty, ich weiß gar nichts!

Und so lachend, warf sie sich unter einen Baum. Hierher! rief sie, hier wird sich's gut tafeln lassen.

Während dieses Gespräches mußte sich Louise, bepackt, wie sie war, allein den Weg über die Felsen suchen und hatte so von dem Gespräche nichts gehört. Hülflos stand sie an der Spalte, ohne von Normann bemerkt zu werden.

Helfen Sie, bitte! rief sie ihm zu. Er eilte herbei und trug sie wie ein Kind zu Betty's Füßen.

Bald flackerte die Flamme der Kaffeemaschine, um welche die drei Wanderer herumlagen, vor denen auf großen Blättern von Wasserpflanzen, welche Louise vom Bache geholt hatte, wie auf Tellern, kaltes Fleisch lag, während die Kaffeetassen in Erwartung des Stoffes indessen mit Wasser gefüllt waren und die Gläser ersetzen mußten. Man aß mit vortrefflichem Appetit. Dennoch glaubte Louise sich bei Normann wegen der mangelhaften Bedienung entschuldigen zu müssen. Betty lachte laut auf. O, die liebe Philisterin! rief sie, sie wäre im Stande, sich wegen eines Stäubchens auf diesem Tischtuche von Moos und Tannennadeln zu entschuldigen! Das wird eine Hausfrau, eine ächte, vortreffliche Hausfrau! Das wäre eine Frau für Sie, Normann, ganz anders als ich. Lassen Sie mich laufen und nehmen Sie Louisen; ich rathe es Ihnen als gute Freundin.

Dummes Zeug! brummte Louise.

Ich will mir's überlegen, lächelte Normann.

Der Mittag lag heiß über dem Walde und verbreitete seine Schwüle bis in die Schatten. Die beiden Mädchen waren von dem frühen Aufstehen und der langen Wanderung mehr ermüdet, als sie in den ersten Stunden dieses freudigen Wanderlebens gefühlt hatten; Lachen und Plaudern verminderten sich mehr und mehr, und plötzlich legte Betty ihren Kopf auf eine bemooste Wurzel, rief: Gute Nacht! schloß die Augen und schlief nach wenigen Minuten. Louise legte sich etwas tiefer neben sie und that wie die ältere Schwester. Wie zwei Kinder lagen sie da; ihre Wangen rötheten sich; auf die Stirn traten kleine Perlen, und die

ruhevollen, leisen Athemzüge mischten sich mit dem melodischen Summen der Mücken und Käfer und dem sanften Gesause, das aus den Zweigen herabwehte. Normann saß zu Häupten Betty's, betrachtete das kleine, helle Gesicht, das während des Schlafes wie ein vollkommenes Kindergesicht aussah, und verjagte mit einem blättervollen Zweige die Fliegen, die ihre Ruhe stören wollten. Ohne Unterbrechung ging dieser Fliegenwedel über ihrem Kopfe, wehrend und fächelnd, hin und her und neigte sich tiefer zu Louisen nur, wenn diese, halberwacht, sich gegen eine zudringliche Fliege vertheidigte. Normann fühlte sich von diesem Berufe eines Wächters bei diesen schlafenden Kindern eigenthümlich gerührt. Während die rechte Hand mechanisch in ihrem Amte fortfuhr, stützte er den Kopf in die linke, und Zukünftiges und Vergangenes begann an seinem Geiste vorüberzuziehen. Dieser Moment, da er über sie und für sie wachte, das Unangenehme von ihr abhielt, schien ihm beinahe wie ein Symbol seines Lebens, wenigstens des Lebens, wie er es sich wünschte. Wer diesen energischen jungen Mann mit seinen zwar sanften, doch feurigen Augen, mit seinen vielfachen Talenten, mit seiner Ausdauer in der Arbeit und im Kampfe mit den Verhältnissen kannte, vermochte es nicht zu glauben, daß alle seine Wünsche sich in dem einzigen Wunsche zusammenfaßten, für ein einziges geliebtes Wesen ganz und mit aller Hingebung zu leben. Er selbst wunderte sich manchmal darüber, und auch jetzt überraschte er sich auf dem Gedanken, ob für ihn darin das Glück bestehe, so wie jetzt für Betty allein zu leben. Diesem Gedanken folgte auf dem Fuße die Frage: Und sie? — Er schüttelte bedenklich den Kopf, als ob er zu einer entschiedenen Antwort auf diese Frage nicht den Muth hätte. Sie liebt mich, dachte er, gewiß, sie hat mich herzlich lieb; aber es ist mir, als ob sie mir jeden Augenblick entwischen, als ob sie mir durch irgend eine Macht entführt werden könnte. Warum Das? Vielleicht, weil sie ihrer Kunst zum größeren Theil angehört, als mir. Ich vermag nichts gegen sie, nichts gegen ihre Phantasieen, gegen ihre Scherze, gegen ihr Lachen,

gegen ihre Raisonnements, und ich habe doch sonst so viel vermocht! Ich muß mich ihr gegenüber zu meiner eigenen Rechtfertigung daran erinnern, daß ich doch sonst ein Mann bin, daß ich schon in sehr kindlichen Jahren wie ein Mann gehandelt und gelitten habe; ich habe mich mit dem Leben geschlagen wie Einer; Noth und Elend waren nicht im Stande, mich von dem gewählten Wege abzubringen oder mir nur ein Theilchen meiner Selbständigkeit zu rauben. Und ihr gegenüber — da stehe ich und lasse Alles gehen und erwarte von ihr mein Schicksal mit geneigtem Haupte. Es sei! Wenn sie nur glücklich ist! Muß es mir vielleicht nicht schon genügen, daß ich in ihr ein Geschöpf kennen gelernt, das alle schönsten Träume verwirklicht und für alle Zukunft den Glauben an das Schöne und Anmuthsvolle rettet? — Normann lächelte bei diesem Gedanken, und lächelnd dachte er weiter: Aber so leicht resignire ich mich nicht! Dieses Geschöpf soll mich noch lieben und mein sein für alle Zukunft!

Er kniete hin, warf den Zweig fort und neigte sich so tief zu Betty hinab, daß er ihren Athem fühlen konnte; dann wollte er einen leisen Kuß auf ihre Hand hauchen, da aber seine Lippen sie berührten, drückte er sie fest und innig auf die liebe Hand. Betty erwachte, rieb sich die Augen und sah um sich.

Ach, wie herrlich habe ich geschlafen! es geht doch nichts über das Zigeunerleben! rief sie und sprang empor. Auf, Louise! auf zur Arbeit!

Während Louise und Normann die Reste des Mittagessens, Kaffeemaschine, Tassen und das Andere einsammelten, lief Betty zurück nach dem Platze, wo man das Malergeräthe gelassen, und sprang dießmal ohne die Hülfe des jungen Mannes über Felsen und Spalten.

Ein Schrei der Verwunderung scholl den beiden Andern entgegen, als sie unten ankamen. Betty stand vor der Leinwand mit weit offenen Augen und verschränkten Armen. Kommt! Schnell! schnell! Seht! Meine Landschaft ist beinahe vollendet; seht, wie grausig, wild und groß Das alles geworden! Der Geist

dieses Gebirges hat indessen daran gearbeitet, um mir zu zeigen, wie man die Natur groß auffaßt. Ich Stümperin! wie hat er mich beschämt! Ich habe eine Idylle gemalt, er hat den Eingang in die Hölle daraus gemacht. Seht nur diese Schatten, welche Kraft! und diese gewaltigen Felsen! und dieses Bächlein rauscht wie ein wilder Bergstrom! Wie Schade, daß wir ihn durch unsere irdische Gegenwart verscheuchten, daß wir ihn nicht länger arbeiten ließen — es wäre ein herrliches Bild geworden — ich werde es nie so vollenden können!

Normann und Louise betrachteten die Leinwand eben so erstaunt, wie Betty. In der That war mit dem Bilde eine höchst merkwürdige Metamorphose vorgegangen; aus einer mädchenhaften Studie war ein wilder Salvator Rosa geworden, an dem Alles zu leben, dessen Felsen, Moose, Bäume menschlich ausdrucksvolle Gesichter zu haben schienen. Jeder Pinselstrich verrieth eben so große Sicherheit als Kühnheit.

Wer mag Das gemacht haben? fragte Louise.

Wer sonst, sagte Betty ungeduldig, als der schwarze Mann von heute Morgen? Er sah ja selbst so aus wie diese Landschaft — wild, groß, kühn, geheimnißvoll.

So sprechend, vertiefte sie sich immer mehr in die Betrachtung der Malerei; bald ruhte ihr Blick auf den Felsen, dann wieder auf der Leinwand; jetzt trat sie einige Schritte zurück und betrachtete sie von fern, dann nahm sie sie wieder in die Hand, hielt sie nahe vor die Augen und prüfte jeden Pinselstrich. Dann nahm sie die Palette und betrachtete die Farben auf derselben und schüttelte den Kopf. — Ich werde es nie so zu Stande bringen, seufzte sie, und doch saß sie plötzlich vor der Staffelei, mit dem Entschlusse, es zu versuchen und es durchzusetzen. Sie fuhr fort, wo der Unbekannte aufgehört, aber sie hatte jetzt mehr Augen für die Malerei desselben, als für das Original der Felsengrotte, die sie malen sollte. Von Zeit zu Zeit ließ sie kleinmüthig die Arme fallen und murmelte: Es wird nichts daraus — ich verderbe es nur. — Normann sah sie mitleidigen Blickes an,

denn sie schien sehr betrübt. Manchmal sah sie um sich, wie Hülfe suchend, und er fühlte sich gedemüthigt, ihr nicht mit seinem Rathe beistehen zu können.

Einmal, da sie wieder und mit gerunzelter Stirn um sich sah, fuhr sie plötzlich auf, und ein sonderbares Lächeln flog über ihren Mund und glättete ihre Stirn, während ihre Wangen errötheten. Aus dem Walde, ihrem Blicke entgegen, trat der Fremde von heute Morgen. Er suchte offenbar ein Lächeln zu unterdrücken, als er sich vor der Gesellschaft grüßend verneigte.

Entschuldigen Sie — sagte er — daß ich störe; ich sah Sie im Vorübergehen, und da ich ein großer Freund der Malerei bin, wollte ich Sie, mein Fräulein, um die Erlaubniß bitten, auf Ihre Arbeit einen Blick zu werfen.

Betty stand bei seinem Herannahen auf und that ihm unwillkürlich einen Schritt entgegen, als ob sie ihm etwas sagen wollte. Aber als sie zu ihm hinauf sah, fühlte sie sich mit einem Male schüchtern — ein Gefühl, dessen sie nicht gewohnt war — und das Wort stockte in ihrem Munde. Doch faßte sie sich schnell und sagte in einiger Aufregung: Da, nehmen Sie nur rasch Pinsel und Palette und fahren Sie fort, wo Sie aufgehört haben; ich kann es nicht.

Wo ich aufgehört habe? — Ich verstehe Sie nicht, mein Fräulein.

Sie verstehen mich sehr wohl. Sie und kein Anderer hat während meiner Abwesenheit an diesem Bilde gearbeitet. Sie sind Herr Tycho Marson, der hier in der Gegend beim Grafen Galton beschäftigt ist.

Und Sie sind Fräulein Betty Hagener — sagte der Fremde, indem er sich lächelnd und mit weltmännischer Manier vor ihr verneigte — ich habe Sie an Ihrer Arbeit erkannt, als ich mich, von der schönen Gruppe, die ich von der Höhe des Felsens gesehen, angezogen und neugierig gemacht, während Ihrer Abwesenheit herbeischlich. Kein anderer Künstler hier zu Lande ist dieser feinen, ächt poetischen Auffassung fähig. Die junge Künst-

lerin, sagte ich mir, kann keine Andere sein, als dieselbe Betty Hagener, von der Graf Galton die schöne Mondschein-Landschaft besitzt, in deren Sinnigkeit ich mich so oft vertieft habe. Verzeihen Sie mir die Kühnheit, mit der ich mich in Ihre Arbeit gedrängt habe. Ich setzte mit einer Bärentatze fort, was die weibliche Hand so zart und sinnig angefangen.

Je ruhiger der Fremde diese Worte vorbrachte, desto verbindlicher wirkten sie, und dieß um so mehr, als seine Stimme durch ein weiches Vibriren, trotz der Sicherheit seines Auftretens und eben des Kontrastes wegen, den sie mit seiner gewaltigen, beinahe athletischen Gestalt bildete, die ganze Erscheinung so zu sagen milderte. Wenn er sprach, vergaß man die beinahe abschreckende Blässe des Gesichtes, den unheimlich dunkel abstechenden Bart und die breiten Schultern. Auch fühlte sich Betty nach diesen Worten, abgesehen von ihrem wohlthuenden und schmeichelhaften Inhalte, sofort behaglicher, und mit ihrer gewohnten Unbefangenheit forderte sie ihn aufs Neue auf, die Arbeit fortzusetzen.

Nein, sagte Tycho Marson, ich denke an meinen Vortheil; es ist mir interessanter, Sie arbeiten zu sehen. Wenn Sie die Arbeit in meiner Art fortsetzen wollen, gestatten Sie mir nur, Ihnen gelegentlich einen Wink zu geben.

Gut, rief Betty, da lerne ich etwas.

Sie saß wieder vor der Leinwand; Marson neben ihr. Er machte sie auf die Disharmonieen in ihrem Himmel aufmerksam, dann auf mehrere zu scharfe, unvermittelte Uebergänge, dann auf Anderes. Oft legte er nur den Finger auf eine Stelle des Bildes oder deutete nur auf eine Farbe auf der Palette, und es war ihr, als fielen ihr Schuppen von den Augen. Sie sah, wo sie vorhin vergebens gesucht und beinahe verzweifelt hatte. Wie sie die Wirkungen erkannte, jubelte sie auf, und bald that sie keinen Pinselstrich, ohne vor oder nachher Marson fragend ins Auge zu sehen. Gleich einer demüthigen Schülerin saß sie da und arbeitete, wenn auch Marson die Miene eines Lehrers nicht

annahm. Er sah ihr lächelnd zu, wie ein theilnehmender Kamerad. Desto größere Wirkung machte es auf sie, wenn er so leicht hin eine Bemerkung aussprach, die für sie eine Enthüllung, eine Offenbarung war, die in einem Worte zusammenfaßte, was sie wohl schon oft geahnt, unsicher gefühlt hatte, aber nie klar, zu einem Grundsatze gestaltet verkörpern konnte.

Woher haben Sie Das alles? fragte sie endlich, im Malen einhaltend — woher haben Sie dieses Verständniß der landschaftlichen Natur und der Landschaftsmalerei? Sie haben ja nie Landschaften gemalt? Ich habe Sie immer nur als Historienmaler rühmen hören.

Ich weiß nicht, erwiderte Marson, ob ich es verdiene, als Historienmaler gerühmt zu werden — aber Das scheint mir gewiß, daß, wer eine menschliche Gestalt, nur einen menschlichen Kopf malen kann, auch alles Andere malen kann. Unter den großen Meistern der alten Zeit gibt es eigentlich nicht einen einzigen Landschaftsmaler, und doch sind Leonardo, Raphael, Giorgione die größten Landschafter.

Betty ließ die Arme herabfallen; sie fühlte, welche Verurtheilung ihres bisherigen einseitigen Strebens in diesen Worten lag, und sie sah den langen, unendlichen Weg, der sich noch vor ihr ausdehnte, wenn sie zu einem löblichen Ziele gelangen wollte. Marson betrachtete sie mit einem eigenthümlich gemischten Ausdrucke. Vielleicht fühlte er Mitleid mit der entmuthigten Künstlerin und mochte er unwillkürlich mancher verzweifelnden Stunde seines eigenen Künstlerlebens gedacht haben. Der Nachklang solcher Stunden, den kein noch so bewegtes Leben jemals zu vernichten stark genug ist, zauberte eine sanfte Melancholie in dieses blasse, doch so stark aussehende Gesicht; zugleich aber mischte sich die Freude des Genusses bei, den der Anblick eines schönen, jungen, in Leid gesenkten Mädchenkopfes gewährt. Wie er aber mit einem Male die Arme über der Brust zusammen legte, sich etwas zurückbog und Betty mit zusammengezogenen Augenbrauen betrachtete, schien noch ein anderes Gefühl hinzuzukommen. Ein

Physiognomiker hätte jetzt aus seinem Gesichte heraus gelesen, was ungefähr so gelautet haben würde: Schwach, wie du jetzt bist, halte ich dich — wenn ich will! — Aber — bist du es werth?

Plötzlich neigte er sich wieder zu ihr und sagte mit fester Stimme: Muth, mein Fräulein, Muth! Sie sind so jung! aus Ihren Augen dämmert eine schöne Zukunft, und wenn Sie es nur erst mit dem Leben versuchen, werden Sie sich überzeugen, wie gern Ihnen Jedermann seine Erfahrung, die ganze Ausbeute seines Lebens zu Füßen legt.

Betty, die regungslos da gesessen und unter seinem Blicke wie eingeschlafen schien, schämte sich ihrer Entmuthigung, erhob den Kopf und fing wieder rasch zu arbeiten an.

Louise und Normann lagen während dieser ganzen Zeit schweigend da. Das junge Mädchen schien über das ganze Abenteuer verdrießlich und munterte Normann mit Blicken auf, sich in das Gespräch zu mischen. Er schüttelte abwehrend den Kopf, und da er beharrlich schwieg, wandte sich Louise ab und that, als wollte sie schlafen. Normann vertiefte sich immer mehr in Betrachtung des fremden Gesichtes, das ihn so einnahm, daß er kaum die Worte hörte, die Marson zu Betty sprach, wenn ihm auch der Klang der Stimme auffiel. Diese war in der That eigenthümlich. Von Natur aus schien der Maler mit dem einnehmendsten, klangvollsten Organe ausgestattet zu sein; ganze Sätze lang tönte es melodisch, bald sanft, bald männlich kräftig, immer wohlthuend und mit dem Gefühle oder dem Gedanken harmonisch zusammenstimmend, bis es mit einem Male, als ob etwas am Instrumente geschädigt würde, zusammenbrach und hohl und tonlos einen geradezu unangenehmen oder unheimlichen Eindruck machte. Dieser zweifache Charakter in der Stimme sprach sich konsequent im ganzen Gesichte aus. In demselben Augenblicke, da die interessante Blässe anzog, stießen gewisse Falten, welche die Mundwinkel umzogen und von dem schwarzen Barte nicht ganz bedeckt werden konnten, plötzlich zurück; und wieder vergaß

man diese Falten über dem unwiderstehlichen Lächeln, das von Zeit zu Zeit die ganze Physiognomie mild durchleuchtete und hinter den etwas breiten Lippen eine Reihe schöner und glänzender Zähne errathen ließ. Das Räthselhafteste aber waren die Augen. Dunkel und von breiten Lidern und langen schwarzen Wimpern halb bedeckt, blickten sie sehnsüchtig, aber der Gegenstand der Sehnsucht, ob er ein schöner, ob ein böser, wäre schwer zu bestimmen gewesen. Normann hatte viel an sich selbst, wenig an Anderen erfahren, darum blieb ihm diese ganze Erscheinung ein Räthsel, während Andere, die sich in der Welt umgesehen, zwar nicht den Charakter, aber doch die Geschichte oder wenigstens die Abstraktion der Geschichte, so zu sagen die Philosophie der Geschichte Marsons herausgelesen hätten. Der Erfahrene würde, und zwar nach dem ersten Anblick dieses Gesichtes, die Ergebnisse ungefähr so zusammengefaßt haben: Der Träger eines solchen Gesichtes hat, wie man sich auszudrücken pflegt, gelebt, stark gelebt. Ich sehe hier Bruchstücke von Kraft, von großen Planen, von starken Leidenschaften, von manchen gemüthlichen Eigenschaften. Arge Umwälzungen haben diese Bruchstücke eben zu Bruchstücken gemacht, und wenn Das so fortgeht, wird diese mit Ruinen bedeckte Gegend eine wahre Wüste. Ferner sehe ich traurige Schlaffheit, die das Zerstörte nicht mehr aufzubauen vermag, Sehnsucht nach jener Zeit, da die Ruinen noch nicht Ruinen waren, verhüllte Unzufriedenheit mit sich selbst und zugleich den Entschluß, sich nicht aufzugeben und, wenn nicht Glück, doch noch Freuden und Genüsse in thunlichster Menge zu erringen — und wenn nicht Freuden und Genüsse, doch noch Aufregungen, und wären es die schmerzlichsten.

Wie sollte der gute, gelehrte, geistreiche, aber junge und unerfahrene Normann eine Geschichte, eine Charakteristik lesen, die in ihm fremden Lettern geschrieben war? Es war nur eine Art Divination, wenn ihn der Anblick des Fremden unheimlich anwehte; er überredete sich, es sei eben nur das Fremdartige, und er habe noch keinen Isländer gesehen, und Marson sei ja

ein Sohn der geheimnißvollen Thule. Es verdroß ihn, daß Betty sich so sehr mit ihm vertiefte — aber er hatte es sich längst vorgenommen, da zurückzutreten, wo sie ihre Kunst in Anspruch nahm, und sich in solchen Momenten an ihre Vergeßlichkeit zu gewöhnen. Darum that er auch während der ganzen Zeit nichts, das ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick auf ihn hätte lenken können. Er näherte sich nur unwillkürlich — und so that auch Louise — als Marson, von der Verschiedenheit des landschaftlichen Charakters ausgehend, von seinen Reisen zu erzählen anfing. Island, seine Heimat, hatte er früh verlassen und dann — von der dänischen Regierung unterstützt — den Norden und den Süden durchzogen. Er hatte Paris, Rom, den Orient gesehen, und während er nur von Kunst sprechen und alle persönlichen Erlebnisse übergehen wollte, entrollte er vor den Seelen seiner aufmerksamen Zuhörer das Bild eines sehr bewegten Lebens und vielfache Bilder der verschiedensten Länder und Völker. Die Ruhe, mit der er erzählte, hatte die Wirkung, daß man sich ihn als in der ganzen Welt zu Hause und als über alle Verwunderung und Ueberraschung erhaben denken mußte. Nun erst mischte sich Normann mit manchen Fragen in das Gespräch, während Louise wie erstaunt zuhörte und Betty bald gierig mit den Augen an den Lippen des Erzählers hing, bald nachdenklich den Kopf hängen ließ.

Die Arbeit ruhte seit lange; die Sonne war im Untergehen, die Felsenpartie lag in tiefen Schatten. Marson sprach eben von Rom. Betty sprang auf und rief, indem sie die Arme emporstreckte: Auf! nach Rom!

Die ganze Gesellschaft erhob sich.

Unterdessen, auf in die Herberge! sagte Marson lächelnd — aber Sie finden in der ganzen Gegend keine, in die Sie bequem einkehren können, als das Schloß des Grafen Galton. Er ist ja ein alter Freund Ihres Vaters und wird sich freuen, Sie bei sich zu empfangen; er wird es mir Dank wissen, wenn ich Sie berede, bei ihm einzukehren. Sie müssen ja auch meine Arbeiten sehen, die ich für ihn ausführe.

Betty und Louise kannten den Grafen, den großen Schützer aller Künste, seit ihrer Kindheit; schon oft waren sie und der Vater von ihm eingeladen worden, und Betty, die außerdem die Bilder Marsons sehen wollte, war leicht zu bestimmen und bestimmte auch Normann, auf den Gedanken des Malers einzugehen. Papa, sagte sie, wird sich nur freuen, wenn er hört, daß wir beim Grafen Galton eingekehrt sind, und der Graf wird uns mit seiner gewohnten Güte aufnehmen. Er war mir immer gut.

So machte sich die kleine Gesellschaft, von Marson geführt, auf den Weg, durch den Wald dem Schlosse zu. Normann gab Louisen, Marson Betty den Arm.

III.

Den Grafen Erwein Galton zählte man zu den sogenannten liberalen Aristokraten, zu denen er doch so wenig gehörte. Er schämte sich einfach, einen historischen Namen zu tragen, ohne etwas, bei dem herrschenden Zustande der Dinge, für das Vaterland und dessen Wohl thun zu können. Bei den erstarrten Verhältnissen ließ sich im Großen und Allgemeinen nirgends thätig eingreifen; so versuchte er es, seit er Herr seines kolossalen Vermögens geworden, wenigstens im Einzelnen oder, wie er sagte, im Kleinen Gutes zu thun. Dem Landvolke ging er mit Einführung der landwirthschaftlichen Erfindungen als gutes Beispiel voraus; talentvolle junge Männer schickte er auf Reisen und auf ausländische Schulen, um sie von dem Schlendrian der heimischen zu retten; dergleichen that er mit ruhiger Ueberlegung, als positiver Mann, vielleicht als Politiker. Aber mit ganzem Herzen war er dabei, wo es galt, Kunst und Künstler zu unterstützen. Wie sehr er auch die Alten liebte und die Mangelhaftigkeit der modernen Kunst erkannte, that er doch sein Möglichstes für diese,

um, wie er sagte, die Grube auszufüllen und mit an der Brücke bauen zu helfen, die vielleicht zu einer besseren Zeit führe. Sein altes Schloß, im Geschmacke Versailles', konnte er weder umbauen noch verlassen, da er mit zu vielen Erinnerungen daran hing; aber im Innern desselben, so wie in den Pavillons, die er in seinen französischen Gärten aufführen ließ, sammelte er Schätze der Kunst aus allen Zeiten, auch den modernsten, und benutzte er jeden Raum, um ein Kunstwerk, eine Statue, eine Holzschnitzerei, eine Freske, eine Leinwand anzubringen. Und wie auf dem Lande, so in der Stadt, wo er den Palast besaß, in welchem er das Talent des alten Hagener erkannte. Seit jener Zeit war er mit Hagener befreundet und suchte er ihn, wie später dessen begabte Tochter, auf jede Weise zu fördern. Dieser hatte er ihre ersten Bilder abgekauft, die jetzt im Schlosse hingen, und es war darum Betty, als sie sich demselben näherte, gar nicht so zu Muthe, als ob sie in ein fremdes Haus treten sollte.

Das Schloß war nichts weniger als freundlich oder gastlich anzusehen. Obwohl schon längst die Dunkelheit hereingebrochen war, brannte doch in den hundert Fenstern des breiten Hauptgebäudes nicht ein einziges einladendes Licht; nur aus den Seitenflügeln fiel da und dort ein einsamer und ärmlicher Lichtstrahl, und nur vor dem Haupteingange am Gitterthore brannten zwei Laternen. Marson führte seine Gesellschaft über den Vorhof, durch das breite Vestibül des Schlosses in den Garten, der sich unmittelbar mit einer Terrasse an das hintere Vestibül anschloß. Da sah es freilich mit Einem Male anders aus. Alle Gänge und Alleen waren hell erleuchtet, nur hier und da lag eine Laube in angenehmer Dämmerung. In der Mitte des Gartens glänzte ein großer Pavillon, dessen Flügelthüren offen waren und eine bewegte Gesellschaft sehen ließen. Einige Paare drehten sich zum Klange eines Klaviers im Tanze, der den Kommenden wie ein freundlicher Gruß entgegentönte. Betty, welche während der Wanderung aus dem Walde hierher ziemlich schweigsam gewesen war, lachte kurz auf, wie junge Mädchen in Aufregung zu lachen

pflegen, und wurde sogleich wieder ernst, während sich Louise etwas ängstlich an den Arm Normanns drängte. Vor der Treppe, die aus dem Garten in Hufeisenform in den Saal des Pavillons führte, blieb Betty stehen; sie wollte so, bestäubt und unordentlich, mit Tannennadeln im Haar, nicht in solche Gesellschaft treten. Louise gab ihr Recht und rieth, sich zurückzuziehen. Aber Marson sagte laut: Nur vorwärts! Hier genirt man sich nicht; Sie werden sich überzeugen, daß Sie freudig empfangen werden.

Mit diesen Worten betrat er, Betty's Arm haltend, die Treppe; die junge Künstlerin that einen entschiedenen Schritt und stieg die Treppe hinan, die Anderen folgten.

Da ist er, da ist Marson! rief es aus den nächsten Gruppen, als die Ankömmlinge mit dem Maler an der Spitze in der Thür erschienen.

Sind Sie endlich da? wo haben Sie sich den ganzen Tag umhergetrieben? fragte der Graf, der herbei eilte.

Ich habe einen schönen Fang für Sie gemacht, Herr Graf! — sehen Sie, was ich Ihnen aus dem Walde mitbringe.

A la bonne heure! Meine Betty, mein kleiner weiblicher Metzu, rief der Graf erfreut und faßte Betty mit beiden Händen am Kopfe und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn, — und siehe da, auch die liebe Louise!

Unser Freund und Begleiter, Herr Normann! stellte Betty vor. Der Graf reichte ihm die Hand und hieß ihn als Freund seiner lieben Freunde Hagener herzlich willkommen. Mittlerweile war die ganze Gesellschaft herzugetreten und drängte sich im Kreise um die Neuangekommenen, welche man nach und nach bis in die Mitte des Saales gezogen hatte. Allen war die Erscheinung der jungen Künstlerin, deren Namen man kannte, interessant, und unwillkürlich wandte sich manches Auge von ihr nach einer der Landschaften, die im Saale hingen und die von ihr herrührten. Die junge Gräfin, Comtesse Catherine, ein frisches, etwas ländliches Geschöpf von achtzehn Jahren, welche die Honneurs des Hauses machte, fühlte sich verpflichtet, Betty

etwas Angenehmes zu sagen, brachte aber nichts heraus und sah sie nur erröthend an. Eine Künstlerin war ihr so etwas Mysteriöses, sie hatte sich eine solche immer so eigenthümlich vorgestellt, und nun sah sie ein junges Mädchen, ungefähr wie sie selbst, vor sich stehen; diese Erfahrung gab ihr wieder einigen Muth, und sie sagte ihr, wie sehr sie sich freue, die Malerin so poetischer Mondschein-Landschaften zu sehen. Doch fühlte sie sich bei Louisen heimlicher und knüpfte mit dieser, während sich die Anderen mit Komplimenten an Betty wandten, schnell Freundschaft an. Louise vertraute ihr, daß sie sich in der Reiseunordnung ihres Kostüms vor so vielen Herren und Damen nicht behaglich fühle, und Gräfin Catherine führte sie und ihre Schwester auf ihre Zimmer. Normann ging mit Marson, der eine ganze Reihe alter Säle inne hatte.

Die Gesellschaft, welche meist aus Adeligen, großen Grundbesitzern mit ihren Frauen und Töchtern bestand und sich wöchentlich ein oder zwei Mal beim Grafen Galton zu versammeln pflegte, war durch die Ankunft der interessanten Gesellschaft angenehm aufgeregt. Man stand noch lange zusammen und sprach über das Talent und das frische und anspruchslose Aussehen der Künstlerin, über ihren Vater und allerlei auf dessen Leben Bezügliches. Ein Fräulein aus dem Damenstifte machte eine Bemerkung über die Unschicklichkeit einer solchen Wanderung zweier Mädchen mit einem jungen Manne; aber der Graf legte ihr Schweigen auf mit dem sehr ernsthaft und nachdrucksvoll ausgesprochenen Worte, daß sein ehrenwerther und trefflicher Freund Hagener wohl wisse, was er thue, und daß der junge Mann durch das Vertrauen des alten Malers hinlänglich und nachdrücklich empfohlen werde. Ein Hofsekretär und Junggeselle raunte darauf seinem Nachbar ins Ohr, Marson sei ein vortrefflicher Falke, der von keiner Beize ohne Beute zurückkehre.

Als die Mädchen nach einiger Zeit wieder in den Saal traten, schienen sie schon sehr alte Freundinnen; im Laufe des Abends konnte man es hören, daß sie sich duzten, obwohl Louise ihr Du,

wenn sie zu der jungen Gräfin sprach, so viel als möglich zu umgehen oder zu verschlucken suchte. Catherine hatte Betty, der ihre Kleider paßten, auf das Schönste herausgeputzt, und sie trat zum zweiten Male wie eine neue Erscheinung in die Gesellschaft. Jetzt, da sie ihren Hut abgenommen, sah man erst die ganze Schönheit ihrer weißen Stirn, das dunkelblonde volle Haar, das, vorn weit zurückgeschoben, rückwärts in zusammengehaltenen Locken auf den etwas gebogenen Nacken fiel, und das große braune Auge, das unter braunen, beinahe schwarzen Brauen frei und freudig um sich blickte. Selbst Normann sah sie mit Staunen an, als sie eintrat. Wie sie plötzlich umringt wurde und im Gedränge verschwand, war es ihm, als verschwinde sie ihm für immer, und es überlief ihn kalt. Da erscholl wieder die Musik. Der Knäuel öffnete sich, und hervor tanzte Betty am Arme Marsons; ihnen nach viele andere Paare, und im Augenblicke wirbelte es im ganzen Saale. Normann fühlte etwas wie einen Schwindel und lehnte sich an eine Säule. Er bemerkte die wohlwollenden Blicke der Damen nicht, die an ihm vorbeigingen und die schöne, melancholische Jünglingsgestalt betrachteten — er bemerkte es kaum, daß Betty beinahe ohne Unterbrechung mit den verschiedensten Tänzern, meist mit Marson, den Saal entlang flog — das Schleifen der Tanzenden, das Rauschen der Kleider, die Musik summten ihn immer tiefer ein, bis alles Nachdenken zu einem vagen Traume wurde. Aus diesem Traume weckte ihn eine freundliche, ängstliche Stimme: Sie tanzen nicht, Herr Normann?

Es war die Gräfin Catherine, die, als Normann die Augen aufschlug, lächelnd und naiv fortfuhr: Sie müssen nicht tanzen, wenn Sie nicht wollen — auch frage ich nicht, damit Sie mich auffordern, sondern einfach in meinem Amte als Dame des Hauses.

Tanzen Sie, lieber Normann, sagte Louise, die neben der Gräfin stand; Sie stehen so traurig da und tanzen doch sonst so gern.

Traurig? fragte er abwehrend, warum sollte ich traurig sein?

Trotz dieser Frage blickte ihm Louise, da er mit der Gräfin dahintanzte, kopfschüttelnd nach; dann sah sie sich im Saale um, und als ihr Blick auf Betty ruhte, die in tiefem Gespräche mit Marson auf der anderen Seite des Saales stand, schüttelte sie wieder den Kopf, und es war ihr, als dürfe sie ihre Schwester nicht allein lassen. Sie ging hinüber zu ihr und hörte mit einem gewissen Schrecken, wie ihr Marson eben bewies, daß sie in so beschränkten Verhältnissen nicht länger bleiben dürfe und daß sie sich in der Welt umsehen müsse. Leben müssen Sie, rief er, leben! — Die einzige Schule der Kunst ist das Leben!

Das sagt man immer, warf Louise rasch darein, es muß aber nicht wahr sein. Man kennt ja die Geschichte der Maler. Hier und da hat Einer groß gelebt und in der Welt, während zur selben Zeit viele Andere in der größten Stille eben so Großes und Größeres geleistet haben. Die niederländischen Maler des siebenzehnten Jahrhunderts verblieben ihr Leben lang in den bescheidensten und beschränktesten Verhältnissen; sie lebten wie gute Bürger und Handwerker. Selbst die Italiener lebten so, und manche wurden im Kloster große Meister. Selbst Diejenigen, die sich viel in der Welt herumtrieben, thaten es erst, nachdem sie in der Stille ihren Geist und ihre Talente ausgebildet und Ruhm erworben hatten.

Louise hatte vielleicht in ihrem ganzen Leben keine so lange Rede in Einem Zuge gehalten; auch war sie selbst über ihren Muth wie über das Gesagte nicht weniger erstaunt, als Betty, die sie mit großen Augen ansah und lachte.

Lache du nur, ich habe doch Recht! fügte Louise erröthend ihrer Rede zu. Dabei war ihr ganz wohl. Es schien ihr, als hätte sie eine Pflicht erfüllt oder zu erfüllen angefangen, und es däuchte sie, als ob diese Pflicht darin bestehe, mit Marson zu zanken und ihm Betty streitig zu machen. In diesem Gefühle schob sie die Hand unter Betty's Arm und wandte sich mit ihr von Marson ab.

Du bist sonderbar, Louise — was willst du? Was plagt dich? Du machst ja schauderhaft ernste Gesichter, anstatt zu tanzen, sagte die ältere Schwester.

Du bist noch sonderbarer, erwiderte die Jüngere leise, aber etwas heftig — nun hängst du seit Stunden an diesem Manne, den du kaum kennst.

Ich kenne ihn ganz gut — er ist ein ausgezeichneter Maler, und ich höre und lerne von ihm in einer halben Stunde mehr, als ich sonst in Jahren gelernt habe.

Hat sich was mit dem Lernen! zuckte Louise die Achsel — du siehst aus, als wärest du berauscht, du hast Augen und Ohren nur für ihn, für einen Menschen, von dem seine besten Freunde eigentlich nicht wissen, wer er ist, was er sein Leben lang getrieben hat, der einen schlechten Ruf hat, ja, ja, einen schlechten Ruf — die Gräfin Catherine hat mir Das zwar nicht gesagt, aber ich konnte es aus ihren Worten entnehmen. Vor ihr, wie vor uns zu Hause, hat man leise gesprochen, wenn man sich das Leben und die Abenteuer Tycho Marsons erzählte.

Schlechten Ruf! sagte Betty ärgerlich — jeder rechte Mann, der seinen eigenen Weg geht, der unabhängig ist, alle ausgezeichneten Menschen haben schlechten Ruf. Marson ist ein ausgezeichneter Mensch, der ausgezeichnetste, den ich jemals sah. Ich spreche gar nicht von seinem Talente — nur von seinem Geiste, seiner Erfahrung, seinem Wesen. Jedes seiner Worte ist wie ein Schlüssel zu einer unbekannten Welt; die kleinste Bemerkung von ihm eröffnet eine unendliche Perspektive.

Betty wollte fortfahren, aber da stand sie vor Normann, und sie brach rasch ab. Die Beiden sahen einander eine Zeit lang schweigend an, bis Betty sagte: Aber, lieber Normann, da sind Sie — sieht man Sie endlich! Sie vernachlässigen mich, Sie haben mich den ganzen Abend nicht zum Tanze aufgefordert!

Das ist wirklich wahr, lächelte Normann, ich vernachlässige Sie, liebe Betty, und Das alles der Gräfinnen wegen, mit denen ich tanze. So sind wir Männer, und so wird man in

großen Welt; mit dem ersten Schritte vergißt man seine alten Freunde. Wollen wir nicht eine Tour mit einander versuchen, als Erinnerung an die alte Zeit und an den Ball, da wir uns kennen lernten?

Betty nahm seinen Arm und ließ den Kopf hangen. Anstatt zu tanzen, gingen die beiden jungen Leute schweigend auf und ab, und ehe sie sich besonnen, wurden sie aufgefordert, sich in den anstoßenden Saal zum Souper zu begeben.

Der Graf lud die beiden Fräulein Hagener, als die Fremdesten in der Gesellschaft ein, sich rechts und links von ihm zu setzen, eine Höflichkeit, welche Aristokraten Bürgerlichen gegenüber gern verzeihen, da sie sie als gebotene Leutseligkeit und Herablassung betrachten. Normann saß etwas weiter entfernt mitten unter Unbekannten. Er war zerstreut und zum Sprechen nicht aufgelegt. Der Graf, als guter Wirth, hielt es für seine Pflicht, den fremden Schweigsamen in das Gespräch zu ziehen, das in seiner Nähe ziemlich lebhaft war.

Sie betrachten die leeren, mit Mörtel beworfenen Felder an den Wänden, Herr Normann, rief ihm der Graf zu, und sie machen gewiß auf Sie, wie auf mich seit langer Zeit, einen öden Eindruck. Wir streiten seit lange darüber, womit sie zu verdecken seien. Ich besitze einige alte Snyders, und da es Sitte ist, dergleichen nature morte in Speisesälen anzubringen, so ist man hier im Hause dafür, daß ich sie hierher hänge. Ich bin aber nicht dafür; ich bin kein Freund von Snyder, den ich wohl gern in der Galerie, nicht aber immer in meiner Nähe sehe.

Ich glaube, Herr Graf, erwiderte Normann, so aufgefordert, daß ich ganz Ihrer Meinung wäre. Diese todten Fische, der rohe Kohl, das blutige Fleisch, selbst die gemalten Früchte sind eher geeignet, den Appetit zu verderben, als ihn zu erhöhen. Jedenfalls machen sie den Appetit noch thierischer. Man befindet sich in solcher Gesellschaft nicht im Speisesaal, sondern in der Küche, in deren Geheimnisse man lieber nicht blicken soll. Was nützt es, daß die Speisen schon idealisirt und geschmückt auf den Tisch

kommen, wenn ich sie roh und unappetitlich, als ein sehr materielles Memento, im Bilde vor mir habe? Wenn sie nicht an die Küche erinnern oder an die Speisekammer, so erinnern diese Bilder doch meist an abgetragene Tafeln, auf denen in Gläsern, Krügen und Schüsseln Reste geblieben sind — und Das ist eben so wenig appetitlich, als die Küche.

Sie machen mir meine eigene Empfindung sehr klar, sagte der Graf aufmunternd. Aber fahren Sie fort; bleiben Sie nicht bei der Kritik stehen, wie unsere modernen Schriftsteller und Politiker — reißen Sie nicht nur nieder, bauen Sie auch auf. Sagen Sie mir, was diese Speisebilder in einem Speisesaal ersetzen soll, schön ersetzen soll!

Normann fuhr zögernd fort, während die ganze Gesellschaft aufmerksam horchte und den fremden jungen Mann mit Interesse betrachtete: Was den Menschen eigentlich erst zum Menschen macht, ist seine Befähigung zum Ideal, seine Kraft, mit der Materie eine Idee zu verbinden. Bei Essen und Trinken wird diese Operation freilich am Schwierigsten. Doch sind Mahlzeiten oft erhabene Symbole geworden, dadurch, daß sie die Anfänge großer Verbindungen, die Gelegenheit zum Austausche großer Ideen oder sogar die Veranlassungen wichtiger Momente in der Weltgeschichte waren. Solche Mahlzeiten stellen uns mit Hülfe gegebener Momente und Persönlichkeiten die Idealisirung selbst des Essens und Trinkens dar, und was hat die Kunst Anderes zu thun, als uns mit Idealen zu umgeben? Ich, wenn ich mir einen Speisesaal mit Bildern zu schmücken hätte, ich würde mir solche Mahlzeiten malen lassen.

Bravo! rief der Graf — doch bitte, sagen Sie, welche Stoffe würden Sie dem Maler angeben?

Ich würde meinen Stoff aus der Griechen-Geschichte wählen. So kämen ungefähr folgende Bilder heraus: Leonidas mit seinen Gefährten bei der letzten Mahlzeit am Abend vor den Thermopylen; Platons Gastmahl, da alle Fragen der Liebe erörtert werden. Aus der vaterländischen Geschichte müßte auch etwas da sei

freilich, die alten Deutschen waren nicht löblich bei ihren Gastmählern. Luther mit seinen Tischreden paßt nicht in dieses katholische Land — nun, der Humor — fuhr Normann suchend und nachdenklich fort — der Humor muß ja auch nicht fehlen. Nehmen wir z. B. Ludwig den Baier nach der Schlacht mit seiner hungrigen Armee, da er den einzigen Mundvorrath, die Eier, austheilt und die Worte spricht: Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei — oder auch die muthige Gräfin von Rudolstadt, da sie Alba bewirthet und ihm „Fürstenblut für Ochsenblut!" zuruft. — Aus der modernen Geschichte müßte auch etwas da sein.

Den Wiener Kongreß bei dem berühmten Diner des Baron Arnstein! rief ein alter Gesandtschafts-Attaché.

Die ganze Gesellschaft lachte. Herr Normann, sagte der Graf, wird vielleicht etwas Interessantes finden.

Normann legte die Hand an die Stirn und dachte nach. — Ich hab's! rief er. Ein schönes Gedicht, das dieser Tage ein Kollege von mir, ein Student der Medizin, Alfred Meißer, auf der Klinik vorgelesen, gibt mir die Idee: es beschreibt das letzte Abendmahl der Girondisten, in der Nacht vor ihrer Hinrichtung.

Ei! rief der Attaché — Gott bewahre, eine Erinnerung an die Revolution im Speisezimmer! Das verdirbt den Appetit noch viel mehr, als Ihre todten Fische.

Nein, nein! rief der Graf, den Attaché abwehrend — im Einzelnen läßt sich streiten und wählen, aber im Ganzen finde ich die Idee vortrefflich, ganz vortrefflich. Man ist oft Künstler, ohne den Pinsel führen zu können, fügte er lächelnd, gegen Betty gewandt, hinzu. Ein prächtiger junger Mann, Ihr Begleiter!

Normann hatte durch seine Reden, die er eigentlich nur gehalten, um sich zu zerstreuen, die Aufmerksamkeit Aller und die Sympathie Mancher erworben. Nach beendigter Mahlzeit drängte man sich um ihn, und da wenige Menschen es verstehen, einen neuen Gegenstand aufs Tapet zu bringen, sprachen ihm Alle über geeignete Bilder in Speisesälen, und Jedermann gab sich

Mühe, irgend ein historisches Essen zu entdecken, um es Normann zur Aufnahme in seinen Zyklus zu empfehlen. Die Damen schlugen meist Mahlzeiten vor, die sie aus Opern kannten. Die Eine meinte, das Gelage aus Donizetti's Lucrezia Borgia, bei welchem die Brambilla das schöne Trinklied singe, wäre auch ein schöner Gegenstand; die Andere schlug die ersten Szenen aus Robert der Teufel vor; die Dritte fragte, ob denn nicht auch die Hugenotten vor der Bartholomäusnacht zu Nacht gegessen. Obwohl ihn alle diese Vorschläge in gute Laune versetzten, war Normann doch froh, als sich ihm der Graf mit Betty am Arm näherte und ihn zu einem Spaziergang durch den Garten einlud.

Augenscheinlich hatte ihn der Graf schnell liebgewonnen. Seine Geschichte kannte er schon durch Betty und Louise, bei denen er sich während und nach Tische nach dem jungen einnehmenden Menschen erkundigt hatte. Manches errieth er auch, und auf die hingeworfene Bemerkung, daß man nur mit einem Verlobten so ins Land laufen könne, gestand ihm Betty mit sehr großem Eifer, daß sie Normann liebe und gewiß einst heirathen werde. Louise freute sich über dieses Geständniß, das manche, seit einigen Stunden in ihr erwachte Besorgnisse zerstreute. Sie hätte sich weniger gefreut, wenn sie gewußt hätte, daß Betty das Geständniß so rasch bereit, eifrig und beinahe zu laut aussprach, um ähnliche Besorgnisse in sich selbst zum Schweigen zu bringen. Während Normann bei Tische die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich gezogen, fiel es dieser erst auf, wie wenig Aufmerksamkeit sie selbst ihm seit vielen Stunden zugewandt, und sie erschrak, daß alle ihre Gedanken einem Andern gehört hatten. Daher ihr Geständniß und daher zum Theil das begeisterte Lob, mit dem sie von ihm sprach. Sie war dem Grafen sehr dankbar dafür, daß er mit ihnen plaudernd und den jungen Mann über seine Verhältnisse ausfragend im Garten umherging und gewisser Maßen wieder den Vermittler zwischen ihnen machte — denn es schien ihr, als bedürfte es einer Vermittlung, einer Versöhnung.

Selten hatte sie Normanns Worte so weise, so geistreich, den Klang seiner Stimme so wohlthuend, sein stolzes und doch bescheidenes Benehmen so edel gefunden wie jetzt; so oft sie an einer Laterne vorübergingen, warf sie ein prüfendes Auge auf ihn, und auch Gesicht und Gestalt hatte sie nie so schön gefunden, wie in diesem Augenblicke. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß über seine Züge ein Schleier tiefer Melancholie gebreitet war, und sie wußte nicht, war, was sie fühlte, Rührung oder böses Gewissen. Sie hatte sich immer so in den Tag, in die Stunde, in den Augenblick hinein leben und gehen lassen, ohne jemals traurig zurück zu denken, und jetzt empfand sie etwas wie Reue und wie ein Unrecht. Sie hätte weinen mögen, und sie erschrak, als der Graf, um die abziehenden Gäste zu begleiten, ihren Arm in den Arm Normanns legte, sich mit Entschuldigungen entfernte und sie allein ließ. Es war ihr neu und beengend, daß sie, mit Normann allein gelassen, nicht Worte finden konnte, da es ihr gerade Bedürfniß war, zu ihm zu sprechen. Was ist Das? fragte sie sich — was sollte es anders sein als Liebe? Gewiß, ich liebe ihn von ganzem Herzen; ich habe es nie so gewußt, wie jetzt. Und unwillkürlich drückte sie seinen Arm an ihre Brust. Normann zuckte zusammen, aber schwieg, und schweigend spazierten sie weiter. Am Ende der Allee, über einen beleuchteten Platz schritt Marson; er kam aus dem Dunkel und verschwand nach drei Schritten in dem Dunkel; wie er durch das Licht hinschritt, sah er auf der hellen Mauer, die den Hintergrund bildete, groß und gewaltig aus. Bei seinem Anblicke blieb Betty stehen und wandte sich mit Normann nach einer andern Richtung. So kamen sie in einen dunkleren Gang.

Betty fühlte das Bedürfniß, zu sprechen, noch lebhafter als vorhin. Aber sie konnte unmöglich Das, was sie bedrückte, zuerst aussprechen; sie mußte sich durch Worte erst Muth machen zum rechten Worte, und sie warf wie scherzend hin: Wissen Sie, Normann, daß Sie hier alle Welt erobert haben?

So? fragte Normann auf den Ton eingehend, desto besser;

ich weiß, es ist gut, Vielen zu gefallen, wenn man Einer gefallen will! So sind einmal die Weiber!

Ich nicht!

Eine künstlerische Seele und eine Weiberseele, Das ist hundert Mal Weib, Das ist tausendfache Empfänglichkeit!

Der Scherz war mit so zitternder Stimme ausgesprochen, daß Betty nicht den Muth hatte, zu antworten. Erst nach langem Schweigen sagte sie in einem sanft verweisenden Tone, der aber die Selbst-Anklage nicht verbergen sollte: Mein Freund — lieber Normann, Sie haben mich heute viel allein gelassen!

Hm — habe ich wirklich?

Ja gewiß, sagte Betty mit einer Stimme, welche in der Dunkelheit verrieth, daß sich ihr Auge mit Thränen füllte.

Normann war gerührt, denn er hatte Betty nie weinen sehen. Er hielt in seinem Gange inne und faßte ihre beiden Hände, die er heftig drückte. Gestehen Sie, Betty, sagte er so ruhig und sanft, als er konnte, daß ich gut gehandelt habe, und daß Sie sich empört hätten, wenn ich Sie nur einen Augenblick an sich selbst erinnert hätte! Wie sehr ich Sie liebe, haben Sie mich doch gewöhnt, Sie mit Ueberlegung, ja, beinahe mit Berechnung zu behandeln. Sie sind übrigens nicht ein Mädchen wie tausend andere — Sie sind frei und müssen Ihre Freiheit haben: ob zu Ihrem Glücke, ob zu Ihrem Verderben? Das wird das Schicksal beantworten. Auf Glück oder Unglück kommt es übrigens bei Künstler-Naturen nicht an, sondern auf ein Leben, das einen Inhalt habe. Ich liebe Sie auch zu sehr, als daß ich Sie mit kleinlichen Eifersüchteleien plagen sollte, als daß ich immer an mich denken sollte, wenn Sie mich vergessen. Ich lasse Sie gehen, ich lasse Sie so hinleben; ich werde nie um Sie kämpfen, ich werde nie Ihre Liebe zu erbetteln oder zu erflehen oder zu erschleichen suchen, wenn sie mir nicht als eine freie Gabe trotz Allem, trotz allen Wünschen und Ausflügen Ihrer Phantasie zu Theil wird! Glauben Sie, daß ich Sie weniger liebe, wenn Sie anderswo Ihr Glück oder Ihren Lebens-Inhalt

suchen? Auch dann noch werde ich treu neben Ihnen ausharren und zufrieden sein, wenn ich ein Uebel von Ihrem theuren Haupte abwehren kann, ohne ein lästiger Warner oder Prediger zu werden.

Anstatt der Antwort hörte Normann ein unterdrücktes Schluchzen und fühlte er beide Hände Betty's sich an seine Schultern anklammern.

Sie sprechen mir, als ob Sie mich verlassen wollten, stotterte sie, als ob Sie mich aufgäben. Normann, mein Freund, mein theurer Freund, ich liebe Sie so innig!

Sie schlang beide Arme um seinen Hals und drückte einen langen Kuß auf seine Lippen. Es war der erste Kuß, den sie ihm gegeben. Er war berauscht, glückselig. Nach langen Stunden voller Qual hielt er ein ungehofftes Glück in den Armen; alle gewaltsam unterdrückte Empfindung brach mit Einem Male hervor; alle planvolle Besonnenheit, die er sich seit der Zusammenkunft mit Marson als Waffe gegen ein hereinbrechendes Unglück zurecht gemacht, verflüchtigte sich vor diesem Einen Momente; er hob Betty an seine Brust empor und nannte sie zwischen unzähligen Küssen mit den süßesten Namen.

Sie merkten nicht, daß sich Schritte näherten. Es war Louise, die seit Langem und besorgt ihre Schwester suchte. Als sie das Schluchzen und die Küsse hörte, blieb sie erschrocken stehen und horchte. Gottlob, es ist Normann! lispelte sie, lehnte sich an einen Baum der Allee und fing heftig an zu weinen. Doch faßte sie sich schnell, wischte die Thränen vom Auge und rief: Betty! Normann! man sucht Euch! im Schlosse geht Alles zu Bette!

Gute Nacht! und: gute Nacht! und Betty faßte ihre Schwester am Arme und eilte dem Schlosse zu. Langsamen Schrittes und wie ein Träumer folgte ihr der junge Mann und lächelte vor sich hin und schüttelte den Kopf, als ob ihm Jemand etwas erzählte, das er nicht glauben könnte und doch gern geglaubt hätte.

IV.

Wie wenig er auch geschlafen hatte, war Normann doch sehr früh wieder im Garten. Es hatte in der Nacht ein wenig geregnet, und die ganze Natur lachte in jugendlicher Frische. Doch ließ er nur einen flüchtigen Blick über die ganze Herrlichkeit des Gartens schweifen und horchte, unbekümmert um den lustigen Gesang der Vögel, in die Alleen nach allen Seiten, ob er nicht schon Betty irgendwo sehen oder ihre Stimme oder ihren Schritt hören könnte. Aber die Gärtnerjungen ausgenommen, war noch keine menschliche Seele zu erspähen. So wanderte er vor dem Schlosse auf und ab und prüfte sämmtliche Fenster, da er nicht wußte, hinter welchem Betty übernachtete. Die Fenster waren noch geschlossen, wie schlafende Augen. „Schlaf wohl!“ lispelte er und begann eine neue Wanderung durch den Garten. Da die französischen Alleen ihrer Länge nach leicht zu übersehen waren, verließ er jede, sobald er einige Schritte darein gethan, um eine andere zu betreten und zu überblicken; so vereinigte sich in ihm der Wunsch, Betty zu begegnen, mit der widersprechenden Ueberzeugung, daß sie noch süß schlafe. Er mußte selbst über sich lachen und setzte sich endlich hin auf eine altbemooste Bank, um sein Glück zu überdenken und die widersprechenden Stimmen in seinem Innern, die dieses Glück mit des Gedankens Blässe ankränkeln wollten, zum Schweigen zu bringen. Dieß gelang ihm, indem er sich den Eindrücken des schönen Morgens und seiner Ruhe hingab und das Glück seines Innern mit der holden, heiteren Anmuth der Umgebung in Eins verfließen ließ. Wer kennt sie nicht, diese lieblichen Täuschungen, wenn die Natur, besonders in Sommer-Morgenstunden, ihre heilsame Hand auf unser Herz legt und uns glauben macht, daß ihr ruhevoller, harmonischer Pulsschlag unser Herzschlag sei? Dann wähnt man sich ihr so nahe und so reich und ruhevoll wie sie. Aber sie zieht die Hand zurück, und man gehört wieder dem kleinen, u… aus Momenten zusammengesetzten Leben; man gleicht der

den man begreift, nicht ihr. Man fühlt und leidet wieder — und wenn man auch wieder hofft, was ist damit gewonnen? Sie besitzt eine göttliche Gefühllosigkeit und eine erhabene Hoffnungslosigkeit. Uns macht sie träumen, sie aber ist. In das hinmurmelnde oder stehende Gewässer unseres Lebens wirft sie, vorübergehend, ihr Spiegelbild; sie weiß es kaum, und wir glauben, Eins zu sein mit ihr. Es war nur eine Stimmung, ein Schatten, und wir hielten es für den Anfang eines Glückes. Darum genügt es schon, wenn das Gewässer klar genug ist, um sie zu spiegeln.

Wie sehr Dieß genügt, fühlte Normann in jener Morgenstunde. Trotz allen Bedenklichkeiten, die selbst Betty's Hingebung nicht ganz zerstreuen konnte, war er glücklich, und er fühlte sich unangenehm geweckt, als der Graf plötzlich vor ihm stand. Doch heiterte ihn ein Blick in das edle und wohlwollende Gesicht des alten Mannes schnell wieder auf.

Schon so früh aus den Federn, Herr Normann? rief ihm dieser zu, indem er ihm die Hand reichte, Das ist doppelt viel für einen Stadtmenschen. Ich freue mich sehr darüber, da ich gleich mit Ihnen die Wanderung antreten kann, die ich gestern im Stillen projektirt hatte. Ich will Ihnen meine Gewächshäuser zeigen. Als Mediziner sind Sie auch Botaniker; es wird Sie Manches interessiren, und Sie werden mir vielleicht manchen guten Rath geben können.

Der Graf stützte sich auf seinen Arm und führte ihn aus der Allee in einen entfernten Theil des Gartens, wo sich viele hohe und niedere Gewächshäuser an einander reihten. Da war in der That viel zu sehen. Der Graf erklärte und erzählte die Geschichte vieler Pflanzen mit der Ausführlichkeit des Liebhabers und erkundigte sich nach den Einrichtungen des botanischen Gartens in der Universitätsstadt, über welche Normann genügende Aufklärung geben konnte. Dann kam die Möglichkeit der Akklimatisirung verschiedener Pflanzen, dann ihre Nutzbarkeit zur Verzierung oder im Hauswesen oder auch in der Apotheke zur

Sprache. Nachdem man mit den Gewächshäusern fertig war, sagte der Graf: Sie haben mir hier manchen guten Rath gegeben, Sie werden es auch im Hospital können, das ich hier im Städtchen angelegt habe. Wir müssen jetzt dahin.

Da ertönte die Frühstücksglocke vom Schlosse her; Normann zauderte; beim Frühstück hätte er Betty sehen können. Aber der Graf lachte: Ach, Sie sind hungrig, junger Mann! Schadet nichts! — Sie müssen das Opfer der Wissenschaft bringen und der leidenden Menschheit; Größere haben für die Beiden länger gehungert; was ich mir einmal in den Kopf gesetzt, Das muß ich gleich ausführen. So treibe ich es nun seit sechzig Jahren, und ich werde es nicht ändern, einem hungrigen Magen zu Gefallen, oder gar — fügte er lächelnd hinzu — einem schmachtenden Herzen zu Liebe.

Es war so viel Güte in diesem Spotte, daß Normann gern willfahrte und sich mit entschlossenem Schritte in Bewegung setzte. Das Hospital fand er vortrefflich ausgestattet, zur sichtbaren Freude des Grafen, obwohl er hier und da manche Mangelhaftigkeit bemerken mußte, z. B. in Betreff der Ventilation. Aber der Graf war ein so großer Freund von Verbesserungen, daß ihm kritisirende Bemerkungen, die zu dergleichen Veranlassung gaben, nur willkommen waren. Normann hielt sich auch bei den Kranken auf, fragte sie aus und gewann auffallend schnell ihr Vertrauen; er ertheilte auch manchen Rath, aber mit jener Zurückhaltung, die er dem abwesenden Arzte und, als junger, unerfahrener Praktiker, den Kranken schuldig zu sein glaubte.

Endlich nach langen Stunden, die Normann eine Ewigkeit schienen, kehrten sie ins Schloß zurück. Normann wollte sich empfehlen und Betty aufsuchen.

Nichts da, sagte der Graf, Sie waren schon vorhin so hungrig, wie sehr müssen Sie es jetzt sein! Wir frühstücken zusammen; ich habe Ihnen bei der Gelegenheit Manches zu sagen, was Ihnen vielleicht von Wichtigkeit ist.

Der Graf führte ihn in den Speisesaal, ließ auftragen,

hieß ihn, sich ihm gegenüber setzen, und schickte den Bedienten fort.

Jetzt, sagte er, wollen wir gemüthlich frühstückend ein Geschäft abmachen. Mit wenigen Worten. Sie werden mir Ja oder Nein antworten; aber ich gestehe Ihnen, daß ich ein Ja erwarte und wünsche. Ueber Ihre Verhältnisse bin ich durch die beiden Mädchen hinlänglich unterrichtet; was Ihre Kenntnisse und Fähigkeiten betrifft, so habe ich heute, ohne daß Sie es wußten, eine Prüfung mit Ihnen vorgenommen, zu Ihrem Charakter habe ich das größte Vertrauen, weil Ihnen mein alter Freund Hagener mit seinem gesunden Blicke vertraut. Ihre Bildung, Ihr Talent, in der Welt zu leben, erkennt mein eigenes, erfahrenes Auge; Ihre Energie hat ein Leben unter Fremden und der Kampf mit Entbehrungen seit frühester Jugend gestählt. Alle diese Eigenschaften in einem Manne, und zwar in einem jungen Manne vereinigt, bedarf ich aufs Dringendste und denke ich auszubeuten. — Ich habe einen Sohn von neunzehn Jahren; er studirt gegenwärtig Jura auf einer deutschen Universität. Aber er hat eine zarte Gesundheit, und ich denke ihn bald zurückzurufen, um ihn auf Reisen zu schicken. Seit lange suche ich einen Begleiter für ihn — einen jungen Mann, der sein Rathgeber, sein Freund und zugleich sein Arzt sei — einen gebildeten, jungen Mann, der an nichts vorübergehe und meinen Sohn an nichts vorübergehen lasse, was belehren, anregen, bilden kann. Der junge Mann sind Sie. Aber Sie sind gebunden; Sie müssen noch Jahre lang als Hofmeister arbeiten, bis Sie das Geld erworben haben, um Ihre Examina machen zu können. Eine schöne Zeit des Lebens wird da einem äußerlichen Umstande geopfert; Das ist thöricht; ich würde Das, nachdem ich Sie kennen gelernt, nicht dulden, auch wenn ich nicht persönlich dabei interessirt wäre. Geben Sie Ihre Hofmeisterei auf und machen Sie Ihr Examen; Sie thun es für mich, ich werde Ihnen dankbar sein, und was die Kosten betrifft, so werden wir die berechnen, denn mit dem Ende der Reise soll hoffentlich unsere Verbindung nicht

zu Ende sein. Wenn Sie die Welt besehen, werden Sie einen ruhigen und gesicherten Wirkungskreis wünschen, eine Stelle, mit der Sie ein geliebtes Weib ernähren können. Dieses geliebte Weib wird allem Anscheine nach die Tochter meines Freundes Hagener werden; desto größere Freude wird es mir sein, sie Ihnen zu verschaffen. Sie sollen mein Hausarzt und Arzt dieser meiner Herrschaft, Direktor des Hospitals und aller Sanitäts-Anstalten auf meinen Gütern werden; der gute Doktor, der die Stelle bis jetzt inne hat, ist alt und wird sich gern in Ruhe zurückziehen. So habe ich mir die ganze Sache zurecht gelegt; ich fasse gern rasche Entschlüsse und gebe mich mit Vertrauen den ersten Eindrücken hin. Da ich seit lange einen Begleiter für meinen Sohn und einen Arzt für diese Herrschaft suche, flog mir gleich gestern Abends der Gedanke durch den Kopf, daß ich gefunden, was ich suche — die nähere Bekanntschaft mit Ihnen befestigte jenen fliegenden Gedanken. Und so schlagen Sie ein.

Normann hatte diese Rede mehrere Male mit Danksagungen unterbrechen wollen — aber die Worte flossen aus dem Munde des Grafen unaufhaltsam wie ein Regen, und dem jungen Manne war es, als fühlte er das Glück greifbar auf sein Haupt niederfallen. Mit Einem Male waren so viele Sorgen dahin, war so viel Last und Mißmuth, die ihm in der Zukunft drohten, von ihm genommen. Dankbar, keines Wortes fähig, streckte er dem Grafen die Hand entgegen. Dieser faßte sie mit dem frohen Bewußtsein, einen Menschen glücklich gemacht, wenigstens von Sorgen befreit zu haben, und er war fast bereit, Normann dafür eben so herzlich zu danken, als dieser ihm dankbar war.

Der junge Mann sprang vom Tische auf und wandte sich unschlüssig der Thür zu.

Wir sind zwar mit unserem Frühstück kaum am Anfang, sagte der Graf scherzend, aber ich begreife, daß Sie fort wollen und wohin.

Wo mag sie sein? Wo kann ich sie finden? fragte Normann vor sich hin.

Wo wird sie sein? lachte der Graf, oben im Saale bei Marsons Fresken. Durchs Vestibül, die große Treppe hinauf — der Saal ist offen — Sie werden gleich das Gerüst sehen.

Ein Schatten flog über Normanns Gesicht, verschwand aber alsbald, und er eilte hinaus, sprang mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf und stand im Saale. Er sah Niemanden; erst als er suchend um sich blickte und sein Auge die ganze Tiefe und Höhe des wahrhaft großartigen Saales durchflog, erkannte er hoch oben auf einem Gerüste Betty, die, ihm mit dem Rücken zugewandt, eifrig beschäftigt schien, während kaum einen Schritt von ihr Marson sitzend an einer Freske malte. Normann kletterte rasch die Leiter hinauf. Oben angekommen, stand er auf den wenigen Brettern, aus denen sich die Platform des Gerüstes zusammensetzte, hart neben Betty und Marson. Die Beiden, die in ihre Arbeit vertieft waren, bemerkten ihn nicht, — er aber war über Betty's Aussehen erstaunt. Sie hatte eine Schürze vorgebunden, die bereits wie das Schurzfell eines Maurers aussah. Mit einer Kelle arbeitete sie an der Zubereitung von Kalk und Mörtel und beachtete es nicht, daß ihre Arme und Hände von den Stoffen bespritzt waren, daß selbst in ihrem Gesichte einzelne Spritzer hangen geblieben. Neben Marson hatte sie ganz das Aussehen eines Lehrlings neben seinem Meister. Nachdem sie den Mörtel gehörig gerührt und umgedreht, wandte sie sich mit der ganzen hölzernen Kufe zu Marson.

Ist es gut so? fragte sie.

Zu dünn! sagte Marson, indem er, um sich in seiner Arbeit nicht zu unterbrechen, kaum einen Blick auf den Mörtel fallen ließ.

Betty kehrte wieder an ihre frühere Stelle zurück, schüttelte einigen Sand durch ein feines Sieb, prüfte ihn aufmerksam, klaubte noch einige grobe Körner heraus und warf ihn dann auf den Mörtel, den sie aufs Neue mit der Kelle zu drehen und zu durchwühlen begann. Dann wandte sie sich wieder mit der Frage: Ist es so gut? an Marson, welcher nach einem flüchtigen Blicke ein Ja hinwarf. Sie stellte die Kufe in seine Nähe zur Rechten

und setzte sich dann auf einen Schemel neben ihn, so daß sie ihm auf den Pinsel sehen konnte, der eben auf dem frisch aufgetragenen Gemäuer Einiges nachholte und die unscheinbaren Ritzen zwischen der heutigen und der früheren Arbeit noch unscheinbarer zu machen suchte.

Guten Morgen, Herr Marson! Guten Morgen, Fräulein Betty! rief Normann.

Marson erwiderte den Gruß mit einem freundlichen Kopfnicken; Betty reichte ihm über die Schulter die Hand voll Mörtel hin, lächelte und kehrte sich sogleich wieder der Arbeit zu.

Betty, lispelte er ihr ins Ohr, ich habe Ihnen allerlei Wichtiges zu sagen.

Ein abwehrendes St! war die einzige Antwort.

Jetzt gehört sie wieder ganz ihrer Kunst, dachte Normann — du mußt dich daran gewöhnen. Er sah sich um und betrachtete die Medaillons an den Wänden des Saales, die Marson bereits mit Freskomalereien ausgefüllt hatte, sämmtlich mit Kompositionen nach deutschen Balladen. Die Bilder waren mit viel Geist und Phantasie aufgefaßt; sie hatten alle etwas Großes und Kühnes in ihrem Charakter — aber es fehlte ihnen das Liebliche, Traute, selbst wo es der Gegenstand verlangte. Wie glühend auch die Farben glänzten, die Gesichter und Gestalten waren todt, unheimlich, erloschen. Sie sahen aus wie die Geister oder Gespenster der Personen, die sie vorstellen sollten. Wo der Gegenstand an sich unheimlichen oder geheimnißvollen Charakters war, wie z. B. in Goethe's Erlkönig oder Braut von Korinth, wurde er unter Marsons Pinsel wild, beinahe verzerrt. Ich verstehe nichts von Malerei, sagte sich Normann — aber es scheint mir doch, daß ich Recht habe und daß Marson nicht der Mann ist, der deutsche Poesie im Bilde reproduziren könnte. Aber dieses gewisse Unheimliche war es eben, n Marson von so vielen anderen Malern unterschied ur schnell einen Namen machte. Wie die anderen, trug a das halbvollendete Bild, das er jetzt malte, des Gol

Töchterlein von Uhland, diesen Charakter. Der Ritter mit dem Ring in der Hand stand schon da, aber mit einem Lächeln, vor dem es der Braut, „der Helene lieb, Helene traut," hätte grauen müssen.

Betty schien das Bizarre in der Auffassung und die Mangelhaftigkeit der Kunst Marsons nicht aufgefallen zu sein, denn als dieser plötzlich aufstand und die Leiter hinabstieg, um einen Spaziergang durch den Garten zu machen — er konnte nicht anhaltend arbeiten, ohne von Schwindel erfaßt zu werden —, rief Betty, immer noch die frische Arbeit betrachtend: Welch ein Meister! Mein Gott, welch ein großer Meister! Dann stand sie auf, und auf die Medaillons deutend, fügte sie hinzu: Normann, betrachten Sie diese Fresken genau — ich habe nie eine originellere und kühnere Arbeit gesehen. Die Freske, das ist doch die eigentliche Malerei, die großartigste. Ich sehe heute zum ersten Mal al fresco malen und bin wie berauscht. Ich muß den Vatikan und die sixtinische Kapelle sehen — und den Palazzo del Te und die Kirche von Orvieto; ich muß! Sie hätten Marson hören sollen, wie er mir von all Dem erzählte! Ich weiß jetzt erst, was ich zu sehen habe und was ich zu lernen habe. Man muß fort, man muß in die Welt! man muß sehen und leben! Das ist kein Leben, wie wir es hier zu Lande führen.

Und wie wollen Sie Das alles bewerkstelligen? fragte Normann traurig.

Ich weiß es nicht; jedes Mittel ist mir recht. Aber ich muß, ich muß! Ich bleibe nicht länger im Hause, wie ein Hamster. Betty rief Das alles, während sie mit den Armen heftige Bewegungen machte, mit einer Stimme voll Fanatismus und zugleich mit einem Ausdruck der Bitterkeit um den Mund, der Normann um so schmerzlicher traf, als es ihm vorkam, daß diese Worte zugleich einen Vorwurf gegen ihn enthielten. Er sagte sich, daß er sich nicht getäuscht habe, als Betty nach einiger Zeit fortfuhr:

Sie, Normann, begreife ich nicht. Ich begreife einen Mann

nicht, der sich in kleinen, engen, erbärmlichen Verhältnissen begnügt. O Gott! wäre ich ein Mann — wer weiß, an welcher Stelle Italiens ich heute schwelgen würde, in welcher unheimlichen Straße von Paris ich heute ein großartiges Abenteuer hätte! Ich bin kein Mann, aber doch — ich sage es Ihnen, Normann — Kunst und Leben werde ich durchwühlen, durchkosten wie Einer!

Das war nicht der Moment, ihr von den Aussichten auf ein stilles Glück zu sprechen, die sich ihm heute eröffneten und die ihn wie mit Flügeln hierhergetragen hatten. Ihre Hingebung und Rührung, die ihm gestern in der dunkeln Allee den glücklichsten Augenblick seines Lebens geschaffen, von dem sein Herz noch immer nachzitterte, schienen in ihr selbst nicht die geringste Spur mehr zurückgelassen zu haben. Was ihm ein großes Lebensereigniß war, existirte für sie nicht mehr, sie knüpfte daran nicht an, in ihrem Benehmen war nicht die geringste Erinnerung an ein Ereigniß, das wie eine Verlobung, ein höchstes Gelöbniß aussah. Er würde empört gewesen sein, wenn er nicht eben diese Wahrhaftigkeit, die sich bis zur Grausamkeit steigern konnte, als einen Theil ihres Wesens geliebt hätte. Wie sie ihm gestern sagte, daß sie ihn liebe, so sagte sie ihm jetzt, daß ihr jedes Mittel recht sei, ihn zu verlassen. Was kann man Höheres verlangen, als Wahrheit? Normann fühlte, daß er sie in dieser Grausamkeit noch inniger liebe, aber desto trauriger machte ihn dieses Bewußtsein. Sein nachdenkliches Schweigen, das ihren lauten Ausbruch beantwortete, brachte sie ein wenig zur Besinnung; sie sah ihm ins Gesicht und erschrak vor der tiefen Trauer, die es umhüllte.

Sie legte den Arm um seinen Nacken und flehte: Normann, kommen Sie mit mir! Komm mit, mein Freund! verlaß mich nicht! Wir wollen zusammen die Welt durchziehen als treue Freunde und von einander nicht lassen und lernen und uns alles Schönen freuen.

Das oberste Ende der Leiter erzitterte; es kam Jemand.

Normann entzog sich sanft ihren Armen. Er war froh, ihr jetzt nicht antworten zu müssen. Marson, der heraufstieg, warf einen prüfenden Blick auf die Beiden, und ein etwas spöttisches Lächeln flog über seine Lippen.

Jetzt den frischen Mörtel; er wird sich schon gesetzt haben! rief er, halb scherzend, halb mit Ernst gebietend.

Er setzte sich an seinen Platz, während ihm Betty unwillkürlich gehorchend den Mörtel reichte. Normann setzte sich auf die Bretter des Gerüstes und stellte die Füße auf die Sprossen der Leiter, dem Maler halb zu-, halb abgewandt, Betty beobachtend und zugleich ihre Worte und ihren Seelenzustand bedenkend. Noch zitterten ihre Hände vor Aufregung, doch that sie Alles, was ihr Marson gebot, mit Aufmerksamkeit und auf das Pünktlichste. Da er den Mörtel anfügte und schnell die Farben ergriff, um sie dem nassen Grunde aufzusetzen, hafteten ihre Augen auf der Stelle, die er eben behandelte, und Normann dachte: Jetzt hat sie wieder mich und meine Liebe und die Welt vergessen, und er könnte sie behandeln wie sein Eigenthum, wie seine Sklavin.

Er glitt die Leiter hinab und ging in den Pavillon, wo er Louisen zu finden hoffte. Er sehnte sich nach ihr; ihre Gegenwart, ihr Wort hatten immer etwas Beruhigendes, Tröstliches für ihn; er war ihrer Theilnahme so gewiß. Jetzt wollte er auch die Abreise aus dem Schlosse mit ihr besprechen; man sollte entweder in die Stadt zurückkehren oder die Wanderungen und Studien nach der Natur, die der ursprüngliche Zweck dieses Ausfluges gewesen, fortsetzen. Wie sehr es mit seinem Vorsatze und seinen Ansichten übereinstimmte, Betty vollkommen frei gewähren zu lassen, erschien er sich doch schwach, wenn er in die Vorgänge und heftigen Bewegungen, die er in ihrem aufgeregten Innern beginnen sah, nicht thätig eingriffe. Wollte er ihr seine Liebe nicht aufdringen oder abbetteln, ihrer beweglichen Natur nicht eine drückende Stätigkeit aufzwingen, so durfte er doch das Seinige thun, um sie einer Atmosphäre zu entziehen, die ihr

das Fieber gab, und Berührungen von ihr fern halten, die ihm verderblich dünkten. Vor Tycho Marson hatte er eine wahre Angst. Einen Kampf von Mann gegen Mann hätte er mit Freuden bestanden und wie eine Befreiung angenommen; aber dieser Geheimnißvolle, ob er nun sprach oder schwieg, machte ihm den Eindruck eines Gespenstes, das sich der fassenden Hand entzieht. Er wirkte auf Betty, und gewiß nicht allein durch seine Kunst; sie erlag ihm, sie war in seiner Gewalt, als wäre diese eine magnetische. Normann sagte sich: Es ist eine Erfahrung; ich lerne einen Winkel des weiblichen Herzens kennen; ich muß wie ein kluger, liebender, besorgter Ehemann handeln; ich darf nicht rauh und mit Machtsprüchen auftreten — ich muß nur störende Elemente entfernen. Diese Reflexionen, zu denen er sich zwang, gaben ihm eine gewisse Ruhe wieder, doch seufzte er tief bei dem Gedanken, daß er zu solchen Sorgen und Ueberlegungen gezwungen sei, kaum achtzehn Stunden nach jenem glücklichen Momente, da er seine Geliebte für ewig zu halten glaubte.

Er fand Louisen nicht. Eine Kammerjungfer sagte ihm, daß Gräfin Catherine sie ins Städtchen entführt habe und daß die Beiden wahrscheinlich erst zu Tische zurückkommen würden. Normann ging in die Bibliothek, betrachtete die Bücherrücken, schlug einige alte Bücher auf, konnte es aber zum Lesen nicht bringen, wie einladend auch Pulte, Sopha's, Armstühle in dem kühlen Saale aufgestellt waren. Wieder machte er einen Spaziergang durch den Garten, und wieder stand er vor der Treppe, die in den großen Saal und zu den Fresken führte. Als er in den Saal trat, hörte er Betty auf dem Gerüste, die in die Hände schlug und wiederholt ausrief: Ich bin es! Ich bin es!

Normann stieg die Leiter hinauf; sie streckte ihm die Hand entgegen, um ihm rascher hinauf zu helfen, und rief dazu mit glühenden Wangen: Kommen Sie schnell und sehen Sie!

Normann betrachtete die Freske, auf die Betty deutete. Marson hatte indessen den weiblichen Kopf des Bildes vollendet;

Goldschmieds Töchterlein sollte offenbar keine Andere sein, als Betty selbst. Die Aehnlichkeit war auffallend, und doch welch ein Unterschied! Normann schauderte es, wie er den Kopf betrachtete. Es war Betty, aber nicht die blühende, holde Mädchengestalt, die vor ihm stand, sondern Betty nach einem jahrelangen Leben voll Leiden und Leidenschaften, Betty verwelkt und verblüht, aber doch unendlich schön.

Nein, Betty, Das sind Sie nicht, sagte Normann mit zusammengezogenen Augenbrauen, Gott bewahre, daß Sie es jemals seien!

Das ist Fräulein Betty, wie sie sein soll, sagte Marson bestimmt und beinahe herausfordernd, so sieht sie das Auge des Künstlers in der Zukunft, und so wird sie, wenn sie das Leben, der Divination nachhinkend, vollendet. So wird sie freilich nicht, wenn sie auf einem Flecke, in einer Provinzialstadt sitzen bleibt und einförmig einen Tag wie den anderen abspinnt. Erst das Leben, das Glück und Unglück, bringt die geheimsten Züge der Seele auf das Gesicht, erst das Leben meißelt es aus und schreibt in malerischen Charakteren eine Geschichte hinein. — Glauben Sie — rief er mit erhöhter Stimme, indem er vom Sitze aufstand und Betty ins Gesicht sah — glauben Sie, es sei dieses Kind mit runden Wangen, das mich so mächtig anzieht, in dessen Herz ich all meine Kunst überpflanzen möchte? — nein, es ist dieses Weib, das ich hierher gemalt und das ich in diesem Kinde entdeckt habe.

Normann fühlte das Bedürfniß, das Pathos des Malers etwas zu dämpfen, und um den Eindruck, den es auf Betty gemacht, zu verwischen, sagte er, die Achsel zuckend und etwas lächelnd, leicht hin: Indessen scheint mir die Geschichte, die Sie mit malerischen Charakteren, die Zukunft errathend, in dieses Gesicht gemalt haben, nicht die heiterste, nicht eben viel von Glück erzählend.

Glück und Unglück sind Worte, sagte Marson wegwerfend; unter Glück versteht man meist die Ruhe, in der unsere besten

Kräfte versumpfen. Es ist die Frage: was arbeitet an uns? Was macht etwas aus uns? Es ist meistens Das, was man Unglück nennt und was oft gar nichts Anderes ist, als Bewegung, Denken, Fühlen, Kampf, das Leben. Ich habe Männer gekannt, die sich wenig darum kümmerten, ob sie ein Weib glücklich oder unglücklich machten — sie machten sie leben. — Aber Das alles gehört nicht hierher — fügte der Maler lächelnd hinzu — Herr Normann hat meine Künstler-Eitelkeit gereizt und mich so weit gebracht, daß ich mich mit Paradoxen und Uebertreibungen vertheidige. Fräulein Betty, es ist Feierabend — wir können heute zufrieden sein, wir sind fleißig gewesen, und Sie haben etwas gelernt.

So sprechend, verneigte er sich und stieg die Leiter hinab.

Betty setzte sich auf ihren Schemel, sah bald das Bild an, bald vor sich hin und sagte dann, als ob sie nur unwillkürlich ihre Gedanken in Lauten ausdrückte: Man sollte nicht glauben, daß die Menschen Geschöpfe Einer und derselben Gattung sind. Wie verschieden sind ihre Ansichten vom Leben, und wie verschieden ist ihr Leben selbst! Der Eine fühlt sich im Hause behaglich, wie eine Schnecke, der Andere muß wie ein Hirsch oder ein Löwe oder ein Adler leben, in voller Freiheit und Wildniß. — Wenn ich Sie und Marson vergleiche ...

Der Vergleich fällt nicht zu meinem Vortheil aus — ich bin jedenfalls die Schnecke im Hause.

Betty faßte seine Hand und sah ihm mit feuchtem Blicke ins Auge. Fürchten Sie keinen Vergleich, Normann, sagte sie weich, Sie liebe ich, und ich weiß, was mir Ihre Liebe werth ist, ich weiß auch, wie hoch Sie über Allen stehen, die ich kenne. Seien Sie nicht böse — ich bitte Sie darum, weil es mir scheint, als hätten Sie ein Recht, mir böse zu sein, obwohl ich selbst nicht weiß, warum. Es ist mir, als hätte ich seit gestern Jahre durchlebt, als wäre ein Gedränge von Ereignissen und Erlebnissen in mir und um mich. Ich möchte fort und bin wie an Eine Stelle gebannt; ich sehe nicht klar, ich weiß nicht, was ich will,

und fürchte auch, es zu wissen. Ich bin an Sie gebunden, lieber Normann ...

Nein! rief Normann.

Ja, ich bin es, ich will es sein. Sagen Sie mir, lieber Freund, was haben Sie für uns Beide ausgedacht, was denken Sie über unsere Zukunft?

Normann hielt den Augenblick für günstig, ihr die Mittheilung zu machen, die er ihr schon diesen Morgen hatte machen wollen; er setzte sich zu ihr auf den Schemel Marsons, legte seine Hand auf die ihre und erzählte ihr in wenigen Worten, welche Anträge ihm der Graf gemacht, und machte sie darauf aufmerksam, wie ihnen Beiden hier das Material zum Aufbau eines glücklichen, schön ausgefüllten Lebens gegeben sei.

Und Sie könnten sich für Ihr Leben hier einschließen lassen? fragte Betty mit tonloser Stimme.

Vielleicht nicht fürs Leben, fuhr Normann fort, nach einigen Jahren arbeitsvoller Zurückgezogenheit, wenn ich in der Wissenschaft etwas geleistet habe, könnte ich vielleicht einen höheren und weiteren Flug nehmen. Indessen hätte ich einen schönen Wirkungskreis, in dem ich Gutes thun könnte, ich hätte Pflichten zu erfüllen und könnte meiner Wissenschaft leben — was kann ein Mann mehr verlangen? Das Schicksal kommt mir so gütig entgegen, als ich es nur erflehen kann.

Betty entzog ihm ihre Hand, schlug die Arme über die Brust zusammen und starrte in die Luft. Plötzlich sprang sie auf, fuhr sich mit beiden Händen in die Scheitel und rief wie verzweifelnd: Nein, nein! ich kann es nicht! Lieber in Elend und Jammer durchs Leben geschleppt werden, als diesen frühen Tod!

Sie stand am Rande des Gerüstes und sah hinab in die Tiefe. Ich thue wohl am Besten, schrie sie, ich stürze mich hier hinab, dann hat Alles ein Ende.

Normann faßte sie um den Leib und zog sie zurück. Betty, sagte er, ich werde Ihnen mit Einem Worte Ihre Ruhe wiedergeben: Sie lieben mich nicht!

Betty ließ ihren Kopf auf seine Brust fallen und weinte bitterlich.

Ein Kabriolet fuhr in den Hof, das Louisen und die junge Gräfin zurückbrachte; bald darauf ertönte die Glocke, die zum Mittagessen einlud.

V.

Des Abends glänzte der Pavillon so hell erleuchtet wie gestern, doch war er verhältnißmäßig leer. Es waren nur einige Herren aus der Nachbarschaft gekommen, die sich nach kurzer Zeit aus dem Saale verloren und in die Nebenzimmer zurückzogen, um zu spielen. Normann sprach mit dem Grafen; er war blaß, aber ruhig und gesammelt. Louise war in den Flitterstunden einer Mädchenfreundschaft und schritt Arm in Arm, lachend und scherzend mit der Gräfin Catherine im Saale auf und ab. Sie war so froh, daß heute nicht getanzt wurde und daß man so gemächlich hier herum spazieren und plaudern konnte. Betty, die schweigsam neben den beiden Mädchen einher ging, wünschte im Gegentheil den Lärm und die Bewegung des gestrigen Abends zurück. Sie hätte sich so gern in den Tanz gestürzt und sich betäubt und aufgeregt; es fiel ihr auf, daß sie sich nach Aufregungen sehnte, und sie fühlte sich ganz einsam und blieb, langsamer gehend, bald hinter den anderen Mädchen zurück, so daß sie am Ende allein im Saale umher ging. Normann näherte sich ihr und gab ihr den Arm — aber sie sprachen nichts. Der Graf, der in die Spielzimmer gegangen war, kam nach einiger Zeit mit offenbar unzufriedener Miene zurück und setzte sich zu einer alten Dame, die eben angekommen war. Nur um etwas Abwechslung in ihren stummen Spaziergang zu bringen, lenkte ihn Normann den Spielzimmern zu. Das erste Zimmer war leer, eben so das zweite; sie traten in das dritte, eine Art größerer Rotunde. Da standen die Herren alle um einen großen Tisch herum; in der Mitte stand Maison und hielt die Bank.

Unbeweglich stand er da, nur auf die Bank und auf die Karten sehend; mit unzerstörbarer Ruhe warf er das Geld dem Gewinnenden hin oder strich er das Gewonnene ein. Nur von Zeit zu Zeit erhob er den Blick und ließ ihn fragend über die Spielenden gleiten. Er war bleich wie ein Todter; manchmal zuckte sein rechter Mundwinkel und warf eine Falte bis hinauf zum Auge. Betty zuckte bei diesem Anblicke zusammen; Normann sah sie an, ihre Lippe zitterte. Er wollte sie fortführen, aber sie stand wie festgewurzelt und starrte Marson unausgesetzt an. Sie beugte sich vor, ihre Augen öffneten sich weit, und man hätte schwer errathen können, ob sie mit Entsetzen oder Begier blickte. So vorgebeugt, stand sie eben so unbeweglich wie Marson in seiner aufrechten Stellung. Sie schien versteinert, wie von einem magischen Anblick gefesselt. Normann erschrak, wie er sie so sah, und wollte sie fortziehen; diese Bewegung weckte sie nur, und sie hauchte, wie aus dem Traume sprechend: Ich möchte mitspielen! — Normann zog sie mit Gewalt in den Saal zurück; dort angekommen, verließ sie seinen Arm und faßte die Hand Louisens. Louise, sagte sie halb leise — gehe hinein und nimm mich mit — sieh dir Marson an, wie er spielt — er sieht schauderhaft aus und wunderbar schön!

Auf ein Zeichen Normanns wich Louise nicht vom Platze. — Betty sah der Thür entgegen. Da kamen die Herren heraus. Der Graf hatte dem Spiele ein Ende gemacht und trat nun mit Marson durch die Thür.

Sie haben Unrecht gehabt, sagte dieser zum Grafen in dem Augenblicke, da er an Betty vorüber ging, ohne sie zu sehen — ich war en veine — Sie haben meine Bank koupirt.

Sie wissen, erwiderte der Graf, ich liebe es nicht, daß man Landsknecht bei mir spiele.

Aber ich war eben im Zuge — Coeur-König war mein, alle Könige waren drin — fuhr Marson fort, ohne rechts oder links zu achten, immer noch in sein Spiel vertieft und auf seine Hände sehend, als wären es die Karten, von denen er sprach.

Der Graf wandte sich ab; Marson fuhr sich mit der Hand über die Stirn und in die Haare, blickte um sich und lächelte. Dann näherte er sich Betty, machte ihr Vorwürfe, daß sie gelangweilt aussehe, reichte ihr den Arm und sagte, er müsse sie mit Erzählungen zerstreuen. Louise, die gestern unruhig war, so oft sie ihre Schwester mit dem Maler allein wußte, sah sie heute unbesorgt an seinem Arme, des Momentes in der Allee gedenkend, der alle ihre Besorgnisse und Zweifel niederschlug.

Während man am nächsten Morgen beim Frühstück zu Tische saß, fuhr ein Wagen in den Hof.

Da ist er! rief der Graf.

Man sah hinaus; der alte Hagener saß im Wagen. Die ganze Gesellschaft stürzte ihm entgegen; Normann half ihm herab, während die Mädchen seine Hände mit Küssen bedeckten. Betty warf sich dann an den Hals des Grafen und dankte ihm in den herzlichsten Worten für diese Ueberraschung. Man begab sich mit dem Neuangekommenen wieder an den Frühstückstisch, und der Graf setzte seine Absichten mit der ganzen Gesellschaft aus einander. Der alte Hagener, dem ein Landaufenthalt nur gut thun könne, solle den Sommer mit seinen Töchtern auf dem Schlosse verbringen und während der Zeit mit Betty mehrere landschaftliche Dessus-de-portes malen. Betty werde außerdem bei Marson eine gute Schule durchmachen. Sie werde unter seiner Leitung Köpfe und Figuren malen; wolle sie Studien nach der Natur machen, so habe sie hier in Wald und Bergen Gelegenheit genug. Louise ist seiner Tochter eine liebe und willkommene Gesellschaft; sie werden mit einander lesen, arbeiten, musiziren. Normann bleibt noch einige Tage, kehrt dann in die Stadt zurück, löst sein Verhältniß zu dem Hause und beginnt ungestört seine Studien, um so bald als möglich sein Examen zu machen und den Doktor-Hut zu empfangen. Er könne, wenn ihm Das behage, seinen Studien auch hier im Schlosse, in der Einsamkeit des Landlebens obliegen; er werde immer ein sehr willkommener Gast sein, ja der Graf wünsche es sehr, daß

er diese Zeit hier zubringe, denn sein Sohn werde bald von der Universität zurückkehren, und es sei doch gut, daß sich die beiden jungen Männer kennen lernen und Freunde werden, ehe sie die gemeinschaftliche Reise anträten. Der Graf bat ihn sogar, die Sache so einzurichten, daß Dieß ermöglicht werde. Der alte Hagener fand den ganzen Plan vortrefflich; Betty wagte ihren Beifall nicht laut zu erkennen zu geben; Normann nickte schweigend, und die Gräfin Catherine umarmte Louisen aus Dankbarkeit, sich nicht von ihr trennen zu müssen. Alles schien so glücklich als möglich. Der alte Hagener dankte Herrn Marson, der zufälligen Begegnung mit seinen Kindern dadurch, daß er sie ins Schloß geführt, eine solche Wendung gegeben zu haben, und drückte ihm seine Freude aus, einen solchen Künstler, von dem er schon so viel Schönes gesehen, kennen zu lernen.

An Arbeit war heute nicht zu denken, um so weniger, als sich Marson müde erklärte. Man brachte den alten Papa in den Schloßflügel, der für ihn und seine Kinder eingerichtet war, damit er von der Reise ausruhe. Was unternehmen? Sollte man den schönen Sommertag so vorübergehen lassen? Gräfin Catherine schlug einen Ausflug ins Land vor, und während die Fräulein Hagener den von ihrem Vater mitgebrachten Kleidervorrath benutzten, um frische Toilette zu machen, spannte man im Hofe zwei amerikanische Trotter vor einen sogenannten Fourgon, welcher der ganzen jungen Gesellschaft Platz genug bot. Der Schicklichkeit wegen wurde eine alte Französin, eine ehemalige Gouvernante, die wie ein Geist alter Zeiten in der Tracht aus der Restauration im Hause umher schlich, eingeladen, die Partie mit zu machen. Der Wagen brauste durch das Städtchen, und wer ihn so dahin fahren sah, glaubte die glücklichste Gesellschaft der Welt zu sehen. Waren es nicht junge Herzen, die in den herrlichsten Sommertag hineinfuhren? Und in der That war die Stimmung eine ziemlich heitere. Junge Gemüther sind so. Waren sie vor wenigen Momenten noch so heftig und schmerzlich aufgeregt — sie haben es bald wieder zu einer gewissen Ruhe

und, kommt eine fröhliche Veränderung dazu, zu einer gewissen Heiterkeit gebracht. Es fehlt ihnen eben die Erfahrung über die fern gehenden Wirkungen solcher Momente; sie haben solches Unglück noch nicht erlebt und glauben im Grunde nicht daran. Ja, wie den alten, abgelebten Menschen eine große Aufregung erfreut, weil er in ihr ein Zeichen der Lebensfähigkeit, sogar einen Beweis von Kraft erblickt, so erfreut ein seelisches Erlebniß, und sehe es noch so sehr einem unglücklichen ähnlich, die Jugend; sie fühlt, daß sie zu leben anfange. Auch auf diese Weise prüft die Seele ihre Flügel, und es kommt das dunkle Bewußtsein hinzu, daß man einen Schritt vorwärts gethan habe. Man empfindet ein wohlthätiges Gefühl, wie beim Schluchzen nach heftigem Weinen, sogar eine Art von Befriedigung. Denn wie jener Märchenheld die Sehnsucht hat, die Furcht und das Grausen kennen zu lernen, so hat die Jugend eine tiefe Sehnsucht nach der Bekanntschaft mit dem Schmerze.

Doch war es viel mehr Normann, der dieses schmerzlich süße Gefühl empfand, als Betty, obwohl diese ihrer Natur nach fähiger war, von Schmerz zu Freude, von Gegensatz zu Gegensatz überzugehen. Sie war eben in Zwiespalt mit sich, während Normann klar wußte, was er fühlte und litt. In Betty's Gemüth hatten die Worte Normanns: Sie lieben mich nicht, die sie beruhigen sollten, eine Oede zurück gelassen. Die beiden anderen Mädchen waren heiter in der ersten Unbefangenheit der Jugend; Tycho Marson war ruhig und freundlich und machte den Cicerone der Gegend, die er wandernd schon hundert Mal durchstrichen hatte. Louise liebte es, ihn über seine Vergangenheit auszufragen und ihn erzählen zu lassen — nicht aus Neugierde oder persönlichem Interesse, sondern aus List. Sie war überzeugt, daß er bei Enthüllung seiner Vergangenheit, die um so geheimnißvoller war, als er von der fabelhaften Insel stammte, nur verlieren könne, und sie wünschte bei all ihrem sonstigen Wohlwollen für alle Menschen nichts so sehnlich, als daß er jeden Nimbus verliere. Aber sie erreichte ihren Zweck nicht. Marson

beschrieb nur mit großer Lebhaftigkeit die Wunder und Herrlichkeiten seiner Heimat, die großartigen Felsenufer, die feuerspeienden Berge, die beiden Geiser u. s. w. und erzählte dann, wie er, der Sohn eines freien Bauers, eines Abkömmlings jener alten Normannen, welche die Insel in Besitz genommen, vom Gouverneur hervorgezogen und nach Kopenhagen geschickt worden, wie die dänische Regierung sich seiner angenommen und, mit Empfehlungen an seinen Landsmann Thorwaldsen ausgestattet, ihn nach Rom geschickt — wie er da, um ganz unabhängig zu leben, der Regierung ihre Pension mit Dank zurückgegeben und sich arbeitend durchs Leben geschlagen habe. Daran knüpfte er allerlei Scherze, wie ihm der Zufall, ein Isländer zu sein, überall gut gedient habe, wie ihm deßhalb alle Thüren offen gestanden und er überall interessant gewesen. Einen Isländer, sagte er, stellen sich die Einen wie einen Samojeden oder Lappländer, die Anderen wie einen Recken oder Helden aus der Edda vor. Die nordischen Urzeiten, glauben diese, hätten sich in unserem Eise bis auf diese Tage frisch und ohne Umwandlung erhalten. Ach! wir sind moderne Menschen, wie die Anderen, haben dieselben Leiden und Leidenschaften, dieselben großen und erbärmlichen Wünsche. Die Kultur hat auch uns beleckt. Freilich haben wir etwas Besonderes, etwas, das uns, wie jeder Pflanze, vom Boden anhängt. Unter Schnee und Eis wühlt bei uns ein ewiges, unverlöschliches Feuer, das südlich schöne Oasen schafft und furchtbare Verheerungen anrichtet.

Gleichgültig, ob es bergauf- oder bergabwärts ging, die Trotter flogen unaufhaltsam dahin, nach den Anweisungen, die Marson von Zeit zu Zeit dem Kutscher zurief. Schloß und Städtchen waren längst verschwunden, die Gegend hatte einen ganz anderen Charakter angenommen. Man war in einem unansehnlichen Hügelland, das mit Föhren bedeckt war, nur hier und da zeigte ein angebautes Feld ärmliche Saat von Kartoffeln oder Buchweizen; aus den flachen Thalsohlen glänzten kleine Teiche, ohne Abfluß, mit faulem Schilfe bekränzt. In einem

öden, rings vom Walde eingeschlossenen Thalwinkel lag ein Dorf, das aus ärmlichen Hütten bestand; es machte den Eindruck, als wollte es sich verbergen. Auch führte kein ordentlicher Weg dahin, und der einsame Pfad, der es mit der Landstraße in verschiedenen Windungen verband, war vielfach mit Gras bewachsen und vernachlässigt.

Wir wollen hier aussteigen, sagte Marson, und das Dorf besuchen — es wird Sie interessiren, besonders Sie, Herr Normann — es ist das alte Protestantendorf.

Protestanten, hier zu Lande? rief Betty, Das ist in der That höchst interessant; wir sind auch Protestanten, Papa und ich und Louise!

Wirklich? fragte Marson — wie kommt Das? Hier in diesem erzkatholischen Lande!

Papa ist ja aus Hannover eingewandert und hat unsere selige Mutter, seine Jugendliebe, hierher nachkommen lassen, um sie zu heirathen.

Da ich als Isländer auch protestantisch bin, sagte Marson, so ist es wohl unsere Pflicht, die Glaubensgenossen in ihrer Verlassenheit zu besuchen.

Betty war im Grunde sehr wenig religiös gestimmt; aber sie empfand jene Theilnahme, die man für eine Genossenschaft immer empfindet, selbst wenn man nur äußerlich zu ihr gehört. Hier kam noch das besondere Interesse hinzu, daß das Dorf eine Ausnahme, eine beinahe unbekannte Ausnahme in dem durch und durch katholischen Lande war, und die ganze Gesellschaft war gleich begierig, diese Merkwürdigkeit kennen zu lernen. Mit raschen Schritten näherte man sich den Hütten, und aufmerksam horchte man Marson, der noch einige Auskunft zu geben wußte. Die Bewohner dieses Dorfes sind Abkömmlinge der alten Hussiten, späteren Utraquisten, welche die Kalvinische oder die Augsburger Lehre — sie wissen selbst nicht, welche — angenommen haben. Man weiß nicht, sind sie, schon hier seßhaft, den Verfolgungen entgangen, oder haben sie sich erst hierher gerettet, als die

rottung begonnen. Die umwohnende katholische Bevölkerung hat eine große Scheu vor ihnen, und sie selbst meiden jeden Umgang mit den Kindern ihrer Verfolger. So leben sie in vollkommener Abgeschiedenheit — meist als Kohlenbrenner, hier und da auch in einzelnen Hütten mitten im Walde. Ausführlicheres konnte Marson nicht berichten; man hoffte, im Dorfe mehr zu erfahren.

Je näher man dem Dorfe kam, desto trübseliger wurde sein Anblick. Auf einer schiefen Ebene, die sich dem Walde entgegen hob, lagen die strohbedeckten Hütten ordnungslos ausgestreut, schmutzig, beinahe ganz schwarz von Kohlenstaub. Zwischen den Hütten standen einzelne Kiefern inmitten von Feldern, die sichtlich nur mit dem Spaten bearbeitet und deren weiße Kartoffelblüthen, wie die Hütten, von Kohlenstaub bedeckt waren. Durch das ölgetränkte Papier, welches die Fensterscheiben ersetzte, blickte überall die nackteste Armuth. Die Kinder, die, kaum in Fetzen gehüllt, vor den Thüren spielten, flüchteten sich erschrocken, oft schreiend beim Anblicke der Fremden. Auch die Weiber, welche die Kartoffelfelder umgruben, schienen sich hinter den Stauden verbergen zu wollen und vertieften sich in ihr Geschäft, sobald sie merkten, daß einer der Fremden sie ansprechen wollte. Männer konnte man nirgends entdecken; sie waren wahrscheinlich im Walde bei ihren Meilern.

So durchschritt die Gesellschaft beinahe das ganze Dorf, Anfangs mehr erschrocken als gerührt von dem Elend, das hier überall sie anstarrte.

Auskunft werden wir, wie es scheint, hier nicht viel erhalten, sagte Normann.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, erwiderte Marson, wir müssen nur den Prediger zu entdecken trachten; diese starrsinnigen Ketzer werden doch einen Prediger haben.

Gräfin Catherine, die man dazu aufforderte, war nicht zu bewegen, sich einer der Frauen zu nähern, um sie in der Sprache des Landes nach der Wohnung des Predigers zu fragen; sie hatte zu große Angst vor den scheuen Blicken dieser Weiber.

In anderen protestantischen Dörfern, sagte Marson, erkennt man das Haus des Pastors an seinem vorzugsweise idyllischen und behaglichen Aussehen; das fällt hier weg; alle diese Hütten sind höchst armselig. Ein Tempel, eine Kirche ist auch nicht da. Woran soll man die Pastorwohnung erkennen?

Vielleicht an ihrem ausgezeichneten Elend, sagte Normann.

Das ist eine Idee! Am Elendesten scheint mir die Hütte dort am Eingange des Waldes. Sie wäre längst zusammengestürzt, wenn sie sich nicht vorsorglich an die Kiefer gelehnt hätte.

Sie gingen der Hütte zu; aber da war keine menschliche Seele zu sehen. Marson näherte sich dem Fenster, konnte aber durch das Papier nichts erblicken; er stieß mit dem Finger ein Loch hinein und legte das Auge an das Loch.

Da drinnen regt sich etwas, das aussieht wie ein Mann; ich will es heraufbeschwören. He! holla! heraus!

Ein kleiner, alter, schwächlicher Mann trat aus der Thür. Als er die Fremden erblickte, zog er rasch das schwarze Käppchen vom Kopfe und verneigte sich tief, wobei er einen kahlen Scheitel zeigte, der von einem Kranze dünner, grauer Haare eingefaßt war. Sein Gesicht war hohl und eingefallen, aber kluge Augen warfen ein stechendes Licht aus buschigen, noch dunklen Augenbrauen hervor. Den Leib hatte er in einen großen, aber vielfach geflickten und zerfetzten Kittel gehüllt, den er vorn mit beiden Händen, in denen die Kappe zitterte, zusammenhielt. Er sah ängstlich um sich und schien nicht den Muth zu haben, sein Auge auf der Gesellschaft ruhen zu lassen.

Der sieht ja aus, wie der Shakespeare'sche Apotheker aus Romeo und Julie, sagte Normann leise und zitirte die Verse:

Der Hunger sitzt in deinen hohlen Backen,
Noth und Bedrängniß darbt in deinem Blick,
Auf deinem Rücken hängt zerfetztes Elend,
Die Welt ist nicht dein Freund, noch ihr Gesetz ...

Sie haben Recht, murmelte Marson, der sieht so aus, als ob er für Geld Vieles thun könnte.

Die ganze Gesellschaft war eine Zeit lang in den Anblick des Mannes, des personifizirten Elendes, vertieft, während er den gebeugten Kopf hin und her bewegte und die Fußspitzen der Fremden betrachtete.

Wo wohnt hier der Pastor? fragte Marson.

Ich bin es selbst, gnädiger Herr! antwortete der Alte mit unterthäniger Stimme.

So? Sie selbst? Wir sind auch Protestanten, ich und diese Damen, und wir möchten gern etwas über die Gemeinde erfahren.

Wir sind Protestanten, antwortete der Pastor mit blöder Stimme.

Ich meine, wir wüßten gern etwas von der Geschichte dieser Gemeinde. — Wie alt ist sie? Woher stammt sie? Wie kommt es, daß sie sich hier mitten im katholischen Lande erhalten hat? Ist es wahr, daß sie von Hussiten abstammt?

Der Pastor verzog seinen Mund zu einem verlegenen Lächeln und stammelte wiederholt: Gnädiger Herr, wir sind Protestanten.

Wo haben Sie studirt, Herr Pastor? fragte nun Normann.

Du lieber Gott! rief dieser, studirt! Seit lange haben wir keine studirten Prediger. Wer sollte sie studiren lassen? Wir sind so arm! Die Gemeinde wählt Denjenigen, der zur Arbeit am Wenigsten taugt — der lernt lesen und schreiben und liest ihnen die Bibel vor und traut und tauft und schreibt die Todten ein. Das thu' ich Alles.

Ohne Weihe? fragte wieder Marson.

Doch nicht! erwiderte der Prediger, man hat mich nach der Stadt geschickt, und der dortige Prediger, der das Recht dazu hat, legte mir die Hand auf, und die Regierung hat mich bestätigt. Das alles habe ich schriftlich.

Und Sie haben ein Gehalt von der Regierung? fragte Marson wieder.

Ein Gehalt! Du lieber Gott, ein Gehalt! er lachte heiser und schüttelte den Kopf verneinend. Ich lebe von Dem, was der Gemeinde übrig bleibt, und ihr bleibt nichts übrig!

Die letzten Worte sagte der Alte mit einer Art von Humor, legte beide Hände auf den Rücken und sah zu den Wolken hinauf.

Sie haben eine Kirche, einen Tempel, ein Bethaus? fragte Normann weiter.

Gewiß! einen Tempel.

Könnten wir den sehen?

Der ist bald gesehen! erwiderte der Prediger und ging hinter das Haus. Die Gesellschaft folgte ihm und sah am Rande des Waldes eine Art hölzerner Scheune, die aber doch errathen ließ, daß sie eigentlich etwas Anderes als eine Scheune vorstellen wollte, denn sie hatte ein Vordach, das von vier rundbehauenen Balken getragen wurde und wie der erste, ursprünglichste Gedanke zum antiken Peristyl aussah. Der Pfarrer stieß das Thor auf, und sie traten in einen ziemlich großen Raum, der nur durch ein der Thür gegenüber, fast unter dem Dache angebrachtes Fenster erleuchtet war, durch das man in die Zweige der Kiefern sah. Nicht fern von diesem Fenster stand ein hoher, behauener Baumstumpf, auf dem ein einfaches, schwarzes. eisernes Kreuz befestigt war; vor dem Baumstumpf ein von weißem, aber zerrissenem Tuche bedeckter Tisch, auf dem die Bibel lag — ein ehrwürdiges, sehr altes Buch mit Metallspangen und kunstfertig verzierten Holzdeckeln. Das war der ganze Tempel. Doch war über den Raum in seiner traurigen und ärmlichen Einfachheit eine gewisse feierliche Stimmung ausgegossen, welche durch das Sausen in den Wipfeln vor dem Fenster nur erhöht wurde. Auch war die Gesellschaft schweigsamer geworden, und Marson hielt im Innern dieses Hauses mit seinen Fragen ein. Betty betrachtete das zerrissene, schmutzige Altar- oder Tischtuch.

Herr Prediger, fragte sie, dürfte ich ein Tuch in diesen Tempel stiften? und ohne seine Antwort abzuwarten, nahm sie ihr seidenes Tuch von der Schulter, breitete es über den Tisch und legte dann die Bibel darauf.

Nun hätten auch die anderen Mädchen gern etwas gestiftet; der Prediger errieth Das und wandte seine Blicke leitend auf eine

eiserne Büchse, die nahe der Thür hing und mit weitem Munde klaffte. Jeder warf seine Gabe hinein, nur Marson nicht, der, als er sich der Büchse näherte, schon mit ausgestrecktem Arme anhielt und einen Augenblick nachdachte. Er wandte sich um, ging zum Prediger zurück, der aus einiger Entfernung den Spendenden zusah, und nahm ein gewichtiges Goldstück aus der Tasche. Der Gesellschaft den Rücken zukehrend, steckte er das Goldstück dem Prediger in die Hand und sagte mit leiser Stimme: Das ist nicht für die Büchse, das ist für Sie, Herr Prediger! — Den alten Mann durchzuckte es beim Anblick der großen goldenen Münze, seine Augen leuchteten doppelt hell, und das Geld verschwand im Innern seiner dürren Hand, die er augenblicklich fest schloß, als sollte sie geschlossen bleiben für immer. Marson erinnerte sich der Worte Normanns und dachte: Er hat Recht; der ist wie der Shakespeare'sche Apotheker; für Gold thäte der Alles, würde er Gift hergeben, auf dessen Verkauf in Mantua der Tod gesetzt ist. Er blickte dem Prediger prüfend in die Augen und fuhr mit leiser Stimme fort: Ich werde dem Grafen Galton von Ihnen und von der Gemeinde sprechen, und seien Sie überzeugt, es wird etwas für Sie geschehen; ich verspreche es Ihnen. Der Prediger verbeugte sich tief und folgte Marson, der zur Gesellschaft zurückkehrte, mit gebogenem Rücken.

Gnädiger Herr, murmelte er schon an der Thür, könnte ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen!

Marson wandte sich noch einmal und sagte, ohne von seinen Begleitern gehört zu werden: Vielleicht, eines Tages . . . man kann nicht wissen.

Was haben Sie noch mit ihm gesprochen? fragte Catherine, als sie das Dorf durchschritten, um wieder zu ihrem Wagen zu gelangen.

Ich habe ihm und seiner Gemeinde die Protektion Ihres Papa's versprochen.

Da haben Sie gut gethan; Papa wird Ihnen dankbar sein. Dieses Dorf liegt hier so versteckt und ist im Ganzen so unbekannt

— sonst hätte Papa gewiß schon etwas für die armen Leute gethan. Ich werde ihn auch bitten.

Im Ganzen hatte der Besuch des Dorfes, obwohl er Ungewöhnliches und Neues geboten, mehr verstimmend auf die ganze Gesellschaft gewirkt. Es hatte nichts von dem Erhebenden, das oft der Anblick von Unterdrückten gewährt, die dem Drucke eine edle Ausdauer oder auch nur Trotz entgegensetzen, und wenig von dem Anziehenden, das man sonst bei Trümmern alter, zu Grunde gegangener Genossenschaften findet. Am Wenigsten hatte es von jenem Gewaltsamen, Großen, das man sonst mit dem Gedanken an die Hussiten verbindet; im Gegentheil waren seine Einwohner augenscheinlich unter dem Drucke verkommen und gänzlich verkümmert. Zum Glücke war die alte Französin, Madame de Cavairac, da, um die Gesellschaft mit ihren Ausfällen gegen die Ketzer wieder aufzuheitern. Da sie nicht Deutsch verstand, wußte sie es auch nicht, daß sich ein Theil ihrer Gesellschaft als protestantisch enthüllt hatte, und sie ließ sich ohne Rückhalt gehen. Betty machte sie die heftigsten Vorwürfe, daß sie ihren schönen weißen Shawl geopfert, so zu sagen, auf dem Altare Baals geopfert habe, und Allen, durch ihre Almosen die Strafe gemildert zu haben, die Gott den Ketzern mit Recht sende — denn dieses ganze Elend sei offenbar nichts, als eine gerechte Strafe der Verstocktheit. Darauf erzählte sie, daß es den Brüdern dieser Gottlosen, den Kamisarden im südlichen Frankreich, ihrer Heimat, leider noch nicht so schlecht gehe, daß diese im Gegentheil sich eines höchst anstößigen leiblichen Wohlseins erfreuten, daß Ackerbau und Handel vorzugsweise bei ihnen gedeihe, und Das sei die Schuld der unglückseligen Revolution, die alle weisen Maßregeln, welche die Ketzer hätten aufs Aeußerste bringen müssen, entkräftet habe.

Erst spät kam man im Schlosse an, und der Abend ging mit der Erzählung des Erlebten ruhig hin. Marson und Catherine hielten Wort, indem sie, von den Andern unterstützt, den Grafen baten, der traurigen Gemeinde aus ihrer Noth und Ver-

kommenheit zu helfen. Der Graf versprach sein Möglichstes, und Marson erbot sich, ihn nächstens einmal in das Dorf zu begleiten, daß er selber sehen und nach eigener Ansicht handeln könne.

Ein anderer schöner Erfolg dieses Ausfluges war es, daß er als ein Erlebniß voll Neuheit den gestrigen Tag in den Hintergrund drängte und in Normanns und Betty's Geiste mehr oder weniger in Vergessenheit brachte. Die Stürme, die zwischen den Beiden zu toben angefangen, schienen beschwichtigt; Betty hängte sich wieder voll Unbefangenheit an den Arm Normanns, als hätte er ihr nie gesagt: Sie lieben mich nicht! Sie dachte kaum mehr an jene Stunde, und wenn sie es that, schien es ihr wie ein böser Traum. Normann selbst schien es manchmal so, und Dieß um so mehr, als ihm die Anwesenheit des alten Hagener, von dem er sich geliebt wußte, eine gewisse Sicherheit in Bezug auf sich selbst und auf Betty gab. Mußte er bald fort, so ließ er sie doch unter väterlichen Augen.

Der auf den Ausflug folgende Tag verfloß mit bequemer Einrichtung der Familie Hagener und mit Wanderungen durch Schloß und Pavillons, wo der Graf, der alte Maler und dessen Tochter die Stellen über Thüren und Spiegeln bezeichneten, welche mit dekorativen Landschaften ausgefüllt werden sollten, und die Gegenstände dieser Landschaften wählten. Die Studien-Mappen von Vater und Tochter wurden durchmustert und einzelne Motive hervorgehoben. Marson war indessen mit seinen Fresken beschäftigt, und Betty stieg nur zwei oder drei Mal im Tage auf Minuten die Leiter hinan, um den Fortgang der Arbeit zu beobachten. Normann war an diesem Tage beinahe ohne Unterbrechung an ihrer Seite, und im Gespräche verwischte sich die beiderseitige Befangenheit gänzlich und stellte sich die alte Traulichkeit wieder her.

Wieder am nächsten Tage saßen Vater und Tochter an ihren Staffeleien und arbeiteten. Der Graf kam und ging; Louise und Catherine saßen in einer Fensternische und arbeiteten oder spielten vierhändig in einem anstoßenden Zimmer auf einem alten Spinett,

dessen leiser und bescheidener, aber zierlicher Rokoko-Ton ihnen viel Freude machte. Auch spielten sie Dem entsprechende Stücke von alten Musikern, Scarlatti oder Couprin. Normann saß zwischen dem alten Hagener und Betty und plauderte oder las. Es war sein letzter Tag; morgen mußte er in die Stadt zurück und wollte das Glück des Zusammenseins — so viel Glück dieß noch gewährte — bis auf die Neige auskosten.

Graf Galton, der einmal hereinkam, eben als die beiden Mädchen in dem anderen Zimmer Musik machten, setzte sich hin und hörte lächelnd und mit Behagen zu.

Ihre Louise, sagte er zu Hagener, ist nicht nur ein liebes Kind, sie ist auch eine wahre Künstlerin. Wie schön, mit wie viel Verständniß sie spielt!

Nun, lächelte der Alte, eine Künstlerin ist sie eben nicht; sie spielt so gut, als man eben fürs Haus braucht, um sich und Andern manchmal eine angenehme Stunde zu machen. Das ist überhaupt ihr Charakter; sie weiß von Allem, sie hat von allen guten Eigenschaften gerade so viel, als fürs Haus, für ein stilles, maßvolles Glück nothwendig ist.

Sie sollten mir sie hier lassen, fuhr der Graf fort, ich kann mir für meine Catherine keine bessere Freundin wünschen, und die beiden Mädchen haben einander lieb gewonnen.

Der alte Hagener schüttelte den Kopf und lächelte.

Nein, Herr Graf, Alles, was Sie wollen, nur Das nicht. Unsere Louise können wir nicht entbehren. So still und bescheiden sie ist, so ist sie uns doch Alles in Allem. Sie ist unsere Hausfrau, sie ist meine Krankenpflegerin, wie sie manchmal mein Hofnarr ist, wenn ich zu sehr geplagt bin. Diesem Brausekopf hier, fuhr Hagener fort, indem er auf Betty deutete, ist sie mehr als eine Schwester; obwohl die Jüngere, ersetzt sie ihr doch bis zu einem gewissen Grade die Mutter. Sie hält ihre Sachen in Ordnung, sie verhindert bei ihr manche Thorheit, sie stellt das Gleichgewicht her, wenn es bei ihr rappelt, und ist immer gefaßt und besonnen, wenn mit dieser hier irgend eine verrückte

Idee durchgehen will. Nein, Herr Graf, unsere Louise können wir nicht entbehren, sie ist die weise Person unseres Haushaltes.

Mit Freuden hörte Normann dieses Lob Louisens und versicherte dem Grafen, daß väterliche Liebe hier nicht nur nicht übertrieben, sondern bei Weitem nicht nach Verdienst gepriesen habe. Zugleich machte er sich in Gedanken Vorwürfe, diese sichere und treue Freundin in den letzten Tagen beinahe ganz vergessen zu haben; andererseits aber erfüllte ihn die Erinnerung an die soliden Eigenschaften Louisens mit einer gewissen Sicherheit. Betty blieb, wenn er ging, nicht allein; die unfaßbaren Gefahren, von denen er sie umringt glaubte, wird auch Louise erkennen. Er erinnerte sich ihres Benehmens, mancher ihrer Worte und Blicke und sagte sich, daß sie sie bereits erkannt habe. Er wollte sie bitten, ihm nach der Stadt zu schreiben, so oft sie ihm etwas zu sagen hatte; er wußte, daß in dieser Andeutung genug sein werde. Aber wie sollte er es mit Betty selbst halten? Es schien ihm nicht zweckmäßig, sie gerade heraus vor Marson zu warnen; es wäre möglich, daß er sie dadurch nur auf ein Gefühl aufmerksam machte, das ihr selbst nur dunkel war, daß er sie nur mächtiger aufregte, wenn er ihr überhaupt von Gefahr spräche. Doch hielt er es für seine Pflicht, sie vor sich selbst zu warnen und sie zu beschwören, Eingebungen der Phantasie nicht für Eingebungen des Herzens, für Nothwendigkeiten des Gemüthes zu nehmen; Verlockungen nicht für Rufe des Schicksals zu halten.

Aber als er ihr Abends im Garten in diesem Sinne sprach, ließ sie ihn nicht lange fortfahren. Sie unterbrach ihn mit den Worten: Lieber Normann, Sie sind eifersüchtig — ja, ja — um das Ding beim rechten Namen zu nennen, Sie sind eifersüchtig. Wir haben uns Beide dieser Tage um Nichts geplagt. Sie sind auf Marson eifersüchtig, und ich habe selbst geglaubt, daß Sie Recht haben, und war unglücklich darüber. Ich hoffe, Sie sehen es jetzt eben so gut ein, wie ich, daß wir Beide Unrecht hatten. Marson kümmert sich nicht um mich, und mir hat er den ganzen Tag nicht gefehlt. Zum ersten Male begegnete ich in ihm einem

großen Meister und einem Manne, der viel von der Welt weiß, nach der ich mich sehne — Das hat auf mich gewirkt, ich gestehe es — aber auch nur Das. Nehmen Sie nun das schlimme Wort zurück, sagen Sie nicht mehr, daß ich Sie nicht liebe.

Sie hielt ihm die Hand hin, und er ergriff sie mit Begierde, wie wenig Ueberzeugendes auch in ihren Worten und in der Kälte lag, mit der sie ausgesprochen wurden. Aber was sollte er anfangen? Er mußte fort und sich mit dem Geringsten begnügen, das er als eine Art von Beruhigung auf den Weg mitnehmen konnte.

Am anderen Morgen bestieg er, nach einer ausführlichen Besprechung mit dem Grafen, den Wagen, der ihn in die Stadt bringen sollte. Der Graf, der alte Hagener und dessen Töchter standen am Schlage und drückten ihm die Hände; Gräfin Catherine nickte ihm vom Balkon aus Grüße zu. Er war blaß, aber ruhig. Schweigend drückte er Allen noch einmal die Hand, dann setzte sich der Wagen in Bewegung und rollte zum Hofe hinaus. Betty ging gesenkten Hauptes in ihr Atelier und ergriff rasch den Pinsel, um zu arbeiten; Louise eilte zu Catherine, um ihm noch von der Höhe des Balkons nachzusehen.

Mir thut es herzlich leid, daß er geht, sagte die Gräfin Catherine, es ist ein so lieber, lieber Mensch.

Louise nickte mit dem Kopfe.

Er ist kein großer Künstler, wie Marson, und kein berühmter Mann und weiß auch nicht so viel Interessantes zu erzählen, aber mir wäre er doch lieber, fuhr sie fort.

Louise sah sie mit prüfenden Augen an und bekam dafür einen verständnißvollen Blick zurück.

Aber nicht Jeder scheint meiner Meinung zu sein, fügte sie zögernd und etwas lauernd hinzu.

Louise faßte sie an beiden Schultern und drückte sie ans Herz. Darauf steckten die beiden Mädchen die Köpfe zusammen und theilten einander in abgebrochenen Worten, mit Erröthen und Lachen, mit Scherz und Ernst ihre Bemerkungen mit, und nach

einer Viertelstunde hatte sich zwischen Beiden eine Verschwörung gebildet, nach welcher sie mit aller möglichen Aufmerksamkeit über die Interessen und das Glück des Abwesenden wachen und die Plane des unheimlichen Marson zu nichte machen wollten.

VI.

Normann saß wieder in seiner Hofmeisterstube, bald mit seinen Schülern, bald mit seinen Büchern beschäftigt. Er arbeitete mehr als die Hälfte der Nächte hindurch, denn er hatte es dem Grafen fest zugesagt, seine Studien in möglichst kurzer Zeit zu Ende zu führen und seine Examina zu machen. Von Zeit zu Zeit erhob er sich vom Studirtische und zog eine Lade auf, in der ein kleines Aquarell-Porträt Betty's vor der Neugierde seiner Schüler verborgen lag. Er betrachtete die geliebten Züge einige Minuten lang und kehrte zur Arbeit zurück; nur in der Nacht geschah es ihm manchmal, daß er, das Bild in der Hand und an die Wand gelehnt, träumend und müßig, länger als er wollte, da stehen blieb oder daß er, einer alten Gewohnheit erliegend, anstatt wissenschaftlicher Noten einige Verse aufs Papier schrieb. Seit mehreren Nächten schon summten ihm einige Zeilen im Kopfe, die er mechanisch zu wiederholten Malen aufschrieb und wieder ausstrich, ohne sie fortzusetzen, ohne sich klar machen zu können, was er eigentlich hinzufügen wollte.

Bist du nie nach langem Leiden
Einsam durch die Nacht gegangen?
Wie vor einem Scheiden, Meiden
Fühltest du dein Herz befangen.

Aber es blieb bei diesen Versen, wie bei einer Frage, die erst die Zukunft beantworten sollte.

Das Verhältniß im Hause war, wie es der Graf verlangt

hatte, gelöst; der neue, von Normann empfohlene Hofmeister zog ein und er, unter den Thränen seiner Schüler, aus dem Hause, in eine stille Dachstube eines entfernten Stadttheiles. So saß er da in stummer, ärmlicher Abgeschiedenheit, während seine Freunde im Schloß und Garten à la Versailles wie in der großen Welt lebten und sich in ihrer Mitte, unabhängig von ihm, die Fäden fortspannen, an denen eigentlich sein Schicksal hing.

Die ersten Tage nach Normanns Abreise war Marson beinahe unsichtbar. Man sollte glauben, sagte Louise zu ihrer Freundin, daß ihm der Abschied weh gethan und daß er nur Normanns wegen mit uns umging. Er saß allein auf seinem Gerüste und arbeitete oder durchstrich ganze Tage lang die Umgegend, was im Schlosse, wo man an diese Ausflüge gewohnt war, nicht auffiel. Einen der Tage verbrachte er mit dem Grafen im protestantischen Dorfe. Des Abends, wenn Gesellschaft da war, hielt er sich auch mehr in den Spielzimmern, als im großen Saale. Betty vertiefte sich in ihre Arbeit, der sie bald ganz angehörte. Den Vater ließ seine Krankheit nicht frei gewähren. Oft mußte er bis spät in den Tag das Bett hüten, dann saß er unter einer Laube des Gartens im Lehnstuhl, wo ihm Louise und Catherine Gesellschaft leisteten und ihm vorplauderten oder lasen, während er aus langer Pfeife rauchte. Manchmal kam Betty hinab und setzte sich schweigend zu der Gruppe und hörte schweigend zu. Sie fühlte sich ziemlich vereinsamt und traurig. Selbst die bunten Gesellschaften des Abends zerstreuten sie wenig; dieselbe Welt, die ihr am Abend ihrer Ankunft im Schlosse so groß und glänzend erschienen war und sie so sehr berauscht hatte, schien ihr jetzt klein, und sie sagte sich, daß es in der eigentlichen Welt doch anders und größer aussehen müsse. Sie sehnte sich hinaus, und doch war ihr die Ruhe, trotz der melancholischen Atmosphäre, die sie um sich fühlte, nicht unangenehm. Sie hatte das bittersüße Gefühl der Entsagung, denn sie bildete sich in der That ein, sie sei an dem Punkte angekommen, wo man Alles

aufgebe, was man vom Leben gehofft, und sie empfinde die Ruhe, die mit diesem Siege über sich selbst verbunden ist. Sie dachte an Normann, mit dem Wunsche, sich aussprechen, sich gehen lassen zu können, und an Marson mit einem bittern Lächeln. Im Grunde war sie nur einsam, vielleicht trotz anhaltender Arbeit etwas gelangweilt und bereits an Gemüthserregung und an Stürme der Phantasie zu sehr gewohnt. Louise sah sie in dieser Stimmung nicht ungern, und die Wachsamkeit der beiden verschworenen Freundinnen entschlief allmählig im Laufe der Tage.

Betty saß an ihrer Staffelei allein im Zimmer und arbeitete. Da trat Marson, den sie seit mehreren Tagen kaum gesprochen oder gesehen, plötzlich herein.

Sie kümmern sich nicht um Das, was ich mache, sagte er lächelnd, darum interessire ich mich nicht weniger für Ihre Arbeit.

Betty zuckte die Achseln.

Erlauben Sie mir nur, daß ich einen Blick auf Ihre Leinwand werfe. Ich erlaube mir, seit Ihr Vater hier ist, keinen Rath. Ihr Vater ist ein großer Meister — er hat ein wunderbares Auge für die Natur, ein Gefühl für das Schöne und Malerische, wie die größten Meister.

Betty that das ihrem Vater gespendete Lob sehr wohl, und sie dankte Marson mit einem freundlichen Blicke. Während er so sprach, betrachtete er die Landschaft sehr aufmerksam, dann versicherte er Betty, daß sie von den Eigenschaften des Vaters viel geerbt habe, und lobte ihre Arbeit; aber mit dem Lobe kam mancher Wunsch, sie möchte Dieß und Jenes anders gemacht haben, zum Vorschein, und bald dünkte es Betty, daß ihre Arbeit nicht viel tauge. Sie fand seine Wünsche gerecht und wollte ihm mit einzelnen Pinselstrichen andeuten, daß sie ihn verstanden habe. Marson aber nahm ihr Pinsel und Palette aus der Hand, machte dort einen Strich, hier einen Punkt, und nach wenigen Minuten hatte die ganze Landschaft eine ganz andere Grundlage und hatte einen größeren, kühneren Charakter angenommen. Betty konnte nicht umhin, diese Bemerkung zu machen.

Glauben Sie, sagte Marson, daß ich darum ein größerer Maler bin, als Ihr Lehrer, der Sie auf all Das nicht aufmerksam machte? Nein! ein Stümper bin ich neben ihm, eine trockene, unempfindliche Natur — aber ich habe mehr gesehen als er, ich habe die Alten studirt, ich kann vergleichen; Das ist Alles.

Er wollte gehen und gab ihr Pinsel und Palette zurück. Betty nahm sie mechanisch, blieb unbeweglich stehen und sah vor sich hin. Die ganze Ruhe, die sie noch vor Kurzem besessen, war dahin. Marson hatte die Gabe, sie mit einem Worte mit sich unzufrieden zu machen und ihr mit einer Kleinigkeit seine Ueberlegenheit zu zeigen. Er bemerkte nicht, was in ihr vorging, oder wollte es nicht bemerken und wandte sich der Thür zu. Aber an der Schwelle blieb er stehen und sagte mit einem Tone des Vorwurfs, der sich hinter Scherz verbergen sollte: Und Sie haben nicht die geringste Lust, zu sehen, was ich all diese Tage gemacht habe?

Er kehrte von der Thür zurück und faßte ihre Hand. Betty, sagte er mit geneigtem Haupte und beinahe flüsternd, wo ist die Theilnahme, die mich kurze Zeit so glücklich machte?

Betty fuhr zusammen und zog die Hand zurück. Sie legte Pinsel und Palette hin und sagte kurz: Kommen Sie!

Aber an der Thür angekommen, sagte Marson: Nicht hier! Hier sieht man uns vom Garten aus — dort! es führt vom Korridor aus eine kleine Treppe in den Saal.

Betty stutzte. Warum sollte man sie vom Garten aus nicht sehen? Doch folgte sie ihm durchs Zimmer, an die entgegengesetzte Thür, durch den Korridor, an eine dunkle, schmale Treppe.

Ich will Sie führen, sagte er und ging voraus. Auf der Treppe faßte er ihre Hand und zog sie sanft nach sich. Sie glaubte einen leisen Druck zu fühlen, zuckte mit der Hand zurück, und er blieb einen Augenblick stehen. Betty, so allein mit ihm in dem dunklen und engen Raume, zitterte vor Angst — aber er schritt vorwärts, stieß eine Thür auf und stand mit ihr auf der Galerie, die sich unmittelbar an das Gerüst anschloß. Das

Gerüst ging jetzt beinahe um den ganzen Saal, wie eine zweite Galerie, und führte zu sämmtlichen Fresken Marsons, die noch mit allerlei Stukkatur-Zierath und Arabesken umgeben werden sollten. Stukkatur-Arbeiter waren an einer Seite des Saales beschäftigt, und Betty athmete auf, als sie aus dem Dunkel auftauchte und sah, daß sie mit Marson nicht allein war.

Er führte sie vor die Arbeit, an der sie ihm geholfen hatte. Des Goldschmieds Töchterlein war fertig, aber welche Veränderung war indessen mit dem Bilde vorgegangen! Noch trug Helene Betty's Kopf, aber er war ganz anders geworden. Ein blühendes, frisches, wunderbar schönes Gesicht lächelte dem Ritter entgegen, mit dem Ausdruck der zärtlichsten Liebe, der innigsten Empfindung. Betty war überrascht und betrachtete das Bild mit Entzücken. So schön hatte sie sich nie gesehen. — Er sah sie so schön.

Sie haben einen anderen Kopf angesetzt, stotterte sie verlegen.

Wie sollte ich nicht! rief Marson mit gedämpfter Stimme. Je länger ich Sie sehe, desto schöner werden Sie vor meinen Augen. Ich wich Ihnen all diese Zeit aus, um Ihrem Zauber zu entgehen, aber ich habe meine Sehnsucht hieher gemalt, ich habe Sie so schön hieher gemalt, als Sie fortwährend vor meinem Geiste stehen. Und noch sind Sie es nicht; wie todt, wie stumpf ist Das alles, wenn Sie in der Nähe sind! O, Betty, Sie wissen nicht, was Ihnen dieses Bild sagen will — Sie müßten es errathen, wenn ich Sie so hinmalen könnte, wie ich Sie sehe!

Während er diese Worte rasch und leidenschaftlich, wenn auch leise, hervorstieß, versuchte Betty ihren Mund zu einem abwehrenden, ungläubigen Lächeln zu verziehen. Aber es gelang ihr nicht; es wurde nur ein halb schmerzliches, halb glückseliges Lächeln. Sie hätte ihm gern Schweigen geboten, aber sie hatte nicht den Muth; sie beugte sich dem Manne, wie dem Meister ihrer Kunst; diesen sah sie so hoch über sich, daß es sie rührte und demüthigte, den Mann liebend und bebend vor sich zu sehen, wie er ihre Hände mit Küssen bedeckte und sein ganzes Herz vor

ihre Füße ausgoß. Sie lehnte sich, überwältigt, an die Wand, drückte beide Arme vor die Brust und hörte mit halbgeschlossenen Augen, wie Marson, tief aufathmend, fortfuhr: Sehen Sie alle diese Bilder, alle diese Weiber, die Braut von Korinth, Leonore, des Pfarrers Tochter — ich habe sie alle geliebt, ich habe sie alle elend gemacht. Sie lagen auf dem Wege zu Ihnen, ich bin über ihre Herzen hingegangen. Sie müssen mir Alles geben, was ich bis jetzt nur in Stücken gefunden habe — sonst bleibe ich, was ich bin, elend, ruhelos, zerstückt.

Betty schlug die Augen auf; er stand mit geneigtem Haupte und hangenden Armen, wie Hülfe flehend und aufgegeben, vor ihr. Ihr Blick flog über die Bilder, die er ihr genannt hatte, und sie erschauderte über die schmerzzetrissenen, gespensterhaften Gesichter; sie wandte sich nach ihrem eigenen Bilde, das blickte wie Versöhnung nach langem Zwiespalt. Sie lächelte unwillkürlich, wie ihr Porträt. Marson wollte wieder ihre Hände fassen, aber sie zog sie zurück, und immer so lächelnd, ging sie der Thür zu, die auf die dunkle Treppe führte. Erst unten blickte sie um, da sah sie Marson in dem Lichte, das von oben einfiel, auf den obersten Stufen liegen, wie er sein Gesicht in den Arm drückte. Sie eilte über den Korridor in ihre Arbeitsstube. Sie sagte sich, sie müsse arbeiten, und faßte die Palette, aber sie ließ sie wieder fallen und sagte laut: Er liebt mich! — und fügte nach einiger Zeit leiser hinzu: Und liebe ich ihn?

So saß sie durch Stunden da und konnte sich ungestört ihren Gedanken hingeben. Das kleinste Geräusch erschreckte sie; sie fürchtete, daß man komme und daß sie gezwungen sein werde, über Gleichgültiges zu sprechen. Manchmal zog das Bild Normanns an ihr vorbei, und ihr glücklich lächelndes Gesicht verdüsterte sich auf Augenblicke; kaum dachte sie daran, ihm zu schreiben und aufrichtig gegen ihn zu sein. Aber er weiß es ja; er hat es mir ja selber gesagt, daß ich ihn nicht liebe, flüsterte sie vor sich hin und beruhigte sich bei diesem Gedanken, um sich aufs Neue den Gedanken an Marson hinzugeben. Zumeist kam

es ihr in Träumen vor, als ob die gewaltige Gestalt Marsons sie mit starkem Arm fasse, sie forttrage und mit ihr, wie auf wildem Rosse, die Welt durchstürme. Sie sah ihn fliegen und hielt ihre Arme um seinen Leib geklammert, während er lächelnd oder stark und stolz zu ihr hinblickte und Länder und Völker und die buntesten Menschengestalten und die reizendsten und wildesten Gegenden traumgleich an ihnen vorüberschwanden.

Der Abglanz dieser Phantasieen lag noch auf ihrem Gesichte, als sie des Abends in der Gesellschaft erschien. Sie trug den Kopf höher als sonst, hatte die Scheitel weit zurückgeschoben, daß die weißen Schläfen leuchtend zu sehen waren, und die Locken fielen in dichten Massen zusammengedrängt auf den Nacken. Man tanzte. In den Armen Marsons schien ihr der Traum dieses Nachmittags schon verwirklicht; sie schloß die Augen und ließ sich von ihm forttragen. Wenn sie die Augen aufschlug, sahen die seinigen zu ihr nieder, wie sie es sich gedacht hatte, und da er sie wie berauscht in eine Fensternische stellte, sagte er ihr mit Nachdruck ins Ohr: Sie sind nicht gemacht, die Frau eines Landarztes zu werden; mein Weib wirst du, Betty, und keines Anderen! — und ging von ihr, um sich in die Gesellschaft zu mischen. Die Worte klangen ihr wie ein Richterspruch, wie etwas Unwiderrufliches. Es schien ihr, als könnte sie, auch wenn sie wollte, gegen diesen Willen des Schicksals nicht ankämpfen.

Tagelang ging sie unter dem Gewichte dieser Worte schweigsam, nachdenklich einher. Sie arbeitete still vor sich hin und war, zum Erstaunen Aller, immer erstaunt über die Arbeit, die sie vollendet hatte und die ihr wie den Anderen gefiel. Aus ihren überraschten Ausrufen, aus ihrem bedenklichen Kopfschütteln ging hervor, daß sie wie eine Nachtwandlerin gearbeitet hatte. — Tolles Volk, diese Künstler! lachte der Graf, wenn ihm Betty als Marsons Arbeit zeigte, was er sie doch selbst hatte malen sehen. Nur Louise lachte nicht. Die sonderbare Veränderung im Wesen ihrer Schwester war ihr nicht entgangen, eben so wenig ihre Spaziergänge mit Marson. Sie theilte ihre Bemerkungen

der Freundin mit, und die Wachsamkeit, zu der sich Beide bei der Abreise Normanns verschworen, wurde wieder aufgenommen. Aber wie sollte diese bewerkstelligt werden? Louise hielt es ihrer wie der Schwester nicht würdig, sie auszuspähen, sie immer und immer auf ihren Gängen im Garten und Park zu begleiten, und was sollte das Endziel des Ueberwachungs-Systems sein? Doch faßte sie einen Entschluß, als ihr Gräfin Catherine eines Tages unter Erröthen berichtete, was sie im Parke gesehen. Betty saß auf einer Bank und weinte. Marson ging vor ihr auf und ab, dann küßte er sie und sprach einige Worte, die sie, die Gräfin, nicht hören konnte.

Spät Abends desselben Tages erhielt Normann ein Billet, das ungefähr so lautete:

„Lieber Normann! Er wäre sehr gut, wenn Sie sich für einige Tage von Ihren Büchern losreißen und hieher aufs Schloß kommen könnten. Es geht so Manches vor, was ich nicht auszudrücken weiß. Ihre Gegenwart wäre mir und Betty sehr wohlthätig. Gräfin Catherine grüßt Sie.

Ihre treue Freundin

Louise."

Normann schlug die Bücher zu, kleidete sich an, nahm einen Stock in die Hand und wanderte in die schöne, laue Sommernacht hinaus.

VII.

In dieser Nacht, die Normann durchwanderte, fühlte Louise etwas wie Gewissensbisse. Sie machte sich Vorwürfe, hinter dem Rücken ihrer Schwester gehandelt, gewisser Maßen ihren Richter berufen zu haben, um sie anzuklagen, und sie beschloß, vor Normanns Ankunft offen mit ihr zu sprechen, wie sie es sonst gewohnt gewesen. So fing sie denn des Morgens im Atelier als Einleitung in der That von Normann zu sprechen an und

glaubte im Verlaufe des Gespräches, wenn sie erst das Andenken an den Freund lebhaft geweckt, ihre schwesterlichen Vorwürfe über die scheinbare Verbindung mit Marson daran zu knüpfen oder wenigstens das Vertrauen und die Bekenntnisse Betty's zu gewinnen. Dann wollte sie sie auf die Ankunft Normanns vorbereiten. Aber Betty ließ ihr nicht Zeit zur Ausführung des ganzen Planes.

Ich weiß, worauf du los steuerst, Louise, sagte sie entschieden — du willst wissen, ob ich Marson liebe. Ja, ich liebe ihn, und er liebt mich!

Da war Louisens ganzer Plan verwirrt. Sie wußte nicht, was zu sagen, und starrte nur ihre Schwester an. Endlich brach sie in Thränen aus und rief weinend: Was soll aus dem armen Normann werden, der dich so herzlich liebt!

Er weiß Alles, antwortete Betty — er wird sich trösten, seine Wissenschaft, sein Beruf ist ihm lieber, als ich . . .

Und was denkst du zu thun? fragte Louise ängstlich.

Marson zu heirathen! antwortete die Andere eben so entschieden.

Um Gottes willen! rief Louise und schlug die Hände zusammen — diesen — diesen sonderbaren Menschen! Betty, meine theure Betty, lasse von diesem Menschen — mich entsetzt der Gedanke, daß du sein Weib werden sollst!

Sie umschlang ihre Schwester mit beiden Armen und sah sie innigst flehend an. In dieser Stellung fand sie der alte Hagener, der eben eintrat.

Was geht vor? fragte er erschrocken.

Louise konnte nicht antworten und warf sich weinend an seinen Hals; aber Betty antwortete ruhig: Louise ist verzweifelt darüber, daß ich einen großen Künstler liebe.

Wer ist der große Künstler? fragte der Vater besorgt.

Marson! erwiderte Betty kurz und entschlossen.

Und Normann?

Ich habe ihn nie geliebt. Du wolltest auch nicht, daß ich

ihn heirathe, und du hattest Recht. Das kleine, beschränkte Leben, das er sich schaffen will, ist nicht für mich. Du sagtest, eine Künstlerin solle nicht heirathen; auch darin hattest du vielleicht Recht; sie kann sich nicht an einen Mann binden, der sie in kleine, beengende Bezirke abschließt — es ist aber anders mit einem Manne, der sie fortträgt in die weite Welt, sie alles Schöne und Große sehen läßt, ihr Lehrer wird und ihr so erst die Freiheit gibt, deren sie bedarf.

Und du glaubst, du würdest mit Marson glücklich sein?

Nein! antwortete Betty stolz und stark.

Nein? und doch willst du ihn zum Manne?

Betty seufzte tief auf. Alle Weiber, die er liebte, fuhr sie fort, hat er elend und unglücklich gemacht; ich weiß es. Aber Das schreckt mich nicht ab. Glück oder Unglück, Das gilt mir gleich.

Unglückliches Kind! rief der alte Hagener mit Thränen in den Augen — du weißt nicht, was du sagst, du spielst mit Worten, deren Sinn du nicht verstehst — du stürzest dich ins Verderben! Was wissen wir von diesem Marson? Allerlei ungünstige Gerüchte laufen über ihn, er gilt für einen Spieler, einen Verschwender, einen Verführer, und Gott weiß, wofür! Aber ich werde es nie zugeben, ich werde dich gegen dich selbst schützen . . .

Papa, unterbrach ihn Betty, es ist zu spät — ich kann mir ein Leben ohne ihn nicht denken. Er braucht mich, um noch einen glücklichen Moment im Leben zu haben, und ich habe mich ihm versprochen.

Du wirfst dich weg!

Es ist beschlossen! rief Betty heftig.

Normann! Normann! — schrie Louise, die am Fenster stand und in den Hof sah — da kommt er schon!

Hast du Hülfstruppen berufen? sagte Betty und runzelte die Stirn — so erkläre ich euch hier, bevor er eintritt, daß ich Marson folge, wann und wie er will und unter welchen Bedingungen immer.

Auf diese Worte eilte Louise zum Zimmer hinaus und Normann entgegen. Sie wußte eigentlich nicht recht, was sie that, sie wollte nur instinktmäßig in diesem Augenblicke ein Zusammentreffen mit ihrer Schwester verhindern und Normann den Schmerz ersparen, eben so harte und rücksichtslose Worte aus ihrem Munde zu hören. Sie begegnete ihm auf der Treppe und stürzte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, wie Einem, den man in seinem Gange aufhalten will. Sein Anblick hatte ihren Kummer noch gesteigert. Er war blaß, und seine Lippen zitterten. Sein ganzes Aussehen verrieth es, daß diese Wanderung durch die Sommernacht kein gemüthlicher Spaziergang gewesen. Dieser Ankömmling, mußte man sich beim ersten Anblick sagen, hat nicht den schönen Mondschein betrachtet und hat nicht auf den Gesang der Nachtigallen und bei Morgenanbruch nicht auf die Wirbel der aufsteigenden Lerchen gehorcht. Wie oft mag er dumpf und stumpf auf Chaussee-Steinhaufen gesessen und das Gesicht in den Händen verborgen, wie oft sich traurig und aufgegeben hinter eine Hecke geworfen haben! Trotzdem saßen feste Entschlüsse auf seiner Stirn.

Er legte den Arm um Louisens Nacken und sagte mit gerührter Stimme: Meine gute Freundin! meine liebe Freundin!

Sie wollte sprechen, aber Schluchzen unterdrückte ihre Stimme.

Sie haben mir nichts zu erzählen, sagte er weiter — ich weiß Alles. Was mich stets erwartete, habe ich in dieser Nacht gesehen. Hier habe ich nichts zu thun; ich gehe zu Marson.

Was wollen Sie bei ihm? schluchzte Louise.

Ich werde ihm sagen, daß ein Mensch lebt, der über Betty's Glück wachen wird, wie mit feurigem Schwerte, und wehe Dem, der es nicht in Acht nimmt!

Louise drückte ihn dankbar ans Herz. Es wurde ihm so wohl in dieser Umarmung, daß er es aufgab, sich loszuwinden. Auch seine Arme schlangen sich fester, und sie standen einige Minuten lang in inniger, gegenseitiger Umschlingung, während seine Lippen auf ihrer Stirn ruhten.

Als er ging, blieb Louise, sich an das Treppengeländer lehnend, stehen und sah ihm nach; ihre Augen waren noch voll Thränen, ihr Herz zitterte noch vor Schluchzen, sie fühlte noch den ganzen Kummer, der sie aus dem Zimmer und Normann entgegen getrieben hatte, und doch ging um ihren Mund ein träumerisches Lächeln auf, das ihr, wenn sie es gesehen hätte, räthselhafter gewesen wäre, als jedem Anderen.

Normann trat in den Saal der Fresken und stieg die wohl bekannte Leiter hinan. Es verdroß ihn, Marson ruhig bei seiner Arbeit sitzen zu sehen, während in seinem und in den Herzen anderer geliebter Menschen eben um dieses Marson willen Leidenschaft, Schmerz und Sorgen herrschten.

Siehe da, Herr Normann! rief der Maler und ließ die Arbeit ruhen. — Ich errathe, warum Sie kommen. Ich bin Ihnen Erklärungen schuldig.

Sie irren, Sie sind mir keine Erklärung schuldig; im Gegentheil komme ich, um Ihnen eine Erklärung abzugeben. Ich habe Fräulein Betty geliebt; ich liebe sie vielleicht noch — aber darum handelt es sich nicht. Ihr Freund werde ich immer bleiben, und das Recht, ihr schützend zur Seite zu stehen, werde ich nie aufgeben. Ich werde immer bereit sein, thätig einzugreifen, wenn ich ihr Glück gefährdet sehe — ich werde sie nie aus den Augen verlieren. Herr Marson, wir wissen wenig von Ihnen, desto wachsamer werde ich sein, und ich schwöre Ihnen, daß ich im gegebenen Falle vor keinem Mittel zurückschrecken werde, Betty von einem Manne zu befreien, wenn dieser Mann ihr Leben trüben sollte. Mit Einem Worte, Herr Marson, ich bin entschlossen, wenn ich es für nothwendig erachte, Sie über den Haufen zu schießen.

Marson warf den Kopf in den Nacken, schlug die Arme über der Brust zusammen und schien bereit, ein Wort des Hohnes oder der Herausforderung fallen zu lassen. Aber er gab diese Stellung gleich wieder auf und sagte gelassen: Herr Normann, ich werde Ihnen sehr dankbar sein.

Normann maß ihn mit einem beinahe verächtlichen Blicke; er schien es nicht zu bemerken und fuhr in einem Tone fort, der in der That zu Herzen ging und offenbar aufrichtig gemeint war: Mir wäre vielleicht wohler, wenn ich einen solchen Wächter und Richter vor Jahren gefunden hätte. Ich habe den besten Willen, Betty glücklich zu machen; gelingt es mir nicht, dann ist es gut, daß mit mir ein Ende gemacht werde. — Sie sind ein vortrefflicher junger Mann; was Sie sagen und thun, kommt aus dem edelsten Herzen, ich nehme darum ruhig hin, was mich von jedem Anderen empören würde. Ich will Ihnen auch etwas im Vertrauen sagen. Ich bin ein Elender; ich bin mit dem Leben fertig, und die Kunst ist mir auch gleichgültig geworden; Leben und Kunst haben durch Betty wieder neuen Reiz für mich gewonnen. So ist Hoffnung da, daß ein neuer Mensch geboren wird, der Betty glücklich machen kann. Ich hoffe. — Während er so sprach, hatte die ganze Erscheinung ihren Charakter geändert. Normann glaubte einen anderen Menschen vor sich zu sehen; es war nicht mehr der Starke, der so überwältigend, leidenschaftsvoll, mysteriös anziehend daherging, es war ein gebrochener, schwacher, klagender Mann, der traurig vor sich hinsah und nach einer Wiedergeburt, einer Erneuerung seiner selbst zu suchen und sich zu sehnen schien. Fast hätte Normann Mitleid mit ihm gefühlt. Unklar über diese neue Erscheinung, aber beruhigt, wie nach einer erfüllten Pflicht, verließ er ihn und richtete seine Schritte zum Schlosse hinaus, um Betty jetzt nicht zu begegnen.

An der Seite des Schlosses zog sich eine tiefe Schlucht, die von einem Bache durchflossen und im Parke benutzt war, um eine malerische Abwechselung hervorzubringen. Außerhalb des Parkes aber war sie öde, und die Abhänge derselben ließen aus magerem Grün kahles Gestein hervorblicken. Ehemals bildete sie einen Theil des Grabens, der das Schloß und die Befestigung des alten Städtchens umgab. Auf der einen Seite standen noch ärmliche Reste der Stadtmauer, diesen gegenüber auf der Höhe der Begräbnißplatz mit einer weißen Kirche. In der Mitte war

die Schlucht von einem Damme durchschnitten, welcher das Wasser des Bächleins auffing und einen Teich bildete, der dasselbe durch ein schmales Rinnsaal an ein Mühlrad abgab, welches sich in der Tiefe des Thales bewegte und es mit Geräusch erfüllte. Aus dem Teichdamme erhoben sich die hölzernen Pfeiler einer Brücke, die von einer Seite der Schlucht zur anderen, aus der Nachbarschaft des Schlosses in die Nähe des Kirchhofes führte.

Auf dieser Brücke, die das Schloß noch mit seinem Morgenschatten bedeckte, hielt Normann inne. Traurig sah er in die Tiefe hinab und auf die dunkle Wasserfläche. Die ganze Nacht hindurch hatte er von dem Glücke, das ihn so lange erfüllte, von einem Gedanken, der Eins mit seinem Wesen geworden, Abschied genommen, aber jetzt erst, da er darüber gesprochen, schien ihm dieser Abschied, der Verlust Betty's eine wahre Thatsache. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß eine solche Trennung von einem Stücke seiner selbst in ihm vorging; er wußte noch nicht, daß solche Wunden vernarben — es fehlte ihm noch diese Erfahrung, die im späteren Leben so traurig schnelle Heilungen bewerkstelligt. In Geist und Herzen fühlte er eine unheimliche Oede, denn das Glück war ausgezogen, und der ungewohnte Schmerz hatte die leergewordene Stelle noch nicht eingenommen, hatte sich, so zu sagen, noch nicht eingerichtet. Wie öde kam ihm darum die Welt vor! Alles erschien ihm in einem entstellenden, fahlen Lichte, selbst der Beruf, über Betty's Glück zu wachen, den er erst vor Minuten so überzeugt und mit ganzer Seele vor Marson in Anspruch genommen und der ihn wie ein aus dem Schiffbruch gerettetes Kleinod däuchte. Er sah einen Moment lang mit den Augen der Welt, und wahrlich, es war eine lächerliche Rolle, als Don Quixote neben einer Geliebten durch die Welt zu laufen und über ihr Glück zu wachen, nachdem sie einen Anderen vorgezogen. Der ernste, hingebende, liebende Normann fing an, in Gedanken sich über sich selbst lustig zu machen, und die Welt erschien ihm darum nicht heiterer. Je mehr Mühsal er sonst getragen, um so lieber war ihm das Leben geworden —

warum nicht jetzt? Leicht zieht der Jugend der Gedanke durch den Kopf, allen Leiden ein Ende zu machen, wenigstens allen Täuschungen, denn diese fürchtet sie zumeist — und so dachte auch Normann einen Augenblick, daß es ihm besser wäre, wenn er da unten läge. Er blickte auf, wie um sich zu erinnern, diese Welt zu prüfen — sein erster Blick fiel in Louisens Augen, die seit lange neben ihm stand und jede seiner Bewegungen beobachtete. — Sie sagte nichts; sie sah ihn nur an. Das Gefühl der Vereinsamung war mit Einem Male von ihm genommen; er ergriff ihre Hand, und Arm in Arm gingen sie zurück und wandelten schweigend unter den Kastanienbäumen vor dem Schlosse lange auf und ab.

Erst spät ging Normann zum alten Hagener, der sich über die Vorgänge von diesem Morgen wieder beruhigt hatte und an den Ernst derselben nicht mehr recht glaubte. Doch versprach er Normann und Louisen, die möglichsten Hindernisse zu ersinnen, um die Verbindung zwischen Betty und Marson aufzuschieben. Bei dem beweglichen Naturell Betty's war dann noch einige Hoffnung vorhanden, daß sie sich von Marson abwende. In diesen Plan paßte auch die möglichst baldige Rückkehr in die Stadt, die besprochen wurde.

Nachdem noch Normann die Gräfin Catherine und den Grafen begrüßt, wanderte er, von Louisen eine Strecke begleitet, der Stadt und seinen Büchern zu.

Wenige Stunden später, schon in Dämmerung gehüllt, ritt Marson in entgegengesetzter Richtung dem protestantischen Dorfe zu.

VIII.

Der Vater Hagener hielt Wort. Er weihte den Grafen Galton, der in seinen vielfachen Beschäftigungen die Vorgänge in der jungen Welt seiner Gäste nicht bemerkt hatte, in die

Geheimnisse seiner Familie ein, und dieser, betroffen über die Enthüllungen, sah die Nothwendigkeit einer Rückkehr in die Stadt ein. Betty, so oft sie von Marson zu sprechen anfing, erhielt zur Antwort, daß man nächstens über diesen Gegenstand sprechen wolle; jetzt sei er, der alte Vater, an den Gedanken einer Heirath seiner Tochter noch nicht genugsam gewohnt. Die Gefahr schien übrigens nicht dringend. Marson dachte am Wenigsten an Heirath, da er in seine Arbeit vertieft war und die letzte Freske schnell vollenden wollte. Doch bereitete Louise Alles zur Abreise vor, die in den nächsten Tagen stattfinden sollte.

Louise schlief noch ihren festen kindlichen Schlaf, als eines Morgens, da kaum die ersten Strahlen durch die Jalousieen fielen, ihre Schwester sich aus dem Bette erhob und in der Dämmerung des Zimmers sich anzukleiden begann. Bei jeder Bewegung Louisens hielt sie inne und horchte erschrocken, mit angehaltenem Athem, bis sie wieder die gleichmäßigen Athemzüge der Schlafenden beruhigten. Dann schlich sie leise der Thür entgegen, aber dort angekommen, kehrte sie wieder nach der entgegengesetzten Thür zurück, hinter welcher ihr Vater schlief. Sie legte das Ohr ans Schlüsselloch und horchte; dann drückte sie einen Kuß auf dieselbe Stelle, wo ihr Ohr gelegen hatte, und warf mit der Hand, rückwärts gehend, noch einige Küsse durch die Thür, in der Richtung, wo das Bett des Alten stand. Am Bette Louisens blieb sie stehen und sah mit angestrengten Augen in das schlafende, ruhevolle Gesicht, das noch wie ein Kindergesicht aussah. Ohne zu wissen, was sie that, neigte sie sich vor und lispelte: Mögest du nie solcher Heimlichkeit bedürfen! Meine Schwester! meine theure Schwester! — Thränen sprangen ihr aus den Augen, und sie zog sich schnell zurück, daß sie nicht auf das Gesicht Louisens fielen und sie weckten. Ihre Hand hing zum Bette heraus; Betty ergriff eine unwiderstehliche Lust, sie zu küssen, aber sie hatte nicht den Muth, sie zu fassen. Sie kniete nieder und neigte ihr Antlitz bis in die nächste Nähe der Hand.

So lag sie einige Minuten, dann drückte sie Kuß auf Kuß auf die Finger, daß Louise erschrocken auffuhr.

Was ist? Wer ist da? Bist du es, Betty? fragte sie schlaftrunken.

Betty wischte schnell die Thränen ab und sagte mit sicherer Stimme: Ich bin es.

Ist es schon so spät? Soll ich schon aufstehen?" fragte Louise.

Nein, es ist noch sehr früh — schlafe nur aus. Ich will einen Spaziergang im Garten machen — ich kann nicht schlafen.

Siehst du wohl, Betty! Du kannst nicht schlafen — seufzte Louise.

Wenn du nur gut schläfst, Louise, antwortete Betty bedeutungsvoll.

Warte ein wenig; ich stehe auf und gehe mit dir.

Nein, nein — schlafe; ich komme bald wieder! sagte Betty und drückte ihre Schwester ins Bett zurück. Dann wollte sie den Hut ergreifen, der neben ihr auf dem Stuhl lag, aber fürchtend, dadurch den Verdacht Louisens zu wecken, ließ sie ihn liegen und eilte zur Thür hinaus.

Im Hofe zog sie das Tuch von den Schultern über den Kopf und verhüllte sich das Gesicht. So lief sie, ohne umzusehen, die Allee entlang, die in gerader Linie den Garten durchschnitt, der Mauer zu und nach der kleinen Pforte, die ins Feld führte. Marson stand vor der Pforte. Er faßte sie, ohne ein Wort zu sagen, hob sie in einen bereit stehenden, geschlossenen Wagen, stieg ihr nach, und der Wagen flog davon.

Louise konnte nicht wieder einschlafen. Arme Betty! seufzte sie, was muß in ihr vorgehen — denkt sie an Normann? — bereut sie? fürchtet sie die Zukunft? Wie lange ist's her, da war sie so heiter, so glücklich, und nun kann sie vor Kummer nicht schlafen. Soll ich sie allein lassen? Soll ich ihr folgen?

So überlegend, hatte sie sich schon erhoben. Aber sie kleidete sich nur zögernd an, nicht wissend, ob sie Betty, die vielleicht allein sein wollte, mit ihrer Gesellschaft wohl thue oder nicht.

Langsam stieg sie die Treppe hinab, und langsam durchwandelte sie den Garten, nach allen Seiten ausspähend, ob sie nicht Betty's Kleid irgendwo zwischen den Bäumen wehen sehe. Der Garten war leer, und erst nachdem sie ihn nach allen Richtungen langsam durchmessen hatte, fing sie an, ihren Schritt zu beschleunigen. Es wurde ihr ängstlich zu Muthe, und sie fragte sich, ob ihre Schwester nicht vielleicht mit Marson eine Zusammenkunft habe. Nach der Aufregung, die sie an ihr bemerkt, schien ihr Das wahrscheinlich, und sie kehrte niedergeschlagen in ihre Stube zurück, öffnete das Fenster und wartete.

Der Wagen fuhr indessen unaufhaltsam dahin, über die Feldwege, geraden Weges über Hügel und Thäler dem Walde entgegen. In seinem Innern wurde wenig gesprochen; in dem einen Winkel saß Betty und hielt noch immer das Tuch über das Gesicht zusammen; Marson sah manchmal durch die Fenster, dann legte er sich schweigend in seine Ecke zurück. Es war noch sehr früh, als der Wagen am Fuße des Abhanges vor dem protestantischen Dorfe hielt. Marson hob Betty mit beiden Armen heraus und ging mit ihr ins Dorf, mitten durch vor des Predigers Wohnung. Dort setzte er sie auf einen Balken vor dem Hause und trat in die Stube.

Der Prediger kam ihm in seinem Sonntagsstaate, in einem schwarzen Rocke, der halb Talar, halb Bauernkittel war und über die Knöchel herabfiel, entgegen und verbeugte sich tief.

Ist Alles bereit, Herr Prediger? fragte Marson.

Es ist Alles bereit, wie Sie befohlen haben, gnädiger Herr!

Und die Zeugen?

Ebenfalls, gnädiger Herr; der Schulze und noch ein Bauer werden der heiligen Handlung als Zeugen dienen.

Nun, so kommen Sie!

Marson wandte sich der Thür zu, der Prediger aber blieb in der Mitte der Stube stehen und fuhr verlegen mit flachen Händen und ausgebreiteten Fingern über die Schöße seines Kleides her und hin.

Nun, Sie gehen ja nicht! herrschte ihm Marson zu.

Gnädiger Herr! stotterte der Prediger.

Sie zaudern? Habe ich Ihre Bedenken noch nicht zum Schweigen gebracht? Ich wiederhole Ihnen, es soll Ihnen nichts Unangenehmes daraus entstehen.

Sie haben für mich und die Gemeinde so viel gethan, stotterte der alte Mann, Sie haben uns den Schutz des Herrn Grafen Galton verschafft — gewiß würde ich meine Dankbarkeit gern beweisen, indem ich nach Ihrem Willen — aber, gnädiger Herr — das Gesetz, die Ordnung, die Regel! — Wir armen Protestanten müssen uns hüten, wir sind von Widersachern umgeben . . .

Ich habe Ihnen schon auf all Das geantwortet, erwiderte Marson unwillig. Dann ging er einige Schritte zurück an den roth angestrichenen Tisch und schüttete darauf den Inhalt seiner Börse aus. Die Dukaten rollten, und mehrere fielen auf den Boden. Rasch bückte sich der Prediger und las sie auf, ohne den Blick von den auf dem Tische gebliebenen abzuwenden. Er legte die aufgelesenen zu diesen und fuhr wie wühlend durch das Häuflein, wobei er ein leises Kichern nicht unterdrücken konnte. Darauf sah er sich, indem er eine Hand auf dem Golde liegen ließ, in der Stube um und lachte, als ob er der ungeheuren Armuth, die ihn da überall angrinste, ins Gesicht lachte.

Stecken Sie das ein und kommen Sie! sagte Marson und dachte an Normann, der den Prediger mit dem Shakespeare'schen Apotheker aus Mantua verglichen.

Ja, ja, sogleich, gnädiger Herr! rief der Prediger und steckte das Geld in die Tasche, nicht ohne erst einzelne der Münzen auf den Tisch zu werfen, um sich an ihrem Goldklange zu weiden.

Mit der einen Hand in der Tasche, in die er das Gold geborgen hatte, trat er nun rasch vor Marson aus der Thür und pfiff von der Schwelle der Hütte aus dem Dorfe entgegen. Auf dieses Zeichen kamen sofort zwei Bauern in ihrer Sonntagstracht, in weißwollenen Kitteln mit Messingknöpfen und mit dem drei-

eckigen Hute unter dem Arme, heran und verneigten sich schüchtern und schweigend vor den Fremden.

Gehen wir, sagte der Prediger und schritt voran. Marson zog Betty, die noch immer auf dem Balken saß, das Tuch mit sanfter Gewalt vom Kopfe, faßte ihren Arm und folgte dem Prediger; hinter Marson und Betty gingen entblößten Hauptes die beiden Bauern.

Es hatten sich indessen viele Weiber und Kinder, zerlumpte und rußige Gestalten, versammelt, die zwar in einiger Entfernung stehen blieben, sich aber dem Zuge, als dieser sich in Bewegung setzte, anschlossen und scheuen Schrittes bis zum Tempel mitgingen. Allein dort angekommen, wies sie der Prediger zurück und schloß, als Marson und Betty mit den beiden Zeugen eingetreten waren, die Thür hinter sich. Das versammelte Volk murrte; es hätte die Vermählung so gern mit angesehen.

IX.

Normann stand am offenen Fenster seiner Dachstube und sah dem Regen zu, der durch die Abendluft sanft und mild, ohne das geringste Geräusch herabfiel, vergoldet von der Abendsonne, welche die dünnen Wolken nicht zu verhüllen vermochten. Sie strahlte auf den feuchten Dächern wieder und bedeckte sie mit einem rosigen Schimmer. Jenseit seiner schmalen Gasse hatte die schöpferische Hand eines armen Mädchens die breite Rinne zwischen zwei Dächern in einen hangenden Garten verwandelt, und die Düfte der Rosen-, Reseden- und Rosmarintöpfe sandten ihm ihre Grüße herüber, wie sie sich in der milden Regenspende erfrischt fühlten. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, so oft es im Sommer regnete, eine gewisse Stelle aus einem Gedichte zu murmeln, und so sprach er sie auch jetzt, aber dießmal mit mehr Bewußtsein und Beziehung, vor sich hin:

Bald wird auf diesen Brand
Vergessen, mild wie Sommerregen, thauen;
Dann wird in meinem Busen Geisterhand
Mir eine neue luft'ge Stadt erbauen.

Immer wieder und wieder murmelte er diese Verse, bis er sie laut in den schönen Abend hineinrief. Darüber hörte er nicht, daß ein Wagen vor seinem Hause hielt und gleich darauf weiter rollte, und daß es einige Minuten später an seine Thür klopfte. Da klopfte es stärker. Herein! rief Normann. Aber Niemand trat herein, es klopfte nur wieder an die Thür, aber dießmal leiser, schüchterner. Normann öffnete; da stand Louise in der Dämmerung der Vorstube unter dem Dache. Er faßte sie überrascht an beiden Händen und zog sie in die Stube und dem Fenster zu, um sie besser sehen zu können. Die Blässe ihres Gesichtes, die tiefe Trauer, die es bedeckte, das Zittern ihres Leibes, die Aengstlichkeit, mit der sie ihn betrachtete, als ob sie seine Stärke prüfen wollte, ihr Besuch überhaupt — Alles sagte, daß sie ihm etwas Außerordentliches mitzutheilen habe — doch dachte er auch der Uebereinkunft mit dem Vater und fragte mit bebender Stimme: Sind Sie in die Stadt zurückgekehrt?

Ja, für einige Tage.

Und Betty? — Ist nicht mit uns.

Wo ist sie? — Fort . . .

Von Marson entführt?! schrie Normann.

Nein, sie ist vor uns Allen mit ihm abgereist — sie hat sich mit ihm vermählt — in dem protestantischen Dorfe.

Normann fiel mit Kopf und Armen auf den Tischrand, daß die Gegenstände, die da zerstreut lagen, Federn, Papier, Federmesser, chirurgische Instrumente, in die Höhe flogen. Louise zwang ihn auf einen Stuhl, der neben ihm stand, und er setzte sich, ohne den Kopf zu erheben, immer das Gesicht in den Arm gedrückt. Sie stand schweigend neben ihm und sah auf seine braunen Locken nieder, die über Stirn und Arm auf den Tisch fielen und ihn verhüllten wie ein Trauerschleier. Sie wollte

mehrere Male zu sprechen anfangen und ihm Trost zureden, aber die Stimme versagte ihr; sie konnte keine Silbe hervorbringen. Es ging etwas Eigenthümliches in ihr vor, das sie sich nicht erklären konnte. So rasch, wie ein Gedanke durch ein menschliches Hirn zu fliegen vermag, — so rasch und so luftig und unanfaßbar zugleich — flog ein Schatten von Unwillen durch ihre Seele. Hätte sie nur Zeit gehabt, über diese Empfindung nachzudenken, sie hätte sich überredet, daß dieser Schatten von Unwillen daher kam, daß sie einen Mann nicht gern so gebrochen, so schwach, dem Schmerze erliegen sehe. Aber es war etwas Anderes, doch wußte sie es nicht, da sie sich nicht Zeit ließ, sich über diese kaum eine halbe Sekunde lange Empfindung klar zu werden; das Mitleid mit Normann war stärker. Sie legte die Hand auf seine Schulter und schüttelte ihn leise.

Normann, lieber Normann! ich wußte ja, wie Sie diese Nachricht erschüttern werde; darum kam ich selbst, daß Sie in solchem Augenblicke eine Freundin, ein gute Freundin zur Seite haben.

Die gute, sanft zuredende Stimme that ihm wohl und löste seinen Schmerz in Thränen. Die heftigen Bewegungen seines Kopfes verriethen ihr, daß er in Weinen ausbrach, und mit jener Mütterlichkeit, die in jedem weiblichen Gemüthe verborgen ist, streichelte sie ihm die Haare, und da er beschämt lächelnd zu ihr aufsah, lag sein Kopf in ihrem umfangenden Arme, der ihm die Augen bedeckte. Und wie er ihn höher erhob, kamen seine Lippen an ihre Hand, und er küßte sie, während sie sich fest auf seinen Mund drückte.

Wunderliches Geschöpf, der Mensch! Gäbe es ein Sonnenmikroskop der Gefühle, könnten wir die kleinsten Vorgänge im menschlichen Herzen beobachten, wir würden über deren Enormität erstaunen, wie über die Enormität der Welten in einem Wassertropfen. Wir würden sehen, wie auf kleinstem Raume, in unmeßbaren Zeitatomen beständiges Vergehen und Werden einen ununterbrochenen Reigen aufführen, der sich im Unendlichen

verliert, als hätten wir das ganze All vor uns. Hier beweint ein junges Herz ein todtes Glück, und während die Trösterin ihm beisteht, wird ihm so wohl, als ob schon ein neues Glück seinen Einzug ankündigte. Auf den Leidenden und auf die mitleidende Trösterin senkt sich für einen Augenblick eine unerklärliche Ruhe herab, aus der sie sich beinahe einen Vorwurf machen möchten. Der junge Mann blickt dem siebenzehnjährigen Mädchen in das liebe, große, blaue Auge, und er fühlt sich wie geborgen, und sie, das Kind, weiß, daß es ein Trost und eine Stütze ist, und wächst in seinem eigenen Bewußtsein. Hand in Hand, und ohne ein Wort zu sprechen, sitzen sie lange auf dem Strohsopha und lassen das aus Schmerz und innigem Behagen gemischte Gefühl durch ihre Seelen ziehen, ohne Versuch, die sonderbare Mischung sichten und klären zu wollen.

Der Abend sinkt herab, sie merken es nicht. Erst als tiefes Dunkel sie umhüllt, erinnert sich Normann. Es ist spät, ruft er, Sie müssen fort, Louise. Was werden die Leute im Hause sagen!

Was liegt daran! sagte Louise mit jenem Heldenmuthe, den nur das Weib in gewissen Fällen hat. Mit etwas mehr Erfahrung hätte Normann gewußt, was dieser Heldenmuth zu bedeuten hatte. — Aber, fügte sie hinzu, Papa erwartet mich und wünscht, Sie zu sehen; kommen Sie.

Arm in Arm gingen sie durch die dunkeln Gassen der alten Stadt. Der alte Hagener kam ihnen auf der Treppe entgegen und drückte Normann, indem er ihn in die Stube zog, mit Heftigkeit die Hand. — Nun, mein lieber Freund, sagte er mit bewegter Stimme, was meinen Sie zu den tollen Streichen unserer Betty? — Es war keine Frau für Sie, glauben Sie mir und trösten Sie sich wenigstens in dieser Beziehung. Sie sehen traurig aus, mein lieber Junge, sehr traurig, Sie sind um ihre Zukunft besorgt, ich weiß es. Nun, sehen Sie, was mich betrifft, ich bin ruhiger. Betty ist eine Person, die auf Abgründen tanzen kann, ohne hinein zu fallen. Sie mußte einmal einen tollen

Streich machen, sie mußte sich austoben — ich glaube, sie kommt uns einmal zurück, und zwar abgeklärt und ruhig — in mancher Beziehung schöner und vollendeter, als sie uns verlassen hat.

So sprach der alte Mann in abgebrochenen Sätzen vor sich hin, theils mit Ueberzeugung, theils um sich zu trösten; so sprach er auch, als er mit Normann und Louise am Tische saß und die kleine traurige Gesellschaft ihren Thee trank. Im Ganzen sprach man nicht viel, man saß oft viele Minuten lang da, ohne ein Wort zu sagen, Jeder seinen Gedanken hingegeben. Es fehlte ja eine Hauptperson aus diesem Kreise, eine Person, von der man noch vor Kurzem geglaubt, daß sie nie fehlen, daß der Kreis ohne sie gar nicht bestehen könne. Louise machte nicht die geringsten Ansprüche, die Fehlende zu ersetzen, aber ohne daß sie es wollte, that ihr stilles Walten und Sorgen, ihr Gebahren als Hausfrau, daß der Kreis geschlossen schien, daß die Lücke eigentlich nur in der Erinnerung bestand. So verging der Abend weniger schmerzlich, als man es vorher geglaubt haben würde. Von Einzelnheiten erfuhr Normann noch, daß der Graf Marson Vorwürfe gemacht über seine heimliche Handlungsweise, daß sich dieser, scheinbar in Folge Dessen, entschlossen habe, das Schloß zu verlassen, und daß er gleich am Tage nach seiner Vermählung abgereist sei, um sich mit Betty nach Italien zu begeben. Ferner wurde beschlossen, daß Vater und Tochter noch einige Tage in der Stadt bleiben, bis Normann sein letztes Examen, das vor der Thür stand, gemacht, und daß dieser dann mit ihnen auf das Schloß zurückkehren solle. Der Graf wünschte es so, denn Eugen, sein Sohn, wurde dieser Tage erwartet. Zwar fühlte sich Normann nicht stark genug, in seiner jetzigen Stimmung zu den Büchern zurückzukehren, aber Louise bat ihn, sich zusammen zu nehmen; das Studium werde ihn zerstreuen, und er müsse dem guten Grafen Wort halten. — Normann versprach ihr, sein Möglichstes zu thun. Es war ihm ehemals so angenehm gewesen, zu gehorchen, wenn ihm Betty etwas befahl oder ihn um etwas bat; es schien ihm, als sei ihm Das zur Gewohnheit geworden

und als wäre es ihm eben so angenehm, Louisen zu gehorchen. Als er endlich ging, begleitete sie ihn bis an die Treppe und streckte ihm noch die Hand nach: Also fleißig sein, nicht wahr? — Normann schlug ein und nickte bejahend. Beim Lichte der Kerze, die Louise in der Linken hielt, sahen sie einander in die Augen, als ob Jedes sagen wollte: Jetzt habe ich noch dich!

Wenn auch nicht schon in dieser Nacht, die er unruhig und sorgenvoll in der Erinnerung an Betty verbrachte, so hielt Normann doch vom nächsten Morgen an sein der Freundin gegebenes Wort. Er setzte sich hin und arbeitete. Und wenn er sich nach Stunden erhob, um auszuruhen, that er es mit dem frohen Gefühle, einen Theil seines Versprechens eingelöst zu haben, und mit ruhigem Gewissen stieg er des Abends die Treppe zu Hageners hinauf, um Louisen zu sagen, daß er fleißig gewesen, wie sie es wünschte. So den zweiten, so den dritten Tag, daß es ihm endlich schien, daß er für sie allein arbeite. Wenn er dann Abends nach erstattetem Bericht ein „So recht!“, ein Lächeln, einen Handschlag bekam, war er zufrieden.

Früher als sonst lief er endlich eines Tages die Treppe hinauf; athemlos stürzte er ins Zimmer und sagte mit Mühe: Louise, ich bin fertig — es ist Alles gut gegangen!

Louise faßte seine beiden Hände und betrachtete ihn lächelnd: Bravo, bravo! rief sie — in diesen Tagen haben Sie gezeigt, was Sie können. Wer Das kann, der kann noch viel mehr, glauben Sie mir.

Normann war froh wie ein Kind, das man belobt. Dieses Lob des jungen Mädchens war ihm lieber, als alles Lob, das ihm der Rektor Magnifikus oder der Protomedikus hätte spenden können.

Er bemerkte jetzt erst einen jungen Mann, der schweigend in einem Winkel saß und ihn aufmerksam betrachtete. Louise stellte ihm den jungen Grafen Eugen Galton vor, der es nicht habe erwarten können, seine Bekanntschaft zu machen, und deßhalb selber gekommen sei, sie abzuholen. Die beiden jungen Männer

gaben einander die Hand, und nach wenigen gewechselten Worten ging Eugen, sich freudig die Hände reibend, in der Stube auf und ab. Er glaubte nach dieser ersten Begegnung schon all das Schöne, das ihm Vater und Schwester über Normann gesagt, bestätigt zu finden und freute sich, in dessen Gesellschaft die Reise zu machen. Da man schon morgen aufs Schloß gehen sollte, eilte Normann nach Hause, um zu packen; Eugen begleitete ihn und half ihm, und als man des Morgens zu Vieren im Wagen saß, waren die künftigen Reisegenossen wie alte Freunde, und im Schlosse angekommen, eilte Eugen sogleich zu seinem Vater, um ihm für die Wahl zu danken.

Eugen war ein junger Mensch, der nicht gern aussprach, wie innig er sich anzuschließen liebte. Eine zu wiederholten Malen erschütterte Gesundheit hatte ihm die seinem Alter nicht seltene Hypochondrie und die traurigen Gedanken gegeben, daß er nicht lange zu leben habe. Mit desto größerem Eifer suchte er in sich aufzunehmen, was ihm das Leben bot. Er häufte einen Schatz von Wissen in sich auf und interessirte sich zugleich mit regster Theilnahme für Alles, was um ihn her vorging. An Liebe zu denken hatte er bis jetzt noch nicht gewagt, aber eine große Freundschaft mit einem hochgesinnten, edlen jungen Menschen war sein Ideal. Nach wenigen Tagen erklärte er seiner Schwester, in Normann dieses Ideal gefunden zu haben, und er gab sich dieser neuen Freundschaft auf weibliche Weise hin. Er überhäufte Normann mit Aufmerksamkeiten, er unterstützte ihn bei seinen Studien, er holte ihm die Bücher aus der Bibliothek, er machte ihm Noten, Auszüge und Abschriften. Außerdem wußte er ja Alles, was im Schlosse vorgegangen war, und Normann war ihm interessant als ein Mensch, der schon eine Geschichte hatte. Die Abwesenden, Marson und Betty, als Abwesende und in ihrem sonderbaren Wesen, waren ihm doppelt romantisch. Er betrachtete den Kopf Betty's in der Freske von „Goldschmieds Töchterlein“ mit großer Aufmerksamkeit und Marsons wegen auch die anderen Fresken. Da war der Kopf der Braut von

Korinth, der ihn seines geheimnißvollen Unglücks, seiner großen, südlichen Züge wegen besonders anzog, und er dichtete sich zu allen diesen Gestalten eine Geschichte hinzu. Wie Schade, daß er überall Das nicht mit Normann besprechen konnte, der ihm über Alles sprach, nur nicht über Marson und Betty, über die man sich im Schlosse überhaupt nur wenig unterhielt! Es schien ein schweigendes Gesetz, dem sich Jeder fügte, um alte Wunden, die noch bluteten, nicht zu berühren.

An den Tagen, die Briefe von Betty brachten, war Dieß freilich anders; da wurde ihr Name viel genannt, besonders im Atelier des alten Hagener, das dann Normann und Louise nicht verließen, um immer beim Vater zu sein und mit ihm Zeile nach Zeile zu prüfen und den Brief immer wieder und wieder zu lesen. In Normann erweckte schon der erste Brief neben alten Schmerzen manche neue Besorgniß. Das junge Ehepaar war abgereist, um geraden Weges Italien, dem Ziele aller Wünsche Betty's, zuzusteuern, und der erste Brief war aus dem vom italienischen Wege abseits liegenden Baden-Baden datirt. Marson, schrieb Betty, habe daselbst viele alte Freunde und Bekannte gefunden, die ihn wahrscheinlich einige Tage in dem reizenden Badeorte zurückhalten würden. Aber auch der zweite und der dritte Brief waren aus Baden-Baden datirt. Betty erzählte von den vielen „sonderbaren Menschen", mit denen sie da zusammenkämen, bei denen es ihr nicht ganz wohl sei, wahrscheinlich, weil sie den Ton der großen Welt nicht kenne. Sie müsse gestehen, sie fühle sich etwas fremd in dieser Welt. Oft rette sie sich in die Einsamkeit der herrlichen Umgebungen, um Studien nach der Natur zu machen. — Später erzählte sie, wie ihr Marson, der immer gut sei, erlaubt habe, sich in das stille Lichtenthal, in der Nähe von Baden, zurückzuziehen; dort sehe sie Marson freilich seltener, da ihn seine Verbindungen in der Stadt zurückhielten — aber sie benütze ihre Einsamkeit, um fleißig zu arbeiten. Man brauche in Baden so viel Geld, das Leben sei theuer, und es finde sich hier und da Gelegenheit, ein Bild zu

verkaufen. Marson, der nur große Bilder male, könne natürlich auf der Reise nichts anfangen. Wieder ein anderes Mal bat sie, man möchte ihr einige kleine Arbeiten, die sie daheim gelassen, nachsenden; sie hatte einen Bilderliebhaber gefunden, der sie ihr sehr vortheilhaft abkaufen wollte. Aber schon im nächsten Briefe bestellte sie die Sendung wieder ab; es hatte sich indessen gezeigt, daß ihr der Bilderliebhaber den Hof machte und daß der Bilderkauf nur zu seiner Cour gehörte.

Die Freunde wurden durch jedes dieser Schreiben in eine betrübte Stimmung versetzt, am Wenigsten jedoch der Vater, der manchmal mit Lächeln aus den Zeilen herauslas, daß seine Betty praktisch werde; das schmerzliche Lächeln Betty's und ihre offenbare Bemühung, manches Ernste hinter Scherz zu verbergen und über Unangenehmes leicht hinzueilen, blieb ihm ein Geheimniß. Nicht so Normann und der Schwester, welche oft stundenlang im Garten auf und ab gingen und sich ihre Befürchtungen mittheilten. Sie wurden etwas ruhiger, als ihnen Betty eines Tages von Basel aus anzeigte, daß sie endlich Baden verlassen hätten und dem Süden zusteuerten. Ungefähr vierzehn Tage später erhielten sie einen Bericht, in dem folgende Stellen vorkamen:

„.... Nach einer so herrlichen Reise sitzen wir nun ruhig in dem noch herrlicheren Montreux, im Gasthause zum Schwan, das mit einem Fuße im Genfer See steht, von dessen Balkon aus man den Dent du Midi, de Jaman und andere prachtvolle Berge sieht. Mit einem Segelkahne fahren wir oft über den blauen oder purpurnen Spiegel nach Chillon, nach den Rhonemündungen, in das Rousseau'sche Clarens, nach Vevey, wo wir auf der unvergleichlichen Terrasse der drei Kronen schöne Stunden verbringen: Marson rauchend und träumend, ich hinausblickend der untergehenden Sonne nach, oder in das mit Dämmerung erfüllte Thal gegen Wallis, manchmal auch, zu meinem Spaß, den Engländerinnen, die da mit ihren Aquarellen sitzen, den Rath einer Meisterin ertheilend. Manche lernbegierige

Miss hat mich schon hier im Schwan aufgesucht, und ich gebe Unterricht. Den breiten Balkon habe ich in ein Atelier verwandelt und gehe zwischen meinen Schülerinnen umher, wie ein alter Meister. Der See, die Berggruppen, die lachenden Flecken am Ufer sind unsere Modelle. So ein Atelier mitten in der schönsten Natur ist sehr unterhaltend. Marson verachtet dieses ganze dilettantenhafte Treiben, läßt mich aber gewähren, weil es mich unterhält. Manche meiner Schülerinnen hat schon errathen, daß sie an ihm einen besseren Meister hätte, als an mir, manche hat ihm auch schon schmachtende, kokettirende Blicke zugeworfen, aber er kümmert sich nicht darum. Er liebt mich wirklich ...

„.... Meine Flitterwochen haben erst jetzt begonnen. Es ist ein Irrthum, daß die Flitterwochen gleich nach der Hochzeit beginnen. Die erste Zeit der Ehe ist nicht die glücklichste, ich bin jetzt glücklicher. In Baden mißfiel mir Alles aufs Höchste, und Marson war mir fremd. Hier bin ich so befriedigt, daß meine Sehnsucht nach Italien ruht, und Marson erlaubt mir, so lange hier zu bleiben, als es mir beliebt. Ich habe jetzt Angst vor Rom und Florenz, denn Das ist auch die Welt, und nach dem Leben in Baden brauche ich Ruhe. Marson will jetzt auch nicht nach Rom, und zwar, wie er mir gestand, gewisser Personen wegen, die sich jetzt dort befinden und denen er nicht gern begegnen möchte. Es laufen ihm überall Bruchstücke früherer Erlebnisse und Romane über den Weg; Das muß unangenehm sein, wenn man mit einer jungen Frau reist, nicht der jungen Frau wegen, aber der alten Romanheldin wegen. Er glaubt sich deßhalb bei mir entschuldigen zu müssen, Das ist sehr überflüssig; denn was mir ihn mit interessant gemacht hat, war eben die Ahnung, daß er ein reiches und bewegtes Leben hinter sich hatte. Freilich verlieren manche Romane, in der Nähe betrachtet, viel von ihrer Romantik ...“

Im Schlosse hatte man nicht viel Zeit, über Betty's letzten Brief nachzudenken. Der Herbst war indessen herangekommen,

Normann hatte seinen Doktortitel, und er wie Eugen waren vollauf mit den Vorbereitungen zur bevorstehenden Reise beschäftigt. Mehr als je suchten und fanden einander Normann und Louise. Es schien ihnen, als hätten sie sich in den letzten Wochen, die sie in gemeinsamer Einsamkeit und Besorgniß verbracht, erst recht kennen gelernt. Ruhig und verständig über ihre Verhältnisse wie über die entfernte Betty sprechend, gingen sie oft stundenlang neben einander einher; manchmal auch schweigend und nachdenklich, und manchmal schien es Normann, als suche seine Freundin ihm in der Stille die Trauer zu entwinden, an die er sich mit Liebe festklammerte. Er empfand jene Scham, die treue Gemüther so demüthigt, wenn sie ahnen, daß ein neues Gefühl neben einem älteren, theureren, Platz zu greifen versucht, wenn sie sich auf der Entdeckung überraschen, daß zu Gunsten eines anderen Gegenstandes ein augenblickliches Vergessen eintrete — ein augenblickliches, oft ein stundenlanges Vergessen, das man noch vor wenigen Wochen für unmöglich, jedenfalls für verbrecherisch oder für das Ende alles Lebens gehalten hätte. Aber wie sollte er auch der beständigen, wohlthätigen Nähe Louisens, die er nur eine beruhigende nannte, widerstehen? Sie hatte eine eigenthümliche Herrschaft über ihn gewonnen. War sie es doch, die bei der Erinnerung und in Sehnsucht nach ihrer Schwester oft weich wurde und vor Normann ihren Thränen freien Lauf ließ, war sie es auch wieder, die für den ersten bedeutenden Schmerz seines Lebens immer ein heilsames Wort hatte, die ihm immer zur Seite stand und ihn vor Vereinsamung bewahrte. Wie einsam wäre er ohne sie gewesen! So oft er sich Dieses sagte, so oft ließ er jede Beschäftigung liegen und eilte zu ihr, wenn auch nur, um über den gleichgültigsten Gegenstand mit ihr zu sprechen. Er mußte oft darüber lächeln, welchen Eindruck sie ihm zu Zeiten machte. Wie oft Betty, ihrer älteren Schwester, gegenüber, hatte sie nun auch ihm, dem älteren Freunde, gegenüber etwas Mütterliches, das ihr vortrefflich stand und über das sie selbst manchmal

mit ihm lachen mußte. Sie redete ihm nicht nur tröstend und beruhigend zu, sie hielt ihm auch Strafreden und sprach mit errathender Einsicht über die Ordnung seiner Zukunft. Dann wieder war sie ihm wie eine jüngere Schwester, der er hundert kleine Dienste zu leisten hatte, mit deren Zukunft er sich mehr als einmal in Gedanken beschäftigte. Wie oft brütete er über dem Gedanken, ob dieses vortreffliche, alles Glückes fähige und würdige Geschöpf den Mann finden werde, der es ganz verdiene.

Kein Wunder, daß sie bei bevorstehender Trennung voraus empfanden, wie sehr sie einander fehlen würden. Auf ihren einsamen Spaziergängen wurden sie immer schweigsamer. Nur einzelne kurze Sätze unterbrachen manchmal die Stille, wie z. B.: Werden Sie mir auch schreiben, Louise? Werden Sie mir auch gewiß schreiben? — Werden Sie Ihre kleine Freundin nicht vergessen?

In den letzten Tagen war Louise kaum sichtbar. Sie war mit der Reise-Ausstattung Normanns so beschäftigt, daß sie ihn selbst darüber zu vergessen schien. Sie hatte im Städtchen Konferenzen mit Nähmädchen und Strumpfstrickerinnen und mußte selbst mehrere Male in die Stadt, um Einkäufe zu machen, bei welcher Gelegenheit sie für Normann auch Bücher und Instrumente mit gutem Erfolge besorgte. Sie weckte den Nacheifer ihrer Freundin, der Gräfin Catherine, die auf dieselbe Weise für ihren Bruder sorgen wollte; aber das gute aristokratische Kind benahm sich dabei sehr unbeholfen, und da mußte Louise auch ihm mit Rath und That beistehen. Das war ihr ganz recht; sie fühlte, wie sehr sie in diesen Tagen ermüdender Beschäftigung bedurfte, und sie arbeitete mit einer Anstrengung, als wollte sie Alles thun, um nicht zur Besinnung zu kommen.

Endlich war Alles beisammen und ging es ans Einpacken. Auch dieses besorgte Louise. Normann stand dabei, um zu helfen, benahm sich aber mit jener Ungeschicklichkeit, welche die Männer bei solchen Gelegenheiten auszeichnet. Louise wies ihm einen Platz im Fauteuil an, gab ihm eine Cigarre und befahl ihm, ruhig zuzusehen.

Draußen rieselte ein sanfter Herbstregen herab, bedeckte die Fensterscheiben und hüllte die Stube in sanfte Dämmerung. Normann war es so wohlig, als wäre er zu Hause bei sich, in eigener Wirthschaft, und wie Louise so vor ihm her und hin ging und, wenn sie an ihm vorbeikam, ihm lächelte, kam er sich mit Einem Male wie verheirathet vor.

Merken Sie sich, lieber Normann, sagte sie, indem sie ihm ein kleines Paket vorhielt, diese Taschentücher mit breitem Rande habe ich selbst gezeichnet. Vielleicht haben Sie irgendwo in den Apenninen eines in der Tasche, dann denken Sie meiner. — Wann kommen Sie wieder?

Wahrscheinlich schon nächsten Sommer. Ich halte Eugen nicht für krank. Wenn er sich wohl befindet, kehren wir bald zurück, und er nimmt seine Studien wieder auf. So ist es mit dem Grafen ausgemacht worden.

Wie lange kann Das im Ganzen dauern?

Sechs bis acht Monate.

Louise wandte sich wieder der Wäsche zu und fing an, sie in den Koffer zu legen. Dann nahm sie aromatische Kräuter und Blumen und streute sie dazwischen.

Was soll das Grüne? fragte Normann.

Die Wäsche angenehm durchduften; Das machen wir ländliche Wirthinnen so, sagte Louise — ich habe heute den ganzen Morgen gesammelt. Zwischen jede Schicht Wäsche einige Blumen und Kräuter.

So werde ich jedes Mal, sagte Normann, durch Duft an Sie erinnert werden. — Aber nein! rief er und sprang auf — Schade um diese Blumen! — Er nahm einige derselben zusammen und band sie in einen Strauß. — So, sagte er, sollen mich diese geleiten, nicht zerdrückt und entstellt — als ein liebes Andenken meiner theuren, vorsorglichen Freundin — und so will ich den Strauß wiederbringen — wenn auch welk, doch noch theurer als liebster Begleiter, als Erinnerung an die liebe Seele, die mir so sehr, sehr lieb ist.

Louise wandte sich rasch wieder ihrer Beschäftigung zu —

Normann stand mit dem Strauße in der Hand da und sah vor sich hin; dann setzte er sich wieder in den Fauteuil und träumte, und Louise packte, bis es dunkel wurde.

In sehr früher Stunde hallte das Posthorn in den vielen Winkeln des Schlosses wieder. Der Morgen war klar; die vier Pferde stampften ungeduldig, der Postillon zeigte seine Kunst auf dem Horn, während die Bedienten die Koffer an den Wagen befestigten und Mäntel und Decken in das Innere warfen. Eugen kam in Begleitung von Vater und Schwester die Treppe herab; auch der alte Hagener erschien im Hofe und klopfte Normann, der ihm entgegenkam, auf die Schulter.

Wo ist Louise? fragte der alte Hagener — Das hätte ich nicht gedacht, daß die sich heute verschlafen würde.

Catherine lächelte: Ich habe sie schon vor einer Stunde angekleidet gesehen.

Ohne ein Wort zu sagen, lief Normann ins Haus, die Treppe hinauf. Oben stand Louise am Treppengeländer, die Arme über die Brust zusammengedrückt, blaß, den Kopf geneigt und die Augen voll Thränen. Normann blieb einen Augenblick vor ihr stehen. — Sie liebt mich, sagte er sich und wollte die Arme ausbreiten und sie umfassen; zugleich öffneten sich seine Lippen, um etwas zu sagen. Aber da sah er plötzlich Betty vor sich stehen, schön und heiter, wie an jenem Morgen da sie aus der Stadt in den Wald gezogen; er sah sie leibhaftig, er hätte sie fassen können — ein Stich ging ihm durchs Herz, und er fühlte einen Schmerz, als ob sein ganzes Wesen auseinander gerissen würde. In dem Momente, da er zu Louise sagen wollte: ich liebe dich, fühlte er die Liebe zu Betty in ihrer alten Gewalt, und es schien ihm, als müßte er sie sein Leben lang fühlen; spräche er ein Wort der Liebe zu diesem Kinde, es wäre Lug und Trug. Louise war ihm wieder ein Kind. Er legte die Hand an ihre Stirn und hob ihren Kopf in die Höhe. — Adieu, Louise! auf Wiedersehen! sagte er milde. Sie nickte lächelnd. Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn und eilte einige Stufen hinab; dann

aber kam er wieder zurück und faßte ihre beiden Hände und bedeckte sie mit Küssen. Louise lächelte immer, da neigte sie sich mit einer raschen Bewegung, und plötzlich fühlte er einen langen, heißen Kuß auf seiner Hand. — Er zog sie erschrocken zurück, und indem er „Auf Wiedersehen!“ stammelte, sprang er die Treppe hinab. Sie beugte sich, um ihm nachzusehen, und blieb so über das Geländer gelehnt. Da erscholl das Posthorn wieder. Sie stürzte zurück ans Fenster; der Wagen rollte zum Hofe hinaus, und sie eilte in ihr Schlafzimmer zurück und schob den Riegel vor die Thür.

X.

Die Eisenbahn zwischen Brüssel und Paris war um jene Zeit nur bis an die französische Gränze vollendet. In Quievrain, der Gränzstation, wurde die Diligence sammt den Reisenden von der Eisenbahn gehoben und von Pferden nach Valenciennes gebracht, um daselbst auf dem großen Marktplatze weitere Reisende nach Paris aufzunehmen. Auf diesem Marktplatze hielt an einem etwas dämmerigen, aber milden Herbst-Nachmittage die Diligence Gaillard-Laffitte; ein Beamter übergab dem Kondukteur eine Liste, welche dieser, mit einem Blick auf die wartenden Passagiere, zu verlesen begann. — Mademoiselle Antoinette Rhedarez! rief der Kondukteur, und eine Mädchenstimme antwortete: Hier! — Gleich darauf öffnete der Kondukteur das Coupé und sagte zu den zwei darin sitzenden jungen Männern: Meine Herren, wenn Sie mir ein schönes Trinkgeld versprechen, setze ich ein reizendes junges Fräulein zu Ihnen! — und ohne die Antwort der jungen Männer abzuwarten, wandte er sich sofort zu Mademoiselle Rhedarez, die mit einem Reisesacke wartend dastand, und sagte ungefähr mit derselben Miene: Mademoiselle, wenn Sie liebenswürdig sind, gebe ich Ihnen einen Platz neben zwei der liebenswürdigsten jungen Männer von Frankreich und Navarra.

Die so Angeredete warf einen schüchternen Blick in das Coupé und auf die Reisenden, erröthete und zögerte, einzusteigen.

Haben Sie keine Furcht! sagte der Kondukteur, meines Wissens essen diese jungen Herren keine Mädchen. — Und ohne ihre Antwort abzuwarten, hatte er sie schon in das Coupé gehoben und ging weiter, um den andern Reisenden ihre Plätze im Interieur, in der Rotonde oder auf der Imperiale anzuweisen.

Zwei Arme streckten sich ihr entgegen, um sie freundlich zu unterstützen, während ihr eine dritte Hand den Reisesack abnahm, um ihn unter den Sitz zu legen. Sie dankte verlegen für all die Freundlichkeit und setzte sich, wie es ihre Nummer verlangte, in die Mitte, während die Fremden die Ecksitze einnahmen.

Wir können zufrieden sein, sagte Eugen, sie ist sehr hübsch. Sehen Sie nur die schwarzen Augen und diese rabenschwarzen Locken. Man sollte nicht glauben, schon hier so südlichen Typen zu begegnen.

Die sind hier nicht so selten, antwortete Normann — neben flandrischem Blond findet man hier sehr häufig das dunkelste Schwarz und bronzirte Haut. Diese Gegenden waren lange Zeit spanisch. Doch sprechen wir nicht Deutsch, sonst langweilen wir das arme Geschöpf.

Sie haben Recht. Es ist auch nicht artig, daß wir die bequemen Ecksitze einnehmen, während wir sie in der Mitte sitzen lassen. Soll ich ihr nicht meinen Platz anbieten? fragte Eugen.

So thun Sie es doch, lächelte Normann.

Ich habe nicht den Muth.

Normann wandte sich mit einem verbindlichen Lächeln zu Mademoiselle Antoinette, die steif und unbeweglich zwischen ihnen saß, als fürchtete sie, einen der Nachbarn nur mit dem Ellbogen zu berühren, und sagte auf Französisch: Mademoiselle, dieser junge Herr wünscht Ihnen seinen bequemeren Platz abzutreten, hat aber nicht den Muth, es Ihnen anzubieten.

Ach, Monsieur ist wirklich sehr gütig!

Nein, wahrhaftig nicht! erwiderte Eugen, indem er schon

aufstand und Platz machte, wir fahren die ganze Nacht durch — auf Ihrem Platze würden Sie nur sehr schlecht schlafen können, da Ihnen die Seitenlehne fehlt.

Und Sie? Sie werden auch schlecht schlafen.

Ach, Mademoiselle, ich bin ein Mann. Bitte, nehmen Sie meinen Platz; ich könnte nicht ruhig sein, wenn eine Dame neben mir schlechter säße, als ich.

Danke, sagte Antoinette und bewerkstelligte mit vieler Anmuth und einigem Erröthen die in einem engen Coupé schwierige Operation eines Platzaustausches, während sich die Pferde schon in Bewegung setzten.

Im Besitz ihrer Ecke und durch die ruhige Höflichkeit des Einen, durch die schüchterne des Anderen aufgemuntert, fühlte sich Antoinette sehr à son aise, lobte den Platz, versicherte, daß sie da sehr gut schlafen werde, und drückte den Fremden ihre Freude aus, mit so galanten Reisegefährten zusammengetroffen zu sein. — Ach, sagte sie treuherzig, ich hatte eine fürchterliche Angst vor den Unbekannten, mit denen ich die Reise machen sollte.

Ich versichere Ihnen, mein Fräulein, sagte Normann, wir sind nicht schrecklich, und Sie können in unserer Gesellschaft ganz ruhig sein.

Das sah ich auf den ersten Blick, erwiderte Antoinette, und da einmal das Eis gebrochen war, ließ sie sich mit der französischen Provinzialen eigenen Mittheilungslust gehen und fuhr fort: Aber bedenken Sie, es ist meine erste Reise; ich bin aus einem kleinen Städtchen dieses Departements, und Valenciennes ist die größte und fernste Stadt, die ich bis jetzt gesehen. Nun muß ich eine so große Reise machen und allein und nach dem unermeßlichen Paris und in so traurigen Angelegenheiten.

Eugen hörte dem Mädchen, dessen Worte einen klagenden Ton angenommen hatten, mit vieler Theilnahme zu.

Mein Gott, fragte er, haben Sie denn gar keine Bekannten in Paris?

Ich kenne keinen Menschen, einen einzigen ausgenommen, um dessentwillen ich eben hingehe und den ich erst aufsuchen muß — ich weiß nicht, wo und wie.

Eugen sah Normann an, als ob er sagen wollte: ich verstehe. Antoinette bemerkte es und sagte kopfschüttelnd und traurig: Der Verlorene, den ich suchen will, ist mein Bruder!

Pardon! rief Eugen verlegen und verrieth erst recht seine Gedanken.

Sie werden überall Freunde finden, mein Fräulein, sagte Normann, seien Sie gewiß; es wird Sie Jeder gern unterstützen. Ich kenne Paris auch nicht, aber ich bin ein Mann, kann mich freier umsehen und habe viele Empfehlungen an Pariser, die mich leiten können; wenn ich Ihnen in irgend Etwas dienen kann . . .

Wie gut Sie sind, mein Herr, einer Fremden so bereitwillig Ihre Dienste anzubieten! Madame Thierry hatte ganz Recht, als sie mir bei der Abreise sagte . . .

Nun, fragte Normann, was sagte Madame Thierry?

Antoinette lachte auf und sagte: Madame Thierry gab mir manche gute Lehre mit auf den Weg; es ist eine gute und erfahrene Frau, die lange in Paris gelebt hat. Antoinette, sagte sie, haben Sie keine Angst auf der Reise; mit Muth kommt man überall fort. Wenn Sie aber die Angst nicht unterdrücken können, so haben Sie sie nur vor den Alten, nicht vor den Jungen. Die Jungen sind immer gut und hülfreich ohne Eigennutz. Ich sehe, fügte Antoinette mit einem liebenswürdigen Blicke auf ihre beiden Reisegefährten hinzu, daß Madame Thierry sehr Recht hatte. — Aber da Sie so gütig sind, mir Ihre Hülfe anzubieten, erlauben Sie mir wohl, Sie zu fragen, wer Sie sind?

Ich heiße Normann und bin ein neugebackener Doktor der Medizin.

Antoinette klatschte vor Freude in die Hände. Das ist ja herrlich, rief sie, da fühle ich mich gleich wie Ihnen anverwandt. Mein Vater war Doktor der Medizin, und mein Bruder soll es

werden; zu diesem Zwecke ist er in Paris und auf der medizinischen Schule — ach Gott! wer weiß, ob er es jemals wird, trotz der herrlichen Klientele meines seligen Vaters, die er so schön übernehmen könnte!

Es war offenbar, daß Normann, sobald er sich ihr als Kollegen ihres Vaters enthüllt, ihr ganzes Vertrauen gewonnen. Nach einer halben Stunde kannte er ihre ganze Geschichte.

Antoinette Rhedarez war die Tochter eines Landarztes aus der Gegend von Valenciennes; ihre Mutter war seit vielen, ihr Vater seit einigen Jahren begraben. Sie hatte einen einzigen Bruder, der, nachdem er einige Zeit bei einem Officier de santé als Gehülfe und Lehrling fungirt, nach Paris gegangen war, um seine Studien zu vollenden und dann den leer gebliebenen, bescheidenen, aber einträglichen Platz seines Vaters einzunehmen. Ihr Vater war so beliebt gewesen und hatte sich während der schwierigen Zeiten als so treuen Helfer bewährt, daß die Kommune aus Dankbarkeit seinen Platz nur provisorisch besetzte und ihn für dessen Sohn Virgile offen hielt, bis dieser sein Diplom in Paris erlangt haben würde. Nun aber hatte Antoinette in Erfahrung gebracht, daß Virgile den Verlockungen der Hauptstadt und speziell des Quartier Latin nicht habe widerstehen können, daß er seine Studien vernachlässigt und daß er sich einem zu lustigen Leben hingegeben. Sein väterliches Erbtheil war bereits dahin, und seit Wochen hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Er hat Niemanden auf der Welt, als sie, Niemanden, der ihm Vorstellungen machen, der ihn an die Schrecknisse seiner Zukunft, eines verfehlten Lebens, die Folgen einer vergeudeten Jugend mahnen könnte, Niemanden, als sie, und obwohl sie jünger, hat sie sich doch aufgemacht, um ihn aufzusuchen und diese Pflicht zu erfüllen. Virgile ist gut, sehr gut, herzensgut, ein ritterlicher Charakter, er wird den Thränen seiner Schwester gewiß nicht widerstehen können und zu einem geordneten und nützlichen, arbeitsamen Leben zurückkehren.

Das alles erzählte sie mit größter Einfachheit, nur daß

zu lächeln versuchte, wenn ihr während der Erzählung hier und da eine Thräne ins Auge trat. Eugen konnte nicht umhin, er mußte Deutsch sprechen und sagte: Es ist ein liebes, gutes Mädchen!

Normann sprach ihr Trost und Hoffnung zu, aber er konnte eine Besorgniß nicht unterdrücken: Wie, fragte er, soll Ihr Bruder die Studien fortsetzen, da er, wie Sie sagen, sein väterliches Erbe nicht mehr besitzt?

Ich besitze noch das meinige, antwortete sie leise mit niedergeschlagenen Augen.

Gute Schwester! sagte er und faßte unwillkürlich ihre Hand, seien Sie unbesorgt. Ihre Reise wird gewiß nicht vergebens sein. Was das Auffinden Ihres Bruders betrifft, so wird das nicht schwer sein. Ich gehe jedenfalls gleich am Tage nach unserer Ankunft auf die Ecole de médecine und will bei allen Studenten anfragen, bis ich ihn ausgespäht habe.

Antoinette meinte, der Himmel selbst habe ihr solche Reisegefährten geschickt, und die melancholische und ängstliche Stimmung, mit der sie in den Wagen gestiegen, war dahin. Man erzählte, plauderte, lachte endlich bis tief in die Nacht hinein. Eugen gab ihr das Polster, welches ihm Catherine gestickt hatte, Normann, um sie vor der Herbstnacht zu schützen, seine Reisedecke, und sie fühlte sich wohl beschützt und geborgen.

Je suis une pauvre orpheline, il faut que l'on me gâte un peu! murmelte sie und entschlief mit einem Lächeln auf den Lippen.

Auch Eugen erfaßte nach und nach der Schlummer; da er aber weder rechts noch links eine Lehne hatte und der Wagen in raschem Lauf über das Pflaster der Chaussee bergauf, bergab dahinfuhr, schwankte er hinüber, herüber, und besorgt, Antoinetten zu wecken, indem er auf sie hinfiel, fuhr er von Minute zu Minute auf und rieb sich die Augen, um sich wach zu erhalten. Normann bemerkte diesen Kampf, schlang seinen Arm um Eugens Hals und zog ihn auf seine Brust, wo er bald fest einschlief.

Normann allein wachte noch. Der Mond war untergegangen, und er saß in tiefer Dunkelheit. Die liebende Sorgfalt Antoinettens für ihren Bruder hatte ihn im Laufe des Abends so oft an die sorgende, liebende Louise und ihre Schwester erinnert; jetzt überließ er sich ungestört diesen Erinnerungen. Je weiter ihn die Reise von der Heimat entfernte, desto lieber wurden ihm solche Stunden der Erinnerung. Der Abschied von Louisen schwebte ihm immer vor und beunruhigte ihn zum Theil, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er von dem Augenblicke an Louisens beinahe eben so oft gedachte, wie ihrer Schwester, und daß doch wieder Betty, seit er von Louisen getrennt war, eben so lebhaft vor seinen Gedanken stand, wie in den glücklichsten und unglücklichsten Zeiten seiner Liebe. Er erlebte die merkwürdigsten Phantasmagorieen. Es war ihm manchmal, als ob vor seinem inneren Auge immer die eine Schwester die andere verdrängte. Jetzt stand Louise vor Betty, wie um sie zu verdecken, jetzt Betty vor Louise. Manchmal verschwammen die Züge der Einen mit dem Gesichte der Anderen, und er wußte nicht, an welche von Beiden er dachte. Die letzten Wochen auf dem Schlosse war es anders gewesen. Die beständige Gegenwart der Freundin und Trösterin machte, daß er die Wunden für vernarbt hielt und das Andenken Betty's, wenigstens für Stunden, in den Hintergrund trat. Die Reise, die Welt mit allem Neuen, das sie bot, war nicht so stark, wie Louise. Wie schon oft, suchte er sich auch in dieser ungestörten Stunde über die Verwirrung in seinem Innern klar zu werden — aber anstatt der Reflexionen begannen wieder die alten Träume und Phantasmagorieen, und diese wirkten fort und umspannen ihn, bis er mit ihnen, wie das Kind mit geliebtem Spielzeug in der Hand, in tiefen Schlaf verfiel.

Welch eine weise Person mag jene in der Vergessenheit eines kleinen Landstädtchens des Departements du Nord lebende Madame Thierry sein, die Antoinetten ihre Lehren auf d[illegible] mitgegeben! Sie glaubte dem von Alten erfunden

gebrauchten Sprüchwort, daß Jugend keine Tugend habe, nicht, sie glaubte offenbar, daß die Jugend die Tugend selbst sei und sie nur deßhalb nicht zu haben brauche. Da sitzen in dunkelm und engem Raume drei in voller Jugend glühende und blühende Geschöpfe zusammen, und alle Drei schlafen den Schlaf des Tugendhaften: das Mädchen träumt vom Bruder, dem es entgegen eilt, um ihn zu retten, um ihm ihre Aussteuer zu opfern, und träumt, wie die Welt so gut sei, da die ersten zwei Fremden, denen sie darin begegnet, so liebe, hülfbereite Menschen sind; der junge Student und Aristokrat nimmt sich selbst im Schlafe zusammen, um den Schlaf der holden Nachbarin, der guten Schwester nicht durch eine ungeschickte Bewegung zu stören; und der Dritte bettet den ihm anvertrauten Jüngling an seine Brust, wie eine Amme das Kind, während ihn Treue und Liebe im Traume zu fernen Geliebten tragen. — Glückliche Reise diesem, Laffitte et Gaillard gehörigen alten Eilwagen! Nächstens macht ihn die Eisenbahn überflüssig, und er, der kaum mehr geflickt wird, wird in die Rumpelkammer geworfen werden — aber er hat viel des Schönen in seinem Innern getragen. Möge der alte Kasten in keinem Loche stecken bleiben, an keinem Steine brechen, in keinen Graben fallen und glücklich in der Rue Montmartre anlangen!

Er ist nahe daran. Das Gespräch, das nach gut verschlafener Nacht lebhaft fortgegangen und die Reisegefährten zu guten, alten Freunden machte, verstummt nach und nach; man sieht zum Fenster hinaus und beobachtet, wie das Leben, je mehr man sich der Hauptstadt nähert, in größeren und größeren Fluthen geht. Was in Paris zu thun sei, ist längst besprochen und festgesetzt. Eugen soll mit Normann im Hotel seiner Tante, der Marquise Brimont, einer Schwester seiner verstorbenen Mutter, die einen Emigranten geheirathet, absteigen; aber man will den Einzug ins Faubourg St. Germain aufschieben, um Antoinetten nicht gleich bei ihrer Ankunft zu verlassen. Normann kennt das Hotel der Cour de Commerce, in der Nähe der medizinischen Schule, wo schon viele seiner reisenden Freunde und Kollegen

eingekehrt sind; dort wird man mit Antoinette absteigen, da von dort aus der Bruder leicht aufzufinden sein wird; es liegt mitten im Studentenviertel und in der Nähe der medizinischen Schule. Dieß ist abgemacht, und Antoinette ist beruhigt; dennoch sieht sie, wie man schon durch die Straßen von Paris fährt, nichts von aller Pracht, von dem wogenden Gedränge der Boulevards — und, als sie schon mit Normann und Eugen im Fiaker sitzt und über den Pont Neuf dem Hotel zufährt, nichts von der herrlichen Seine-Perspektive, von Notre Dame und all der alten Herrlichkeit; mit ängstlicher Hast sieht sie nur in die Gesichter der Vorübertreibenden, ob sie nicht Virgile, ihren Bruder, entdecke.

Der Fiaker hält vor dem Hotel, und sie hatte ihn nicht entdeckt. Ach, seufzte sie, wie soll man ihn aus diesen unzähligen Menschen herausfinden! — Die Wirthin, Madame Martin, kam den Neuangekommenen geschäftig entgegen. Antoinette wandte sich sogleich an sie und fragte, ob sie nicht Herrn Virgile Rhedarez kenne. — Die Wirthin dachte aus Höflichkeit eine Zeit lang nach und bedauerte aufrichtig; um sich gefällig zu zeigen, öffnete sie die Thür des Speisesaales, wo eine Anzahl junger Männer um die Table d'hôte saß, und rief hinein: Meine Herren, ein liebenswürdiges, junges Fräulein sucht einen Herrn Virgile Rhedarez; kennt ihn Einer, heißt Einer unter Ihnen so? — Auf diese Frage erhob sich ein Theil der speisenden Gesellschaft und stürzte in die Vorstube: Ein liebenswürdiges, junges Fräulein, sagen Sie? riefen die jungen Leute, Einer nach dem Andern — vielleicht heiße ich so? — vielleicht läßt sie mich als Herrn Virgile Rhedarez gelten — warum nicht? kann ich nicht eben so gut Virgile Rhedarez als Pierre Lefevre heißen? — Ma foi! er hat Recht; für ein liebenswürdiges junges Fräulein vertauscht man seinen Namen mit Vergnügen — wir sind keine Aristokraten — wir halten nichts auf unsere alten Namen — Parbleu! ich heiße Louis Philippe Dupin und verkaufe diese glorreiche Kombination für zwanzig Sous. — Virgile, so heißt ein klassischer Dichter,

der Name ist mir wie auf den Leib gewachsen, ich mache Verse wie Lamartine.

So riefen die verschiedenen Stimmen der jungen Männer, die mit den Servietten in der Hand vor dem Speisesaal erschienen. Normann war etwas ärgerlich über die Art und Weise, wie sie auf die Erkundigung antworteten und hervorstürzten, um das „junge liebenswürdige Fräulein“ in Augenschein zu nehmen. Da er aber die wohlwollenden Gesichter und den Ausdruck harmlosesten Scherzes darauf sah, mußte er in das Lachen Eugens einstimmen. Wir sind in Paris und im Quartier Latin, sagte er und folgte Antoinetten, die bei dem Ausbruch der jungen Leute die Treppe hinaufgeflüchtet war, und der Wirthin, die ihnen ihre Zimmer, herrliche, sehr comme il faut eingerichtete Zimmer, wie sie sagte, anweisen wollte.

Wer sind diese Herren? fragte Normann.

Studenten, lustige Studenten, sehr liebenswürdige junge Leute.

Sind auch Mediziner darunter?

Mediziner! rief Madame Martin entrüstet, Gott bewahre mich vor Medizinern! Es darf mir kein Mediziner ins Haus. Stellen Sie sich vor, mein Herr, drei der herrlichsten Katzen von Paris sind mir nach einander aus dem Hause verschwunden. Und welches, glauben Sie, war ihr beklagenswerthes Schicksal? Sie wurden mir von den Medizinern, die sich in mein Vertrauen und an meine Table d'hôte gedrängt, gestohlen, ermordet und dann aufs Grausamste sezirt. Seit damals darf mir kein Mediziner ins Haus.

Es thut mir leid, Madame, sagte Normann, denn ich muß Ihnen, ehe Sie uns in die Zimmer führen, bekennen, daß ich selbst Mediziner bin.

Oh, lächelte Madame Martin sehr verbindlich, Sie sehen nicht so grausam aus; auch sind Sie ein Fremder. Nur die Franzosen fürchte ich. Sie wissen, Voltaire sagt: In jedem Franzosen steckt ein Tiger.

Sie öffnete eine Thür, die in eine kleine, ziegelgepflasterte, mit Plüschmöbeln ausgestattete Stube führte, aus der man in zwei andere, ähnliche Zimmer gelangen konnte. Hier, sagte sie, haben Sie drei herrliche Stuben.

So ist es nicht gemeint, sagte Normann leise, Mademoiselle muß eine abgesonderte Stube haben.

Ah so! ich glaubte, Sie wollten in Gesellschaft wohnen — ich glaubte, Mademoiselle wäre Ihre Schwester.

Sie ist nicht unsere Schwester.

C'est égal, mein Gott, sie könnte es ja sein, nichts natürlicher, als der Besitz einer Schwester, selbst einer schönen Schwester. Sie haben Grundsätze, mein Herr?

Ja, Madame, ich habe Grundsätze, antwortete Normann, lächelnd über diese ihm neue Art des Gespräches.

Und dieser junge Herr? fragte die Wirthin, auf Eugen deutend, er hat ebenfalls Grundsätze?

Ebenfalls.

C'est égal, ich liebe die jungen Herren, die Grundsätze haben, ich; — ich habe ebenfalls meine Grundsätze; Jedermann hat die seinigen.

Antoinette erbat sich ein Zimmer mit der Aussicht auf die Straße. — O, rief Madame Martin, da kann ich Ihnen die herrlichste Piece von der Welt geben; folgen Sie mir, Mademoiselle, Sie sollen bei mir geborgen sein, wie es eine junge Dame verdient, die mit zwei so ausgezeichneten jungen Herren reist.

Eugen freute sich über die Neuheit der ganzen ihn umgebenden Welt. Selbst die Aermlichkeit seiner Wohnung, das kalte Ziegelpflaster ohne Teppich, die alten Plüschmöbel aus dem Empire, die krachten, wenn man sie berührte, die falschen Blumen in den Vasen, welche auf der Cheminée standen und chinesischen Ursprung heuchelten, die elenden zwei Stückchen Holz, die im Kamine brannten und nach dem Ausdrucke der Wirthin eine wohlthuende Wärme verbreiten sollten, dieser ganze falsche

französische Luxus, der hinter tönenden und eleganten Rahmen große Sparsamkeit versteckt, kurz Alles, was sonst den Neuangekommenen in Pariser Hotels mit Unbehagen zu erfüllen pflegt, trug nur zu seinem Vergnügen bei. Mit Prüfung aller Gegenstände verlor er so viel Zeit, daß er mit dem Wechsel seines Anzuges nicht fertig war, als Antoinette schon fix und fertig an die Thür klopfte, um die Freunde zu erinnern, daß man noch heute Entdeckungsreisen nach dem Bruder antreten wollte.

Es war ein ächter Pariser Dezember-Abend. Es regnete nicht, aber die Luft war so feucht, daß man nach wenigen Schritten aus dem Hause die Kleider durchtränkt hatte. Die Laternen waren von einem rothen Hofe umgeben, und die nassen und schmutzigen Pflastersteine glänzten im Wiederscheine der hell erleuchteten Schaufenster der Kaufleute und Kaffeehäuser. Nur springend konnte man von einer Seite der Straße auf die andere gelangen und nur indem Jeder auf eigne Hand seinen Weg suchte. So verlor man sich oft beim Uebergange, um sich drüben wieder zu finden. Antoinette wußte einige frühere Adressen ihres Bruders; nach diesen richtete man zuerst seine Schritte; nach dem Pantheon, nach der Rue Vaugirard, nach der Rue des Saint Pères — immer vergebens. Ueberall erinnerte man sich des lustigen Studenten, aber nirgends war eine Auskunft über seinen jetzigen Aufenthalt zu erlangen.

Erst spät in der Nacht kehrten die drei Entdeckungsreisenden müde in ihre Wohnung zurück. Antoinette war traurig und entmuthigt. — Ach, seufzte sie, ich fürchte, mein Bruder ist ein wahrer Bohemien, ein Zigeuner geworden!

Als Normann am nächsten Morgen in die medizinische Schule gehen wollte, stand sie schon bereit an der Treppe, um sich ihm anzuschließen. Sie hatte, damit sich, wie sie sagte, Virgile ihrer nicht schämen sollte, Toilette gemacht. Ein schwarzes Kleid, das bis oben geschlossen war und vorn eine Reihe kleiner Knöpfchen hatte; ein schmaler, weißer Halskragen, der das bronzirte Gesicht-

chen schön hervortreten ließ, gleiche Manschetten; Kornblumen im Hute, die sich dem dunkeln, glatten Scheitel anschlossen — Alles stand ihr so gut und gab ihr zugleich ein höchst einfaches und so elegantes Aussehen, daß Normann nicht umhin konnte, ihr sein Kompliment zu machen. — Sie dankte sehr zufrieden und sagte mit jener in diesen Dingen den Französinnen eigenen Offenherzigkeit: Ja, ich finde mich selbst sehr nett — Sie auch? — Das macht mir Vergnügen. Lustig wanderte sie an seinem Arme der berühmten Schule zu. Vor derselben wie in ihrem Hofe und Portikus trieben sich viele Studenten umher, die Einen geschäftig in die Hörsäle eilend, die Anderen disputirend, die Dritten mit der kurzen Pfeife im Munde, lachend, plaudernd; die Einen eben so einfach, wie die Anderen phantastisch gekleidet.

Normann hielt es nicht für gut, mit Antoinetten in die Mitte dieser jungen Männer zu treten; er fürchtete, Manches über ihren Bruder zu hören, was ihrem liebenden Herzen oder ihren jungfräulichen Ohren unangenehm sein könnte. Er bat sie, ihn an der Fontaine zu erwarten, und trat allein in den Portikus. Dort begann er seine Erkundigungen; aber die meisten Studenten kannten Virgile persönlich oder auch dem Namen nach, ohne Näheres über ihn und seinen Aufenthalt angeben zu können.

Ma foi! sagte ein langer, rauchender Student, Virgile kann man wohl alle Tage begegnen, aber seine Adresse kann man nicht wissen. Eine Adresse zu haben, Das gehört nicht zu seinen Spezialitäten.

Seine Spezialität, rief ein Anderer drein, ist Adele, Monsieur, wenn Sie Adele finden können, dann finden Sie auch Virgile.

Aber wo finde ich Adele? fragte Normann.

Rue Sarrasin Nr. 6, unterm Dache, zweite Thür rechts! rief ein Anderer, der an eine Säule gelehnt das Gespräch mit anhörte.

Nicht wahr! Du bist sehr zurück in der Kenntniß der Erd-

kunde; Adele ist seit acht Tagen mit einem Rapin im Walde von Fontainebleau, berichtigte ein Dritter.

Ganz richtig, sagte ein kleiner, etwas verwachsener Jüngling, der auf der Nase eine Brille und unter dem Arme einen großen Pack Bücher trug, in dozirendem Tone. Niemand ist über diese Verhältnisse so gut unterrichtet, wie ich, und nur ich bin fähig, Ihnen, interessanter Fremdling, erschöpfenden Bericht zu erstatten. Es ist ganz richtig, was der ehrenwerthe Vorredner behauptete: Adele befindet sich seit acht Tagen mit einem Maler in den Einsamkeiten des Waldes von Fontainebleau, um mit der winterlichen Natur ihr betrübtes Herz in Harmonie zu setzen. Virgile Rhedarez nämlich hat sie verlassen, um sich Zelia, der blassen Bewohnerin von Nr. 17 Rue Larrey, in die Arme zu werfen, worauf sich Adele aus Verzweiflung mit eben solcher Heftigkeit dem Maler in die Arme stürzte. So ist es nun, wenn nicht indessen neue Verhältnisse und Verwicklungen hinzugekommen, welche diese bereits acht Tage alten und überreifen Zustände geändert oder modifizirt haben. Adele hat ein bewegliches Gemüth, das sich den Fluktuationen der Wochen, der Tage, der Minuten mit bewunderungswürdiger Bereitwilligkeit anpaßt.

Entschuldigen Sie, sagte Normann, es ist mir nicht um Mademoiselle Adele, sondern um Herrn Virgile Rhedarez zu thun.

So hören Sie weiter, wißbegieriger Fremdling — fuhr der kleine Mann mit der Brille im selben Tone fort —: deutete ich vorhin an, daß Mademoiselle Zelia, gegenwärtige und zeitweilige Freundin Herrn Virgile Rhedarez', Nr. 17 der Straße wohne, welche wir nach dem Namen des großen Chirurgen und ersten Arztes der großen Armee benannten, um ihn, den Vater unserer braven Krieger, zu ehren, ihn, den sie sich im Momente der höchsten Gefahr auf der Beresina-Brücke von Schulter zu Schulter reichten, um ihn vor dem verfolgenden Feinde und dem Eise des barbarischen Stromes zu retten, ihn, der nicht, wie Homer sagt, als Arzt so viel werth war, wie zwei und mehrere andere, sondern der so viel werth war, wie eine ganze Armee

oder wenigstens ein Armee-Korps — ich sage, wenn ich vorhin andeutete, daß Zelia in der Rue Larrey wohne, so that ich es aus alter Gewohnheit, denn auch ich hatte die Ehre, Mademoiselle Zelia von Zeit zu Zeit, wenn es meine Studien erlaubten, zu besuchen, und ich that es nicht frivoler Absichten wegen, sondern weil ich den Namen des großen Mannes gern so oft als möglich ausspreche, um mir ihn, mein erhabenes Vorbild, dem ich nacheifere, immer wieder ins Gedächtniß zurück zu rufen. Mademoiselle Zelia, meine Freundin — so nenne ich sie mit Stolz, denn sie wird nie fähig sein, einen Mann der Wissenschaft zu verlassen, wie jene verächtliche Adele gethan, um sich einem Malerlehrling zuzuwenden, selbst in der höchsten Verzweiflung nicht — Mademoiselle Zelia, meine Freundin, wohnt nicht mehr in der Rue Larrey Numero 17. Sie hat dieses Haus, wie man sich in der gemeinen, aber nicht unmalerischen Sprache der Portiers ausdrückt, beim Klange der hölzernen Glocke, d. i. in aller Stille und im Geheimen, verlassen. Der schauderhafte Zeitpunkt des Neuen Jahres rückt mit Riesenschritten heran, jener schauderhafte Zeitpunkt, der uns daran erinnert, daß sich Alles ändere, Alles im Fortschritt begriffen sei, nur nicht die gemeine Gewohnheit der Hausbesitzer und Portiers, sich um diese Zeit Hauszins und Trinkgelder bezahlen zu lassen. Zelia kennt das Leben und kennt die Menschen; sie kennt auch die veralteten Sitten Frankreichs und den Mißbrauch der Gesetze, dem wir mit der Revolution eines halben Jahrhunderts — denn noch ist unsere Revolution nicht geschlossen, noch immer tanzen wir auf einem Vulkan — nicht abhelfen konnten. Sie wich den mit den Operationen des ersten Januar unauflöslich verbundenen unangenehmen Empfindungen aus; sie zog aus und wurde dabei von ihrem Freunde Virgile Rhedarez unterstützt. Mehrere Tage trug er sich mit dem Gedanken, die Angelegenheiten Zelia's auf bourgeoise Weise und durch alltägliche banale Bezahlung zu ordnen, denn auch der Stärkste hat schwache Momente — Napoleon wurde bei Marengo muthlos —; aber endlich siegte sein besseres

Selbst, und sie traten einen geordneten Rückzug an und ließen nur eine halbgeleerte Pomadebüchse in den Händen des Feindes. Auch diese wollte er noch holen, obwohl bereits am Pantheon angelangt, aber Zelia beschwor ihn, sich der Gefahr nicht auszusetzen, und sprach das große Wort: Je m'en fiche!

Der Redner schwieg, machte ein ernstes Gesicht, schlug mit der rechten Hand auf die geschlossenen Finger der linken, öffnete die beiden mittleren wie den Deckel einer Dose und machte die Bewegung, als ob er eine Prise nähme, worauf er die fingirte Dose herumreichte.

Glauben Sie, sagte ein schlanker junger Mann zu Normann, daß dieser Farceur zu Ihnen spreche, um Ihnen Auskunft zu geben? Gott bewahre! Er übt sich im Reden, er will Volksredner werden.

Auch Marat war Arzt, erwiderte der Kleine, freilich nur Thierarzt. Ich würde als Redner so hoch über ihm stehen, wie der Menschenarzt über dem Thierarzt steht. Uebrigens muß die heutige Redemethode eine andere sein; das bloße Pathos genügt nicht mehr; der Zuhörer darf nicht wissen, ob ihn der Redner hinreißen oder verlachen will. Eine Dosis Ironie, Ironie gegen sich selbst wie gegen das Publikum muß beigemischt werden. Das ist der ächte gallische Geist, der wahre Esprit gaulois; der wurde in der ersten Revolution durch die Girondisten wie durch die pathetischen Jünger Rousseau's gefälscht. Robespierre's Tugend konnte in Erstaunen setzen und darum zur Herrschaft gelangen, aber halten konnte sie sich nicht. Mirabeau hatte einen so großen Einfluß, weil man wußte, daß seine Tugend nur in seinen Worten lag, und weil man ihn in Verdacht hatte, daß er sich eigentlich über die Nation lustig mache. Hätte Figaro, ich wollte sagen Beaumarchais, gelebt, er hätte eine dauerhaftere Dynastie gegründet, als Napoleon. Louis Philippe hat etwas von Figaro, darum ist er zur Regierung gekommen, aber er hat nicht genug davon, darum wird er fallen. Wir brauchen einen Figaro, aber einen lachenden oder blutigen.

Die Studenten lachten, Normann lachte mit, war aber doch schon voll Ungeduld in Gedanken an Antoinette, die immer wartend an der Fontaine stand.

Aber, sagte er zu dem Redner, mit all Dem, meine Herren, weiß ich noch nicht, wo Herr Virgile Rhedarez zu finden ist.

Ganz richtig, bestätigte Jener, wie sollten Sie es auch wissen, da ich selber es nicht weiß! In jenem großen Momente, da Zelia auf der Höhe des Pantheons zu ihm sagte: Je m'en fiche, sah ich ihn zum letzten Male. Darauf verloren sich Beide, nicht seufzend unter der Last der geretteten Habseligkeiten, in den unerforschten Gegenden der Rue Descartes.

Was rathen Sie mir nun zu thun? fragte Normann den Kreis.

Halten Sie sich an Zelia, sagte ein Jüngling mit breitem Kalabreserhute, der die Arme wie Napoleon bei Waterloo über der Brust zusammendrückte; Zelia wird leichter zu erforschen sein als Virgile, sie ist eine bekannte Persönlichkeit.

Der Rath schien gut, und Normann beschloß, sich hinter dem Rücken Antoinettens danach zu richten, als ein Vorübergehender etwas barsch fragte: Wer spricht hier von Zelia? Was soll's mit ihr?

Dieser Herr hier, antwortete man ihm, sucht Virgile Rhedarez da.

Zelia hat mit Virgile nichts zu thun, sagte der Vorübergehende stolz; Zelia ist meine Freundin. Sie hat sich gestern Abends um acht Uhr fünfundzwanzig Minuten von ihm getrennt und sich mir gewidmet für ewig.

Und was ist aus Virgile geworden?

Weiß ich es? Ich habe ihn zur Verzweiflung gebracht und mich dann nicht mehr um ihn gekümmert. Fragen Sie bei den Netzen von St. Cloud nach.

Normann wußte zum Glücke nicht, was diese letzten W[illegible] zu bedeuten hatten: daß in den Netzen von St. Clo[illegible] mörder aufgefangen werden, die ihnen die Weller[illegible]

Paris aus zuführen; er wäre sonst vielleicht über diese leere Prahlerei erschrocken. Er sah nur ein, daß er zur Zeit hier nichts erfahren konnte, und kehrte zu Antoinette zurück.

Diese glaubte schon eine Ewigkeit gewartet zu haben, ging bald an der Fontaine ungeduldig auf und ab, unbekümmert um die Musterung, der sie die Studenten unterwarfen, sah bald nach dem Hofe, in dem es wimmelte, und machte nun, da Normann allein zurückkehrte, ein so enttäuschtes Gesicht, als ob sie den Bruder an seiner Seite erwartet hätte. — Ach, rief sie, nachdem sie den kurzen Bericht Normanns, der manches Thatsächliche übersprang, gehört hatte, ich werde ihn nie wieder finden! — Sie ließ die Arme hoffnungslos fallen und folgte Normann wie ein Schlachtopfer zum Hotel, um Eugen zu holen und neue Wanderungen anzutreten.

Normann, um sie zu zerstreuen, machte sie auf Dieses und Jenes in den Straßen aufmerksam, und bald nahm das bewegte und wogende Leben sie so in Anspruch, daß die Verzweiflung von diesem Morgen wieder verflog und sie, immer den Bruder suchend, doch endlich heiter und mit ihren Begleitern plaudernd wie eine Lustreisende, durch Paris lief. So war sie, von Verzweiflung zu Hoffnung, von Trauer zur Heiterkeit rasch überspringend. Während sie lachte, konnten ihr Thränen in die Augen kommen, und oft, ehe die Thränen die Wangen herabrollend die Lippen erreichten, lachten diese wieder in jugendlicher Heiterkeit. Doch erkannte sie in dem labyrinthischen und tollen Treiben von Paris, von welchem Werthe ihr Schutz und Führerschaft Normanns war.

Was wäre ohne Sie, ohne Ihre Güte in diesem Paris aus mir geworden! sagte sie oft im Laufe des Tages und drückte dabei unwillkürlich den Arm, der sie führte, und stützte sich fester auf, wie um sich dieser Hülfe desto mehr zu vergewissern. — Die Fürsehung hat Sie mir geschickt, und ich glaube gar nicht, daß ich es mit einem reisenden Doktor der Medizin zu thun habe, sondern mit einem Schutzengel, der Reisekleider angethan und

sich in die Diligence gesetzt, um mich gleich beim Beginn meiner Reise in Empfang zu nehmen. Monsieur Eugen ist auch kein deutscher Graf, sondern ein jüngerer Schutzengel, der zu Ihnen in die Lehre gegeben worden, damit er das Geschäft gut erlerne.

Indessen verging der erste Tag, vergingen mehrere Tage erfolglos — in so fern nicht nutzlos, als die jungen Leute auf ihren Entdeckungsreisen und Kreuz- und Querzügen in Kurzem Paris besser kennen lernten, als es sonst vielleicht in Wochen der Fall gewesen wäre. Unter dem Vorwande, daß man den Bruder vielleicht an öffentlichen Orten am Leichtesten finden würde, brachten die Freunde das Mädchen auch ins Theater und in Konzert-Lokale, um sie zu zerstreuen. Trotzdem verfiel sie oft in die tiefste Entmuthigung, besonders wenn es Normann für nothwendig hielt, sie allein auf ihrer Stube zu lassen, wenn er Orte wie die Chaumière oder andere Studenten-Tanzplätze besuchte, um nach Virgile zu spähen. Zögernd klopfte er dann an ihre Thüre, denn er war gewiß, sie in Thränen zu finden, und er hatte Angst vor dem hoffnungsvollen Ausdruck auf ihrem Gesichte, mit dem sie ihm an die Thür entgegeneilte, und vor dem Ausbruch ihres Schmerzes, wenn sie ihn allein sah. Trotzdem mußte er sich entschließen, sie endlich zu verlassen. Eugen war seit vielen Tagen von der Marquise Brimont erwartet. An sie waren auch alle Briefe adressirt, und Normann sehnte sich nach Nachrichten von Louise. Es that ihm weh, die arme Verlassene, die sich so herzlich und vertrauensvoll ihm angeschlossen hatte, ihrer traurigen Einsamkeit und ihren Sorgen preiszugeben, und gern hätte er, wenn Das möglich gewesen wäre, den Rath Eugens befolgt und die alte Tante und das ganze Faubourg St. Germain aufgegeben. Er sprach noch einmal eindringlich mit der Wirthin des Hauses, um ihr Antoinetten zu empfehlen.

Seien Sie unbesorgt, antwortete Madame Martin, so lange Sie die Pension richtig bezahlen, soll Mademoiselle bei mir gut geborgen sein.

Sie irren, sagte Normann ungeduldig, nicht ich zahle die

Pension für Mademoiselle, sie selbst zahlt sie und wird sie richtig bezahlen, dafür bürge ich Ihnen.

Desto besser — desto besser! Ist Mademoiselle eine honette Demoiselle, dann soll sie es bei mir noch besser haben, obwohl eine Maitresse d'Hotel eigentlich keinen Unterschied machen sollte. Aber ich liebe die honetten jungen Mädchen; glauben Sie mir, mein Herr, ich liebe die Tugend. Obwohl — wie gesagt. C'est égal! Sehen Sie, Das ist mein Grundsatz: „cest égal!“ Meine ganze Philosophie steckt in dem einen Worte: c'est égal. — Also Monsieur Normann, ich sage ihnen: c'est égal, und Sie können in Betreff der jungen Person ruhig sein, ganz und gar ruhig.

Antoinetten machte die Trennung von den Freunden sehr unglücklich, und sie nahm Abschied von ihnen, als ob sie dieselben nie wieder sehen sollte, obwohl Normann versprach, aus der Rue de Lille, die nicht sehr fern liege, so oft als möglich herüber zu kommen und von den Forschungen nach Virgile nicht abzulassen.

XI.

Die kurze Fahrt aus der Cour de Commerce in die Rue de Lille, aus dem ärmlichen, übervölkerten, kleinen Gasthause in das eben so prächtige als stille Hotel zwischen Hof und Garten, war wie eine Reise aus einer Welt in die andere. Der Portier, der von der bevorstehenden Ankunft Eugens unterrichtet war, erkundigte sich erst, ob er den Grafen Galton vor sich habe, dann öffnete er das große, von einem Steinwappen überragte Thor, das er sonst einem gemeinen Fiaker nie aufgethan haben würde. Dann schloß er es schnell wieder, und den Neuangekommenen war es unter den Linden des Hofes, als ob sie fern von Paris auf dem Lande wären. Ein schwarzgekleideter Maitre d'Hotel in Schuhen und Strümpfen und weißer Kravatte stürzte ihnen an

der Spitze mehrerer in Livreen gekleideter Bedienten entgegen, während Koch und Küchenjungen in weißen Mützen aus den unterirdischen Räumen neugierig hervorblickten, und führte sie die breite Treppe hinauf, an unzähligen Bildern vorbei, durch zwei und drei stille Säle, auf deren Teppichen kein Schritt wiederhallte, in den Salon. Die Marquise, eine etwas beleibte Dame mit weißen Löckchen, die sie für gepudert gelten lassen wollte, indem sie auf der rechten Wange ein Mouche oder Schönpflästerchen trug, kam Eugen mit ausgebreiteten Armen entgegen und freute sich herzlich, ihn bei sich zu empfangen. Nicht minder herzlich war sie gegen Normann, den ihr der Graf besonders empfohlen hatte. Eugen gewann sogleich ihr Herz, indem er versicherte, daß er sie nach dem Portrait im heimatlichen Schlosse, das in ihrem achtzehnten Jahre gemalt war, augenblicklich erkannt habe.

Allons donc, kleiner Schmeichler, sagte sie lachend und klopfte ihm die Backen, Das kannst du leicht behaupten, da du wußtest, wer dich hier erwartet; schadet aber nichts, man hört so was immer gern. Lieber schmeicheln, als unangenehme Wahrheiten sagen. Merke dir Das. Ich will die Wahrheit nicht hören, wenn sie unangenehm ist. Bist du galant, mein Kind? Tant mieux, dann stirbt doch die Höflichkeit nicht aus. Die Deutschen müssen galant werden, da die Franzosen seit 1830 immer gröber werden. Es ist ein Jammer! Nun, wir wollen davon nicht sprechen. Das würde auf Politik führen, und es schickt sich nicht, Politik zu sprechen, seit sie bürgerlich geworden. Man sieht gleich aus, wie ein Advokat. Setzen Sie sich, meine Herren, und unterhalten Sie mich.

Sie setzte sich aufs Sopha, wies den Gästen Stühle an und nahm ihre Stickerei wieder zur Hand. Sie erkundigte sich nach hundert Dingen in der Heimat, und die jungen Männer gaben Bescheid, dann mußten sie von ihrer Reise erzählen, und sie verschwiegen auch ihr Abenteuer mit Antoinette nicht ganz. Die Marquise machte ihren kleinen Scherz darüber, ohne weiter darauf

einzugehen. Erst nach geraumer Zeit entließ sie die Beiden, forderte sie auf, Toilette zu machen und sie dann in die Champs Elysées zu begleiten.

In den Champs Elysées war sie eine sehr beredte Führerin; sie kannte alle Welt und gab über jede Equipage, die an der ihrigen vorbeifuhr, so ausführliche Auskunft, daß die Fremden bei ihrer späteren Rückkehr ins Hotel das ganze Faubourg St. Germain zu können glaubten. Man kam erst spät zu Tische, und doch mußten Eugen und Normann sogleich nach Tische wieder mit der Marquise in den Wagen, um bei einer Anverwandten einen Abendbesuch zu machen, der sich bis nach Mitternacht ausdehnte. Die Marquise versicherte bei all Dem, daß sie sich von der Welt seit lange zurückgezogen und keinen Menschen mehr kenne; aber, sagte sie, es sei ihre Pflicht, sich wieder zu „lanciren," um ihren Neffen in die Gesellschaft einzuführen, die am Ende, trotz allen Verfalles, doch die einzige Gesellschaft der Welt sei.

Dieser mit der alten Marquise verlebte Tag ermüdete die jungen Männer mit seiner Mannigfaltigkeit mehr, als es die ganze bisherige Reise gethan. Sie sanken in einen traumlosen, langen Schlaf, und erst als er sehr spät im Tage erwachte, fiel es Normann ein, daß die arme Antoinette den ganzen Abend allein gewesen und daß er sie nicht, wie doch verabredet, besucht hatte. Er wollte sich rasch ankleiden und zu ihr eilen, als der Bediente einen ganzen Pack Briefe für ihn und Eugen brachte, zugleich mit der Einladung, das Frühstück im Zimmer der Marquise einzunehmen. Sie wartete schon. Die jungen Leute hatten kaum Zeit, einen flüchtigen Blick auf die Briefe zu werfen.

Die Marquise war wieder so frisch und beredt, wie gestern. Sie trug einen Kaschmir-Schlafrock, ein weißes Häubchen, dessen Rosabänder über die Schulter herabfielen und sehr gut mit den feingefältelten Rosenwangen zusammenstimmten und mit den weißen, kleinen Haarlöckchen nicht im Geringsten kontrastirten. Mit vieler Anmuth und offenbarem Behagen bereitete sie selbst das Frühstück.

Kinder, rief sie den Eintretenden entgegen, ich muß euch doch noch sagen, wie sehr ich mich mit euch freue. Ich lebe auf, ich kann mich doch wieder mit Jemand und für Jemand beschäftigen. Von meinen Kindern habe ich nicht viel. Meine Tochter ist verheirathet und verbringt ihre Tage in den Tuilerieen; ihr Mann hat sich leider ralliirt. Mein Sohn schlägt sich in Afrika mit den Kabylen; ein Brimont muß einmal dienen, selbst unter einem Bürgerkönig. So bin ich allein. Nun, jetzt habe ich dich, mein Eugen; ich will für dich sorgen wie für einen Sohn. Du sollst die große Welt kennen lernen, wie Keiner; Sie aber auch, lieber Herr Normann: Sie sind ja Arzt, und ein Arzt muß mit allen Ständen umzugehen wissen. Verlaßt euch nur auf mich; die alte Marquise Brimont hat den Hauptschlüssel zu allen Häusern und Geheimnissen.

Normann wurde es etwas weh bei diesen Dienst-Anerbietungen der liebenswürdigen alten Dame; er erlaubte sich die Bemerkung, daß einer seiner Hauptzwecke, den er mit dem Aufenthalte in Paris verbinde, der Besuch der Sanitäts-Anstalten sei.

O, rief die Marquise, ich verstehe. Fürchten Sie nichts. Bei all Dem sollen Sie frei sein. Nur die ersten Tage lasse ich Sie nicht los; die brauche ich, um Sie in verschiedene Familien einzuführen, damit Sie sie später mit Eugen auch ohne mich besuchen können.

Die Marquise entwarf ein Programm für den Tag, und Normann sah mit Schrecken, daß ihm bis Mitternacht kaum ein Stündchen übrig blieb, das er zu einem Besuche bei Antoinette benutzen könnte.

Auf sein Zimmer zurückgekehrt, bat er Eugen, den Brief seines Vaters zu beantworten, ihn selbst für heute beim Grafen, beim alten Hagener und bei Louise zu entschuldigen, steckte Louisens Brief in die Tasche und eilte zu Antoinette.

Er fand sie sehr niedergeschlagen. — Kommen Sie endlich? sagte sie vorwurfsvoll; kaum vierundzwanzig Stunden fort, und schon haben Sie mir einmal das Wort gebrochen! Wie arg haben

Sie mich gestern warten lassen, und heute hätten Sie auch früher kommen können!

Normann entschuldigte sich, indem er ihr vom gestrigen Tage und von der Geschäftigkeit der Marquise erzählte.

Diese dumme alte Marquise! rief Antoinette unwillig und stampfte mit dem Füßchen, ich hasse sie. Es kommt Alles, wie ich es vorausgesehen habe. Sie wird Sie in aristokratische Gesellschaft bringen, unter schöne und glänzende Damen; Sie werden die arme kleine Antoinette vergessen; ich werde Sie langweilen, ich werde Ihnen unbedeutend, klein, uninteressant erscheinen. Die scheußliche Marquise! sie stiehlt mir den Schutzengel, den mir die Fürsehung geschickt hat. O Gott, was soll aus mir werden? Wie werde ich meinen Bruder finden? Ich muß in diesem öden Paris zu Grunde gehen!

In diesem Tone, bald zornig, bald schluchzend, lief sie, händeringend und indem sie sich selbst immer mehr aufregte, im Zimmer auf und ab. Normann sah sie so zum ersten Male und kannte das leicht erregbare Wesen der Französinnen noch zu wenig, um nicht von diesem Schauspiele sehr ergriffen zu sein. Er betrachtete sie voll Schrecken und Mitleid, redete ihr zu und faßte sie endlich, um sie mit einiger Gewalt in die Sopha-Ecke zu drücken und sie zu zwingen, daß sie ihn ruhig anhöre. Er bat sie, sich nur einige Tage zu gedulden. Sobald er sich in der neuen Welt nur ein wenig orientirt und der Dienstfertigkeit der Marquise genügt habe, werde er Eugen ganz seiner Tante überlassen, seine wissenschaftlichen Zwecke für einige Zeit aufgeben und sich ganz ihr und der Erforschung ihres Bruders widmen. — Glauben Sie, liebe Antoinette, mein armes Kind, daß ich fähig wäre, Sie in solcher Lage zu verlassen?

Nein! nein! rief sie mit plötzlich veränderter Stimme, beinahe begeistert — Sie sind ja so gut, Sie sind der edelste Mensch der Welt! — Sie faßte seine Hand mit ihren beiden Händen und drückte ihre Stirn auf die so zusammengefalteten Hände.

Er bat sie, sich nur kurze Zeit zu gedulden, und gab ihr allerlei Verhaltungs-Anweisungen.

Sie antwortete auf Alles mit einem bejahenden Nicken, ohne den Kopf zu erheben.

Nun, Adieu!

Adieu! antwortete Antoinette, ohne seine Hand los zu lassen.

Ich kann nicht gehen, wenn Sie meine Hand halten.

Können Sie nicht? fragte sie und erhob den Kopf und sah ihm lächelnd ins Gesicht.

Kind! kindisches Kind! sagte Normann kopfschüttelnd. Auf Wiedersehen! —

Bei seiner Rückkehr in die Rue de Lille fand Normann die Marquise bereits zur Ausfahrt gerüstet. Die Pferde stampften schon im Hofe, und Eugen, der am Fuße der Treppe stand, übergab dem Bedienten die Briefe, die er während der Abwesenheit Normanns geschrieben.

Was haben Sie geschrieben? fragte Normann.

Einen kurzen Bericht über unseren Einzug bei der Tante und über unsere gestrigen Besuche.

Haben Sie mein Schweigen entschuldigt? fragte Normann weiter.

Gewiß, antwortete Eugen, bei Papa und bei Catherinen.

Und wie haben Sie Das gethan?

Ich sagte, daß Sie bei Antoinette sind, und erzählte bei dieser Gelegenheit von dieser lieben Bekanntschaft.

Normann machte eine Bewegung der Ueberraschung und wandte sich zum Bedienten mit ausgestreckter Hand, als ob er ihm die Briefe wieder abnehmen wollte, besann sich aber schnell wieder und sagte vor sich hin: Warum nicht? Warum soll ich aus Antoinetten ein Geheimniß machen? — Doch war er, wie er neben der Marquise im Wagen sitzend dahinfuhr, ziemlich schweigsam. Er mußte immer an Louise denken. Mit einem Male überraschte er sich auf dem Gedanken: Vielleicht wird sie eifersüchtig! und er gestand sich, daß ihm dieser Gedanke Freude machte.

Welcher Mann liebt es nicht, wenigstens für Augenblicke, die Liebe eines Mädchens durch kleine Qualen zu erproben? Selbst dann schon freut ihn diese Probe, wenn er seiner eigenen Gegenliebe noch nicht gewiß ist. Der Mann, selbst der edelste und wahrste, ist in diesem Punkte nicht im Geringsten besser oder schlechter, als das Weib. Normann drückte bei diesem natürlichen, aber nicht ganz edeln Gedanken die Hand auf die Brusttasche, in der Louisens noch immer ungelesener Brief stak, und zwar drückte er mit großer Innigkeit. Wie freute er sich auf die stille Stunde, und wie lang, unendlich lang erschienen ihm die Besuche, zu denen er von der Marquise gezwungen wurde!

Heute begnügte sie sich nicht mehr mit Paris. Nach Issy, nach Belle Vue, nach Ville d'Avray brausten ihre Rosse, um entfernte Verwandte aufzustören, welche ihren Winter in Ruhe auf dem Lande verleben wollten. Da man schon in dem schönen Schlosse von Issy das zweite Frühstück eingenommen hatte, sah die Tante keinen Beweggrund, vor Tische, d. i. vor sechs Uhr Abends, in die Stadt zurückzukehren, und auch Dieses that sie nur, weil sie für diesen Abend eine kleine Gesellschaft geladen hatte.

Wüst und müde saß er endlich spät Abends vor seiner Lampe, den Brief in der Hand haltend, ohne ihn zu lesen. Er fühlte, daß er sich erst sammeln mußte. Die unzähligen, gleichgültigen Gestalten, an denen er heute vorbei mußte, gaukelten ihm unerquicklich und geistlos vor den Sinnen, in der Atmosphäre langweiliger Salons, verlassener Landhäuser, entlaubter Bäume und eines regnerischen Himmels. Die gleichmäßigen, tiefen Athemzüge Eugens, der in einem Lehnstuhl über einer Zeitung eingeschlafen war, trugen nur dazu bei, die Stimmung in ihm und um ihn her noch monotoner und farbloser zu machen. Er raffte sich auf und entfaltete den Brief; sein Blick fiel sogleich auf die Unterschrift. Es war, als ob ein Bann von ihm genommen wäre, und lächelnd sagte er vor sich hin: Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein! Er las, und Alles war wieder Ruhe, Milde,

Versöhnung. Während er ihre Worte las, hörte er Louisen sprechen, er athmete den Hauch ihres Mundes; sie stand vor ihm, sie sah ihn mit ihren großen blauen Augen an. Sie schrieb, wie sie sprach: ruhevoll, warm, einfach. Nicht Ein Satz hatte eine künstliche Wendung. Er hörte die Intonationen ihrer Stimme, selbst das leise Anklingen ihres Dialektes, als ob Das alles mit Zeichen und Noten angegeben wäre. — Von Betty war in Louisens Briefe wenig die Rede, weil, wie sie sagte, ihre Schwester wenig über ihr Leben und beinahe nur über ihre Arbeiten und die Kunstwerke berichte. Sie sei in Rom, verbringe den größten Theil ihrer Zeit in Kirchen und Galerien und sage beinahe nichts über Marson. Doch reichten die wenigen Worte hin, ihm Betty aufs Lebhafteste zu vergegenwärtigen, wie sie, angeglüht von den Sonnen der Schönheit, selber schön, begeistert, vielleicht aber doch etwas einsam durch die Gänge des Vatikans, durch die Antiken des Kapitols wanderte. Aber als er weiter las und an die Abschiedsworte kam, stand wieder Louise vor ihm, wie in den letzten Augenblicken des Abschiedes auf der Höhe der Treppe im Schlosse des Grafen Galton. So sah er sie ja immer und immer wieder. Heute Morgens, als Antoinette so innig seine Hand faßte, mußte er jenes Augenblickes denken; darum vielleicht dachte er jetzt, zugleich mit der Erinnerung an Louise, an den Moment von heute Morgen. So standen die drei Mädchengestalten auf einmal vor ihm. Mit Schrecken machte er die Entdeckung, und sein sehnsüchtig lächelndes Gesicht verfinsterte sich allmählig. Ein Zwiespalt war ihm etwas Neues, und er kam sich schwach, unentschieden, charakterlos vor. Er sprang auf, und ohne zu wissen, was er that, sprach er einen Namen aus. Es war Louisens Name, und er freute sich, wie er ihn nachhallend hörte und sich überzeugte, daß es wirklich dieser Name gewesen.

Riefen Sie nicht Louise? fragte Eugen, der erwachte.

Ich glaube, sagte Normann; ich las eben ihren Brief.

Darf ich ihn nicht auch lesen? bat Eugen. — Hier!

Das ist wie frisches Wasser, sagte Eugen, nachdem er gelesen hatte. Was mir dieses junge Geschöpf mit seiner, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll — mit seiner Solidität, Wahrheit, einen Respekt einflößt — ich kann es nicht sagen.

Normann blieb vor ihm stehen. Nur um weiter zu hören, fragte er: Wie meinen Sie Das?

Ich weiß nicht, wie ich Das meine, erwiderte Eugen — es war mir mit Louise immer so ungefähr wie mit allen Dichterwerken aus den Urzeiten. Da ist Alles so einfach, so ohne Schmuck, es ist so gar nicht gemacht — Jeder glaubt, er könnte es eben so gut machen, und es kann's doch Keiner.

Normann streifte im Vorübergehen von rückwärts über den Scheitel Eugens. Guter Eugen, sagte er, ich glaube, Sie verstehen sich auf den Werth dieses Mädchens.

Das will ich glauben! rief Eugen, so sehr, daß es mir abgeschmackt vorkommt, nach Lesung dieses Briefes Toilette zu machen und in die Soiree der Tante zu gehen unter all die Pariser und Pariserinnen.

Nun, sagte Normann, wir können nichts Besseres thun, als uns in solcher Gesellschaft erinnern, daß es solche Louisen gibt.

Und Betty's und Catherinen und Antoinetten! rief Eugen.

Ja wohl! bestätigte Normann nachdenklicher.

Das Leben ist doch schön! rief Eugen gähnend, und wir müssen weiße Kravatten umbinden.

In der Einsamkeit des überfüllten Salons ging es Normann eben so, wie vorhin auf seinem Zimmer. Fortwährend war er von den drei lieben Gestalten umgeben. Aus dem französischen Gespräche rings um ihn hörte er Antoinetten heraus; das Klavierspiel erinnerte ihn an Louise, und traumhaft schwebte Betty durch das Gesumme und Gedränge der Soiree.

Viele Tage vergingen so in gleicher Stimmung, trotz der beständigen Fahrten mit der Marquise, trotz der Entdeckungsreisen nach dem verlorenen Bruder, die er wieder mit Antoinette unternahm, so oft ihm ein Stündchen Zeit übrig blieb. Das arme

Mädchen hatte beinahe alle Hoffnung aufgegeben. Sie wurde immer trauriger, und Normann fühlte den wahrhaftigsten Schmerz, wenn er in ihr Zimmer trat und sie mit den Händen im Schooße geneigten Kopfes dasitzend fand, oder wenn sie schweigend mit thränenvollen Augen an seinem Arme von einer vergeblichen Wanderung heimkehrte.

An einem jener sonnigen Wintertage, die in Paris dem Frühling so täuschend ähnlich und wie eine Fata Morgana des fernen Wonnemonates sind, trat Normann in ihre Stube und rief: Auf, Antoinette! wir wollen aufs Land, wir wollen uns unterhalten!

Antoinette, gewohnt, ihm in Allem ohne Widerspruch zu gehorchen, strich sich das Haar zurecht und setzte schweigend den Hut auf.

Wohin gehen wir? fragte sie traurig.

Nicht so traurig! lustig! Ein anderes Gesicht, wenn es Ihnen gefällig ist! Sie hören ja, wir wollen uns unterhalten. Schnell ein Lächeln auf diese schönen Lippen! So — so ist es recht. Sie werden mir sonst gar zu melancholisch. Gleich heute Morgens, als mir die Sonne so freundlich ins Zimmer schien, dachte ich: Das ist ein Tag für Antoinette; heute muß sie mir aus ihrer düsteren Cour de Commerce heraus in die Sonne. Ich habe mich von der Marquise los gemacht, und nun fort, wir machen eine Landpartie.

Aber, sagte Antoinette zögernd, ich mache gewiß gern eine Landpartie mit Ihnen, lieber Herr Normann — aber, da Sie frei sind, könnten wir den Tag nicht benutzen, um . . .

Um Virgile aufzusuchen? Glauben Sie, daß ich nicht daran gedacht habe? Aber Sie müssen auch an Ihre Gesundheit denken. Und am Ende, Paris haben wir bereits in allen Winkeln durchstöbert, vielleicht finden wir ihn wo auf dem Lande. Heute strömt halb Paris in die Umgebungen; der lustige Bruder wird sich heute auch nicht einsperren wollen; vielleicht begegnen wir irgendwo. Versuchen wir es mit St. Cloud.

In der That strömte es nach dem Bahnhofe, wo schon Kopf an Kopf gedrängt stand. Im Gedränge hielt sich Antoinette mit doppelter Kraft am Arme Normanns fest. In solchen Lagen liebte sie es, sich daran zu erinnern, wie hülflos und verlassen sie ohne ihn wäre. Sie drückte ihm den Arm und sagte: Was sollte aus mir werden, wenn ich Sie nicht hätte! Dieser Ausruf war ihr beinahe zur Gewohnheit geworden, und da er sie lächelnd darauf aufmerksam machte, bat sie ihn, er möchte es sie doch sagen lassen; Das sei ihr Bedürfniß. So hatte er sich auch daran gewöhnt, diesen Ausbruch ihrer Dankbarkeit ruhig anzuhören und höchstens mit einem sanften Kopfschütteln oder einem Gegendruck des Armes darauf zu antworten. Mit einer kleinen Völkerwanderung kamen sie in St. Cloud an, und dieser folgend, erreichten sie den weiten Park, in dessen Gängen sich der Strom in kleine Bächlein vertheilte.

Auf dem offenen Platze vor der Diogenes-Laterne trieben sich Studenten und ihre Geliebten herum und spielten mit Ball und Reifen.

Wollt ihr nicht mitspielen? rief ein Student, als Normann mit Antoinette an ihm vorbeikam.

Normann dankte. Laßt sie laufen! rief eine Bewohnerin des Quartier Latin, seht ihr nicht, daß Die noch im Stadium der Sentimentalität sind? Was gilt die Wette, sie verlieren sich im Walde? — Und als die Beiden in der That ihre Schritte dem Walde zuwandten, erscholl hinter ihnen ein homerisches Gelächter. — Wer hat gewettet? rief dieselbe Grisette, er zahle aus, ich habe gewonnen!

Trotz dem heiteren Sonnenscheine lag winterliche Traurigkeit auf dem Walde. Nur wenige Blätter hingen an den Zweigen, und diese still und regungslos, beinahe noch mehr todt anzusehen, als die vielen Schichten welken Laubes, das sie mit ihrem Tritte aufstörten und das unter ihren Füßen raschelte. Der Lärm, das Gelächter der Studenten-Gesellschaft verhallte weit hinter ihnen; es wurde immer stiller und einsamer. Das Wasserbecken unten

vor dem Schlosse blickte wie ein melancholisches Auge hier und da durch die Stämme ihnen nach.

In der Einsamkeit wurde es Antoinetten so zu Muthe, wie vorhin im Gedränge. Was sollte aus mir werden, wenn ich Sie nicht hätte! sagte sie wieder.

Normann schwieg.

Sagen Sie mir doch etwas! rief sie ungeduldig.

Er sah sie verwundert an. Ich begreife Ihr Gefühl, liebe Antoinette, und bin glücklich, Ihnen etwas zu sein. Sie sind in der That sehr verlassen, und diese Verlassenheit gibt Ihnen diese Worte ein. Das wird sich schnell ändern, sobald Sie Ihren Bruder gefunden haben.

Vielleicht! sagte sie kurz.

Gewiß! sagte wieder Normann. Aber Antoinette wiederholte: Vielleicht! Vielleicht! Sie hob den Kopf in die Höhe, rief: Allons donc! und schickte einen Triller in die Luft. Allons donc! rief sie abermals und fügte kurz hinzu: Erzählen Sie mir etwas!

Was?

Was für Augen hat Betty?

Dunkelbraune mit schwarzen Brauen und Wimpern.

Und blondes Haar dabei — Das ist prächtig, sehr eigenthümlich, sagte Antoinette, man weiß nie, was von solchen Frauen zu denken. Und Louise? fragte sie weiter.

Blaue Augen.

Blau und blond, Das ist schon gewöhnlicher. Sprechen wir nicht weiter davon, aber kennen möchte ich die Beiden. Sie sprang wieder auf ein anderes Thema über, dann auf ein drittes und viertes, dann bat sie Normann, sie zu Tische zu führen, da sie sehr hungrig sei.

XII.

Sie gingen nach St. Cloud zurück und traten in den alten Restaurant zur Tête noire, aus dessen Fenstern man der Seine, der Brücke und den buschigen Hügeln von Sevres entgegenblickt und eine italienische Landschaft zu sehen glaubt. Die großen Speisezimmer waren überfüllt, und das Paar sah sich gezwungen, zwei Treppen hoch zu steigen und das einzige noch freie kleine Stübchen einzunehmen. Am Treppengeländer, in bequemen oder herausfordernden Stellungen, reihten sich von unten bis oben, rauchend, plaudernd oder in das beliebte Myrliton blasend, die Begleiterinnen der jungen Männer, die entweder mit dem Glase in der Hand neben ihnen standen oder in den Stuben auf den Sopha's ausgestreckt lagen. Witze, kluge und freche Worte flogen Trepp auf und nieder. Die Herren machten den Ankommenden höflich Platz, aber die Damen rührten sich nicht, wenn eine Andere vorüber kam, die „honett" aussah; sie begnügten sich damit, ihr einen mitleidigen Blick über die Schulter zuzusenden oder sich noch mehr in den Rauch ihrer Papiros zu vertiefen.

Normann bedauerte es schon, Antoinetten hieher geführt zu haben, aber sie ging wie eine Nachtwandlerin neben ihm, ohne nach rechts oder links zu sehen und zu hören; doch athmete sie auf, als sie in der Stube ankam. Geplauder, Geschrei, Lied und Lachen schollen wirr und betäubend aus den Nebenstuben. Antoinette schien von all Dem nichts zu hören; sie stützte den Kopf in beide Hände, sah gedankenlos auf Austern und Chablis, die vor ihr standen, und berührte nichts, trotz dem Hunger, den sie vorher angekündigt hatte. Normann, der ihr gegenüber saß, sah in ihr schönes, dunkles Gesicht, suchte da herauszulesen, was in ihr vorging, vergaß aber bald seine Forschung über der Freude, die ihm dieser Anblick gewährte. Er faßte ihre Hand, um sie aus dem traumhaften Zustande zu wecken, aber er brachte kein Wort hervor; sein Herz klopfte, er fühlte, daß ihm der Laut in der Kehle stecken bleiben würde; seine Hand zitterte auf ihrer

Hand. Wie gern hätte er ihr Das verborgen! Aber er war nicht fähig, sie zurückzuziehen.

Aus der Nebenstube, mitten durch den chaotischen Lärm, erscholl eine junge Männerstimme, die sang das Lied:

Jeune fille
Dont l'oeil brille — dont l'oeil brille . . .

Da fing auch die Hand Antoinettens zu zittern an. Sie schlug die Augen auf und sah Normann mit einem wunderbar glückseligen Ausdrucke an; ihre Lippen öffneten sich — ihr ganzes Gesicht horchte. Sie erhob sich leise, wie um keinen Ton des Liedes zu verlieren, und faßte Normanns beide Hände. Sie wollte sprechen, aber sie besann sich und horchte noch einmal.

Antoinette! rief Normann mit zitternder Stimme.

Es ist mein Bruder, der da singt! sagte sie endlich, aber leise, als fürchtete sie, einen Traum zu verscheuchen.

Er ließ ihre Hände los und fuhr zurück. So lange das Lied dauerte, stand Antoinette wie gebannt und horchte; da es plötzlich abbrach, sprang sie der Thüre zu und wollte hinauseilen. Normann hatte sich indessen gefaßt. Er ergriff ihre Hand und führte sie in die Stube zurück. — Sie müssen nicht da hineingehen, sagte er, wenn es Ihr Bruder ist, so bringe ich ihn Ihnen herein.

Er sprang hinaus, klopfte an die Thür der nächsten Stube und riß sie sofort auf. Auf den ersten Blick erkannte er, wie Recht er gehabt, Antoinetten zurückzuhalten. Die kleine Gesellschaft war sehr malerisch, aber zwanglos gruppirt und sah den eintretenden Fremden mit überraschten Augen an.

Entschuldigen Sie, meine Herren und Damen, wenn ich störe; ist Herr Virgile Rhedarez hier? — Auf diese Frage erhob sich ein junger Mann, mit schwarzem, lang herabwallendem Haar, den Normann sogleich als den Bruder erkannte.

Was steht zu Ihren Diensten, interessanter Fremdling? fragte Virgile; zu ernsthaften Geschäften habe ich jetzt keine Zeit.

Es widerstrebte Normann, hier Antoinettens Namen laut zu nennen. — Ich habe Ihnen allein etwas zu sagen, Herr Virgile.

Ich habe keine Geheimnisse, nur laut damit heraus.

Es erwartet Sie Jemand mit Ungeduld im anstoßenden Zimmer.

Ist's ein Herr oder eine Dame? Es kann nur ein Gläubiger sein oder eine treulos verlassene Geliebte.

Es ist eine Dame, mein Herr!

Auf dieses Wort sprang die Nachbarin Virgile's von ihrem Sitze auf und rief: Ist es Das? Fangen die Reklamationen schon an? So eben erst habe ich mich mit ihm für ewig vermählt, haben wir uns ewige Treue geschworen, und schon will man mir ihn entreißen? Haben Sie solche Geschäfte, mein Herr? Kommen Sie hierher, um die heiligsten Bande zu zerreißen? Wissen Sie, mit wem Sie es zu thun haben? Wissen Sie, wer ich bin? Blondinette Monte-au-ciel bin ich, eine Löwin, die sich ihre Beute nicht entreißen läßt. Eher fließt Blut!

So sprechend, ergriff sie ein Tischmesser, das vor ihr lag, und schwang es wie einen Dolch in der Luft.

Virgile, wenn du dich von der Stelle rührst, bist du des Todes — Sie, mein Herr, wenn Sie Ihre perfide Reklamation erneuern und nicht mehr Achtung vor treuer Liebe haben, sind Sie des Todes!

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür hinter Normann.

Meine Schwester! Meine Schwester! schrie Virgile und sprang mit einem Satze unter dem Messer der Blondinette über den Tisch hinweg, daß Teller und Flaschen umherflogen, und in die Arme Antoinettens.

Wie kommst du hieher? Was willst du hier? Was bringt dich nach Paris? Meine kleine Antoinette, meine liebe, kleine Antoinette! fragte und rief Virgile, während er die Schwester in seine Arme drückte. Sie hing sprachlos an seinem Halse, und ihre Thränen flossen die Wangen herab, während ihr Mund lächelte.

Aber, parbleu! rief Virgile wieder und schlug sich vor den Kopf, was willst du hier? Das ist keine Gesellschaft für dich, das ist schlechte Gesellschaft, die schlechteste Gesellschaft des Quartier Latin.

Er zog sie von der Schwelle hinab in den Gang, und Normann schloß die Thür hinter sich. Er blieb, um die wieder Vereinigten allein zu lassen.

Bah! es ist nur seine Schwester, Das beruhigt mich! rief Blondinette und warf das Messer weg.

Täusche dich nicht, arme Freundin! sagte eine andere Dame der Gesellschaft, die rauchend auf dem Sopha lag, mit etwas ironischem Ausdruck und beleidigendem Mitleid — täusche dich nicht, ich hatte das Glück, diesen Virgile zwei Monate lang zu kennen und zu lieben. Das Einzige, was ihm das Glück meiner Liebe manchmal trübte, war die Erinnerung an seine Schwester; er sprach selbst im Traume von ihr. Sie wird ihn bekehren, sie wird ihn arbeitsam und weise machen, darum hat sie die Einsamkeiten der Provinz verlassen — ich errathe Alles — ich kenne diese kleinen Bourgeoises, diese Provinzbewohner mit ihren Vorurtheilen.

Keine heilige Macht der Familie soll mir den Mann entreißen, den ich liebe! erwiderte Blondinette stolz.

Arme Kleine! ich betrachte dich als Wittwe, sagte ruhig die Andere.

Wir werden sehen! Ha, ha, ha, so lacht eine betrübte Wittwe, so lacht die verlassene Blondinette Monte-au-ciel. Wenn er mich verläßt, dann habe ich ihn nie geliebt.

In diesem Tone ging es noch einige Zeit fort. Normanns Gegenwart störte nicht; er stand im Winkel und hörte zu. Eben wollte sich Blondinette an ihn wenden, als Virgile die Thür öffnete, ihn herausrief und mit ihm in die andere Stube trat, wo Antoinette war. Dort stellte er sich ihm gegenüber, schlug die Arme über die Brust zusammen und sagte mit einem Ausdrucke, der sein ganzes Gesicht veränderte: Mein Herr, in der

Freude des Wiedersehens fiel es mir nicht auf, meine Schwester allein in Gesellschaft eines jungen Mannes zu finden. Wer sind Sie? Sind Sie ihr Mann? ihr Bräutigam? ihr Geliebter? Geben Sie mir Rechenschaft! Sie haben es hier mit einem Manne zu thun, der die Ehre seiner Schwester zu vertheidigen weiß. Ich bin zwar ein elender Zigeuner, der sich seit Jahren um seine Schwester nicht gekümmert hat, aber ihre Gegenwart ruft mir alle Pflichten ins Gedächtniß, die ich bisher vernachlässigte. Glauben Sie nicht, daß ...

Er trat Normann, der ihm ruhig lächelnd zuhörte, einen Schritt näher. Antoinette, die ihm mit sichtlicher Freude zugehört hatte, schlang den Arm um seinen Hals, küßte ihn und sagte: Sei nicht kindisch! Spiele nicht den Beleidigten einem Manne gegenüber, der mir die größten Wohlthaten erwiesen hat, auf uneigennützigste Weise. Du siehst hier das edelste Herz der Welt.

So? bon! — ich glaube meiner Schwester Alles. Ich finde sie allein, auf einer Landpartie mit einem jungen Manne, ich weiß doch, wer meine Antoinette ist. Edelstes Herz, rief Virgile im herzlichsten Tone, schlagen Sie ein! — Nun erzähle mir weiter, Schwester!

Die Geschwister setzten sich aufs Sopha, Hand in Hand, und plauderten von alten Tagen und von der Zukunft. Antoinettens Augen strahlten vor Glück; sie konnte ihrem Bruder nicht nahe genug sitzen, sie versicherte ein Mal übers andere, dieß sei der glücklichste Tag ihres Lebens. Normann saß allein ihnen gegenüber und fühlte sich etwas einsam. Er erhob sich leise und schlich, vielleicht unbemerkt, auf den Gang hinaus.

In dem dämmerigen Gange schritt Blondinette gedankenvoll auf und ab. Vielleicht hatte sie an der Thür die Geschwister behorcht. Als Normann an ihr vorüberkam, hing sie plötzlich an seinem Arme.

Haben Sie keine Zigarrette? fragte sie, indem sie den blonden Kopf auf die Schulter legte und ihn mit zärtlichen Augen ansah.

Es thut mir leid ...

Schadet nichts, ich habe genug geraucht. Eigentlich wollte ich nur mit Ihnen sprechen; ich habe Vertrauen zu Ihnen, parole d'honneur, Sie haben mir einen guten Eindruck gemacht, gleich wie Sie hereinkamen — es war wie ein Blitzschlag, parole d'honneur!

Das schmeichelt mir sehr, Mademoiselle ...

O, nichts von Schmeichelei, ich bitte, nichts von Schmeichelei zwischen uns. Ich bin wahrhaftig nicht aufgelegt zu dergleichen frivolen Dingen und leeren Worten. Ich bin sehr betrübt. Habe ich nicht alle Ursache, es zu sein? Ich feiere heute meine Verbindung mit Virgile, und an demselben Tage soll er mir entrissen, aufs Grausamste entrissen werden. Ich werde heute Abend sehr traurig sein, o, sehr traurig. O, mein Freund, wenn Sie wüßten, welche grausame Geschicke ich schon getragen habe, Sie würden Mitleid mit mir haben. Man sieht es mir auch an, ich trage den Stempel des Unglücks auf meiner Stirn; Das ist es vor Allem, was meine Physiognomie so interessant macht. Bitte, betrachten Sie mich nur genau. Es ist nicht das herausfordernde Stumpfnäschen, das dicke, blonde Haar, das in Frankreich so selten ist, es ist auch nicht dieses leidenschaftliche große Auge, nein, es ist das Schicksal, das mir diesen besonderen Reiz giebt. Auch fühle ich, daß ich gegen die Verschwörung aller Unglücksfälle, die es auf mich abgesehen haben, einer Stütze bedarf, und dieser Virgile soll mich verlassen wollen?

Bei diesen Worten blieb sie stehen und lehnte ihren Kopf auf die Brust Normanns.

Sagen Sie mir, fuhr sie nach einiger Zeit fort, ist es wahr, was dieses Käsegesicht da drinnen behauptet, daß ihn mir die Schwester abwendig und zu einem gesetzten Manne machen wird?

Beinahe glaube ich es auch, sagte Normann, und ich würde Ihnen rathen, ihn laufen zu lassen und sich weiter keine Mühe um ihn zu geben.

Sie sind so lieb, lächelte Blondinette gerührt. Sie kennen

mich kaum, und Sie sind um mein Wohl besorgt und geben mir einen guten Rath. Glauben Sie ja nicht, daß ich zu Jenen gehöre, welche Verwirrung und Unglück in die Familien schleudern. Gott bewahre mich, ich habe selbst zu viel Sinn und Herz für ein ruhiges, geordnetes Familienleben. Aber es ist doch arg, einen Freund zu verlieren.

Trösten Sie sich, Mademoiselle!

Sie haben Recht; ich werde es versuchen. Ich verstehe auch, was Sie meinen; Sie sind sehr liebenswürdig. Ich bin auch dieser Franzosen müde; Sie haben keine Idee, welch ein treuloses, wetterwendisches Volk Das ist! Nur beim Ausländer findet man Treue und Anhänglichkeit. Aus welchem Lande kommen Sie, mein Freund?

Aus Deutschland, Ihnen zu dienen.

Ein Deutscher! rief Blondinette in Ekstase und faßte seine beiden Hände — ach, die Deutschen sind so treu! ich weiß Das aus den Erfahrungen meiner Freundinnen. Ich fühle mich wie im Hafen; bin ich doch selbst beinahe eine Deutsche, sehen Sie nur meine blonden Haare. Seit Jahren sehne ich mich nach einem deutschen Freunde! Wie glücklich bin ich, einen gefunden zu haben!

Sie wollte sich eben gerührt an seine Brust werfen, als Virgile aus dem Zimmer trat und sagte: Adieu, Blondinette! mit uns ist's aus, wir müssen Abschied nehmen. Höhere Pflichten — du begreifst — sprechen wir nicht davon!

Blondinette schlang beide Arme um den Arm Normanns, warf den Kopf in den Nacken, schob die Unterlippe vor und sah Virgile mit einem Blicke voll Verachtung an. Dieser bemerkte es kaum und sagte weiter: Herr Normann, nicht wahr, Sie haben die Güte und bringen diese Dame nach Paris zurück? Ich will meine Schwester nicht verlassen und noch heute Anstalt treffen, mich mit ihr zu etabliren.

Normann hörte Das mit Vergnügen und versprach, Blondinetten wohlbehalten nach Paris zu bringen.

Virgile! rief Blondinette, geh hin, schwelge in Familiengefühlen und sei glücklich. Morgen kannst du dir den Weg in die Morgue ersparen, du würdest mich dort nicht finden, wie du dir vielleicht schmeicheltest.

Ist recht! erwiderte Virgile kalt und ging zu Antoinetten zurück. Blondinette trat stolz am Arme Normanns in die Stube, sah ihre Freundinnen triumphirend an, nahm Hut und Shawl, verneigte sich tief vor der Gesellschaft und schritt dann eben so stolz hinaus, während ihr ein lautes Gelächter nachscholl.

Normann mußte Billette erster Klasse nehmen, und Blondinette wußte es so einzurichten, daß sie in ein leeres Coupé kamen. Es war schon ziemlich spät, und die Lampe verbreitete um sie eine sehr milde Dämmerung. Sobald sie so allein waren, zeigte Blondinette eine beinahe strenge Zurückhaltung; sie sprach in einem anderen Tone als diesen ganzen Nachmittag und schien es vorzugsweise darauf angelegt zu haben, die Verhältnisse, die Geschichte und vor Allem den Charakter ihres Begleiters zu studiren. In Paris angekommen, verschmähte sie einen Fiaker und zog es vor, am Arme Normanns durch die dunkeln Gassen ihrer fernen Wohnung in der Rue St. André des arts entgegen zu wandern. Das war eine kleine Reise, die sich um so mehr verlängerte, als Blondinette noch so Manches einzukaufen hatte, was natürlich Normann bezahlte. In der Chaussee d'Antin war es ein riesiger Veilchenstrauß mit einer weißen Kamellie in der Mitte, wie man ihn in Paris den ganzen Winter hindurch haben kann; in der Rue Vivienne waren es Orangen aus Malta und im Palais Royal eine Gipsmedaille der Rachel und eine Miniaturbüste Berangers. So hatte Normann den linken Arm ziemlich beladen, während Blondinette an seinem rechten hing, und so war es schon spät in der Nacht, als er vor ihrem Hause in der sehr entfernten Straße am linken Seine-Ufer ankam. Si
wollte er sich empfehlen; sie aber fragte ihn erstaunt
alle diese Dinge allein die vier Treppen wolle hir
lassen. Er schämte sich seiner Unhöflichkeit und fo

schmale, hölzerne, spärlich beleuchtete Treppe hinauf, bis an eine Stelle, wo er sich bücken mußte, um unter dem Gebälke des Dachstuhles in einen schmalen Gang zu gelangen, in dem er wieder aufrecht stehen konnte. Hier faßte Blondinette seine Hand und führte ihn an das Ende des dunkeln Ganges in eine Stube, deren Thür nur lose in den Angeln hing.

Beim Lichte einer dünnen Kerze, die Blondinette sogleich entzündete, sah Normann in eine traurige Mansarde. Die Eine Wand war sehr geneigt, und das einzige Fenster in derselben ging weit auf das Dach hinaus; in der Fenstervertiefung stand ein kleiner Tisch mit einem Strohstuhl davor und weißen Piqué-Gilets darauf, die in der Arbeit waren.

Sie arbeiten? fragte Normann.

Sind Sie sonderbar! lachte das Mädchen — ob ich arbeite? Wovon sollte ich leben? Ich bin ja arm! sagt Ihnen Das diese Stube nicht deutlich genug?

Normann fühlte sich beschämt und sah sich weiter in der Stube um, die in der That von Armuth und Entsagung deutlich genug zeugte. Ein eisernes Bettgestell, ein stroherner Armsessel, auf dem Kamine eine Uhr, die nicht ging, und rechts und links von der Uhr zwei blaugläserne Vasen, in denen trockene Blumen staken, über dem Kamin ein erblindeter Spiegel, am Fuße des Kamins eine Kasserole, ein kleiner Topf, ein Teller mit Messer und Gabel und einige andere Kleinigkeiten machten die ganze Ausstattung der Stube aus. An Nägeln hingen einige Kleidungsstücke, von einem alten Tuche bedeckt, unter das Blondinette jetzt noch Hut und Shawl steckte. Während sie sich vor einem noch brauchbaren Winkel des Spiegels ihre Haare ordnete, sagte sie: Erschrecken Sie nicht, es soll sogleich freundlicher werden; ein Cheminée-Feuer vergoldet Alles.

Sie legte noch einige Kohlen auf das Häuflein in der Cheminée, schob ein altes Journal des Debats darunter, steckte es mit der Kerze an, und indem sie niederkniete und sich tief bückte, blies sie selbst aus Leibeskräften in die Kohlen, da es

ihr an dem nothwendigen Blasebalge und dem Kamine am rechten Zuge fehlte. Wie sie da kniete und blies und die Flamme, wie in einem holländischen Bilde, ihre aufgeblasenen Backen rosig anglühte, hatte sie etwas überaus Kindisches und Kindliches in ihrem ganzen Wesen. Sie war eine ganz andere Person. Offenbar war es ihr zur zweiten Natur geworden, draußen jene Figur zu spielen, die Normann in St. Cloud kennen lernte, und fiel sie in ihrer einfachen, ärmlichen Umgebung in die Wahrheit zurück. Sie war eine arme Schauspielerin, die es selbst nicht mehr wußte, was sie war.

Nachdem sie das Feuer in Gang gebracht, hängte sie das Medaillon der Rachel an einen Nagel, stellte Berangers Büste auf die Cheminée und in ihre Nähe die eine der Vasen, aus der sie die trocknen Blumen warf, um sie durch den frischen Veilchenstrauß zu ersetzen. Während dieser Beschäftigung entdeckte Normann eine kleine Zeichnung über dem Bette; er sah näher zu und erkannte einen alten, schnurrbärtigen Kopf.

Wessen Portrait ist das? fragte er.

Es ist mein Vater — ein Tapferer der großen Kriege; er war in Rußland, bei Leipzig und Waterloo.

Er ist im Hotel des Invalides?

Nein, er ist todt; er starb vor zwei Jahren. Er war auch nie bei den Invaliden; hätte ich ihn dort lassen können, den guten Alten, der nur mich hatte? Nein, er war bei mir! Wir lebten ganz glücklich zusammen hier in dieser Mansarde. Bah! die paar Sous, die ihm Louis Philippe gegeben hätte, konnte ich auch für ihn erwerben. Ich wollte, er lebte noch, der gute alte Mann. Wir waren sehr glücklich zusammen, sehr glücklich. Man kann hier sehr glücklich sein, in dieser elenden Stube, glauben Sie mir.

Während dieses Gespräches war sie mit Ausschmückung der Stube fertig geworden. Sie schob den Lehnstuhl vor die Flamme, die traulich prasselte, und zwang Normann sich zu setzen; sie setzte sich ihm gegenüber, lehnte den Arm auf den Cheminée-

Mantel und sah ihn gedankenvoll an. Die Kaminflamme fing an, eine angenehme Wärme zu verbreiten, die um so angenehmer war, als der Abend sehr kalt geworden und draußen ein mit Schneeflocken untermischter Regen niederfiel und leise an die Fensterscheiben klopfte.

Die Misère hier erschreckt Sie — stößt Sie ab? fragte Blondinette, nachdem sie ihn lange prüfend angesehen.

O, antwortete Normann, täuschen Sie sich nicht, ich bin an Armuth gewohnt, ich bin selbst sehr arm und habe eine traurige, entbehrungsvolle Jugend hinter mir. Ich fühle mich hier sehr wohl und sehe ein, daß man hier glücklich sein kann.

Wirklich? rief Blondinette freudig; ich habe Sie für reich gehalten. Tant mieux! jetzt ist mir, als wären wir Anverwandte. Wenn Sie sich hier wohl fühlen, werden Sie wieder kommen?

Nein!

Das Mädchen sprang vom Sitze auf und sah ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen an. Dann ging sie in der Stube auf und ab und sang ein Lied von Beranger.

Die Flamme prasselte so traulich, Blondinette, wie sie in der halberleuchteten Stube auf und ab ging, war so schön, und der heitere Refrain des Liedes, des Liedes seines Lieblingsdichters, klang in ihrem Munde so traurig, so schwermüthig! Normann war es wohl und wehe zugleich. Er konnte das Auge nicht von ihr abwenden, er freute sich an ihrem anmuthsvollen Gange, an ihrem kleinen Füßchen, an ihrer klaren Stimme, am Kaminfeuer, an seiner ganzen Lage — und doch kam er sich wieder hart und pedantisch vor.

Setzen Sie sich, Blondinette! bat er, als sie zu singen aufhörte.

Ich heiße nicht Blondinette, das ist nur ein nom de guerre, ich heiße Pauline.

Nun, so setzen Sie sich, Pauline.

Sie setzte sich auf die Armlehne seines Stuhles und legte den Ellbogen auf seine Schulter.

Warum wollen Sie nicht wiederkommen? Gefalle ich Ihnen nicht?

Sie sind ein reizendes Mädchen!

Also? — haben Sie eine Geliebte in Paris?

Nein!

Ich glaube Ihnen. Also warum nicht? Sie wollen nichts mit meines Gleichen zu thun haben?

Ich verlasse Paris.

Wann?

Bald, in zwei oder drei Monaten, vielleicht früher.

Nun, so werden wir zwei oder drei Monate oder noch kürzere Zeit glücklich sein. Mein Gott, daran denke ich längst nicht mehr, mir ein Glück auf Jahre oder gar auf ein ganzes Leben zu verschaffen! Sehen Sie diese Veilchen an; morgen sind sie verwelkt, aber sie haben mir heute Freude gemacht, und es wird mich immer freuen, daß Sie mir sie gegeben haben. Sind Sie vielleicht gewissenhaft? Seien Sie nicht so thöricht! Wir armen Geschöpfe sind bescheiden, ein kurzes Glück ist uns genug, und wir legen Niemandem die Last ewiger Erkenntlichkeit auf, wie die honetten Weiber.

So sprechend, strich sie ihm mit einem Kämmchen, das sie aus ihren Locken zog, die Haare aus der Stirn hinter die Ohren, indem sie ihn mit der anderen Hand unter dem Kinne hielt. Normann fühlte sich wie magnetisirt, leise Schauer durchbebten ihn. Blondinette beugte sich vor und sah ihm in die Augen. Armes Kind! lispelte er, und ein heißer Kuß brannte auf seinen Lippen und erstickte die abwehrenden Worte, die er noch aussprechen wollte.

Er sprang vom Stuhle auf und that einen Schritt vorwärts in die Stube. Aber er konnte nicht weiter; denn Blondinette hing mit beiden Armen an seinen Schultern und berührte den Boden kaum mit ihren Fußspitzen. — Sieh, sagte sie dringend und mit zitternder Stimme, und der Hauch ihres Mundes erwärmte sein Gesicht, sieh, mein Freund, du gefällst mi-

hast mir gleich gefallen — du bist schön, du bist ein Mann — du bist gut — ich sage nicht, daß ich dich liebe, aber ich könnte dich lieben, unendlich lieben. Du mich auch — ja, gewiß! Glaubst du, ich fühle Das nicht? Dein Herz schlägt, daß ich's höre, deine Augen schwimmen — sei nicht lächerlich!

Er hatte den einen Arm um ihren Nacken geschlungen, während er sich mit der anderen Hand über die Stirn fuhr, und ließ es geschehen, daß sie ihn mit sanfter Gewalt in den Lehnstuhl zurückdrängte. Er lächelte. Blondinette stand vor ihm und fuhr fort, ihm das Haar zu streichen und aus einem Fläschchen, das sie aus der Tasche zog, duftige Tropfen darein zu gießen. Die Flamme im Kamin sank zusammen, die Kerze war heruntergebrannt; dunkle, zitternde Dämmerung lag auf der Stube.

Halt, rief Blondinette, gib mir dein Taschentuch, daß ich dir von dem Parfüm etwas hineingieße; dann erinnerst du dich meiner, dann kommst du morgen wieder. Nichts erinnert so lebhaft, wie Duft.

Normann zog mechanisch das Tuch aus der Tasche. Blondinette wollte es eben ergreifen, als er, wie erschrocken, auffuhr und aus einem Traume zu erwachen schien. Auch aus dem Taschentuche kam ihm ein Duft entgegen, der ihn lebhaft erinnerte, — ein Duft, ein lieber, heimischer Duft von Waldkräutern und Blumen. Er drückte das Taschentuch fest ans Gesicht, und Louise stand vor ihm, wie sie Waldkräuter und Blumen in seine Wäsche packte. Die gute, sorgende, liebe Louise! Ihre Waldkräuter waren noch nicht verduftet, und Blondinette hatte Recht, daß nichts so lebhaft erinnere, wie Duft. Wie Vieles, das für Stunden geschlafen hatte, zog jetzt lebendig durch sein Herz! Er griff nach dem Hute und eilte hinaus in den dunklen Gang, die dunkle Treppe hinab, fliegend, ohne Aufenthalt, als hätte er den Weg schon viele Male gemacht.

XIII.

Welch eine häßliche Nacht war auf den sonnigen Wintertag gefolgt! Regen und Schnee fielen träge vom Himmel herab, blieben jauchig auf Pflaster und Trottoir liegen und spiegelten schmutzig die zahlreichen Gasflammen wieder, die zu frieren schienen. Nur einzelne Schneeflocken schwebten rein und weiß herab, aber in die irdische Niederung gelangt, zerflossen sie wie erhabene Jugendträume. Trotz all Dem schritt Normann frisch und heiter den Quai entlang, seiner Rue de Lille zu; er kümmerte sich so wenig um Feuchtigkeit und Kälte, die ihm durch die Kleider drangen, daß er wiederholt am Steingeländer stehen blieb, in die Seine sah und ein lustiges Lied trällerte. Nur das „Sei nicht lächerlich!" Blondinettens ärgerte ihn machmal, dann schüttelte er den Kopf, als ob er etwas abschütteln wollte, machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, welche zugleich Gleichgültigkeit ausdrücken sollte, und wanderte weiter.

Es schlug zwei Uhr, als er im Hotel Brimont ankam; dennoch traf er Eugen, der vor einer halben Stunde aus einer Soiree heimgekehrt war, noch wach. Dieser erhob sich im Bette und rief Normann gleich bei seinem Eintritte zu: Wissen Sie, Normann, wen ich heute gesehen habe? Die Braut von Korinth habe ich gesehen!

Sie sprechen aus dem Schlafe, Eugen!

Nein, nein, ich bin ganz wach — ich sage Ihnen, ich habe die leibhaftige Braut von Korinth gesehen.

Was meinen Sie? erklären Sie sich deutlicher.

Nun, Sie erinnern sich doch der Braut von Korinth, die Marson im Schlosse meines Vaters al fresco gemalt hat? Dieselbe habe ich gesehen — dieselbe, leibhaftig!

Ach, Das ist interessant. Marson malte nur Frauen, zu denen er in irgend einer Beziehung stand. Erzählen Sie. Wo haben Sie sie gesehen? Wer ist sie? Wie heißt sie?

Ja, da fragen Sie zu viel. Ich war bei Madame de Hautfort und langweilte mich sehr. Um ein Uhr ging ich. Ich hatte schon den Mantel um und war im unteren Vestibül, als sie mir plötzlich, aus dem Wagen springend, entgegentrat und rasch an mir vorbeieilte. Sie trug einen weißen Burnus, der sie ganz einhüllte und dessen Kapuze beim Sprung aus dem Wagen halb vom Kopfe glitt; ich sah ihr Profil und die dicken, schwarzen Haare — ganz so, aber sprechend ähnlich, wie in Marsons Bilde. Ich war so betroffen, daß ich ihr nachstarrte wie einer Geistererscheinung. Eine wunderschöne Frau. Rasch lief ich die Treppe wieder hinauf und ihr nach. Sie trat aus der Garderobe ohne Burnus, in einem silbergrauen Seidenkleide, an der Seite einer anderen Dame und lachte so laut, daß die Wölbung wiederhallte — da erkannte ich sie kaum, da war es eine ganz andere Erscheinung.

Und wie heißt sie?

Das weiß ich nicht. Ich wollte nicht wieder in den Salon zurück, da mein Wagen schon vorgefahren war, aber ein Herr, den ich fragte, sagte mir, daß man sie viel in der Welt sehe. So tröstete ich mich, auf die Zukunft hoffend, da er den Namen ebenfalls nicht kannte.

Wir müssen die Dame kennen lernen, sagte Normann.

Freilich müssen wir, bestätigte Eugen, es wäre arg, wenn ich die Braut von Korinth, für die ich im Bilde schwärmte, nicht persönlich kennen lernen sollte, da sie mir leibhaftig in der Wirklichkeit begegnet. Es wird auch Papa interessant sein, wenn wir zurückkehren und ihm sagen können, daß wir eine seiner Fresken persönlich kennen.

Normann seufzte und setzte sich auf das Bett Eugens.

Ich verstehe, was der Seufzer meint, sagte dieser — Sie denken an das Original von des Goldschmieds Töchterlein. Apropos! Ich habe einen Brief von Catherine; sie glaubt, daß es in Rom nicht ganz gut stehe, oder wenigstens, daß die Dinge nicht so gehen, wie sie gehen sollten. Betty ist viel allein; Papa ver-

muthet, daß Marson spiele, Catherine vermuthet Anderes, was sie nicht aussprechen will.

Solche Nachrichten, sagte Normann, habe ich früher oder später erwartet. Lieber Eugen, wir müssen immer zum Aufbruch bereit sein; wir können plötzlich nach Rom abreisen.

Sobald Sie wollen. Ich habe bald genug an diesem Paris mit seinen Soireen, deren Langweiligkeit die Tante nicht einsehen will und die ich als eine Schule des Lebens betrachten soll. Allons donc! Eine ganz kleine Liebe wäre mir viel lieber gewesen, als diese ganze Schule des Lebens. Aber ich komme nicht dazu; meine Zeit scheint noch nicht gekommen. — Vielleicht sind Sie schuld daran, fuhr Eugen gähnend fort — der stille, sanfte Doktor schnappt mir, dem glänzenden, in der Blüthe der Jugend stehenden Kavalier, alle Liebe vor der Nase weg. Auf diese Antoinette habe ich mit Zuversicht gehofft — nichts da — sie verliebt sich in ihn bis über die Ohren.

Sie schwatzen, lächelte Normann, Sie sind schon ganz ein Pariser.

Ja, schwatzen, fuhr Eugen schon mit geschlossenen Augen fort, was ich mit offenen Augen sehe, ja — mit offenen Augen. Es ist aber nichts damit — Antoinette ist zu gut für eine bloße Liebelei. — Gute Nacht!

Eugen drehte sich mit dem Gesichte zur Wand und fuhr einschlummernd, wie aus dem Schlafe sprechend, fort: Es ist nichts — eine deutsche Frau, Normann — deutsch — Louise — die gute Louise. — Er lallte nur noch den Namen und lag in tiefem Schlafe.

Normann beugte sich über ihn und sah ihm mit einem Ausdruck der Liebe ins Gesicht; die gelallten Worte, wie ein Orakel aus dem Schlafe gesprochen, thaten ihm wohl. Er hatte heute so viel an sich erlebt! Die Entfernung, die er sogleich zwischen sich und Antoinette fühlte, sobald sie ihren Bruder gefunden, ihre Vergeßlichkeit in Bezug auf ihn, nachdem sie noch eine Stunde vorher sich so innig an ihn angeschlossen und über seine

Zurückhaltung gekränkt war — seine verletzte Eigenliebe und die Vereinsamung, die er, er konnte es sich nicht leugnen, in Folge dessen empfindlich merkte — die Szene mit Blondinette, dann die traurigen Nachrichten aus Rom — alles Das hatte ihm wieder Geist und Gemüth mit beunruhigender Unklarheit erfüllt — aber die Worte Eugens durchbrachen sie, wie Sonnenstrahlen die Nebel. Sich selbst erkennend und ruhig ging er zu Bette und schlief beinahe eben so tief wie Eugen. Wer ihn gekannt und alle die Vorgänge in seinem Inneren beobachtet hätte, würde es ihm vorausgesagt haben, daß sich in ihm jedes Chaos nach kurzem Kampfe abklären müsse. Charaktere wie Normann sind wie die Natur. Trotz aller stürmischen Phänomene kehrt sie immer zu Ordnung und Licht zurück; ja, diese Phänomene selber tragen das Ihrige zu höherer Ordnung, zur Klärung des Lichtes bei.

Normanns erster Gedanke beim Erwachen war: Warum schreibt mir Louise nichts über die Vorgänge in Rom? Warum schreibt sie mir überhaupt nicht? — Beim Frühstück brachte der Bediente einen Brief, der beide Fragen beantwortete. Louise berichtete über Betty und Marson ungefähr Dasselbe wie Catherine. Dann fügte sie hinzu:

„Fragen Sie, lieber Freund, warum ich Ihnen so selten schreibe? so antworte ich Ihnen, daß ich noch seltener schreiben werde. Ich könnte meine vergangene und künftige Schweigsamkeit mit dem leider zunehmenden Unwohlsein meines Vaters entschuldigen, das mir viele Sorgen macht und mich beschäftigt; aber die Entschuldigung wäre unwahr. Man findet immer Zeit genug, um einem lieben Freunde zu schreiben. Meine Schweigsamkeit hat andere Ursachen. Seit Sie abgereist sind, mein lieber Freund, oder, um mich wahrer auszudrücken, seit unserem Abschiede bin ich viel älter geworden, habe ich über Mancherlei nachdenken, mir Mancherlei aus einander legen gelernt, das ich früher nur instinktmäßig oder gar nicht erkannt habe. Die Einsamkeit ist eine fleißige Lehrerin. Ein Ergebniß meines Nachdenkens ist, daß ein junger Mann, wenn er zum ersten Male in

die Welt geht, fessellos einhergehen müsse, daß er nicht an seinem Fuße nachschleppen dürfe, selbst nicht eine Fessel von Spinnweben. Was wäre ich, lieber Normann, wenn ich mit Ihnen nicht ganz aufrichtig wäre? So sage ich Ihnen denn offen, es ist mir, als hätte ich Ihnen durch meinen Abschied eine solche kleine Fessel umgebunden. Jeder Brief von mir kann Sie daran erinnern, kann eine unwillkürliche Tyrannei werden. Sie aber sollen ganz frei sein, sollen sich frei jedem Schicksal hingeben können, ob es Ihnen in einem Salon, oder in einem Postwagen, oder irgendwie anders, in welcher Gestalt immer entgegentritt. Ich nehme damit zum zweiten Male Abschied von Ihnen, lieber Normann, einen kühleren Abschied, einen überlegteren, aber darum nicht minder freundschaftlichen. O, glauben Sie nur Dieses und verkennen Sie mich nicht. Ich war ein Kind, als ich Ihnen Lebewohl sagte, als ich Ihnen, ohne es zu wollen, gewissermaßen eine Verpflichtung aufbürdete; eine erwachsene, fertige Person, die weiß, was sie thut, vernichtet hier diesen Theil des Abschiedes."

Wie sehr betroffen sich auch Normann über diese Stelle des Briefes fühlte, so mußte er doch lächeln, als er an das „Schicksal im Postwagen" kam. Eugens Bericht über die Bekanntschaft mit Antoinette hatte offenbar jenen Passus eingegeben und war vielleicht eines der Hauptmotive dieses ganzen Briefes. Die mädchenhafte Schwäche gefiel ihm doppelt in der schönen Umgebung von Edelsinn, Offenheit, Ergebung und innigem Gefühl. Aber auf Louisens Absicht, auch brieflich getrennt von ihr zu leben, konnte er nicht eingehen. Er setzte sich hin und schrieb einen Briefbogen nach dem andern voll; er schilderte ihr sein Leben, und die ganze Schilderung sollte nichts Anderes sein, als ein Beweis, wie Unrecht sie habe, ihn allein zu lassen. Als er das Geschriebene durchlas, erkannte er, daß er etwas Anderes bewiesen, daß er ihr gesagt, wie innig er sie liebe. Wieder schwebte das Bild Betty's an seinen Gedanken vorbei; aber er faltete den Brief rasch entschlossen und übergab ihn dem Bedienten, daß man ihn sogleich auf die Post trage.

Antoinetten suchte er an diesem und den folgenden Tagen nicht auf; er überredete sich, daß sie, nun mit dem Bruder vereinigt, geborgen sei und daß er sie bei Einrichtung ihrer neuen Haushaltung nur stören würde. Der Gedanke, daß sie seiner nicht mehr bedürfe, war ihm etwas unangenehm, doch war es ihm andererseits tröstlich, daß Dieß in dem Augenblicke der Fall war, in dem er der kleinen Schwäche der fernen Freundin, der Eifersucht Louisens, mit einer zeitweiligen Trennung von Antoinette ein Zugeständniß machen konnte, ein Zugeständniß, das doch bis zu einem gewissen Grade ein Opfer war.

Aber schon am dritten Tage erschien Virgile auf seiner Stube, um ihn im Namen seiner Schwester einzuladen, sie in ihrer neu eingerichteten Wohnung zu besuchen. Virgile benutzte diese Gelegenheit, Normann seinen Dank für die seiner Schwester erwiesenen Dienste auszudrücken; dann eilte er weiter, und zwar, wie er versicherte, in die medizinische Schule, denn er wolle jetzt studiren, daß er mit jedem Tage zehn verlorene einbringe — Das sei er der guten Antoinette schuldig. — Sehen Sie nur, rief er, indem er sich vor Normann hinstellte, sehen Sie nur, wie sie mich in der kurzen Zeit verwandelt hat!

In der That hatte der Virgile, der vor ihm stand, wenig Aehnlichkeit mit dem Virgile, den er in St. Cloud kennen gelernt; es war ein geschorener Simson. Der breitkrämpige Hut, der blusenhafte Manchesterrock, die breite, militärische Pumphose hatten einem ganz modernen Anzuge weichen müssen, und Virgile sah bedeutend philisterhafter aus und etwas komisch, da er sich Mühe gab, seine Manieren mit der neuen, soliden Tracht in Einklang zu bringen. Normann mußte lachen. Virgile aber sagte ernsthaft: Ich weiß, wie komisch ich aussehe, aber ich verkenne die edle Absicht meiner Schwester nicht. Mein wilder Anzug gefällt ihr im Grunde auch besser, als dieser bourgeoise, aber sie weiß, daß ich mich in diesem nie mehr in die Zigeuner-Gesellschaft wage, aus der sie mich herausgezogen. — Gott bewahre mich, daß mir Blondinette begegne! — —

Die Geschwister hatten sich in einem stillen Hofe einquartiert; die ganze Wohnung bestand aus zwei Zimmern, deren Fenster auf den Garten eines Mädchen-Instituts gingen. Trotz der ärmlichen Möbel wußte Antoinette mit Hülfe einiger mitgebrachter Familien-Portraits und einiger Wirthschafts-Utensilien, als da sind: Kaffee- und Theemaschine, dem bescheidenen Aufenthalte einen sehr wohnlichen Charakter zu geben. Es sah aus, als hauste sie seit Jahren hier; alles Nomadenhafte, das sonst diese Wohnungen im Quartier Latin bezeichnet, war verschwunden und versteckt. Mit ganz anderer Miene, als in der öden Stube der Cour de Commerce, kam Antoinette hier ihrem Freund entgegen; sie sah wie eine in ihrem Besitzstande befriedigte kleine Hausfrau aus.

Abscheulicher! rief sie Normann entgegen, Sie haben sich ja die ganze Zeit nicht um mich gekümmert! Das zeigt mir deutlich, daß Sie bisher nur aus Mitleid mit meiner verlassenen Lage, und nicht aus Freundschaft für mich gehandelt haben. Nun, ich will nicht mit Ihnen rechten und die Wohnung nicht mit Zank einweihen.

Sie nahm ihn an beiden Händen und zog ihn lächelnd in einen Lehnstuhl. — So, sagte sie, hier ist Ihr Platz, jetzt erst ist die Wohnung eingeweiht. Hier, in diesem Fauteuil, den ich sogleich für Sie bestimmt habe, werden Sie immer sitzen, und ich hier am Fenster, Ihnen gegenüber.

Sie setzte sich an eine sonderbare Maschine, die vor ihr stand, und ergriff die Klöppel, die um eine weiche Kugel herumhingen.

Was machen Sie hier? fragte Normann.

Ich klöpple Spitzen. Das ist eine Kunst, die wir Mädchen aus der Gegend von Valenciennes alle verstehen. Sie haben doch von den berühmten Spitzen von Valenciennes gehört? Ich muß Geld verdienen, lieber Freund, wir werden viel Geld brauchen in diesem theuren Paris, und mein kleines Vermögen könnte vielleicht nicht ausreichen. Da muß gearbeitet werden. O, ich bin eine Künstlerin! Sie werden sich davon überzeugen,

wenn ich nur erst mit dieser Guipon fertig bin. Freilich weiß ich noch nicht, wohin mit meiner Waare, aber Das wird sich finden.

Sie werden sie mir geben, mir und Eugen, sagte Normann rasch, wir werden sie bei unseren großen Damen kolportiren und Ihnen einen Markt schaffen.

Bravo! lachte Antoinette, da gewinne ich doppelt, denn die Kaufleute zahlen nicht die Hälfte des Werthes und drücken uns arme Arbeiterinnen. — Sehen Sie, da fangen Sie schon wieder an, mir Dienste zu leisten. Ich wußte wohl, daß Sie mich nicht verlassen, sobald Sie etwas für mich thun können. — Aber, fügte sie gedehnt hinzu und ließ ihre Arbeit ruhen, Sie haben noch viel für mich zu thun.

Sprechen Sie — was soll ich thun?

Ihre Mission ist nicht vollendet, lieber Freund! Ich habe meinen Bruder gefunden, aber damit ist noch nicht Alles erreicht; ich muß mir ihn nun erhalten, und Das kann ich nur mit Ihrer Hülfe. Er hat sich der Arbeit gänzlich entwöhnt, und das Herumziehen mit lustigem Volke ist ihm zur zweiten Natur geworden. Nach wenigen Tagen wird er sich mit mir langweilen — er wird seine alten Freunde aufsuchen und nicht mehr, wie gestern und heute, auf meine Bitten in den Hörsaal gehen. Er muß wieder ans Studium gewöhnt werden, um endlich seine Freude darin zu finden; Das kann er Anfangs nur in angenehmer, aufmunternder Gesellschaft. Sie besuchen ja auch die medizinische Schule und die Hospitäler; besuchen Sie sie mit ihm, verlassen Sie ihn Anfangs nicht, wenn er sich zu seinen Büchern setzt — doch — Sie wissen, was ich wünsche, die Ausführung überlasse ich Ihnen; Sie werden bessere Mittel finden, als ich rathen kann.

Normann war gerührt von der mütterlichen Sorgfalt, von der Vorsicht dieses jungen Mädchens, dem die Liebe die Klugheit der Welterfahrung eingab. Er versprach ihr Alles und machte sich schon am nächsten Tage ans Werk, indem er Virgile früh abholte und mit einiger Selbstverleugnung in seiner Gesellschaft mehrere Hörsäle besuchte, die ihm nichts bieten konnten. Abends

setzte er sich mit ihm an die Bücher und nahm seine alte pädagogische Erfahrung aufs Neue vor, um den lebhaften Schüler mit wissenschaftlichem Interesse zu umstricken, seine Wißbegierde zu reizen und eine neue Atmosphäre um seinen Geist zu schaffen. Virgile merkte wohl bald die Absicht, um so mehr gab er sich Mühe, so zu thun, als ob er höchst freiwillig beim Studium wäre, und er hütete sich, die zeitweilige Abwesenheit Normanns zur Vernachlässigung des Hörsaales oder der Bücher zu benutzen. Die selbständige Freude an der Wissenschaft ließ nicht lange auf sich warten, und Diskussionen mit dem gelehrten Deutschen, den er, was Ueberblick und Zusammenfassen anbelangte, übertraf, ersetzten ihm bald die Vergnügungen, denen ihn die Ankunft seiner Schwester entrissen. Freilich waren von Zeit zu Zeit Rückfälle in die alte Lebensweise zu befürchten; da war es bald Antoinette, bald Normann, die sie mit Klugheit, durch Beschäftigung, durch eine stille Zerstreuung vereitelten.

So vergingen in der stillen Wohnung viele idyllische und glückliche Wochen. Normann und Virgile saßen in der einen Stube bei den Büchern; Eugen plauderte in der anderen mit Antoinette, die arbeitete. Zu gewissen Stunden vereinigte man sich zu einem bescheidenen Gastmahle, das aus dem nächsten wohlfeilen Restaurant geholt oder auch von Antoinette besorgt wurde, und das dem verwöhnten Grafen Eugen Galton besser mundete, als die Soupers des Faubourg, und Virgile besser, als die Gelage der Chaumière. — Eugen ließ es sich nicht nehmen, die Spitzen Antoinettens, sobald eine vollendet war, selbst zu verkaufen; die Tante, als sie sich über das Interesse ihres Neffen für die Verfertigerin beruhigt hatte, ging ihm hülfreich an die Hand, und nachdem sie selbst gekauft, bewog sie ihre Freundinnen zu Ankäufen und Bestellungen. Da war immer großer Jubel, wenn Eugen mit seinen Summen ankam, die nach der Berechnung Antoinettens für Wochen und Monate hinreichten.

Die beiden jungen Deutschen konnten freilich nicht immer in dieser Idylle mit ihren Freunden leben. Zweck und Pflicht ihres

Aufenthaltes war es, die Weltstadt von verschiedenen Seiten kennen zu lernen, und so mußten sie sich in vielfachen Gesellschaften, in Museen und Bibliotheken herumtreiben. Während Normann die Hospitäler besuchte, saß Eugen im College de France und hörte die berühmten Professoren der Literatur und Geschichte. Normann war auch nicht immer so klar gestimmt, als es die Idylle bei den Geschwistern erfordert hätte. Louise verharrte in ihrem System des Schweigens; ihre Briefe wurden immer seltener, und die wenigen, die er erhielt, beschränkten sich auf kurze Berichte und waren in Bezug auf sich selbst, wie auf Normann, so wenig persönlich als möglich. Es kam ihm manchmal vor, als sollte er diese Freundin verlieren, und verglich er die Traurigkeit, mit der ihn der Gedanke an diesen Verlust erfüllte, mit jenem zerreißenden Gefühle, das er beim Verluste Betty's empfand, so schien es ihm, als ob diese Traurigkeit tiefer und breiter wäre, als ob sie dauernder auf sein ganzes Leben wirken müßte. Damals fühlte er, wie er sich in seinen Gedanken als Mediziner ausdrückte, einen akuten Schmerz, der rasch tödtet oder vorübergeht — jetzt fühlte er, wie sich eine dauernde Melancholie seines ganzen Wesens zu bemächtigen drohte. Er bestürmte Louisen mit Briefen; er schilderte ihr jedes Vorkommniß seines Lebens, um ihre Mittheilsamkeit herauszufordern; er stieg einmal sogar so tief herab, ihr das Leben bei Antoinette so zu beschreiben, daß es ihre Eifersucht reizen mußte; wie gern hätte er sie ausgelacht, wenn sie in die Falle gegangen wäre! Er war ungerecht, um sie zu einer Vertheidigung zu zwingen. Umsonst. Nur einmal antwortete sie auf diese Listen mit wenigen Worten: „Lieber Freund, ich durchschaue Sie; ich lächle, während ich Dieß schreibe. Aber ich lasse Sie allein und frei.“

Da trat — vielleicht zum Glücke Normanns — ein Ereigniß ein, das die Stille der letzten Wochen unterbrach und ihn aus seinem selbstquälerischen Brüten weckte, wie ein Donnerschlag.

XIV.

Die Tante Marquise de Brimont gab ihre letzte Soiree, denn die Zeit war nicht mehr fern, da der berühmte alte Kastanienbaum in den Tuilerien, der erste Frühlingsherold in Paris, seine ersten Blätter aus den Knospen drängen sollte, — ein Ereigniß, das alljährlich von den Zeitungen mit besonderer Freude begrüßt und verkündet wird. Alle Salons waren geöffnet, denn das ganze Faubourg war geladen. Die alte Marquise war um dreißig Jahre jünger, überall gegenwärtig und hatte Jedem etwas Angenehmes zu sagen. Wenn sie an Eugen oder Normann vorüberstreifte, munterte sie sie auf, sich unter die Damen zu mischen und die Honneurs, wohl auch ein wenig den Hof zu machen, Das sei ihre Pflicht, da sie zum Hause gehörten. Wirklich thaten die jungen Leute ihr Möglichstes. Sie tanzten, sie machten Konversation, sie führten durstende Damen an das Buffet oder brachten ihnen geschickt, mitten durchs Gedränge, ein Glas Wasser oder Sorbet.

Gegen Mitternacht, Normann hatte eben einen Pflichttanz mit einer ziemlich gealterten Jungfrau vollendet, drängte sich Eugen zu ihm, faßte einen Knopf seines Frackes, sah ihm starr ins Gesicht und deklamirte mit hohler Stimme:

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde,
Und nun schien es ihr erst wohl zu sein.

Was soll das Citat? lachte Normann, und die schauderhafte Stimme?

Errathen Sie es nicht? Die Braut von Korinth ist da?

Nicht möglich! Wo ist sie?

Sehen Sie, dort im Winkel, an dem Rosenstocke . . .

Die im weißen Kleide, mit dem schwarzen Haar und dem Kranz von Stechpalme?

Ganz richtig!

Sie sind närrisch, Eugen; Die hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit unserer Braut von Korinth.

Weil sie lacht; die Herren, die sie umgeben, sagen ihr wahrscheinlich viele Dummheiten — übrigens lacht sie fast immer. Aber warten Sie nur, bis sie ein ernstes Gesicht macht; Sie werden sie dann augenblicklich erkennen.

Normann wollte weiter, aber Eugen hielt ihn zurück und bat ihn, auszuhalten. Der Tanz begann aufs Neue. Die Männer, welche jene Dame umstanden, entfernten sich. Sie blieb allein. Nach und nach verschwand der lachende Ausdruck aus ihrem Gesichte; mit einem starren Ernst sah sie auf die Paare, die sich im Tanze zu drehen anfingen.

Bei Gott! rief Normann, Sie haben Recht, Eugen, sie ist es, leibhaftig. Ich muß sie sprechen.

In dem Augenblicke kam die Marquise an ihnen vorbei. Nun, ihr Faulenzer, rief sie in deutscher Sprache, ihr tanzt ja nicht! thut eure Pflicht!

Bitte, Frau Marquise, stellen Sie mich dort jener Dame vor, bat Normann.

Der Gräfin Thionville? Ich mache Ihnen mein Kompliment. Sie haben einen guten Geschmack, aber sie tanzt nicht.

Das schadet nichts, aber ich muß sie sprechen, ich muß nothwendig ihre Bekanntschaft machen.

Schau, schau, Herr Normann wird warm! lachte die Marquise; geben Sie Ihrem Schutzbefohlenen kein schlechtes Beispiel! Nun, da Ihnen so viel daran zu liegen scheint, so kommen Sie!

Gräfin Thionville, hier ist ein phlegmatischer Deutscher, der sehr pressirt ist, Ihre Bekanntschaft zu machen, und nicht einen Augenblick länger warten will. Ich habe ihm bereits mein Kompliment gemacht über seinen guten Geschmack.

Die Marquise ging wieder; die Gräfin lachte, und abermals war keine Spur von Aehnlichkeit mit der Braut von Korinth da. Das machte Normann betroffen; die Gräfin nahm es für Ver-

legenheit und munterte ihn auf, indem sie selbst das Wort ergriff und ihn rasch in ein Gespräch über Deutschland und Frankreich verwickelte.

Wenn auch nicht die Braut von Korinth, so habe ich doch eine sehr liebenswürdige Dame kennen gelernt, dachte Normann. Bald fühlte er sich ganz wohl und heimisch neben ihr, da sie vortrefflich deutsch mit ihm zu sprechen anfing. Sie erklärte ihm dieses damals in Frankreich noch so seltene Phänomen: ihr Vater war nach der Juli-Revolution nach Deutschland ausgewandert und seinem Könige gefolgt. — So, sagte Gräfin Thionville, habe ich in der Jugend Ihre Sprache und zum Theil auch Ihre Literatur kennen gelernt — so habe ich mir auch allerlei romantisches deutsches Zeug in den Kopf gesetzt, das ich später schwer gebüßt habe.

Die letzten Worte begleitete sie wieder mit einem Lachen, das Normann um so mehr auffiel, als es so wenig zu den Worten paßte; sie lachte überhaupt fast immer, so daß es ihm nicht möglich war, das Gesicht wieder zu sehen, das ihn vorhin zu der Ansicht Eugens bekehrt hatte.

Da Sie unsere Literatur kennen, Frau Gräfin, wird es mir leicht sein, Ihnen zu erklären, was es mir neben Ihrer Liebenswürdigkeit und Anmuth wünschenswerth machte, Ihnen vorgestellt zu werden.

Was ist es?

Eine Aehnlichkeit mit einer Gestalt aus unserer Literatur.

Mit welcher Gestalt? mit Werthers Lotte? mit der Jungfrau on Orleans? lachte die Gräfin.

Nein, mit der Braut von Korinth.

Ah! mit Goethe's schauderhafter, geisterhafter Braut von Korinth? — Das ist zu komisch! So stellen Sie sich diese Person vor?

Nicht ich, sagte Normann, ich habe Sie in einem Freskobilde gesehen, das die Ballade vorstellt.

Dann ist das Bild von Tycho Marson! sagte die

mit Bestimmtheit, aber nicht ohne Lachen. Normann sah sie erstaunt an.

Sie haben es errathen, sagte er, Sie kennen diesen Maler?

Ob ich ihn kenne! lachte sie wieder — und Sie, Sie kennen ihn auch? Wo steckt er jetzt, der Verbrecher?

Er ist mit seiner jungen Frau in Rom, erwiderte Normann, durch das Wort „Verbrecher" etwas ängstlich gemacht.

Mit seiner jungen Frau! lachte die Gräfin, und dießmal etwas lauter, als schicklich. — Mit seiner jungen Frau! wiederholte sie, hat er wieder geheirathet?

Wieder? fragte Normann, war er schon verheirathet?

Freilich war er es; Tycho Marson hat die Ehre, mein Mann zu sein.

Er ist von Ihnen geschieden?

Nein, wir sind katholisch getraut.

Normann wurde blaß. — Was ist Ihnen? fragte die Gräfin theilnehmend.

Die junge Frau, von der ich sprach, steht mir nahe, sehr nahe.

Eh bien! Ich kann Ihnen sagen, daß sie sehr unglücklich ist, sagte die Gräfin plötzlich ernst und mit einer gewissen Härte. In diesem Augenblicke stand sie groß und schauderhaft vor ihm, wie das Modell jenes Bildes; er erkannte sie wieder. Ja, sie wurde der Braut von Korinth immer ähnlicher, da sich alle Röthe von ihrem Gesichte zurückzog und es endlich eine geisterhafte Blässe bedeckte.

Erklären Sie mir! flehte Normann.

Kommen Sie morgen zu mir! sagte die Gräfin trocken und ging mit großen Schritten, unaufhaltsam, fürchterlich ernst durch das Gedränge der Thür zu.

Arme Betty! seufzte Normann und warf sich in einen Fauteuil, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Zum Glück wurde der Abgang der Gräfin Thionville als ein Zeichen zum allgemeinen Aufbruche betrachtet; bald war es

leer in den Sälen; die Stille um ihn her weckte Normann aus seinem Brüten; er sprang auf und eilte zur Marquise, um sie um Auskunft über die Gräfin Thionville zu bitten. Aber die Marquise war müde und wollte zu Bett und ihn auf morgen vertrösten. Er drang in sie, und sie sagte ungeduldig: Wie vernarrt so ein Deutscher gleich wird, wo er eine verrückte, dumme, romantische Geschichte wittert! Nun, damit Sie schlafen können, will ich's Ihnen in zwei Worten sagen. Die Gräfin Thionville ist eine geborene Thionville, also das Kind eines der besten, ältesten, legitimistischen Häuser. Ihre Mutter war eine Liancourt, ihre Großmutter eine Rohan-Chabot. Unglückseliger Weise ist sie in Deutschland erzogen, das heißt, romantisch, verrückt geworden. In ihrem achtzehnten Jahre verliebte sie sich in Florenz in einen hergelaufenen Maler, der ihr was vormachte und mit dem sie sich irgendwo in den Apenninen von einem Kapuziner hat trauen lassen. Der Jammer war groß, nicht nur in ihrer Familie — der Vater war zum Glück gestorben —, sondern im ganzen Faubourg. Sie zog eine Zeit lang mit ihm herum, bis sie zur Besinnung und nach Paris zurück kam. Aus Rücksicht für die Familie und für sie selbst — denn sie ist wirklich sehr liebenswürdig — entschloß man sich, im ganzen Faubourg die Geschichte zu ignoriren und als gar nicht geschehen zu betrachten. Unter ihrem alten Namen ist sie überall empfangen, denn gesetzlich gehört ihr dieser Name, da sie außerhalb Landes und gegen die Gesetze Frankreichs verheirathet ist. Freilich, durch die Gesetze der heiligen Religion ist sie leider für immer gebunden. Von einer gänzlichen Scheidung will die närrische Person nichts wissen; sie scheint noch immer in ihn verliebt zu sein, obwohl sie allerlei Erfahrungen mit dem Maler gemacht und ihn selbst verlassen hat. Das ist die ganze Geschichte, und nun gute Nacht, Sie verliebter Narr! Hat man Dergleichen je gesehen? Kaum lernt er sie kennen, und schon sieht er aus, als ob ihn monatelanger Liebesgram verzehrt hätte. Gute Nacht!

Normann schwankte in seine Schlafstube. Schwarze Sorgen

schwirrten durch seine halbwachen Träume, als er endlich in eine Art von Schlummer verfiel, und schon am frühesten Morgen war er wieder aus dem Bette und streifte durch die Straßen, in der Nähe des Hauses, das die Gräfin Thionville bewohnte, mit Ungeduld die Stunde erwartend, da er sie mit einigem Anstand besuchen durfte. In der That war diese Stunde noch nicht gekommen, als er doch schon eintrat und die Treppe mit klopfendem Herzen hinanlief.

In den Vorzimmern herrschte große Thätigkeit. Bediente, noch im Morgenanzug, ohne Livree, mit vorgebundenen Leinwandschürzen, liefen hin und her, reinigten Koffer, rollten Fußdecken zusammen und machten verdrießliche Gesichter, wie sie die Valetaille zu machen pflegt, wenn sie durch eine plötzliche Veränderung aus ihrem Faulenzerleben herausgerissen und zu unerwarteter Thätigkeit gezwungen wird. Ein Kammermädchen, ebenfalls verdrießlich, lief mit einem Haufen weiblicher Kleidungsstücke den inneren Gemächern zu, nicht ohne von den Bedienten einen Augenblick lang mit vielfachen Fragen nach der Ursache so plötzlicher Entschließungen aufgehalten zu werden. Sie zuckte ungeduldig die Achseln und rief: Was weiß ich! Laune einer großen Dame! — und lief weiter. Es sah ganz wie vor einer Abreise aus. Normann wurde in der Verwirrung kaum bemerkt. Der Bediente, an den er sich wandte, daß er ihn anmelde, zog brummend seinen Livreefrack an. Nach wenigen Minuten wurde er vorgelassen. Er fand die Gräfin im Salon, in einen großen Schlafrock gehüllt, vor einem Tische, auf dem viele Papiere lagen, in denen sie suchte und kramte.

Wie ganz anders sah sie heute aus! Von der ewig lachenden Gräfin von gestern war keine Spur vorhanden. Trotz und Zorn lagen auf ihrem ganzen Gesichte, drückten sich in ihrer ganzen Haltung aus.

Ah, Herr Normann! rief sie, sind Sie es? so früh? Sie scheinen sehr neugierig zu sein.

Frau Gräfin, erwiderte er ruhig, ich habe Ihnen gesagt,

daß es sich um eine geliebte Person handelt; ich komme nicht aus gemeiner Neugierde. Uebrigens kenne ich bereits Ihre Geschichte.

Nun, so habe ich Ihnen weiter nichts zu sagen. Wenn es sich vorzugsweise, wie Sie sagen, um eine geliebte Person handelt, die Ihnen wahrscheinlich dieser scélérat, dieser Verbrecher Marson, entwandt hat, so können Sie noch hoffen — ich werde zu Stande bringen, was Sie nicht vermochten; ich werde sie ihm entreißen.

Wie meinen Sie Das, Frau Gräfin?

Ich reise noch heute ab — ich reise nach Rom! — Bei diesen Worten warf sie die Papiere, die sie eben in Händen hielt, auf den Tisch und rief stolz und zornig: Mein ist er, dieser Verbrecher! mein! mein! Wir wollen sehen!

Sie starrte düster vor sich hin und bemerkte es kaum, daß sich Normann grüßend verneigte und forteilte. Athemlos kam er zu Hause an. Er nahm Eugen bei den Händen und sagte: Lieber Eugen, wir reisen ab, wir reisen nach Rom. Es zieht sich über dem Haupte Betty's ein schweres Gewitter zusammen; sie wird Böses durchzumachen haben; es muß ein Freund in ihrer Nähe sein.

Arme Betty! seufzte Eugen; Papa hat ihr Das prophezeit, Catherine auch. — Aber es ist doch Schade, daß wir gerade jetzt abreisen sollen, jetzt, da wir endlich die Braut von Korinth gefunden haben.

Beruhigen Sie sich darüber; wir reisen mit der Braut von Korinth — in Marseille treffen wir mit ihr zusammen und reisen mit ihr an Bord desselben Schiffes nach Civita Vecchia.

O, Das ist prächtig — erklären Sie mir . . .

Im Postwagen! — jetzt habe ich keine Zeit. Sie haben die Güte und besorgen Alles, lassen einpacken, bereiten die Tante vor und so weiter.

Ja, ja, lieber Normann, es soll Alles gut besorgt werden. Kümmern Sie sich um nichts; Sie sehen aus, als ob Sie viel Wichtigeres beschäftigte.

Normann drückte ihm die Hand und eilte wieder fort, zu Antoinette, um Abschied von ihr zu nehmen. Der Portier gab ihm den Schlüssel zu den Zimmern, da Virgile ins College, Antoinette ausgegangen war, um ihre Tageseinkäufe zu machen. Er trat in die kleine Wohnung, den Schauplatz stillen Glückes und nützlicher Thätigkeit, die seine letzte Zeit ausgefüllt hatte; er kam, um von zwei Menschen Abschied zu nehmen, die er liebte, von denen er sich geliebt wußte, und die er vielleicht nie wieder sehen sollte. Er warf sich bewegt in seinen Fauteuil und faßte dessen Seitenlehnen mit beiden Händen, als ob er zwei Hände zum Abschied drücken wollte. Schon fühlte er den ganzen Schmerz des Abschiedes. Er war sich Dessen wohl bewußt, daß er hier wirkliche, tiefgehende, lebensbestimmende Wohlthaten erwiesen hatte, und wofür ist der Mensch so dankbar, wie für erwiesene Wohlthaten? Diese Dankbarkeit ist die wahrste, ist beinahe Liebe und dauert gewiß am Längsten. Aber er durfte sich in alle die Gedanken und Gefühle, die ihn bestürmten, nicht vertiefen, wenn er die Ruhe bewahren sollte, die er für nothwendig hielt, um Antoinetten Lebewohl zu sagen. Er glaubte seine Stirn vollkommen geglättet und seine Miene völlig erheitert, als sie, mit dem Körbchen am Arm, eintrat. Doch mußte er sich getäuscht haben, denn sie erschrak sichtlich, als sie ihm ins Auge blickte und, das Körbchen mit zitternder Hand auf den Tisch stellend, besorgt fragte: Was ist geschehen? Was wollen Sie mir sagen, lieber Normann?

Er zog sie auf einen Stuhl nieder, setzte sich ihr gegenüber und sagte mit bewegter Stimme: Ich verreise.

Schon? lispelte Antoinette und ließ den Kopf auf die Lehne zurückfallen. Sie schloß die Augen, und Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht. Mit geschlossenen Augen fragte sie zögernd und leise: Und Sie kehren nicht wieder?

Schwerlich!

Wohin gehen Sie?

Nach Rom!

Nach Rom! wiederholte sie, ich verstehe — da ist was zu thun für Betty — dann kehren Sie in Ihr Vaterland zurück — dann ...

Sie schwieg. Normann faßte ihre Hand und sagte, gezwungen scherzend: So öffnen Sie doch die Augen, sehen Sie mich an zum letzten Male.

Ach, sagte sie, indem sie ihn schmerzlich lächelnd ansah, ich kann Sie ansehen! — Und ernsthafter, aber mit inniger Stimme, fügte sie hinzu: Sie wissen, was Sie Alles für mich gethan haben? was ich Ihnen schulde? Bitte, sagen Sie Ja!

Normann nickte bejahend mit dem Kopfe.

Und Sie wissen, was Sie für meinen Bruder gethan haben?

Wieder bejahte Normann.

Und Sie wissen — bitte, sagen Sie wieder Ja — Sie wissen, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe, daß ich Sie immer lieben werde?

Antoinette!

Nein, Normann — widersprechen Sie nicht — stille — Sie sollen es wissen, es ist mir Bedürfniß, es Ihnen zu sagen. Ich kann Sie nicht gehen lassen, ohne es Ihnen gesagt zu haben. — Doch sage ich es ohne Absicht, weiß Gott, ohne alle eigennützige Absicht. Sie haben mir ja genug erzählt, ich konnte in Ihr Herz sehen. Ich bedarf auch keines Trostes; es ist mein Glück, daß ich Sie liebe, und es wird meine Stärke sein, so lange ich athme. Es ist ein gnädiges Schicksal, das ein junges Mädchen mit einem Manne wie Sie zusammenführt, trotz Allem, was darauf folgen mag — es kann Einsamkeit sein, aber nicht Unglück, nicht Verödung. Sie haben sich auch keine Vorwürfe zu machen; Sie lassen kein zerrissenes Herz zurück, sondern ein gestärktes, reiches, überreiches — o, ein so reiches, daß es vor jeder Verarmung geschützt ist, und Sie haben sich nicht mit List und kleinen Mitteln eingeschlichen — es mußte ...

Ihre Stimme brach plötzlich zusammen, obwohl ihn ihr Auge

ruhig und klar anblickte. Sie schien ihm in diesem Augenblicke so groß und stark, daß er sich vor ihr beugte und ihre Hand mit Küssen bedeckte. Sie sah ernst und traurig auf ihn nieder, streckte die Hand aus, um sie auf seine Locken zu legen, ließ sie aber ruhig wieder niedergleiten.

Leben Sie wohl! sagte sie leise, gehen Sie — Normann.

Er erhob sich und ging zurückgewandten Gesichtes der Thür zu.

Noch etwas! rief Antoinette und eilte einem Kasten zu, aus dem sie ein kleines Paket zog. — Hier, sagte sie, nehmen Sie Das mit; es ist längst vorbereitet. Es sind Spitzen meiner eigenen Arbeit, für Ihre künftige Frau. — So — danke, und sagen Sie ihr, von Wem sie kommen. Jetzt einen Kuß — Adieu!

XV.

Die provenzalischen Küsten sind schon am Ende März in den blühendsten Frühling getaucht. Nichts Schöneres, als an einem Abend solchen Frühlings längs diesen Küsten, längs den hyerischen Inseln auf den Dampfern dahinzufahren. Die provenzalischen Berge, der hügelige und vielfach gewundene Strand mit seinen vielen Buchten, seinen kleinen Vesten und alten Städten und Städtchen, die bei Tageslicht etwas dürr und verbrannt aussehen, kleiden sich des Abends in ein weiches, sammtenes Blau, das sie bei Mondschein auch in später Nacht nicht ablegen. Auch das ruhevolle Meer ist tiefblau und spiegelt die Sterne wieder, die in der klaren Luft größer und der Erde näher scheinen. Der westliche Himmel schimmert wie ein blasser Smaragd in grünlicher Weiße, während der östliche dunkel und ruhevoll niederblickt. Zahlreiche Leuchtthürme drehen ihre beweglichen Lichter oder halten sie ruhig, wie eine Fackel von vorspringenden Felsen, weit ins Meer hinein. Selbst das ferne Licht vom genuesischen

Kap, der nördlichsten Spitze Cirocca's, ist sichtbar, und hohe Pinien, die sich auf einzeln stehenden Hügeln erheben und sich mit ihrer Silhouette genau kenntlich am Himmel abzeichnen, tragen das Ihrige bei, um dem Schiffer den rechten Weg zu zeigen. Alles will uns sicher und behaglich geleiten über die lächelnden Abgründe des Meeres. Der Matrose, der an den Tauen beschäftigt ist, singt in der Sprache der Troubadours das Lied von dem armen Pascal, der auf hoher See von so gewaltigem Heimweh überfallen wird, oder ein Heldenlied von Suffren, dem großen Seemann, oder von dem armen Schiffsjungen von La Ciotat, der sich für seinen Kapitän aufopfern sollte:

Ein Schiff lief von Marseille aus,
Lief aus nach Malaga . . .
Joun, Laliretto!
Lief aus nach Malaga.
Joun, Lalira!

Sechs Monat wars in See,
Da gingen Brod und Wein aus.
Joun! Laliretto!
Da gingen Brod und Wein aus.
Joun! Lalira!

Auf solcher Fahrt vergißt, wer in Geschäften reist, seine Berechnungen, Sorgen und Pläne und glaubt eine Lustreise zu machen; wer in Zorn auszog und wessen Ziel Kampf und Rache sind, fühlt sich versöhnt; der Einsame denkt an die fernen Lieben und beklagt, die Schönheit nicht mit ihnen theilen zu können; den Glücklichen überkommt eine sanfte Wehmuth, wie eine ahnende Vorklage über künftigen Verlust, über die Sterblichkeit alles Glückes. Allen Gesichtern sieht man es an, daß in allen Herzen Feierabend ist, daß Leiden und Freuden Waffenstillstand geschlossen. Man wird mittheilsam, anschließend; man gruppirt sich, man plaudert, und das Schiff fährt leise dahin, als ob es die Schaar der Getäuschten, die es trägt, nicht aus dem Traume wecken wollte. Ein solches Schiff auf solcher Fahrt hat wohl den

ersten Gedanken zu dem Mythos von den glückseligen Inseln gegeben.

Eine solche Stimmung herrschte auf dem „Tancred," dem Boote der königlichen Messagerieen. Auf dem Verdecke ging die Gräfin Thionville am Arme Normanns auf und ab. Neben ihr ging Eugen und trug Shawl und Mantel für den Fall, daß der Abend der Gräfin zu kalt werden sollte. Er war überhaupt voll Aufmerksamkeit für die schöne Frau, die längst wieder zu lachen angefangen hatte und nun über die Aufmerksamkeiten Eugens lachte. Ach, sagte sie lachend, daß ich so jungen Leuten zu gefallen anfange, ist ein schauderhaftes Zeichen, daß ich alt werde!

Die drei Reisenden waren schon seit mehreren Stunden zusammen. Als sie sich im Hafen von Marseille an Bord des Tancred fanden, lachte die Gräfin laut auf, und Normann war froh, sie wieder in ihrer heiteren Stimmung zu finden. Er schloß sich ihr sogleich an und erzählte ihr die Geschichte der zweiten Heirath Marsons, um ihr seine Reise nach Rom zu erklären und sie für Betty so zu stimmen, daß er von dieser jede harte Begegnung oder jedes harte Wort abwandte. Er sah mit Freuden, daß ihm Dieß leicht gelang, denn die Gräfin unterbrach ihn oft mit Ausrufen wie: Das arme Kind! — Das interessante Kind! — Man muß sanft zu Werke gehen! Man muß sie retten!

Jetzt, da sie den schönen Abend auf dem Verdecke genossen, sagte die Gräfin: Ich freue mich doch, die Reise gemacht zu haben, obwohl ich mich schon in Marseille nicht begriff und mir verrückt vorkam, als ich den Fuß an Bord setzte. Ich war wirklich verrückt, und ich muß Sie, lieber Herr Normann, noch um Entschuldigung bitten, daß ich Sie in meinem Hause so ungezogen und kurz empfing. Ihre Nachricht, daß Marson wieder geheirathet, er, mein angetrauter Gemahl, hat mich die ganze Nacht nicht schlafen lassen, und im Fieber habe ich den Beschluß zur Reise gefaßt und bin ich abgereist. So sind wir Weiber! Wenn wir noch so endgültig mit einem Manne abgerechnet und

abgemacht haben, der uns einmal auf irgend eine Weise angehörte, gerathen wir doch in Wuth, wenn wir hören, daß er nun einer Anderen angehöre oder angehören wolle. Da machen wir, ächt weiblich, Rechte geltend, die wir längst aufgegeben. Nun, die Thorheit war bei mir vorübergehend — aber eine Thorheit war's, und ich schäme mich, daß ich vierundzwanzig Stunden lang meine ganze alte Jugend-Leidenschaft in mir wüthen ließ, daß ich ihn wieder nur so sah, wie ich ihn mit meinen unerfahrenen, achtzehnjährigen Augen gesehen. Ich kann es schwer büßen. Sehen Sie, ich kann ohne meine Gesellschaft im Faubourg nicht leben;' erfährt man dort, daß ich ihm nachgereist bin, so schließt sie sich mir für immer, nachdem sie sich mir einmal, wahrhaft großmüthig, mit Hintansetzung aller ihrer Grundsätze und Vorurtheile geöffnet hat. Ich werde sehr klug sein, ich werde mich hüten müssen, mit Marson zusammen zu treffen. Ich werde nur wie ein Schicksal im Hintergrunde stehen, wie eine Art unsichtbarer Donna Elvira, und Ihnen helfen, wenn Sie ihm das unschuldige Opfer entreißen.

Aber wer ist er eigentlich, dieser Tycho Marson, oder vielmehr, wie ist er? Bei den Konflikten, die mich höchst wahrscheinlich erwarten, ist es doch gut, etwas Näheres über seinen Charakter zu wissen.

Ich antworte Ihnen darauf mit einiger Scham, erwiderte die Gräfin. Nicht meiner Jugend-Thorheit schäme ich mich — im Gegentheil — ich glaubte damals einen großen Künstler, einen erhabenen Menschen zu lieben und wollte ihm gern Jugend, Rang und alle Bequemlichkeiten des Lebens opfern — ich schäme mich meines Paroxysmus von gestern und vorgestern. Tycho Marson ist ein gar trauriger Mann — eine Seele, die vielleicht schon als Ruine zur Welt gekommen — eine Versammlung guter und schlechter Eigenschaften, die in diesem Charakter ohne den geringsten Zusammenhang unter einander zerstreut liegen. Sie haben ihn ja gesehen. Er sieht aus wie ein Palast, den ein herrlicher Mensch bewohnen soll. Das ist's, was an ihm täuscht,

was mich getäuscht hat. Entweder dieser herrliche Mensch ist gar nicht eingezogen, oder er ist in der schönen Wohnung frühzeitig zu Grunde gegangen, was so oft vorkommt. Dennoch glaube ich, daß Ersteres der Fall war. Marson hatte frühe Erfolge bei den Frauen und in der Kunstwelt. Die Frauen waren sein Capua, und es fehlte ihm bald die Kraft, die Siege in der Kunstwelt zu verfolgen. Die mangelnde Kraft und Vollendung als Künstler suchte er durch Uebertreibung, durch eine künstliche Gewaltsamkeit zu ersetzen, und er schuf manchmal Fratzen, Gespenster, Wildnisse, die man für Auswüchse gewaltiger Phantasie nahm und welche nichts waren, als Produkte des Ueberreizes. Er selbst fühlte Das sehr wohl, und früh müde und früh unzufrieden mit sich, suchte er vor Allem starke Aufregungen des Momentes, die ihn für kurze Zeit überzeugten, daß noch Leben in ihm war, und kleine Erfolge als Mann wie als Künstler, die ihm Illusion machten. Um sich Aufregungen zu verschaffen, ist er ein Jäger, ein Spieler, ein falscher Don Juan geworden, ja, selbst ein kühler, weit hinaus berechnender Intrigant. Monate lang verfolgt er den Weg, auf dem er zu einem leidenschaftlichen Augenblicke, zu einem Siege über ein argloses oder auch vorsichtiges Herz gelangt. Ein kleiner Beigeschmack von Verbrechen ist ihm eben recht, doch ist ihm die Energie zu einem ausgesprochenen, großen Verbrechen längst abhanden gekommen — eben so zu einem ausdauernden Kampfe. Wenn Sie einen solchen mit ihm erwarten, so täuschen Sie sich. Jeder Hieb, den Sie nach ihm führen werden, wird in die Luft gehen, wird wirkungslos ausfallen, weil er keinen Widerstand findet. Nun, wir werden ja sehen. Das Eine prophezeie ich Ihnen, daß Ihre Betty schon eine Rivalin hat, daß er bereits auf der Jagd nach einer neuen Aufregung begriffen ist.

Normann erfüllte diese Charakter-Schilderung mit Entsetzen. — Wie unglücklich, seufzte er, muß die arme Betty sein!

Ich glaube nicht, sagte die Gräfin beruhigend; zwar ich kenne sie aus Ihrer Erzählung nicht genug, um zu beurtheilen,

in wie fern die falsche Stellung in der Welt, in die sie durch eine falsche Heirath ....

O! rief Normann, was die Leute sagen, ist ihr vollkommen gleichgültig.

Dann fürchte ich nicht viel für sie — Ihre Betty hat Marson noch weniger geliebt als ich — sie war nur mehr getäuscht, weil sie, die Künstlerin, einen großen Künstler in ihm zu sehen glaubte. Ein Mann kann uns betrügen, mißhandeln, verlassen, wir sind unglücklich und lieben ihn, so lange er ein Mann ist. Eine Täuschung unserer Seele, unseres Ideals vergeben wir Weiber nicht, wenn wir ächte Weiber sind, und wenn wir einen Mann geliebt haben, der am Ende kein Mann ist, den hassen wir nicht einmal — wir werden gleichgültig. Gleichgültigkeit ist freilich auch ein Unglück, aber wenn man etwas Anderes hat, was uns erfüllt, kommt man darüber hinaus. Betty hat ihre Kunst. — Ich, fügte die Gräfin mit lautem Lachen hinzu, ich habe die Welt, die Soireen — ich bin eine Löwin und eine schöne Frau. So schlägt man sich durch.

Ein edles Gemüth, das sich manchmal über sich selbst lustig machte und hinter Leichtsinn versteckte, um bescheiden seine Schätze zu verbergen; ein ernster Charakter, der die Livree des Ernstes verschmähte und sich lieber in die heiteren Farben der Sorglosigkeit kleidete; reiche Erfahrungen und, in deren Folge, ein schneller Ueberblick und ein abgerundetes Urtheil — Das waren die Eigenschaften, welche die Gräfin dem jungen Manne bald lieb und werth machten. Als gute Freunde fuhren die drei Reisenden in derselben Kutsche von Civita Vecchia aus, der ewigen, unergründlichen, vom Schicksal vor allen anderen auserwählten Stadt zu — jenem Rom entgegen, das durch Jahrtausende der Kampfplatz des Schwertes und des Gedankens ist, und das nur Ruhe athmet in alle Seelen. Eugen jubelte und hatte in seiner Begeisterung Muth genug gewonnen, um der Gräfin Thionville die Hand zu küssen; sie freute sich über seine Freude und ließ ihn gewähren. Normann pochte das Herz; er

wußte nicht, ob deßhalb, weil er Rom oder weil er Betty sehen sollte. Es war wohl dieses Wiedersehens wegen, denn als sie schon durch die langen alten Straßen fuhren, an berühmten Kirchen und Ruinen vorbei, über historische Plätze hin, hatte er kein Auge für diese Merkwürdigkeiten, wohl aber für jede vorübergehende Dame, da er unter jedem Hute das altbefreundete Gesicht zu entdecken hoffte.

Kaum im Hotel Meloni abgestiegen, ließ er sich ins Café Greco führen, wo sich die deutschen Künstler versammeln, um das Atelier Marsons zu erfragen. Aber von einem Atelier Marsons wußte man nichts. Marson, sagte ein junger, langhaariger Deutscher, der rauchend da saß, hat kein Atelier, wohl aber Madame Marson, seine Frau — ich will Sie, wenn Sie wollen, dahinführen.

Normann nahm mit Dank an. Auf dem Wege glaubte der gefällige Deutsche dem neu angekommenen Landsmanne Manches erklären und ihn auf Dieß und Jenes aufmerksam machen zu müssen. Aber Normann hörte kaum mit halbem Ohr; er horchte erst, als der Deutsche sagte: Wenn Sie Frau Marson noch nicht kennen, steht Ihnen eine sehr interessante Bekanntschaft bevor. Das ist eine prächtige Frau, ein merkwürdiger Charakter! Was Arbeit und Studiren betrifft, da könnten wir Alle sie zum Muster nehmen. Sie kennt keine andere Freude, als welche die Kunst gewährt — aber welche Fortschritte hat sie auch in kurzer Zeit gemacht! Wenn Sie schöne Landschaften kaufen wollen, gehen Sie da an die rechte Quelle — ich bin übrigens auch Landschafter. Freilich ist sie auch sehr protegirt, wird sie sehr aufgemuntert — nicht von einzelnen Kennern oder Liebhabern, sondern von der ganzen öffentlichen Meinung, und Das kommt daher, daß sie sich in einer sehr sonderbaren Stellung mit so viel Würde und Anstand zu behaupten weiß. Sie ist eben ein starker, männlicher Charakter, der Jedem imponirt.

Bei diesen Worten sah Normann den Redner erstaunt an; er wollte um nähere Erklärungen bitten, als dieser sagte: Wir

sind in der Via Felice — in diesem Hause wohnt sie — steigen Sie nur die Treppe hinauf, sie führt gerade an die Thür ihres Ateliers.

Normann drückte dem Landsmanne dankbar die Hand und sprang die Treppe hinan; aber er hatte nicht den Muth, an die Thür zu klopfen, er wollte sich erst fassen und zu Athem kommen; er sagte sich, daß er sich auf dieses Wiedersehen nicht genug vorbereitet hatte. Mechanisch ergriff er die Klinke und drückte, ohne es zu wollen; die Thür ging langsam auf, und er sah Betty in einem weiten, grauen Atelierkleide, das sie faltig umfloß und von einer weißen Schnur um den Gürtel zusammengehalten war, vor der Staffelei sitzen und mit einem Gesichte voll ruhiger Aufmerksamkeit ihre Arbeit betrachten. Er that einen Schritt weiter. Das kleine Geräusch weckte sie, daß sie sich der Thür zuwandte. Einen Augenblick nur war sie überrascht, dann flog ein Lächeln über ihr Gesicht; sie ließ Pinsel und Palette fallen und streckte Normann, der ihr entgegen flog, beide Hände entgegen.

Sind Sie endlich da — lieber, lieber Normann! sagte sie — endlich — ich habe Sie alle diese Tage erwartet.

Erwartet? fragte Normann erstaunt — wie konnten Sie wissen ..?

Freilich, erwartet; darum sehen Sie mich auch so wenig überrascht. Die ganze letzte Zeit, so oft die Thür ging, glaubte ich, daß Sie eintreten würden.

Aber ich wußte es selber nicht, daß ich so bald nach Rom kommen würde.

Ich aber wußte, erwiderte Betty, indem sie ihm herzlich die Hände drückte und ihm voll Wärme ins Auge sah, daß der Freund herbeieilen würde, sobald er mich in unglücklicher Lage glaubte.

Und Das sagen Sie so ruhig? und mit diesem Lächeln?

Ich will Sie nur gleich beruhigen, lieber Normann, sagte sie und zog ihn zu einem Divan, auf den sie ihn, seine beiden Hände haltend, niedersetzte, ich bin eben nicht unglücklich. Ich

habe gedacht, daß Sie in Paris und im Laufe der Monate allerlei hören, daß Sie sich von meiner Existenz ein Schreckbild zusammensetzen und daß Sie dann herbeieilen würden, um der alten Freundin beizustehen. Nicht wahr, ich habe mich nicht geirrt? Die Sache verhält sich so?

Beinahe ...

Aber Sie, lieber Freund, Sie haben sich geirrt, denn ich bin nicht unglücklich, ich wiederhole es, um Ihrem lieben Freundesherzen gleich im ersten Augenblick alle Sorge zu benehmen. Ich habe mir es vorgenommen, Ihnen Das gleich bei Ihrem Eintritt zu sagen. Ich kann Ihnen noch mehr sagen auf die Gefahr hin, Ihnen etwas leichtsinnig zu erscheinen — ich bin beinahe glücklich, vielleicht ganz so glücklich, als ich es überhaupt sein kann — ich glaube sehr oft, das ganze Glück zu besitzen, dessen ich fähig bin. — Sie lächeln halb ungläubig. Sie haben Unrecht. Sehen Sie sich hier um. Sie sehen eine Werkstatt, in der geschaffen und gearbeitet wird, und zwar mit Liebe. Sie erkennen vielleicht auch Das. Glauben Sie, lieber Freund, so sieht die Wohnung des Unglücks nicht aus.

Normanns Blick folgte nur einen Moment lang ihrer Hand, die, sich im Halbkreise bewegend, auf das Atelier deutete; dann blieb er erstaunt und gerührt auf ihrem Gesichte ruhen. Es war ruhig und klar, aber auch älter geworden, obwohl nicht gealtert. Sein Ausdruck gehörte nicht mehr, wie ehemals, ganz dem Gefühle des Augenblicks an; es erzählte schon die Geschichte einer Vergangenheit, aber es erzählte auf friedliche und milde Weise. Wie ihre Stimme war die ganze Stimmung der Züge etwas tiefer geworden. Der Widerspruch, der so zwischen Ausdruck und Jugendlichkeit der Formen entstand, erhöhte nur den Ernst der Erscheinung, der erschreckt oder Mitleid eingeflößt haben würde, wenn ihn nicht eine lächelnde Milde gesänftigt hätte. Wie sie in dem großen, faltigen Gewande vor ihm saß und sich ruhig betrachten ließ, machte sie ihm den Eindruck einer Priesterin, eines Wesens, das sich stark durch eine höhere Macht

und über alle Wechselfälle des gewöhnlichen Lebens erhoben fühlt. Er war gewohnt, rathend, beruhigend neben ihrer aufbrausenden Jugend einherzugehen, und nun war ihm zu Muthe, als wäre er ein auf einem Kahne Dahinschwankender, ohne Ziel und Ballast, während ihr Schiff im Hafen vor Anker lag. Er erkannte sie nicht mehr und schüttelte vor dieser Erscheinung ungläubig den Kopf.

Sie scheinen noch nicht recht zu glauben, sagte Betty lächelnd, daß ich meine Schule durchgemacht habe. Wenn Sie Rom kennen werden mit seiner ewigen Geschichte und mit dem ewig Schönen, das es besitzt, vor dem man sich mit seinen kleinen Leiden und Freuden schämt und doch so groß und so unvergänglich fühlt — und wenn ich erzählen werde, wie ich von Enttäuschung zu Enttäuschung floh, bis ich auf diesem rechten Wege zu mir selbst gelangte, dann werden Sie mir glauben.

Nun erzählte sie ihm in kurzen Worten ihre Geschichte der letzten Monate, aus der ihm das Bild Marsons, obwohl sie ihn so wenig als möglich nannte, so entgegentrat, wie es ihm die Gräfin Thionville gemalt hatte.

Wo ist Marson? fragte Normann mit einigem Ingrimm, nachdem er ihre Erzählung angehört hatte.

Vor drei Tagen ist er abgereist — er ist nach Sizilien gegangen und geht vielleicht noch weiter.

Er hat Sie verlassen?

Seien Sie ruhig; er ist mit meinem vollen Urlaub gegangen. Schon in Vevey verliebte sich eine meiner Schülerinnen, eine siebenzehnjährige Engländerin, in ihn und ist uns hierher gefolgt. Das arme Kind konnte nicht von ihm lassen; Tage lang saß sie hier in diesem Atelier und klagte mir ihr Unglück. Es ist ein armes Kind, diese Miß Eveline; sie ist brustkrank und eilt ihrem Tode entgegen. Mit der ganzen Leidenschaft und Phantasie solcher Kranken gab sie sich ihrer Liebe hin, und Marson konnte der Liebe eines Mädchens, das ihm nächstens der Tod entreißen sollte, nicht widerstehen. Ihre Liebe ist ihr letztes Glück, das letzte Aufflackern ihres Lebens. Die Aerzte

schickten sie weiter nach Süden; sie konnte sich von Marson nicht trennen — da zog er mit. Sie wird sterben, bevor ihr die Augen aufgehen. —

Ich bin hier nicht allein, ich bin in Damengesellschaft angekommen, sagte Normann nach einigem Nachdenken, als er sich an sein der Gräfin gegebenes Versprechen erinnerte, Betty auf ihre Ankunft und ihren Besuch vorzubereiten.

In Damengesellschaft? fragte Betty erstaunt.

Die Gräfin Thionville hat die Reise mit mir gemacht und wünscht, Sie zu besuchen.

Wer ist die Gräfin Thionville? fragte Betty.

Normann sah mit Schrecken, daß sie nicht, wie sie glaubte, das ganze Leben Marsons kannte. Betty sah seine Verlegenheit und sagte: Sind Sie noch immer zweifelhaft? Wahrscheinlich eine ehemalige Liebe Marsons?

Mehr als Das!

Mehr? — Was es immer sei — ich erschrecke vor nichts. Zwischen mir und Marson ist die Rechnung geschlossen.

Gräfin Thionville, sagte Normann ruhiger, doch etwas zögernd — Gräfin Thionville ist ihm sehr nahe verbunden — sie ist — seit zehn Jahren — seine Frau.

Seine Frau! Sein angetrautes Weib! — rief Betty und sprang vom Divan auf und ging mit großen Schritten im Atelier auf und ab. — O, der Niederträchtigkeit! rief sie abermals und stampfte mit dem Fuße.

Also bist du doch nicht so ganz ruhig, armes Geschöpf! — dachte Normann und näherte sich ihr, um ihr zuzusprechen. Aber schon hatte sie sich gefaßt, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte: Wie ein Wort erschrecken kann, und man weiß nicht, warum! Er ist verheirathet. Nun? was dann? — Dann ist auch das letzte äußere Band zwischen uns zerrissen — dann bin ich sein Weib nicht mehr! Von heute an heiße ich wieder Betty Hagener, habe ich wieder den lieben alten Namen meines Vaters. Das ist ja herrlich!

Sie setzte sich wieder zu Normann und begann vom Vater und von Louise zu sprechen. — Wie werde ich den lieben Alten überraschen, wenn ich Einiges meiner letzten Arbeiten mit heimbringe! Er wird große Augen machen, denn seine Schülerin hat viel gelernt. Sie sollen morgen meine neuen Bilder sehen, lieber Freund — sie werden Ihnen gefallen. Ich weiß, was Ihnen gefällt — heute ist es leider schon zu dunkel, auch wollen wir lieber plaudern, von Denen zu Hause. Sie wissen, der arme Papa kann kaum mehr arbeiten. Nun, er hat eine Tochter, die ihn ernähren wird — ich werde malen, er wird mir zusehen und sein Alter so glücklich sein. Und Louise! O, die gute, reine Louise, dieses liebevollste Herz!

Mit einiger Wehmuth erging sich nun das Gespräch in der Vergangenheit und bei den fernen Lieben; Stunde auf Stunde entfloh, bis es spät Nacht war und Betty ihren Freund verabschiedete, um ihn nächsten Tages so früh als möglich wieder zu sehen.

Mit einem eigenthümlich gemischten Gefühle verließ er das Haus und schritt in die liebliche, laue Frühlingsnacht hinaus. Er war glücklich, Betty so hoch über ihrer Lage stehen zu sehen, aber dieses starke, in sich beruhigte, fast erhabene Weib war ihm fremd; es hatte mit dem aufbrausenden, veränderlichen, jugendsprühenden Wesen, das er so schmerzlich geliebt und verloren, nichts gemein. Jene Betty war aus der Welt verschwunden, und wie er aus der Via Felice der Promenade des Monte Pincio entgegenschritt, fühlte er in seinem Herzen neben den widersprechendsten Gefühlen eine Leere, die durch die Erinnerung an die kräftige Frau, an die herrliche Künstlerin, die er heute kennen gelernt, nicht ganz ausgefüllt werden konnte. Er setzte sich unter einen Baum auf eine Bank, und über die ewige Stadt und den leichten Schleier, der sie bedeckte, hinsehend und auf die Nachtigallen lauschend, die bereits in den Büschen zu singen anfingen, suchte er sich zu fassen und klar zu werden. Plötzlich fuhr er mit der Hand nach der Brusttasche und zog das Porträt Louisens

hervor, das Betty aus dem Gedächtniß gemalt und ihm, auf sein Bitten, so eben mitgegeben hatte. Beim Scheine des Mondes strengte er sich an, die lieben Züge zu erkennen, und eben das Zwielicht trug dazu bei, daß er sie leibhaftig und sprechend vor sich zu sehen glaubte. Er sprang von der Bank auf und ging leichten Schrittes weiter — sein ganzes Wesen schien ihm plötzlich leichter geworden; es war ihm, als wäre eine unsichtbare Last von ihm genommen. Sonderbarer Weise kamen ihm in diesem Augenblicke die Verse ins Gedächtniß, die ihn in jeder Leidenszeit, da er in seiner Hofmeisterstube und später in der Dachstube der Universitätsstadt saß, immer verfolgten, die ihm wie ein Räthsel waren und welche er nie weiter zu führen vermochte. Jetzt lag das Gedicht, als hätte es sich von selber weiter gesponnen, oder als hätte er die Lösung des Räthsels gefunden, fertig in seinem Geiste. Und seiner Wohnung von der Promenade des Monte Pincio zuwandernd, murmelte er vor sich hin:

Bist du nie nach langem Leiden
Einsam durch die Nacht gegangen?
Wie vor einem Scheiden, Meiden
Fühltest du dein Herz befangen.

Freundlich lächeln dir die Sterne,
Freundlich, aber wie durch Thränen,
In Vergangenheit und Ferne
Lockt dich ein verhülltes Sehnen.

Träumend regt sich's in den Nestern,
Friedlich flüstert's in dem Hage,
Nicht mehr traurig so wie gestern
Klingt der Nachtigallen Klage.

Was da lispelt, was da tönet,
Was da lugt aus Nacht und Lichte —
Alles, Alles spricht versöhnet,
Blickt mit milderem Gesichte.

Und du suchst dich zu erinnern:
Wie so plötzlich kam der Frieden?
Und du fühlst, daß dir im Innern
Eben ist ein Schmerz verschieden.

Von den Augen fällt ein Schleier —
Neues Glück, willst du erscheinen?
Dennoch bei der Todtenfeier
Selbst des Schmerzes mußt du weinen.

Es war ihm, als er ins Hotel zurückkam, als lägen seine Lebenswege klar vor ihm bis ans letzte Ende, und als wüßte er für alle Zukunft, was er zu thun habe.

Am nächsten Morgen führte er Eugen und die Gräfin Thionville in die Via Felice. Die Gräfin konnte es nicht erwarten, Betty's Bekanntschaft zu machen, eilte allein die Treppe hinauf und stürzte ins Atelier mit der Geberde einer Person, die eine andere umarmen will. Aber sie blieb plötzlich stehen und ließ die Arme sinken; ihr lachendes Gesicht nahm einen ernsteren, beinahe ehrfurchtsvollen Ausdruck an, und ohne es vielleicht zu wollen, verneigte sie sich auf beinahe zeremoniöse Weise. Die Frau, die mit Palette und Malerstock vor ihr stand, war so verschieden von der Betty, die sie erwartet und die ihr Normann geschildert hatte! Die Gräfin war wie eingeschüchtert. Erst als Betty über ihre tiefe Verneigung lächelte und ihr die Hand reichte, kam der Gräfin wieder ihr Lachen ins Gesicht, und eben als Normann mit Eugen eintrat, schlug sie ein und rief: Soyons amis, Cinna!

Die Heiterkeit der Gräfin erfüllte bald das ganze Atelier und wirkte ansteckend auf die übrige Gesellschaft. Wer sie da gesehen hätte, wie sie den halben Tag mit lebhaftem, meist heiterem Gespräch, ohne Zurückhaltung gegen einander, in vollkommenster Ungezwungenheit verbrachten, hätte nie errathen, welche Verhältnisse sie zusammengeführt. Betty mußte ihre Bilder zeigen, und Normann war in der That erstaunt über die Fortschritte Betty's, oder vielmehr über ihre große Entwicklung. Die weibliche Sinnigkeit, die sie stets ausgezeichnet, war noch immer

da, aber es war auch eine gewisse Klarheit und Größe hinzugekommen, wie man sie von weiblicher Kraft selten erwartet. Man erkannte, daß man hier die Werke eines Künstlers vor sich hatte, der die Natur nicht elementarisch überwältigend auf sich wirken läßt, sondern der sie, nachdem er sie empfunden, selber mit dem Gedanken bewältigt, und der aus der elementarischen Wirklichkeit das Ideal hervorzaubert. Die wildeste Natur mit Wellen, Felsen, überwuchernder Vegetation ordnete und formte sich zu einem harmonischen Ganzen, wie die Tonwellen eines gewaltigen Orchesters zu einer Symphonie. Normann geschah es, daß er wirklich über den Werken ihre Schöpferin vergaß, während Eugen im Gegentheil oft den Blick von der Leinwand auf Betty lenkte, um die Künstlerin anzustaunen. Die Gräfin war entzückt. Sie erklärte jede neue Leinwand als ihr Eigenthum. „Abgekauft! Abgemacht!" rief sie, schlug in die Hand Betty's und umarmte sie.

Ich begreife, flüsterte sie Normann ins Ohr, daß man sich über den Verlust Marsons und über vieles Andere tröstet, wenn man Das vermag! Trösten Sie sich auch, lieber Normann, denn Die wird nie unglücklich sein.

Normann hatte dieselbe Empfindung, und sie trug nicht wenig dazu bei, ihm seine ganze Ruhe wieder zu geben und jede Besorgniß um Betty gänzlich zu zerstreuen.

Beinahe der ganze Tag verging im Atelier, wo Betty ihre Gäste bewirthete, und man dachte nicht daran, daß man in Rom war und daß man so viel des Schönen zu sehen, so viel zu lernen hatte. Erst am folgenden Tage machte man sich unter Anführung Betty's auf die Wanderung, und man hatte an ihr einen trefflichen Cicerone. Die Gräfin nannte sie ihre Korinna, obwohl sie mit weniger Pathos und mehr Klarheit die Schönheiten und Kunstwerke Roms erklärte, als die Heldin der Frau von Staël. Normann ging wie ihr Schüler neben ihr einher, und Eugen hatte alle seine Aufmerksamkeit von der Gräfin ab- und auf sie übergeleitet. Nach dem Besuche der Museen, Kirchen, Ruinen, Villen kehrte man oft in den Garten irgend einer malerisch

gelegenen Lokanda ein und erholte sich bei einem frugalen italienischen Mahle, bei einer Flasche Orvieto und bei heiteren Gesprächen. Die Gräfin fühlte sich so wohl bei diesem Leben in dieser Gesellschaft, daß sie ihre Rückreise nach Paris, die sie aus Rücksicht für das Faubourg so bald als möglich antreten wollte, von Tag zu Tage aufschob. Normann hielt es für seine Pflicht, Eugen die ewige Stadt so viel thunlich ergründen zu lassen. So vergingen mehrere Wochen eines glücklichen Zusammenlebens, des Genusses und der Belehrung. Was Normann allein betrifft, so lernte er in dieser Zeit, an der Seite Betty's als ein glücklicher, ruhiger Freund einherzugehen, in die Vergangenheit, wie in eine durchgemachte Schule des Herzens, und mit sicheren Hoffnungen in die Zukunft zu sehen. Jeder Zwiespalt hatte sich in ihm ausgeglichen, jeder Zweifel war verschwunden; er wußte, wo sich all sein Fühlen ausschließlich hinwandte.

Die Freunde daheim hatte man indessen durch Briefe belehrt, aufgeklärt und beruhigt und die Rückkehr auf nahe Zeit angekündigt.

So fuhr die ganze Gesellschaft an einem lachenden Frühlingsmorgen in einem bequemen Reisewagen durch die Porta del Popolo dem Norden zu. In Florenz trennte sich die Gräfin unter Thränen von den Freunden und versicherte unter Lachen, daß man ihrer durch diesen Abschied nicht los werde, und daß sie ihnen noch oft über den Weg zu laufen gedenke, und daß sie die beiden alten Väter zu Hause und die beiden Schwestern, die holde Catherine und die unvergleichliche Louise, nothwendig kennen lernen müsse.

XVI.

Die beiden Väter mit ihren Töchtern saßen auf der Terrasse vor dem Schlosse. Graf Galton und der alte Hagener rauchten aus ihren langen Pfeifen und schickten dicke Dampfwolken in den

ruhigen Frühlingsabend hinein. Catherine war an der Theemaschine beschäftigt; Louise saß müßig in einem Schaukelstuhl, hatte die Hände in den Schooß gelegt und blickte vor sich hin. Es war ganz still im Schlosse. Seit acht Tagen hatte man sich jeden Besuch verbeten, um beim Empfang der Reisenden, die man von Tag zu Tag erwartete, nicht gestört zu sein. Seit acht Tagen war auch schon Hagener und seine Tochter im Schlosse, damit die drei Reisenden zugleich empfangen werden könnten und keine der beiden Familien durch die Schuld der anderen sein Liebes länger als unbedingt nothwendig erwarten müsse.

Sie sind vielleicht doch nach der Stadt gefahren, sagte mit einem Male der Graf.

Das habe ich eben gedacht, versicherte der alte Hagener.

Das ist nicht möglich, sagte Louise — ich habe es ihnen nach Mailand, nach Innsbruck und nach München geschrieben, daß wir sie hier erwarten und daß sie von der Gränze aus ihren Weg über Land gerade aus hierher nehmen sollen.

Louise denkt an Alles, lächelte Catherine, da braucht man nicht besorgt zu sein.

Ich bin überzeugt, nahm der Graf wieder das Wort, daß nur Normann an der Verzögerung schuld ist. Solche Menschen der Pflicht können sehr grausam sein. Er hält es nun für seine Pflicht, Eugen auf dem Wege noch so viel als möglich sehen zu lassen, und machte sich den Teufel daraus, daß die armen Väter indessen daheim warten und harren.

Und die armen Schwestern nicht? rief Catherine.

Louise stand plötzlich auf und ging in den Salon. Catherine schüttelte den Kopf und folgte ihr.

Armes Kind! sagte sie, du bist sehr aufgeregt. Sei aufrichtig. Wem gilt vor Allem deine Aufregung? Betty oder Normann?

Ich weiß es nicht.

Ich weiß es, versicherte Catherine, ihm, ihm vor Allem.

Ich glaube es auch, seufzte Louise — aber ist Das nicht

schändlich von mir? Nach solchen Schicksalen kehrt die arme Schwester heim, vielleicht unglücklich im innersten Herzen, und ich denke vor Allem nur an ihn und nicht nur an seine Rückkehr; ich denke und plage mich mit dem Gedanken, daß er nun wieder so lange in ihrer Nähe gelebt, mit ihr gereist ist — kann da seine alte Liebe ... Ist es nicht schrecklich, die eigene liebe, theure Schwester zu fürchten?

Catherine zuckte mitleidsvoll die Achseln. Sie wußte nicht, was zu antworten, und kehrte auf die Terrasse zurück. Louise folgte ihr und setzte sich wieder in den Schaukelstuhl. Die vier Personen, die da zusammen saßen, waren nur des Gedankens an die Heimkehrenden fähig, aber da sie diesen Gedanken nun schon seit acht Tagen immer und immer wieder ausgesprochen, war es beinahe wie ein Gefühl von Scham, das sie verhinderte, mit Worten auf dieses Thema zurückzukommen. So reichte Katherine schweigend den Thee hin und schlürften ihn die Anderen eben so schweigend. Da hörten sie das Rollen eines Wagens. Sie horchten und erhoben die Köpfe und waren bereit, von den Sitzen aufzuschnellen. Aber der Wagen blieb in einiger Entfernung am Ende des Städtchens, außerhalb ihres Gesichtskreises, stehen. Sie ließen sich wieder auf ihre Sitze zurückfallen.

Dummes Zeug! murmelte der Graf, es ist wohl der Wagen des Intendanten.

Dummes Zeug! wiederholte der alte Hagener.

Nun aber geht mir die Geduld aus! rief Catherine. — Louise schwieg.

Sie wollen uns offenbar überraschen, sagte wieder der Graf, ich kann Ueberraschungen nicht leiden.

In diesem Augenblicke flog die Saalthüre auf, und Eugen lag an seinem Halse, und an der Brust des alten Hagener lag Betty schluchzend.

Mein Kind, mein verlorener Sohn! rief Hagener und schlang die Arme um ihren Hals, während sich auch Louise auf sie warf und ihren Kopf, der auf der Brust des Vaters lag,

mit Küssen überdeckte. — Catherine umschlang Vater und Bruder zugleich.

Normann stand indessen mit dem Hute in der Hand in der Thür und blickte auf Louise nieder. Mit Einem Male wandte sich ihr Gesicht ihm entgegen. „Und er steht so allein!“ sagte sie mit dem Ausdruck innigster Rührung, ohne zu wissen, daß sie ihren Gedanken Worte gegeben. Rasch erhob sie sich und ergriff seine Hand, er aber riß sie an sein Herz und zog sie einen Schritt zurück in die Dämmerung des Salons. Meine Louise! meine geliebte Louise! rief er, indem er sie wiederholt umarmte und auf die Stirn küßte. Dann standen sie Hand in Hand da und blickten einander prüfend an. Louise war größer geworden und eine vollendete Jungfrau. Ihre Liebe, die Sorgen um Schwester und Geliebten, die Sehnsucht nach Beiden und die Einsamkeit, in der sie ausschließlich sich und Allem, was ihr Wesen ausmachte, leben konnte, hatten sie in diesen wenigen Monaten der Trennung wunderbar schnell entwickelt. Trotzdem fand Normann ganz dieselbe Louise in ihr wieder, nur daß der kindliche Ausdruck einem höheren, schöneren, bewußteren, weiblichen hatte weichen müssen. Sie machte an ihm ähnliche Entdeckungen. O, um wie viel schöner ist er geworden! Welch ein Mann ist er geworden! rief es in ihr und hätte sie ihm selbst gern laut zugerufen, wenn eine gewisse Unsicherheit ihres Inneren und eine Schüchternheit, die ihr ihm gegenüber sonst unbekannt war, sie nicht zurückgehalten hätte. So standen sie da, Eins ins Andere versenkt, bis sie von der Terrasse her das Rufen nach Normann: Normann! Normann! wo ist der brave Normann? aus ihren glückseligen Träumen und Betrachtungen weckte.

Wie glücklich verging dieser Abend des Wiedersehens! Wie viel wurde gefragt und erzählt und gelacht und oft im innersten Herzen gejubelt! Den alten Hagener konnte man noch bei spätem Mondenscheine, trotz seiner Gicht, nicht bewegen, sich in seine Schlafstube zurückzuziehen, bis Graf Galton das Zeichen zum Aufbruche gab und mit seinen Kindern in sein Zimmer ging.

Betty brachte ihren Vater zu Bette. Normann faßte den Arm Louisens, die draußen geblieben war, um die Pflege des Vaters heute ganz ihrer Schwester zu überlassen, und führte sie in den Garten. Er hatte sich vorgenommen, ihr gleich beim ersten Wiedersehen Vorwürfe über ihr hartnäckiges Schweigen zu machen, aber seitdem er ihr wieder ins Auge blickte, schien ihm Alles, was sie that, so wohl gethan, daß er es aufgab und sich nun freute, gewissermaßen eine Probe, die sie ihm auferlegt, bestanden zu haben. Wie er jetzt mit ihr durch die altbekannten Gänge des Gartens wandelte, und zwar nur von den alltäglichsten Dingen sprechend, war ihm so sicher, so beruhigt zu Muthe, daß es ihm schwer war, zu glauben, es seien dieselben Gänge, die er nur mit aufgeregtem, zerrissenem Herzen zu durchschreiten gewohnt war. Ein anderes Gefühl war in seinem Herzen und eine andere Geliebte an seinem Arm; anders erschien ihm dieses Mal der Frühling, und anders erschien er sich selber. Als er mit Einem Male in dem dunklen Gange stand, in dem ihn an jenem ersten Abende im Schlosse Betty ihrer Liebe versicherte, in dem Louise dieses Geständniß mit Freudenthränen belauschte, rief er aus: Ist es möglich! Kann ein Mensch von Frühling zu Frühling eine solche Schule durchmachen! einen solchen Weg von einem Traum von Glück zu glücklicher Wirklichkeit!

Das ist kein Wunder, rief Betty, die ihnen gefolgt war und hinter ihnen stand, es ist nur ein Erwachen. Längere Wege, härtere Schulen werden von Frühling zu Frühling durchgemacht.

Die Beiden fühlten, was sie meinte. Sie nahmen sie in ihre Mitte, wie um ihr zu zeigen, daß sie nicht einsam war; sie aber faßte ihre Hände und legte sie in einander und sprach: Ich erkenne sehr wohl diesen Ort. Louise, die Sie, Normann, schon damals liebte, weinte hier vor Freude, daß eine Andere Sie beglücken sollte. Konnte sie inniger lieben? Sie wird Ihnen hier mit ganzer Wahrheit sagen, was ich Ihnen damals nur halb wahr gesagt habe.

So sprechend, eilte sie fort. Hand in Hand blieben die

Liebenden allein; Louisens Hand zitterte, und Normann fühlte, wie sie eine leise Anstrengung machte, sie ihm zu entziehen. Aber er faßte sie fester, und den Arm um ihren Hals schlingend, sagte er: Sie war das Ideal meiner Jugend, du bist die schöne Wirklichkeit meines ganzen Lebens.

* * *

Betty lebt ihrer Kunst und ihrem Vater. Ihr Name ist im Lande berühmt geworden, und sie ist glücklich, weil sie ihre Kunst ausfüllt, weil sie für den alten kranken Vater arbeitet und für die Behaglichkeit seiner alten Tage sorgt, weil sie von der Liebe Derer, die sie liebt, umgeben ist. Auf diesem Boden ihrer Existenz steht sie so fest, daß sie scheint von keinem Sturme mehr erschüttert werden zu können. Der Vater sitzt in seinem Lehnstuhl neben ihr im Atelier und freut sich an ihrer Schöpfungskraft, an der heiteren Ruhe, mit der sie arbeitet, an dem hohen Glücke, mit dem sie vollendet. Den Winter verbringen die beiden Künstler in der Stadt; mit erstem Frühlingsstrahle ziehen sie hinaus zu den Freunden und Kindern, aufs Schloß des Grafen Galton, in dessen nächster Nähe ein hübsches Haus Normann, sein Weib und seine Kinder beherbergt. Dann kommt auch Gräfin Catherine mit ihrem Manne, einem braven, gebildeten Land-Edelmanne, an, und der Kreis der glücklichen Freunde ist geschlossen. Normanns Brodherren sind seine Freunde — nicht weniger sind es ihm seine Kranken. Mit glückseligem Bewußtsein sieht ihn Louise in einem weiten Umkreise so geehrt, wie sie ihn liebt. Sein Hospital ist eine Muster-Anstalt solcher ländlicher Institute geworden, und seitdem ihn sein Buch „Erfahrungen und Beobachtungen eines Land-Arztes“ zu einer Autorität in der wissenschaftlichen Welt gemacht, kommen junge Aerzte aus den verschiedensten Gegenden herbei, um bei ihm eine Schule durchzumachen. Ehrenvolle Rufe, die ihm seitdem von Universitäten und großen Hospitälern zukamen, hat er abgelehnt, um den selbst geschaffenen Wirkungskreis und das Glück des Zusammenseins mit den

Freunden nicht verlassen zu müssen. Seinem Hospitale dankt er es, daß er auch wieder mit verlassenen Freunden in Berührung kam. Virgile, der in seiner Kommune eine ähnliche Anstalt errichten sollte, wandte sich um Rath an ihn, und seitdem besteht zwischen Normann und Louise einer- und Virgile und Antoinette andererseits ein lebhafter Briefwechsel. Virgile ist ein thätiger Arzt geworden, und Antoinette führt ihm die Wirthschaft. „Ich suche ihm," schreibt sie, „so viel als möglich eine Louise zu ersetzen," und Virgile versichert, daß ihr Das beinahe gelungen ist. — Da die Ausdehnung der Eisenbahnen das Reisen zu erleichtern anfing, besprach man endlich eine Zusammenkunft, und Normann mit seinem Weibe, begleitet von Eugen und Betty, machten sich auf die Reise, und im schönen Rolandseck am Rheine kam man mit den französischen Geschwistern zusammen und verbrachte eine glückliche Woche. Ganz glücklich ist man nur mit den Menschen, mit denen man eine Vergangenheit gemein hat. Dort lernte der Schreiber dieser Zeilen seine Helden und ihre Geschichte kennen; ob sie Menschen sind, die Liebe einflößen, möge der Leser aus dem Tone dieser Geschichte schließen. Gräfin Thionville, ärgerlich, daß man sie von dem Stelldichein nicht benachrichtigte, kam, wie sie schon oft gethan und was ihr bei ihrem beständigen Reiseleben der letzten Jahre leicht war, nach Galtonschloß, um persönlich und mit Lachen ihren Aerger auszudrücken. Sie nannte die Freunde, die sie ausgeschlossen, Aristokraten der Liebe und Freundschaft.
